EX-
LIBRIS
AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

c.1

HV1571
u
copy 1

HV1571
U

n dieser Nummer:

Heinz Appenzeller, Wilhelm Fuchs, Dr. Lothar Ring, K. Klebert

unser schaffen

B(5) 6602(2) R

AUS DEM INHALT:

Hoffnungsfroh ins neue Jahr

Gegenwärtige Probleme der Blindenerziehung und -ausbildung

Im Reiche der Nacht

Ein Brief aus Caracas

PREIS S 3.50
DM 0.60
S. fr. 0.60

3. JAHRGANG HEFT 1 JÄNNER 1958

HOFFNUNGSFROH INS NEUE JAHR!

Da haben wir also wieder einmal ein Buch zugeschlagen, ein Buch mit 365 Seiten, „Das Buch unseres Jahres".

Wir haben Bilanz gemacht, Soll und Haben im Ablauf unseres Lebens gegenübergestellt und dabei bemerkt, daß wir im letzten „Geschäftsjahr" gar nicht so schlecht abgeschnitten haben.

Wir, das sind Sie, das bin ich und alle unsere lieben Freunde und Bekannten.

Das sind jene Menschen, von denen wir etwas erwartet haben, oder von denen wir vielleicht erhofften, daß sie uns zu geben bereit oder imstande waren.

Hand aufs Herz, haben Sie in der Silvesternacht 1956/57 nicht gesagt: „Nun, wenn das kommende Jahr nicht schlechter wird als das abgelaufene, dann bin ich ganz zufrieden."?

Sie konnten damals natürlich noch nicht ahnen, was es Ihnen alles an Freude und Glück, aber auch an Schmerz, Sorgen und Verdruß bringen würde. Sie haben sich vorgenommen, zu Ihren Mitmenschen gut und hilfsbereit zu sein; Sie haben sich vorgenommen, nicht zuerst an sich selbst zu denken. Weg sind nun die 365 Seiten unseres Lebensbuches. Weggezogen ist ein Jahr, ein kostbares Jahr unseres, ach so kurzen Lebens. Es hat sich hinzugesellt zu seinen ungezählten Vorgängern, ist in die Ewigkeit hinüber.

Unwiederbringlich für uns verloren sind die Minuten und Stunden, sind die Tage und Wochen, die wir vorüberziehen ließen, ohne sie zu nützen, ohne das zu tun, was wir uns am Beginne des Jahres so fest vorgenommen hatten. Sorgen, Plagen, Schmerz, ja sogar den Verlust lieber Mitmenschen hat uns das Jahr gebracht.

Viele Freuden, schöne Stunden, uns unvergeßliche Erlebnisse stehen auf der anderen Seite unserer Jahresbuchhaltung.

Wenn wir dann in unserer Gewinn- und Verlustrechnung den Saldo ziehen, bleibt uns allen doch noch ein schöner Gewinn.

Wir haben in diesem letzten Jahr als Menschen mehr zueinander gefunden.

Wir haben erkannt, daß wir alle aufeinander angewiesen sind.

Wer kann dies mit mehr Berechtigung sagen als wir Blinde?

Wir brauchen nun einmal die Hilfe unserer sehenden Mitmenschen, um in dieser Welt, die doch für das Sehen und nicht für das Blindsein geschaffen ist, bestehen zu können.

Auch die Blinden haben verschiedene Wünsche ausgesprochen. Unser innigster Wunsch war der, daß man uns als gleichberechtigte, vollwertige Menschen anerkennen und dementsprechend behandeln möge.

Wenn unser Wunsch auch nicht zur Gänze in Erfüllung gegangen ist, so können wir doch sagen, daß sich manches in der Einstellung unserer sehenden Mitmenschen und der öffentlichen Stellen den Blinden gegenüber geändert hat.

„Unser Schaffen", die Monatsschrift für das österreichische Blindenwesen, die nunmehr das dritte Jahr ihres Erscheinens begonnen hat, leistet wertvolle Aufklärungsarbeit und hat viel dazu beigetragen, daß sich in der Auffassung über die Leistungsmöglichkeiten der Blinden manches geändert hat. Immer größer wird der Kreis der Blindenfreunde und der Leser von „Unser Schaffen". Nicht Mitleid wollen wir mit den interessanten Beiträgen in unserem Blatt erwecken, sondern Verständnis für die speziellen Bedürfnisse der Blinden. Die Blindheit, wie schwer das Schicksal für den von ihr Betroffenen auch sein mag, kann überwunden werden.

Es gibt viele Möglichkeiten, dieses harte Los zu mildern und in vielen Fällen kann durch eine Umschulung die Wiedereinstellung des Erblindeten in einem Betrieb vorgenommen werden.

Die materielle Position der Blinden hat sich durch verschiedene sozialrechtliche Maßnahmen gebessert und man kann mit Freude und Stolz sagen, daß die Zeit des blinden Bettlers für immer vorbei ist.

Daneben gibt es verschiedene Einrichtungen, welche sich die Blindenorganisationen selbst geschaffen haben. Zu ihrer Erhaltung sind alljährlich große Summen erforderlich, welche nur durch die Hilfe unserer sehenden Mitmenschen aufgebracht werden können.

Wir denken dabei auch vor allem an unser schönes Erholungsheim „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach, wir denken an unsere Nähstube, welche den Blinden kostenlos Wäsche und Kleider ausbessert und sie damit einer großen Sorge enthebt.

Wir sorgen für den Absatz der von Blinden erzeugten Waren und helfen unseren Schicksalsgefährten in jeder Lebenslage.

Auch wir haben Bilanz gemacht und stellten dabei fest, daß das Jahr 1957 für die Blinden und im besonderen für die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs sehr erfolgreich war.

Seit dem 1. Jänner 1957 gibt es nun in allen Bundesländern ein Blindenbeihilfengesetz, welches den Vollblinden monatlich 450 Schilling und den praktisch Blinden 300 Schilling sichert.

Erstmalig in der Geschichte des österreichischen Blindenwesens haben damit auch die Zivilblinden einen gesetzlichen Anspruch auf Blindengeld.

Es mußte um die Erlangung dieser Blindenzulage ein jahrelanger Kampf geführt werden, aber schließlich gelang es uns doch, die maßgebenden Stellen davon zu überzeugen, daß man einem Menschen, der das Unglück hat, zu erblinden, doch nicht zumuten kann, die Schwere dieses Schicksals mit seinen zusätzlichen materiellen Belastungen ganz allein zu tragen.

Wir haben erklärt und müssen immer wieder sagen, daß, wenn man schon nicht imstande ist, den Blinden das verlorene Sehvermögen zurückzugeben, dann hat die ganze Gemeinschaft die Pflicht, durch geeignete gesetzliche Maßnahmen alles in ihrer Macht stehende zu tun, um jene Menschen, die doch auf so vieles verzichten müssen, in anderer Weise zu entschädigen.

Viele Möglichkeiten gibt es, dieses Ziel zu erreichen und wir werden in „Unser Schaffen" laufend die Probleme der Blinden behandeln.

Je mehr Sehende bereit sein werden, uns in unseren Bemühungen zu unterstützen, um so rascher werden wir das Ziel, die Verbesserung der Lebensbedingungen aller Blinden und die Erlangung ihrer Gleichberechtigung in der menschlichen Gesellschaft, erreichen.

Wir müssen es aussprechen und mag es auch hart erscheinen. Was wir mit Hilfe aller Blindenfreunde durch unsere hartnäckigen Bemühungen erwirken, kann morgen schon jedem Helfer von heute zugute kommen.

Es wird immer wieder Erblindungen geben, sie werden sich trotz größten Fortschrittes auf medizinischem Gebiete nicht verhindern lassen, aber wenn schon, dann soll der von der Blindheit Erfaßte die Sicherheit haben, daß er dennoch ein wertvolles, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein kann und daß diese Gemeinschaft auch bereit ist, die Sorge für ihn zu übernehmen, um sein Leben so erträglich wie möglich zu gestalten.

Die Zeit des blinden Bettlers ist vorüber, die Zeit des leistungsfähigen, gleichberechtigten Blinden ist angebrochen.

Die Tage werden langsam länger, das Licht wächst.

Wird auch die Erkenntnis wachsen, daß es eine moralische Verpflichtung ist, seinem blinden Bruder, für den die Tage nicht länger werden, die helfende Hand zu reichen? Nicht, um ihm ein Almosen zu geben, nein, um ihm deutlich zu sagen, daß er nicht zu verzagen braucht, denn seine sehenden Mitmenschen sind immer bereit, ihr eigenes Glück mit ihm zu teilen.

Und wenn die Tage zunehmen und wieder Hoffnung in die Herzen der Menschen einziehen lassen, dann werden auch die Blinden an dem Verhalten der Sehenden fühlen, daß die Sonne höher gestiegen ist, die Sonne, von der sie wünschen, daß sie auch ihnen scheinen möge.

Die Nächstenliebe wird es vermögen, die Blinden aus der Dunkelheit ins helle Licht der Freude zu geleiten.

Aufgeschlagen liegt vor uns das Buch des neuen Jahres.

Wieder können wir nicht ahnen, was es uns bringen wird.

Wie wird der Saldo sein?

365 Seiten hat es wieder, alle sind noch leer.

Aber wenn wir es am Ende des Jahres neuerlich durchblättern, dann wollen wir uns freuen können, daß unsere Wünsche in Erfüllung gegangen und wir unseren guten Absichten treu geblieben sind.

Helfet, ihr Schwestern! Helfet, ihr Brüder!
Helfet heute, helfet wieder!
Laßt nicht nach, mit Freude zu geben!
Denkt stets: Wie kurz ist unser Leben!

HERBERT GARBE

Gegenwärtige Probleme der Blindenerziehung und -Ausbildung

Streiflichter von der zweiten internationalen Blindenerzieherkonferenz in Oslo vom 2. bis 10. August 1957

REISEBERICHT

Kopenhagen. Unser wohlbekannter dänischer Kollege *Ketting* begrüßt und führt uns wie alte Freunde. Wir besuchen u. a. eine großzügig eingerichtete Industrieumschulungsstätte für Schwerbeschädigte. Blinde arbeiten dort neben anderen Schwerbeschädigten an Stanz-, Bohr- und Formmaschinen oder bei der Montage. Der Betrieb verbindet die Ausbildung mit der Produktion von Serienartikeln für den Verkauf. Die Arbeitsorganisation wird wesentlich dadurch erleichtert, daß nicht ausschließlich mit Blinden gearbeitet werden muß. — Die Druckerei und Hörbücherei für Blinde ist für das kleine Land erstaunlich leistungsfähig. Allerdings stehen dort trotz der angespannten Finanzlage Dänemarks auf den einzelnen Blinden umgerechnet für die Herstellung von Büchern und anderen Hilfsmitteln weitaus höhere Beträge zur Verfügung als bei uns.

Oslo. Die neue Schule Huseby nimmt männliche Lehrlinge auf. (Blinde Schulkinder werden in Trondheim unterrichtet, weibliche Lehrlinge besuchen eine zweite Schule in Oslo.) Die Schüler wohnen in Ein- und Dreibettzimmern. Jedes Zimmer hat fließendes Warm- und Kaltwasser, Radio, Tisch, drei große verschließbare Schränke, bequeme Sessel. Jedes Stockwerk besitzt einen größeren Gruppenraum für Gemeinschaftsveranstaltungen. Geräumige Turnhalle, gleichzeitig Feierraum und Hallenschwimmbad (5 × 10 m) sind vorhanden.

Den Kongreß besuchten etwa 250 Teilnehmer aus rund 35 verschiedenen Staaten. Besonders beachtet werden Teilnehmer aus exotischen Ländern, die zum Teil in Nationaltracht erscheinen: Chinesen, Japaner, Inder, Araber, Malayen, Neger. Die stärksten Gruppen stellen die Engländer und die Amerikaner. Aus Deutschland nehmen als Delegierte teil: Dir. *Winter*, Dir. *Heimers*, Blindenoberlehrer *Hamann*, Blindenoberlehrerin *Kirchner*, techn. Lehrerin *Pröfrock* und der Referent. Aus Österreich kamen Hofrat *Wanecek* und Dir. *Friedl* . . .

Die beauftragten Delegierten legen während der Konferenztage folgende Referate schriftlich vor:

1. Elternberatung (Colborne Brown, England);
2. Aufgaben der Erzieherinnen (Garderen, Holland);
3. Die Beschulung sehschwacher Kinder (Romagnoli, Italien);
4. Die Landschulprobleme (Kephakis, Griechenland);
5. Freizeitbeschäftigung (Gissler, Schweden);
6. Kontakt mit sehenden Kindern (Thompson, USA);
7. Erziehungs- und Berufsberatung (C. Davis, USA);
8. Die Vorbereitung blinder Schüler aufs Leben (E. Hakinnen, Finnland);
9. Lehrerausbildung (Winter, Deutschland);
10. Gegenwärtige Forschungen: Langdon (England), Barnett (USA), Jurmas (Finnland), Hollwich (Deutschland).

Der Arbeitsgang auf dem Kongreß ist folgender: Der jeweilige Vorsitzende führt in das Thema ein und stellt den Referenten vor. Dafür hat er bis zu zehn Minuten Zeit. In weiteren zehn Minuten erläutert der Vortragende sein schriftlich ausgegebenes Referat. Aus dem Plenum können im Anschluß daran Fragen gestellt oder kurze Ergänzungen gegeben werden. Darauf löst sich die Vollversammlung in Diskussionsgruppen verschiedener Sprachen auf. Dort sind etwa eineinhalb Stunden Zeit zur Besprechung des Referates, zur Diskussion strittiger Fragen und zur Fassung einer Resolution. Die Entschließungen der Sprachengruppen werden gesammelt und vom Resolutionskomitee zu einer Gesamtentschließung verarbeitet, die vor der Vollversammlung verlesen, diskutiert, eventuell geändert und schließlich gebilligt wird.

Es würde zu weit führen, die Themen im einzelnen zu erörtern. Dieser Aufgabe wird der in Kürze erscheinende Kongreßbericht genügen. Erwähnt sei, daß der Kongreß befürwortet hat, eine umfassende Elternberatung zu organisieren, wohlqualifiziertes Erzieherpersonal einzustellen und angemessen zu bezahlen, den Sehrest hochgradig sehschwacher Kinder in den Blindenschulen im Unterricht angemessen zu berücksichtigen, die Welt auf die ungeheuren Aufgaben einer Erziehung und Ausbildung von Millionen Blinden in den weiten, vorwiegend landwirtschaftlichen Gebieten unserer Erde aufmerksam zu machen, die Freizeitgestaltung und das Zusammenführen mit sehenden Kindern in der Organisation der Blindenerziehung angemessen zu berücksichtigen und für diese Aufgaben Personal und Mittel bereitzustellen, Blinde durch eine gegenüber den Sehenden intensivierte Schul- und Berufsbildung für das Leben zu ertüchtigen, wobei die *Klassenfrequenz* in der Regel *nicht* größer als *zehn* sein sollte, die Blindenlehrerfortbildung durch Kongresse, Kurse und internationale Zusammenarbeit zu fördern, die Forschung auf dem Gebiet der Blindenerziehung durch geeignete Organisationen und die Bereitstellung zureichender Mittel bei internationaler Zusammenarbeit voranzutreiben . . .

In den wenigen freien Stunden der arbeitsreichen Konferenztage hatten wir Gelegenheit, die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten der norwegischen Hauptstadt wenigstens flüchtig kennenzulernen. Wir wohnten dem eindrucksvollen Gottesdienst eines blinden Priesters in der schönen Holzkirche bei Holmenkollen hoch über der Stadt bei, besichtigten die berühmte Skisprungschanze, besuchten die Osloer Museen und fuhren einige Nachmittagsstunden auf dem herrlichen Oslofjord. Den gesellschaftlichen Höhepunkt des Kongresses bildete ein Empfang durch den Bürgermeister der Stadt in dem prächtigen Rathaus.

Allzu schnell vergingen die wenigen Tage, Fäden der Bekanntschaft, der Wertschätzung und der Freundschaft knüpften sich und umspannen weithin den Erdball. Menschen verschiedener Hautfarbe, verschiedener Rassen und verschiedener Nationen hatten sich zusammengefunden, um einer Aufgabe zu dienen: der Aufgabe, das Los der Lichtlosen auf der ganzen Welt zu erleichtern, und in diesem Geiste leisteten sie ihren Beitrag zu einer echten Verständigung und Zusammenarbeit der Völker . . .

Entnommen der Zeitschrift für Blindenwesen „Der Blindenfreund", Hannover

VERSCHNEITER WEG

Wie weiß und flockig ist doch heut dein Kleid,
das unter meinen Tritten leis erklirrt.
Noch niemals auch sah ich so überflirrt,
gewohnter Weg, vom Gold der Sonne dich!
Ein Traum! Ein Märchenpfad! Fast scheu' ich mich,
auf dich den Fuß zu setzen, drüberhin
die flücht'gen Spuren meines Schritts zu ziehn,
Gebilde du, naturerstorbner Zeit!

Oh, sei doch auch in deinem weißen Kleid,
im sonnenüberflirrten Flockenflaum,
den Schritten durch den frosterstarrten Raum
ein sichrer Boden, der, zwar weich gelegt,
doch knirschend meines Körpers Schwere trägt.
Ich wage dich, verschneiter Weg, zu gehn!
Und hab' dich niemals noch so schön gesehn,
so tief vereinsamt, so gebenedeit!

FRIEDRICH WINKELMÜLLER

DR. LOTHAR RING

Der Märchenprinz von nebenan

Es gibt eine Romantik der großen Stadt, mitten zwischen den staubigen Pflastersteinen blüht ihre blaue Blume; man muß nur Augen haben, sie zu sehen, und selbst in die große steinerne Zinskaserne mit den zahlreichen übereinandergeschichteten Zimmern verirrt sich ihr Duft. Freilich haben die Insassen nur selten Zeit, seiner zu achten und zu erkennen, daß das Leben in jeglicher Form schön ist, denn dazu braucht man Muße und Muße haben hier die wenigsten.

Nur einer hat Zeit, der alte Erasmus Wunderlich, der sich wahrhaftig nicht den Kopf zu zerbrechen braucht, was er mit seiner kärglichen Pension zuerst beginnen soll.

Erasmus war zeitlebens scheu und ein Sonderling. Da er durch seine erste Liebe enttäuscht worden war, hatte er sich von den Frauen abgewandt und war nur einer einzigen treu geblieben, seiner Geige. Einmal hatte er davon geträumt, ein Künstler zu werden; seiner Empfindung gemäß hätte er wirklich einer sein können, aber zum Geigenspiel gehört bekanntlich eine technische Ausbildung, und dazu hatten seine finanziellen Mittel nicht ausgereicht.

Aber vielleicht hatte er von seiner bescheidenen Kunst mehr als jene, die mit stolzem Lächeln in den großen Konzertsälen dem verwöhnten Publikum etwas vorgeigen. Er besaß sein Spiel für sich allein und hütete es beinahe ängstlich, wie ein eifersüchtiger Liebhaber. Trotzdem vermochte er es nicht zu verhindern, daß ein zweites Wesen an seiner Kunst teilnahm.

Es war seine Nachbarin, eine kleine Modistin, die tagsüber im Geschäft war und abends Heimarbeiten besorgte. Nur durch eine dünne Wand waren die beiden voneinander getrennt und kannten sich nicht, lebten dicht nebeneinander und wußten nicht einmal, wie der andere aussah. Auch das gehört mit zur Romantik des großen Hauses, daß einer den anderen nicht kennt. So gewinnt die Phantasie freien Spielraum, und darum dachte sich auch das Mädchen, wenn es abends Hüte aufputzte, den alten Geiger nebenan als schönen jungen Mann mit feurigen Augen und einem übervollen Herzen. Sie hatte damit auch recht, soweit das Spiel des Mannes in Betracht kam. Sein Spiel war wirklich jung und darum mußte in ihm selbst irgendein Stückchen Jugend zurückgeblieben sein; der alte Mann, der nichts von moderner Musik wußte, spielte einfache, schlichte Melodien, am liebsten Volkslieder, und das Mädchen summte sie leise mit.

Er muß jung und schön sein wie ein Märchenprinz, dachte sie bei sich. Wie gerne hätte sie ihn kennengelernt! Dann aber zwang sie diesen Gedanken doch nieder, denn sie war weder schön noch reich und auch keine verzauberte Prinzessin! Aber die Phantasie ist eine Spitzbübin. Wenn man sie auch im hellen Lichte des Tages davonjagt, so erscheint sie doch heimlich bei Nacht und wirkt um so verführerischer. Darum schlich sich auch der Märchenprinz in ihre Träume und küßte sie wie nur ein verzauberter Prinz ein Dornröschen zu küssen vermag.

Eines Abends spielte der Geiger nicht. Was mochte der Prinz nur haben? War er etwa krank oder war er gar mit einer anderen ausgegangen? Sie fühlte eine Regung von Eifersucht. Auch am nächsten Tage blieb es im Nebenzimmer stumm und so ging es fort durch lange Abende. Am nächsten Tage faßte sich endlich Marie, die sich mit den Hausparteien im allgemeinen nur sehr wenig unterhielt, ein Herz und fragte die Hausbesorgerin um das Schicksal ihres Nachbarn.

„Was, das wissen Sie noch gar nicht", rief diese erstaunt, „daß der alte Wunderlich vor drei Tagen gestorben ist! Gestern war sein Leichenbegängnis."

„Ja, aber ich meine doch gar nicht den Alten, ich meine den Jungen", gab Marie zur Antwort.

„Mir scheint, Sie träumen am hellichten Tag", sagte die Hausbesorgerin, „denn einen jungen Wunderlich gibt es gar nicht", und sie rauschte davon.

Marie fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen. Der Ärmste war also tot! Und mit ihm auch seine Geige, denn wer könnte noch deren Brust zu solch innigen Liedern erwecken? Sie ging hinauf in ihre kleine Kammer und weinte um ihren Märchenprinzen.

KURT KLEBERT

IM REICHE DER NACHT

Zum 50jährigen Jubiläum der Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof"

Fast jedem Wiener ist „Steinhof" ein Begriff, aber zumeist ein sehr unklarer. In vielfältiger Weise verwenden die Menschen diesen Namen, sie wissen nicht, woher er stammt und erfassen nicht, welch unsägliches Leid, welch übermenschliche Leistung mit ihm auf das engste verbunden ist.

Die Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof" liegt am Rande der Großstadt und bildet einen harmonischen Übergang zum naturschönen Wienerwald. Der gemütliche und bescheidene Wiener bezeichnet diese Gegend ganz einfach als „der kleine Semmering". Viele lufthungrige Großstädter fahren an strahlenden Frühlingssonntagen und vor allem an den milden sonnigen Feiertagen des Herbstes in diese einmalig farbenfrohe Gegend, um dort Stunden der Erholung in prachtvoller Natur zu erleben.

Als man daran dachte, für Nervenkranke eine Heil- und Erholungsstätte zu schaffen, wußte man, daß die Natur selbst viel zur Beruhigung und Wiedergenesung der nervlich Zerrütteten beitragen könne. 1904 fand die Grundsteinlegung zu dem für damalige Begriffe gigantischen Vorhaben statt. Der kritische Betrachter staunt heute noch über die sorgfältige Gestaltung der zahlreichen Objekte. Gewiß gibt es noch Menschen, die in ihrer Kritik harte Worte anwenden und mancherlei an der Struktur und am Betrieb bemängeln. Sie sind durch das weitläufige Terrain gewandert und ließen ihren Blick über das Friedlich-Traurige gleiten und wollten nur immer „nein" sagen. Diesen Menschen geht es anscheinend nicht um die Anerkennung des Geschaffenen und eine sachliche Betrachtung dessen, sie wollen sich selbst in den Vordergrund gerückt wissen und Anerkennung finden.

In der Heil- und Pflegeanstalt fanden seit ihrem Bestehen zirka 150.000 Menschen Aufnahme und Heilung, dies ergibt einen Jahresdurchschnitt von 3000. Während in den früheren Jahrzehnten die jährliche Aufnahme zwischen 2000 und 3000 variierte, erreichte sie in den letzten Jahren 4000 und knapp

Die Kirche von Steinhof.

darüber. Durch die Anwendung der neuesten Medikamente und einer modernen Therapie ist es gelungen, den durchschnittlichen Anstaltsaufenthalt der Patienten von früher 170 Tage auf derzeit 119 Tage zu verkürzen. Diese nüchternen Zahlen sprechen wohl die deutlichste Sprache. Das Großstadtleben, die rasante Entwicklung der Technik bringen es mit sich, daß mehr Menschen von ihrem normalen Lebensweg abweichen.

Der monatliche Patientenstand beträgt zirka 2700 (Effektivstand zirka 2400, Urlauberstand zirka 300). Natürlich finden auch hier geringfügige Veränderungen statt. Täglich bemühen sich 894 Menschen, jeder in seiner besonderen Art, um das Wohlergehen und die Gesundung der Patienten. All diese Angestellten sind Diener der Kranken und wenn Patienten gesund und froh die Anstalt verlassen, dann leuchtet in ihnen ein Licht auf, das strahlende Licht der Nächstenhilfe.

In jedem kleinen Anstaltsbetrieb kommt es vor, daß nicht auf jede Individualität im besonderen Rücksicht genommen werden kann, um so mehr ist es verständlich, daß

in einer Anstalt, deren Pfleglinge die Zahl 2500 überschreiten, auch Unzulänglichkeiten vorkommen können. Daraus einen Maßstab zu entwickeln, ist jedoch vollkommen falsch. Festimmt hat zur Zeit der Eröffnung, im Jahre 1907, über manche Dinge der Pfleglingsbetreuung in der Direktion eine andere Meinung geherrscht als heute.

Der Direktor der Heilanstalt, Dr. *Podhajsky*, hat den Versuch unternommen, mich soweit als möglich in den Betrieb einzuführen. Ich muß sagen, ein Außenstehender vermag die in Steinhof aufscheinenden Probleme nicht annähernd zu erfassen, denn diese sind der hastenden und rastlosen Welt vollkommen ungewöhnlich und fremd.

Lachend und weinend, stampfend und träumend, so sind diese Menschen, die aus der Gleichart des Lebens von ihren Mitbürgern ausgeschlossen wurden. Viele von ihnen wissen nicht um ihr Leid und führen ein, ihrem Begriff nach, schönes und normales Leben. Für uns, die wir mit der Gesellschaft und mit dem normalen Leben eng verwurzelt sind, ist ein Leben in den Pavillons der Heilanstalt unvorstellbar und wir können es nicht fassen, daß jene Menschen ihr Dasein für zweckerfüllt und notwendig halten.

Steinhof ist eine Welt für sich, eine Welt primitivster Leidenschaften und überzüchteter geistiger Entwicklung. Wir, die die Nervenheilanstalt nur flüchtig kennen, sind allzuleicht bereit, die Menschen in ihr zu belächeln und sie abzuschreiben; nur wenige aber denken daran, daß dort Patienten in ärztlicher Behandlung sind, die den Kontakt mit dem Leben verloren und ihr Wissen allzusehr in den Dienst der Zukunft gestellt haben und daran zerbrochen sind. Steinhof beherbergt viele, die an geistiger Umnachtung erkrankt sind, und solche, die ihre Zuflucht zum Alkohol genommen haben. Wer gibt uns das Recht, all diese armen Menschen zu verurteilen. Direktor Dr. Podhajsky bemüht sich, ihnen das wiederzugeben, was ihnen die Gesellschaft genommen hat und was sie entbehren. Er weiß, daß viele seiner Pfleglinge normal behandelt werden wollen und durch den menschlichen Kontakt wieder in die Gesellschaft zurückfinden.

Manche sind von der Straße durch das Tor gegangen, um in dieser Welt ohne Hast und Lärm Ruhe zu finden, sie konnten die schnellebige und sich überstürzende Zeit nicht erfassen und flüchteten vor ihr. Viele treten, wenn ihre Sorgenlast allzugroß ist, in die Kirche ein und suchen Ruhe, sie beten nicht immer, aber das Haus des unendlichen Friedens gibt ihnen neue Kraft. Es ist nicht zu verwundern, daß die Kirche von Steinhof mit zu den schönsten Gotteshäusern Wiens gehört, brauchen doch jene Menschen, die vom Schicksal aus ihrer Bahn gerissen wurden, viel mehr als andere eine vollendete Stätte innerer Erfüllung. Möge auch ihnen die innere Erlösung zuteil werden und ein neues Leben leuchten.

Die Leiden des »Mitfahrers«

Um es geradeheraus zu sagen: nur der ständige Fahrer eines Wagens versteht ihn zu fahren. Alle anderen im Wagen haben einfach keine Ahnung. Es ist schon komisch mit diesen Mitfahrern, besonders mit dem, der neben dem Fahrer sitzt. Dieser Beifahrer überwacht unverwandt die Fahrbahn. Der Fahrer mit seiner hochentwickelten Gabe, mehreres gleichzeitig wahrzunehmen, ist von der vorüberziehenden Landschaft begeistert und läßt es sich nicht nehmen, seine Mitfahrer auf besondere Schönheiten aufmerksam zu machen. Nicht so der Beifahrer. Der starrt nur geradeaus auf die Straße und sieht weder rechts noch links. Er sitzt kerzengerade, ohne sich zu rühren, außer wenn sich sein rechter Fuß gegen den Wagenboden stemmt, als sei da eine Bremse. In der Regel fährt natürlich der ständige Fahrer. Das ist nicht mehr als recht und billig, weil ja nur er wirklich fahren kann. Ganz gelegentlich allerdings wechselt er seinen Platz mit dem Beifahrer. Das ist schlimm. Der andere, der zuvor die Straße keinen Moment aus dem Auge gelassen hat, sieht jetzt nur noch anderswohin. Ein Dorf mit höchst belangloser Architektur zieht vorüber, und er gebärdet sich, als sei es das Indische Grabmal — wobei er auch noch eine Hand vom Steuer nimmt.

Einer muß aber auf die Straße achten, und das tut nun, in seiner sogenannten Verschnaufpause, der ständige Fahrer. Er macht sofort darauf aufmerksam, daß von weitem, noch fast einen Kilometer entfernt, sich ein Wagen nähert und daß der Hund da am Straßenrand vielleicht auf die andere Seite laufen will und daß das — möglicherweise übersehene — Verkehrszeichen eine Kreuzung ankündigt. Auch er stemmt den rechten Fuß gegen den Wagenboden, als sei da die Bremse. Er leidet. Bald wird er eine Kaffeepause vorschlagen und sich nachher, wie selbstverständlich, wieder hinters Steuer setzen. Wo nur er hingehört.

Ein treuer Führer

Oft hörte ich die Frage: „Wieso weiß das Hunderl, wohin Sie gehen wollen?“ Einem Führerhund das genaue Ziel in Form eines Befehles anzugeben, ist nur in wenigen Fällen möglich. Hier handelt es sich in der Regel um Orte, wo wir täglich oder sehr oft hingehen, wie z. B. in den Park, nach Hause, zum Friseur usw. Diese Fähigkeit des führenden Hundes — einen Blinden zu einem angegebenen Ziel zu führen — ist bis zu einem bestimmten Maße mit einer Liebhaberei des Hundes verbunden, der sich schnell das Ziel merkt, wenn es mit irgendeiner Freude oder einem Leckerbissen für ihn verbunden ist. Auch meine Nori war in dieser Hinsicht nicht besser.

Ich entschloß mich einst, meinen Freund aufzusuchen, der in der Reitergasse wohnte. Ich ging von einer Vorstadt von Prag zu Fuß über eine Brücke, und da ich Prag schon sehr gut kannte, machte mir die Orientierung keinerlei Beschwerden. Ehe ich es gewahr wurde, waren wir in der Reitergasse. Ich betrat einen Geschäftsladen, um nach dem Ziel zu fragen. Nach dem Geruch stellte ich fest, daß ich mich in einem Käseladen befand. Da ich mit Noris Führung sehr zufrieden war, kaufte ich ihr Käserln, welche sie — wie fast jeder Hund — gerne hatte. Sie verzehrte sie mit Genuß und mit dem Lecken meiner Hände gab sie mir zu verstehen, daß sie mit mir zufrieden sei. Seit dieser Zeit wurde zum Freund in die Reitergasse einzig und allein nur über das Geschäft mit dem Käsegabelfrühstück gegangen. Diesen Abstecher hatte sich Nori energisch gesichert.

Meine zwanzigjährige Erfahrung hat mir gezeigt, daß die richtige Auswahl des Hundes von allergrößter Wichtigkeit ist und daß dem Hund gewissenhafte Pflege gewidmet werden muß. Ein unrichtig gewählter Hund ist schon eine Belastung, und die noch so sorgsam beachtete Pflege, die der Erziehung eines solchen Hundes gewidmet wird, ändert daran nichts. Die heutige Zeit gibt den Blinden die Möglichkeit, ein fachlich ausgebildetes Tier ganz umsonst zu erwerben, obwohl die Aus-

lagen für die Erziehung des Hundes keinesfalls niedrig sind. Unser Staat bewilligt auch für diesen Zweig der Blindenbetreuung große Geldmittel. Der kynologische Klub beim Zentralverband für gemeinsame Arbeit mit der Armee in Prag hat sich dieser Angelegenheit zugewendet und schon seit längerer Zeit die Ausbildung der Hunde für die Begleitung bzw. Führung der Blinden befürwortet. Er unternimmt daher alles nur Mögliche, damit durch die Anwendung aller erprobten und überzeugenden Methoden die besten Erfolge erzielt werden und in die Hände der Blinden nur gut ausgebildete Hunde gelangen, die für die ihnen bevorstehenden Aufgaben auch talentiert sind.

Übersetzung aus dem Tschechischen von
ING. RUDOLF SCHOLZ
vor der Erblindung Chemiker

HANS JÜLLIG

Alexander Girardi vor Gericht

Das Bezirksgericht hatte einen großen Tag. Im Beratungszimmer rieben sich der Oberlandesgerichtsrat und die Beisitzer die Hände. Endlich einmal etwas Heiteres in dem so traurigen Getriebe der Gerichtspraxis. Sonst ließ man die Zeugen und das Publikum gerne ein wenig dunsten, um noch schnell ein paar Zigaretteln zu rauchen. Heute gab der Oberlandesgerichtsrat pünktlich mit dem Glockenschlag das Zeichen zum Anfang.

„Gehn mer, gehn mer, meine Herren, die Sache verspricht, gut zu werden!" Mit flotteren Schritten, als es dem Ernste des Ortes entsprochen hätte, betraten die talargeschmückten Herren den Verhandlungssaal und legten schmunzelnd ihre Aktenstücke auf den grünen Tisch. Der Kläger und die Zeugen wurden in den Saal gerufen, ihre Personalien verlesen und der Klagevertreter bat sogleich, seinem Klienten die Aussage zu erlassen, da er einen Sprachfehler habe. Der Gerichtshof gab dieser Bitte statt, und nun wurde auch der Beklagte hereingeführt. Beim bloßen Anblick des zitternden Angeklagten ging ein unterdrücktes Kichern durch das Publikum.

Der Oberlandesgerichtsrat verlas: „Sie heißen Alexander Girardi, geboren 5. Dezember 1860 in Graz — verheiratet — unbescholten — Beruf . . ."

„Sch-sch-schlosserlehrling bi-bitte ho-hohoher Gerichtsho-hof!" unterbricht der Angeklagte.

Gelächter im Publikum.

„Daß Sie Schlosser sind, Herr Girardi, ist uns neu. Soviel wir wissen, sind Sie Komiker am Theater an der Wien."

„Bi-bi-bitte, ho-ho-her Ge-gerichtshof — nu-nur i-i-im N-nebenberuf!" — Wieder Gelächter.

„Sie sind aber aufgeregt, Herr Girardi — es geschieht Ihnen ja kein Unrecht!" Der Oberlandesgerichtsrat verlas nun die Anklage, derzufolge der Beklagte der Ehre eines Mitbürgers nahegetreten sei, indem er ihn wegen seines Stotterns verspottet habe. Und der Oberlandesgerichtsrat setzte hinzu: „Sie werden aufmerksam gemacht, Herr Girardi, daß Sie die volle Wahrheit sagen müssen, auch wenn wir Sie nicht vereidigen. Haben Sie verstanden, Herr Girardi?"

„Ja-wo-wo-wohl, He-he-herr Richter."

„Stottern Sie doch nicht schon wieder! Sie haben ihn doch nachgemacht! Und Sie machen ihn ja auch jetzt nach! Geben Sie's doch zu!"

„N-n-nein, Herr Ri-richter — ich ha-habe ihn nicht nachgemacht! Auf keinen F-fall! Das Sto-to-tottern ist meine n-natürliche S-sprach!"

„Gehn S', was reden S' denn, Herr Girardi! Wir kennen Sie doch von der Bühne her! Wenn Sie im Verschwender den Valentin oder im Alpenkönig und Menschenfeind den Rappelkopf spielen, da stottern Sie doch nicht. Sie können doch meisterhaft sprechen!"

„Ja-ja-ja-ja, Herr Ri-richter — ab-aber da-da-da tu' i-i-i-ich m-mich eben n-nur ve-vers-stellen."

Armer Vater

Ein Vater zerbricht sich noch heute den Kopf, was die Lehrerin seiner kleinen Tochter wohl von ihm denken mag. Er hatte eines Abends seine ordnungsliebende Sechsjährige, die den Wert des Geldes genau kannte, anpumpen müssen, um den Zeitungsjungen zu bezahlen. Am nächsten Morgen fiel ihm ein, daß er ihr am Ende das Geld für ihr Schulfrühstück weggenommen hatte. Er eilte zur Schule, klopfte an die Tür des Klassenzimmers und ließ sie herauskommen. „Hast du noch Geld?" fragte er besorgt.

„Ja", erwiderte sie gemessen und so laut, daß die Lehrerin es hören mußte, „ich kann dir aber nichts mehr geben. Du hast gestern alles bekommen, was ich entbehren kann."

ROBERT VOGEL

GRIPPE

Es war natürlich nur Einbildung, zu glauben, daß mir die Grippe nichts anhaben könnte. Ein wenig war mir kalt, als ich frühmorgens wie gewöhnlich zu meiner Arbeitsstätte, ins Büro, ging. Dabei war an diesem Tage eine ganz angenehme Temperatur, aber mich hat es am ganzen Körper geschüttelt. Ich dachte, das wird schon vorübergehen.

Nun ja, aber ungefähr um halb neun ist es mir immer kälter geworden, ich mußte mir die Hände reiben und meine Mitarbeiter fragten: „Ja, was ist denn? Ist Ihnen vielleicht heute auch einmal kalt? . . .“ Es blieb mir nichts anderes übrig, als dies einzugestehen. „Sie sehen auch heute etwas blaß aus“, wurde mir gesagt. „Ja wirklich?“ fragte ich, nun schon etwas nervös geworden. „Etwas Schlaf habe ich auch, da ich heute nacht nur sehr wenig geschlafen habe, außerdem plagen mich Kopfschmerzen.“

„Ach, dann ist bei Ihnen wahrscheinlich auch schon die Grippe im Anzug“, wurde mir bedeutet und ich glaubte, einen leicht spöttischen Unterton zu vernehmen. „Ja, warum sollten gerade Sie davon verschont bleiben?“

Während der nächsten halben Stunde fühlte ich mich immer elender werden. Schließlich nahm ich mir vor, ein wenig einheizen zu lassen. Doch nein, ich überlegte rasch, es war draußen nicht so kalt und es würde keinen guten Eindruck machen, bei dieser Temperatur einheizen zu lassen. Deshalb entschied ich mich, sofort nach Hause zu fahren und mich ins Bett zu legen.

Gesagt, getan. Eine halbe Stunde später war ich daheim. Ich lag in meinem molligen Bett und es wurde mir warm und immer wärmer und wärmer, bis mir schließlich die Schweißtropfen aus den Poren drangen. Ja, das war nun also die Grippe, von der ich gehofft hatte, sie nicht zu bekommen. Die Meinung darüber war geteilt. Die einen glaubten, es wäre eine gewöhnliche Erkältung, eine Influenza oder eine österreichische Grippe, „Made in Austria“. Andere wieder meinten, es handle sich um die asiatische Grippe. Nun gut, etwas aus dem Westen, etwas aus dem Osten, wollen wir doch von allem kosten.

Vor einer Woche war meine Tochter mit einer Grippe nach Hause gekommen und erzählte, daß fast alle Schülerinnen des Gymnasiums bereits zu Hause lägen. Einige Tage später war unser Jüngster aus der Schule nach Hause gekommen, mit heißem Kopf und tropfender Nase. Appetit- und Lustlosigkeit waren sichtbare Merkmale, daß es auch bei ihm schon so weit war. Da hieß es also ebenfalls, marsch ins Bett und warm halten.

Und so kam es, daß gleichzeitig drei Familienmitglieder im Bett lagen, und meine Frau übernahm also die Krankenpflege. Ja, das ist nicht leicht, wenn es gleich einige Patienten sind und man von einem zum anderen laufen muß. Die Kranken sind auch nicht bei bester Laune und werden mit der Zeit etwas lästig. Das Fieberthermometer wechselte ständig seinen Besitzer und schön langsam stieg die Quecksilbersäule auch bei mir auf 38,5 und hielt sich dort eine ganze Weile und stieg später noch höher.

Mein ältester Sohn ließ es sich nicht nehmen, den Arzt anzurufen, welcher jedoch beteuerte, unmöglich kommen zu können, da er noch hundert Patienten zu besuchen hätte, außerdem sei sein Wartezimmer voll und er selbst hielte sich nur mit größter Mühe auf den Beinen, da er bereits auch von der Grippe erfaßt sei. Aber ein Rezept wolle er doch schreiben, Chinin und einige andere Medikamente würden dazu beitragen, die Grippe so rasch als möglich aus unserem Haus verschwinden zu lassen.

Ich schluckte daher Chinin, trank fleißig Tee und nahm verschiedene andere Medikamente. Schließlich ging es mir wirklich etwas besser und ich versuchte aufzustehen. Aber da merkte ich bald, wie schwach ich in den letzten Tagen geworden war und so zog ich es vor, wieder das Bett aufzusuchen. Ich hoffte auf baldige endgültige Genesung.

An der Zimmerdecke tummelten sich zwei Fliegen, denen es draußen schon zu kühl geworden war. Ich beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit ihr Treiben, sie flogen ein-

ander nach, drehten sich im Kreise. Ich sah vor mir das Zimmer mit seiner blauen Malerei und dem schimmernden Silbermoiré und oben bildete eine vom Maler imitierte Leiste den Abschluß. Man hätte sie für eine echte Holzleiste halten können, so schön und natürlich war die Schattierung vom Maler wiedergegeben worden. Alles schien mir plötzlich so hell und deutlich und ich fühlte mich um dreißig Jahre in meine Vergangenheit zurückversetzt. Ich lag wieder zu Hause in der Wohnung meiner Eltern mit einer schweren Erkältung und hohem Fieber. Meine Augen waren noch ganz gesund und ich konnte alles sehen. Wie ein Film rollten die Bilder aus der Vergangenheit an mir vorüber. Ich erlebte wieder meine Kindheit, meine frühe Jugend. Ich sah alles deutlich vor mir. Alles war zum Greifen nahe und sogleich würde auch meine Mutter hereinkommen. Ja, da war sie auch schon. „Nun, wie geht es dir, mein Kind?" fragte sie. „Danke, Mutter, es geht mir schon besser. Nur sehr heiß ist mir, furchtbar heiß." — „Ich werde dir gleich etwas Abkühlung bringen", und sie legte ganz behutsam ihre Hand auf meine Stirne. „Ja, dein Kopf ist sehr heiß, aber bleibe nur ruhig, es wird schon besser werden. Ich bleibe bei dir!" — „Bist du noch da, Mutter?" — „Ja, ich bin noch bei dir!" — „Ich habe Durst, Mutter." — „Ja, ich werde dir etwas zu trinken bringen." — „Mutter, werde ich wieder ganz gesund?" — „Ja, du wirst wieder ganz gesund und dann wirst du zu deiner Arbeit zurückkehren. Du wirst wieder Schuhe verkaufen, du wirst wieder Freude an deiner Arbeit finden und du wirst wieder mit deinen Freunden Ausflüge machen, mit ihnen ins Kino und Theater gehen und du wirst wieder schöne Bücher lesen. Aber jetzt mußt du ganz ruhig bleiben, du willst doch wieder gesund werden." — „Mutter, kommt der Herr Doktor noch heute?" — „Nein, er kann nicht kommen, er hat so viele Patienten, die er alle noch besuchen muß, aber er hat dir Medikamente geschickt, die werden helfen! Komm, laß mich sehen, wie es mit deiner Temperatur steht. Ja, du hast noch Fieber, versuche ein wenig zu schlafen, es wird dir gut tun."

„Mutter, Mutter —" Ich öffne meine Augen und sehe nichts, gar nichts. Alles war Schein gewesen, ich hatte wohl im Fieber phantasiert, und jetzt bemerkte ich: keine Mutter ist da, keine Fliegen tummeln sich an der Decke, ich sehe auch keine Farben und keine imitierte Holzleiste.

Am nächsten Morgen erwachte ich und fühlte mich viel leichter als am Vortage. Aber immer wieder tauchte vor mir das vortägige Bild auf. Einige Tage später war ich wieder ganz hergestellt, aber ich werde wohl nimmer jenes Bild vergessen, welches mir die Grippe im Fieber geschenkt hatte: Jenes Bild, da ich noch einmal in die Vergangenheit zurückblicken durfte.

BLINDE IN ALLER WELT

ENGLAND

Der Kriegsblinde George Hewett, 57 Jahre alt, gewann vor kurzem den 1. Preis beim St.-Dunstans-Zehn-Meilen-Handikap in London. Er überraschte durch seinen natürlichen Stil und die Geschwindigkeit. Er ist der Meinung, daß das Wettgehen eine schöne Entspannung schafft.

Charles Spurgron, Obmann des Henshow-Blindeninstituts, schuf ein heimatliches Theaterstück, „Ein König wird geboren", in welchem 38 blinde Kinder spielten.

FRANKREICH

Pierre Henri, seit 1920 Professor an der staatlichen Blindenschule in Paris, hat jetzt an der Pariser Sorbonne die Doktorprüfung bestanden. Seine Arbeit hatte den Titel „Die Blinden in der Gesellschaft". Nach Berichten aus Paris hat der seit seinem 13. Lebensjahr blinde, auch international sehr angesehene Professor Henri die Gelegenheit benutzt, sehr massive Anklagen gegen die Welt der Sehenden zu richten, gegen das Mitleid und vor allem dagegen, daß ein Blinder von Sehenden nicht für voll genommen wird.

Den sehenden Examinatoren gelang in keinem Punkt eine Rechtfertigung. Henri bestand die Prüfung mit dem höchsten Prädikat.

ITALIEN

Ermuntert durch die Ergebnisse, die bei der Einstellung von blinden Telephonisten erzielt wurden, hat die italienische Blinden-Union den Entschluß gefaßt, einen staatlichen Ausbildungskurs für Telephonisten einzurichten.

Einem 34 Jahre alten italienischen Blinden gelang es in diesem Sommer, einen Jungen vor dem Ertrinken zu retten. Der Blinde hatte am Strand Hilferufe gehört, worauf er in ein Boot sprang und dem Gehör nach zur Unglücksstelle ruderte.

KANADA

Robert Lloyd, 41 Jahre alt, vor 15 Jahren im zweiten Weltkrieg erblindet, steuert sein eigenes Boot. Er steuert nach der Brise in seinem Gesicht und dem Befühlen der Ruder. Allerdings ist es notwendig, daß er jemanden bei sich hat, der ihn warnt, falls sich ein anderes Boot nähert.

KENYA

Vollblinde Arbeiter, die in einer Blindenschule der Heilsarmee in Kenya erzogen wurden, erhielten Arbeitsplätze in einer automatischen Industrieanlage für die Erzeugung von Kannen.

SCHWEIZ

Frau Kietlen, welche seit 1955 blind ist, fuhr in die Schweiz, um Skifahren zu erlernen. Ein Speziallehrer, der eine Weckeruhr mit sehr lautem Ticken trug, fuhr vor ihr die Alpenstraße hinunter. Sie folgte dem Ticken der Uhr und war so imstande, auf Skiern zu fahren.

SOWJETUNION

Eine vor wenigen Wochen erschienene sowjetische Briefmarke zeigt das Bild des blinden Mathematikers Leonhard Euler, dessen 250. Geburtstag vor kurzem begangen werden konnte.

USA

Ein 67 Jahre alter Blinder aus North Skields, Charles Irwin, hat den „Kurzgeschichten"-Preis der Queensland-Gesellschaft für Musik, Literatur und Blindenselbsthilfe gewonnen. Diesen Preis erhielt er für eine Kindergeschichte mit dem Titel „Der Kamerad", die aus 2000 Worten besteht. Irwin ist von Beruf Klavierstimmer und begann vor zwei Jahren mit dem Schreiben von Kurzgeschichten.

Albert Gayzagian, welcher vor zwölf Jahren sein Studium an der Schule für Blinde abschloß, wurde kürzlich zum Leiter der Gehaltsabteilung bei der Wechselseitigen Lebensversicherungsgesellschaft ernannt.

Seit der Geburt blind, trat er im Alter von fünf Jahren in die Perkins-Schule für Blinde ein. Nach seiner Graduierung an der Hochschule verbrachte er einen Monat in Morristown, um zu lernen, wie er mit einem Führerhund zu arbeiten habe. Im Jahre 1952 trat er bei der erwähnten Versicherungsanstalt als Diktaphon-Typist ein. Da er mehr leisten konnte, fand er bald Gelegenheit, in leitender Stellung zu arbeiten. Seinen Hund nannte er „Vizepräsident in Reiseaufträgen".

Die blinden Pfadfinder bekamen diesen Sommer von einer amerikanischen Universität ein Ruderboot geschenkt. Zusammen mit älteren blinden Studenten trainierten sie fleißig und brachten es zu solcher Meisterschaft, daß sie einen Wettkampf gegen eine sehende Mannschaft gewinnen konnten.

Illustration: Klumbies

Tierliebe

Die junge Mutter wundert sich nur noch sehr selten über die Dinge, die sie in den Taschen ihres Vierjährigen findet. Als sie aber eines Tages ein Büschel Gras hervorholte, wollte sie doch gern wissen, weshalb er das eingesteckt hatte. „Weißt du, der Wurm da drin muß doch was zu fressen haben", erklärte er.

GRETE SCHOEPPL

Paracelsus in Wien

NACH EINER ALTEN LEGENDE

In der Adlergasse Nr. 4 in Wien erhebt sich ein großes Gebäude, das durch nichts auffällt und sich genau wie seine Nachbarn in die Gassenfront einfügt. Und doch hatten sich einst an dieser Stelle ganz seltsame Dinge zugetragen.

Bis zum Jahre 1870 stand hier ein Gasthaus, „Zum Schwarzen Adler" benannt. Das gehörte einem gewissen Hans Wangler, der es mit seiner Frau, die vortrefflich zu kochen verstand, und seinem Sohn Josef so gut führte, daß sich das Geld beinahe zusehends im Kasten mehrte. Ferner war noch eine arme Verwandte, Marie, im Hause, ein bildhübsches Mädchen, das die Wirtschaft führte.

Ja, Wangler konnte ohne zu übertreiben sagen, daß er ein sehr reicher Mann war. Aber wer reich ist, will bekanntlich immer noch mehr haben, und daher war es ihm ein Dorn im Auge, zu sehen, daß sein Sohn Josef mit Marie etwas zu freundlich war.

Doch der Vater hatte schon Vorsorge getroffen und seinen Sohn der reichen Wirtstochter Greimb versprochen. Der Marie hatte er schon in nicht gerade zartem Ton gesagt, daß sie sich bald ihr Brot wo anders suchen könne, denn bald käme Josefs reiche Braut ins Haus, um hier die Wirtschaft zu führen. Er setzte noch hinzu, daß er sie, die arme Waise, nun wohl lang genug gefüttert habe und dies nicht ewig so fortgehen könne.

Ach ja, Marie wollte schon fortgehen, aber das hätte geheißen, sich von Josef zu trennen und das wäre ihr zu hart gewesen! Josef wußte schon, wie häßlich sein Vater zu Marie gewesen und er nahm sich vor, dem Vater alles zu sagen, daß er nie im Leben die reiche Wirtstochter, sondern nur Marie zu seiner Frau haben wolle.

Samstag Abend war es, Marie wischte die Tische ab, Josef putzte die Gläser und wollte eben dem Vater reinen Wein einschenken, als jemand mit einem Schwerte plötzlich auf einen der Tische schlug. Alle fuhren herum und sahen einen kleinen Mann mit schäbigem Gewand in der Mitte des Schankzimmers stehen. Im Gegensatz zu seinem jungen Gesicht war sein Haupt fast ganz kahl.

Wangler fuhr ihn zornig an, schimpfte ihn Lump und schrie, daß er weitergehen solle, das Wirtshaus würde gleich zugesperrt. Doch der Fremde meinte: „Regen Sie sich nicht auf, Herr Wirt! Ich bin Student der Medizin, komme aus Innsbruck und möchte etwas zu essen und ein hübsches Zimmer für die Nacht!"

„Und wer soll das alles bezahlen?" höhnte der Wirt.

„Das braucht Euch keine Sorgen zu machen, ich habe mehr Geld als Ihr glaubt!"

„Zuerst muß ich dein Geld sehen! Wenn du glaubst, mich hereinzulegen, sollst du dich gründlich verrechnet haben."

Marie fühlte plötzlich Mitleid mit dem armen Studenten und so legte sie sich bittend ins Mittel, Wangler möge doch den Fremden nicht jetzt in der Nacht fortschicken! Wenn er nicht zahlen könne, so wolle sie von ihrem ersparten Gelde die Sache bezahlen.

Da war der Wirt zufrieden, wußte er doch nun, daß er zu seinem Gelde kommen würde. Er schalt zwar Marie eine dumme Gans, für einen hergelaufenen Studenten Geld auszugeben, ordnete aber an, dem Herrn ein Essen zu bringen und ihm dann Zimmer Nr. 3 zurechtzumachen.

„Ich bin kein Schwindler!" sagte der Student zu dem Mädchen, „und werde dein Mitleid zu belohnen wissen! Wenn du etwas brauchst, so frag nur um den Herrn Paracelsus, ich werde dir helfen, du sollst noch glücklich werden!"

Nun weilte Paracelsus, der nachmalige berühmte Arzt und Naturforscher, schon drei Tage im Gasthaus „Zum Schwarzen Adler". Kein Mensch wußte damals noch, daß von ihm einst die Geschichte würde zu erzählen wissen, daß er Goldmacher wäre und Gegenstände in Gold verwandeln könne.

Er aß und trank, aber da vom Bezahlen keine Rede war, bequemte sich der Wirt, mit der Rechnung bewaffnet, zu ihm hinaufzusteigen. Auf der Treppe traf er Josef mit Marie im Gespräch. Das hatte ihm gerade noch gefehlt! Unwirsch jagte er das Mädel an die Arbeit und befahl dem Sohn, sofort sein Sonntagsgewand anzuziehen und zum

Herrn Greimb in die „Grüne Weinrebe“ zu gehen und um die Hand seiner Tochter zu bitten. Josef aber widersetzte sich, er wolle die Greimb-Tochter nicht, er wolle nur Marie heiraten.

Da ward Wangler wütend. Er befahl Marie, augenblicklich ihre Sachen zu packen und zu schauen, daß sie weiterkäme, die Greimb-Theres würde von nun an hier die Wirtschaft führen.

Josef beschwor den Vater, doch nicht so grausam zu sein. „Ihr seid ohnehin so reich, Vater! Gebt mir eine kleine Summe Geldes, damit ich Marie heiraten kann! Gott wird uns schon weiterhelfen!“

„Ich werde dich enterben!“ schrie Wangler. „Dann kannst du mit deiner Marie auf dem Neuen Markt betteln gehen!“

„Lieber betteln mit Marie, als neben der Greimb-Tochter im vollen sitzen!“ parierte der Sohn.

„Hinaus mit dir!“ schrie der Wirt schon ganz heiser vor Wut. „Ich will dich nicht mehr sehen!“

Paracelsus hatte in seinem Zimmer alles gehört und kam nun auf den Gang hinaus. „Herr Wangler“, sagte er, „seid doch nicht so hart! Für wen habt Ihr denn Euer Geld zusammengespart, wenn nicht für Eure Kinder? Und die beiden jungen Leute sind so brav und fleißig, die werden sich schon durchschlagen in der Welt!“

„Ha, Ihr kommt mir gerade recht, Herr Student, Euch such' ich ja eben! Zahlt Eure Rechnung oder ich werfe Euch auf die Straße hinaus, da könnt ihr dann alle drei betteln gehn!“

Paracelsus griff in die Tasche und gab Wangler einen Pfennig aus Messing. „Nehmt das als Anzahlung! Morgen begleiche ich die ganze Rechnung!“

Der Wirt warf den Pfennig zu Boden und schrie außer sich vor Zorn: „*Das* wagt Ihr mir zu geben, Ihr Schwindler, Ihr Betrüger?! Der Pfennig ist keine paar Heller wert, Eure Rechnung aber beträgt fünf Gulden!“

„Wenn ich nur will, dann verwandelt sich dieser Pfennig in Gold!“ sagte Paracelsus so ruhig, als handle es sich um das Selbstverständlichste von der Welt.

„Waaas? Dieser wertlose Pfennig soll sich in Gold verwandeln? Ihr seid wohl nicht bei Sinnen? Eher ginge wohl die Welt zu Grunde, oder nein, eher soll Marie meinen Josef zum Manne haben!“

„Wangler, ich nehme Euch beim Wort!“ sagte Paracelsus.

„Das könnt Ihr, das könnt Ihr ohneweiters!“

„So wahr Ihr da steht?“

„So wahr ich da stehe!“

„Und daß der ein Schuft ist, der sein Wort nicht hält, das wißt Ihr ja wohl, Herr Wangler!“

„Nun, das ist denn doch . . . Wer ist der Schuft hier von uns beiden?“

„Nun, so seht doch nach dem Pfennig!“

Der gleißte so stark, daß der Wirt sich nach ihm bückte und nun — ein schweres Goldstück in der Hand hielt, das mindestens zehnmal so viel wert war, als die Rechnung ausmachte.

Mit einem Schlage war sein Zorn verflogen, er nahm sogar die Kappe höflich ab und dankte für die gute Bezahlung.

Paracelsus aber nahm seinen Mantel, ergriff den Wanderstab und sagte: „Vergeßt nicht Euer gegebenes Wort zu halten! Wenn Marie und Josef nicht nach acht Tagen verheiratet sind, verwandelt sich all Euer Geld in Messing! Das laßt Euch gesagt sein!“ Damit ging der Student fort und ward von dieser Stunde an in Wien nicht mehr gesehen.

Wangler hielt das Goldstück noch immer in der Hand. War es nicht ein Symbol dafür, daß der, dessen starrer, grausamer Sinn gebrochen ist, gleichsam ein Goldstück in der Hand hält?

Und die Androhung, daß sich beim Nichthalten seines Wortes sein ganzes Vermögen in Messing verwandeln könnte, war auch ein Symbol, sagend, daß, wenn einer nicht ein gutes Herz seinem Vermögen zugesellt, er keinen Segen auf seinem Gelde hat.

Von diesem Tage an aber hieß das Haus „Zum Küßdenpfennig!“

Goldmacher Paracelsus, du hast Gold des Glückes aus aussichtslos scheinender, trauriger Liebe gemacht, du hast schließlich Gold der Güte aus einem von den Schlacken von Geiz und Grausamkeit verhärtet gewesenen Herzen hervorgezaubert! Ja, das ist die wahre Goldmacherkunst, die den Menschen Liebe, Glück und Freude bringt. Und Liebe besonders ist jenes wunderbare Goldstück, das immer größer wird, je mehr man von ihm nimmt.

Die besonderen Beziehungen, welche die Nichtsehenden mit der Post verbinden, veranlaßten uns zu einem Gespräch mit dem Generaldirektor des Österreichischen Post- und Telegraphenwesens, *Sektionschef Dr. Benno Schaginger.*

In liebenswürdigster Weise beantwortete der Chef der Post einige an ihn gestellte Fragen.

Vor allem interessierte es uns, zu erfahren, seit wann in Österreich Blindendrucksachen portofrei befördert werden. Herr Generaldirektor Dr. Schaginger erzählte uns darüber folgendes:

„Die Postgebührenfreiheit für Blindendrucksachen besteht seit dem 1. Juli 1953. An diesem Tag ist der Weltpostvertrag von Brüssel in Kraft getreten, der die Gebührenfreiheit beschlossen hat. Österreich hat für diese Entscheidung gestimmt und die Gebührenfreiheit nicht nur für die Beförderungsgebühr selbst, sondern auch für die sogenannten Nebengebühren (Einschreib-, Rückschein-, Eil-, Nachforschungs- und Nachnahmegebühren) zuerkannt, im Gegensatz zu mehreren Postverwaltungen, die die Gebührenfreiheit nur für die Beförderung bewilligten. Zur Beseitigung der ungleichmäßigen Behandlung hat Österreich sogar zum kürzlich beendeten Kongreß von Ottawa gemeinsam mit Belgien einen Vorschlag eingebracht, der das weitherzige Entgegenkommen bei der Gebührenbefreiung eindeutig festlegt! Der Vorschlag ist vom Kongreß angenommen worden."

Mit mei
können die

Unsere nächste Frage beschäftigte sich
dem kostenlosen Versand von Tonbändern,
sogenannten gesprochenen Briefen und Büch
Gerne teilte uns der Befragte mit:

„Diese Art von Kommunikationsmittel we
vom Weltpostverein den Blindendrucken gl
gestellt und ebenfalls gebührenfrei beför
soferne die Tonbänder von oder an anerka
Blindeninstitute oder Blindenorganisationen
sendet werden."

Auf Grund einer gesetzlichen Bestimm
sind Blinde von der Entrichtung der Rundf
gebühren befreit. Wir waren sehr neugierig,
welchen Gesichtspunkten die maßgebenden
len dabei ausgegangen sind.

Der Herr Generalpostdirektor bekundete
Freude über diese Maßnahme und erklä
„Die Blinden sind, da ihnen das Schicksal
Sehen vorenthalten hat, vornehmlich auf
hörbaren Eindrücke der Außenwelt angewi
Diese vermittelt das Rundfunkempfangs
auf einfache Weise und in reichem Maße
war daher nur selbstverständlich, den Rundf
empfang für diese Mitmenschen durch
Gewährung der Gebührenbefreiung zu erleich
und ihnen damit zu helfen, ihr Los erträgl
zu gestalten.

Darüber hinaus gewährt die Post- und
graphenverwaltung auch den Institutionen
den Blinden dienen, den Blindenheimen
Blindenvereinen, die gleiche Begünstigung."

„Die Generalpostdirektion gewährt den Bli
bei Errichtung eines Telephonanschlusses
50%ige Ermäßigung, Herr Generaldirektor,
wahr? Sie sind doch auch wohl davon überz
daß gerade das Telephon für den Blinden
lebenswichtige Verbindung mit seiner Un
darstellt. Bei vielen Blinden fehlt aber
Telephon immer noch, und zwar wegen de
sie zu hohen Grundgebühr. Dürfen wir h
daß in dieser Hinsicht für die Blinden
getan werden kann?" fragten wir weiter.

„Die Österreichische Post- und Telegra
verwaltung hat auch in dieser Hinsicht vers
ihr Möglichstes zu tun und hat deshalb be
Errichtung eines Telephonanschlusses, d
Wichtigkeit gerade für einen Nichtsehender

Wohlwollen
den rechnen . . .

ganz anerkannt wird, eine 50%ige Er-
gung der Anschlußkosten gewährt.
gegenwärtigen Zeitpunkt kann jedoch über
Möglichkeit der Änderung von Gebühren-
mungen — und die Ermäßigung bzw. der
all der Grundgebühr würde eine solche
hrenbestimmung sein — noch nichts gesagt
n. Über die Gebührenrechtsfragen ent-
let der Hauptausschuß des Nationalrates
nicht die Österreichische Post- und Tele-
enverwaltung."
Laufe der Unterhaltung mit Herrn Sektions-
Dr. Schaginger erörterten wir die Frage der
hrung von blinden Telephonisten und er-
gten uns nach den Möglichkeiten zur
en Einstellung von Blinden in diesen für
esonders geeigneten Beruf, worauf wir
nde Antwort erhielten:
ie Österreichische Post- und Telegraphen-
ltung erzeugt selbst keine Telephonanlagen.
machen die großen Schwachstromfirmen.
ost- und Telegraphenverwaltung befaßt sich
ich mit der Montage dieser Anlagen.
t Rücksicht darauf, daß heute alle Stellen
bt sind, auch die Blinden, die nach einer
elten Beschäftigung streben, in den Arbeits-
ß einzugliedern, ist anzunehmen, daß die
achstromindustrie, die sich mit der Her-
ng von Telephonanlagen befaßt, in immer
rem Ausmaß versucht, Anlagen zu kon-
ren und zu bauen, die die Verwendung
linden im Telephondienst ermöglichen."
m Schluß richteten wir an den Herrn
ralpostdirektor eine persönliche Frage:
Sie wie wir der Meinung, daß dem Blinden
der Weise geholfen werden soll, damit er
n einer Welt, die für das Sehen geschaffen
lennoch behaupten und positive Arbeit
n kann und in der Lage ist, sich sein Brot
zu verdienen?"
h hatte schon wiederholt Gelegenheit",
erte uns der Generaldirektor, „Blinde bei
rbeit zu sehen und war von ihren Leistungen
ich beeindruckt. Selbstverständlich muß
nur Mögliche getan werden, um die Personen,
as Augenlicht verloren haben, zu unter-
n. Diese Unterstützung darf aber nicht, wie dies schon so oft der Fall war, in Form eines Almosens kommen, sondern in der Hilfe, Lebensbedingungen zu schaffen, die dem Blinden die Überzeugung geben, ein wertvolles Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein. Dies geschieht meines Erachtens am besten dadurch, daß man den Blinden immer mehr Berufsmöglichkeiten schafft und den Fortschritt der Technik in den Dienst der Sache stellt. Während noch vor einigen Jahrzehnten blinden Menschen nur eine primitive manuelle Tätigkeit möglich war, gibt es heute schon viele Arbeitsgebiete, auf welchen Erblindete eingesetzt werden und sich bestens bewähren. Wir alle haben die Pflicht, ständig mitzuhelfen, unseren nichtsehenden Mitbrüdern und Mitschwestern ihr Los zu erleichtern. Mit meinem Wohlwollen können die Blinden jederzeit rechnen."

Wir verließen die Generalpostdirektion mit einem Gefühl der Freude und Genugtuung. Wurde es uns doch neuerlich bestätigt, daß immer mehr Menschen unseren Problemen Verständnis entgegenbringen und daß sie davon überzeugt sind, daß auch Nichtsehende nützliche Arbeit zu leisten imstande sind.

Yvonne Blauensteiner-Stepan

WILHELM FUCHS

EIN SONDERLING

Es ist knapp nach achtzehn Uhr des Monates Sol zu Metropolis im Jahre 2000.

Eben haben alle öffentlichen und privaten Betriebe, welche Tag und Nacht arbeiten, Schichtwechsel. Auf den durchwegs flachen Dächern der Gebäude, welche mittels Scheinwerfer und Lichtstrahler taghell beleuchtet sind, starten und landen fortwährend Hubschrauber, während die Weltraum-Flugzeuge mit Überschallgeschwindigkeit die Stratosphäre durchflitzen.

In den Häusern selbst sind die Aufzüge — mehr als Abzüge benützt — und die Rolltreppen, gleich den Laufbändern in den Fabriken, in vollem Gange. Die Rechen-, Buchungs- und Diktaphonmaschinen in den Ämtern und Büros, die Verkaufs-Roboter in den Warenhäusern sowie die Bedienungs-Roboter in den Hotels und Haushalten arbeiten fieberhaft.

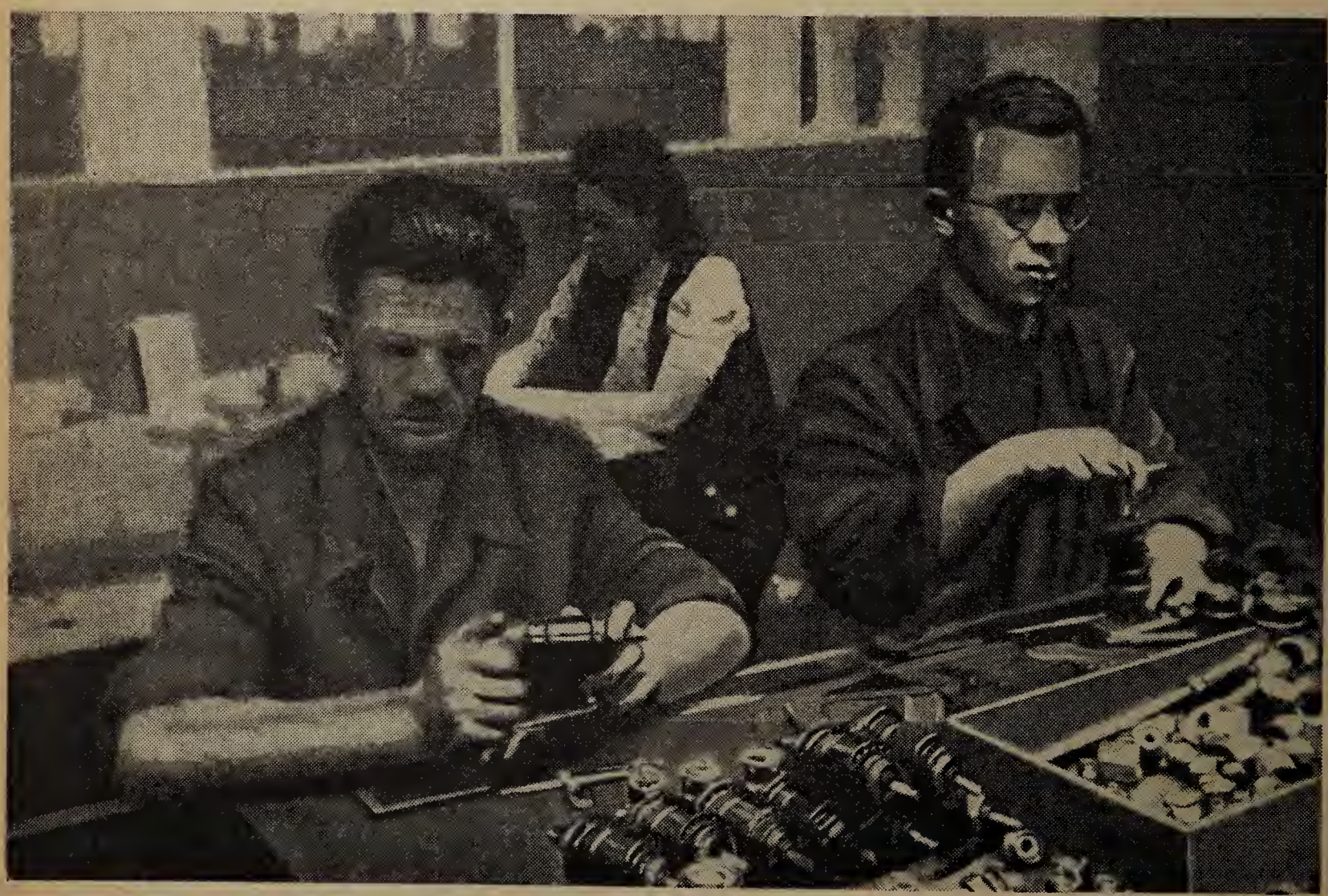
Die Televisions-Zentralen — Filmtheater gibt es nicht mehr — bringen die neuesten plastischen Farben-Raum-Ton-Filme sowie die Tages-Life-Sendungen — Wochenschauen sind überholt — mittels Fernsehübertragung aus allen Erdteilen in jedes Heim.

In der Oper ist eben Beginn der ersten Vorstellung — die zweite fängt um vierundzwanzig Uhr an — und es ist gerade Premiere dreier einaktiger, atonaler Opern-Musicals.

Während die Züge der Untergrund- und Hochbahn mit rasender Geschwindigkeit, teils unterirdisch, teils in schwindelnder Höhe, ferngelenkt die Häuserkomplexe, welche mittels Brücken verbunden sind, durchsausen, stauen sich auf den Straßen und Plätzen die Atom-Kraftwagen — das Verkehrsmittel der „Berufstätigen" — in Kolonnen zu zwanzig bis dreißig in der Reihe.

Und da geschieht das Eigentümlichste, das Seltsamste, das Verrückteste, das man sich nur denken kann.

Ein Herr tritt aus einem Hause und versucht zu Fuß über die Straße zu gehen.



Blinde bei der Montage von Fahrradnaben in einem Betrieb in Polen.

HEINZ REIN

TAGTRAUM

Wenn Sie einen, irgendeinen Gegenstand in die Hand bekommen, sagen wir einen Ring oder eine Vase oder auch eine ganz alltägliche Kinokarte, träumen Sie dann den Dingen ein bißchen nach? Ich meine, denken Sie in den Gegenstand etwas hinein, von der Rolle, die er spielte, von den Menschen, denen er gehörte, ja von dem Schicksal, das er vielleicht beeinflußte? Mir jedenfalls geht es so. Ich sehe, um bei den obigen Beispielen zu bleiben, dann eine Frauenhand, an die der Ring gesteckt wurde, eine schmale, zarte Hand mit beweglichen, schlanken Fingern und länglichen, mattglänzenden Nägeln (oder auch mit spitzen, dunkelrot lackierten Nägeln, es kommt ganz auf den Ring und auf meine Stimmung an). Oder ich sehe, wie eine schmale, zarte Frauenhand Blumen in die Vase steckt, sie anordnet . . . Merkwürdig, daß immer Frauenhände dabei sind! Auch bei der Kinokarte. Die hat natürlich ein Er gekauft, aber noch während da vorn auf der Leinwand die Wochenschau ablief, mit Ministerrede, Automobilrennen und Boxkampf, da hat dieser Er schon ihre weiche, schlanke, gepflegte Hand in die seine genommen . . .

Natürlich sind das nur Träume, sie hielten in den meisten, in den allermeisten Fällen einer Nachspürung wohl kaum stand, aber wer wird denn schon Träume an der harten Wirklichkeit messen wollen? Es könnte allerdings auch der Fall eintreten, daß man eine angenehme Überraschung erlebt, aber meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß diese Chance gering ist. Die Wirklichkeit ist selten angenehmer als ein solcher Tagtraum, und ich weiß schon, was ich sage, wenn ich behaupte: Welch ein Glück, daß wir nur selten in der Lage sind, solchen Träumen auf den Grund zu gehen. Wer es dennoch unternimmt, für den sind böse Enttäuschungen unausbleiblich. Träume, die wir auf die Erde, in den Alltag herunterholen und sie in unser profanes Leben genau einzupassen suchen, sie zerrinnen uns unter den Augen, sie narben sich in unser Gemüt, ja, sie beschämen unsere Phantasie. So erging es mir nämlich vor kurzem.

Ich saß in einem Gartenrestaurant, dicht am Wasser, der Himmel war von zartester, hellblauer Seide, der Wind sanft und warm wie ein Hauch aus schönem Frauenmunde, es duftete nach Wasser und Kiefernwald. Es war ein Tag, wie zum Träumen geschaffen. Nicht nur die Gedanken erhoben sich, auch die Schwere des Körpers war von mir abgefallen, und meine Augen sahen alles himmelblau.

Da erblickte ich unter meinem Tisch eine leere Flasche. Ich brauchte gar nicht so genau hinzusehen, ich wußte sofort, es war eine Sektflasche, eine gute, teure Marke, denn die Flasche war staubig. Es war kein gewöhnlicher Staub, es war Edelstaub, die Patina eines Weinkellers, in dem die Flasche lange gelegen hatte, für einen besonderen Anlaß aufgehoben worden war, und im Nu spann ich meinen Traum.

Ich sah ein junges, schönes, verliebtes Paar. Sie hatten sich aus der Stadt herausbegeben, waren Hand in Hand gewandert und auf einsamen Wegen stehengeblieben, um sich zu küssen, und dann waren sie hierher gekommen, in dieses Gartenlokal am Wasser, um irgend etwas zu feiern, den ersten oder den hundertsten Kuß, den Jahrestag ihrer Liebe oder den Beschluß, einander ganz anzugehören, oder . . . Nun irgend etwas zu feiern, und der junge Mann hatte sich nicht mit irgendeinem Glas Wein oder einem Glas Likör zufrieden geben wollen, der Anlaß schien ihm groß und würdig und schön genug, und da ihm für das geliebte Mädchen das Beste gerade gut genug war, kratzte er all sein Geld zusammen für diese Flasche Sekt. Der Wirt gab sie nur widerwillig her, aber er hatte dem Glück, das aus den Augen der jungen Leute leuchtete, nicht widerstehen können. Er öffnete die Flasche selber, der Korken knallte wie bei einem Feuerwerk in die Luft, er goß ein und stand noch dabei, wie die jungen Leute anstießen und tranken, Blick in Blick getaucht, und voller banger, süßer Erwartung. Eine schlanke, zarthäutige Mädchenhand hob den Kelch ein wenig und führte an ihn ihre roten, leicht geöffneten Lippen, sie trank nicht nur den Sekt, sie trank auch die Liebe . . .

Hier riß mein Tagtraum jäh ab. Nicht etwa, daß mir nun die Phantasie ausging, sondern . . . Sie werden nun, vielleicht ein bißchen schadenfroh, denken, die Flasche Sekt sei nicht von meinem schönen, verliebten, jungen Paar, sondern beispielsweise von einem dicken, groben Schrotthändler und seiner . . . nun, seiner sogenannten Sekretärin getrunken oder mit ihr sei ein saftiges, nicht ganz sauberes Geschäft begossen worden oder . . . Nein, so war es glücklicherweise nicht, aber . . .

Ja, ein alter Mann mit einem zerlöcherten Strohhut und einer Angelrute trat an meinen Tisch und machte irgendeine unbestimmte, wohl entschuldigende Handbewegung, dann bückte er sich und nahm die Flasche an sich. „Da bewahre ich meine Regenwürmer drin auf", murmelte er. Jetzt, da er die Flasche gegen die Sonne hob, sah ich es ebenfalls und auch, daß es gar keine Sektflasche war. Es war eine Flasche, in der früher einmal Apfelsaft gewesen war. Es war ein wenig enttäuschend, aber ich fing mich sogleich wieder. Weshalb sollte das verliebte Paar, vor ein paar Tagen oder im vorigen Monat oder sonstwann, nicht auch Apfelsaft getrunken haben? Die Liebe bedarf des Sektes nicht, sie ist selber Sekt genug, und die Phantasie bedarf des Sektes erst recht nicht.

Und doch ist es gut, die Phantasie nicht mit der Wirklichkeit zu konfrontieren. Denn nicht jeder Tagtraum ist elastisch genug, um ihrem Anprall zu widerstehen.

EIN BRIEF AUS CARACAS

Zusammen mit einem 55-Dollar-Scheck traf beim Obmann der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ein Schreiben mit folgendem Inhalt ein:

Sehr geehrter Herr Vogel!

Wir möchten nun, allerdings mit einiger Verspätung, Ihren freundlichen Brief beantworten und auch ein kleines positives Ergebnis mit übersenden. Wir haben gerne Ihrer Bitte entsprochen, nur ist eben leider unser Bekanntenkreis nicht so groß, so daß das Ergebnis vielleicht nicht so ausgefallen ist, als vielleicht anzunehmen war.

Gewiß denkt man sich, drüben — und man hat auch sehr recht dabei — in Südamerika, speziell in Venezuela, gibt es viel Geld — und wenn für weiß Gott was alles Geld ausgegeben wird, so könnte doch auch ein Teil davon für hilfsbedürftige Erblindete sein. Aber an fremde Menschen hier mit dieser Bitte heranzutreten ist halt recht schwer, erstens gibt es das ganze Jahr über die verschiedensten „Sammelwochen", einmal fürs Rote Kreuz, dann für die alten Leute, dann für Krebs- und Tbc-Bekämpfung usw., und dann hört man auch den Einwand, den man leider nicht entkräften kann, daß es hier im Lande selbst, trotz des vielen Reichtums auf manchen Seiten, unverändert wie seit eh und je ganz bittere Not gibt, die nach Hilfe ruft.

Unsere Bewunderung gilt Ihnen und den übrigen Organisatoren der Hilfsgemeinschaft, daß Sie es doch erreicht haben, in so großem Umfang zu helfen und zu sorgen, und es stimmt einen ganz eigenartig; wenn man nämlich die Welt so im ganzen anschaut, möchte man es gar nicht glauben, daß unter der rauhen und gar oft mitleidslosen Schale, die die meisten zur Schau tragen, doch oft ein ganz anderer, menschlicherer Kern steckt, der einer Aufforderung für ein kleines gutes Werk doch willig Folge leistet. Auf die Aufforderung oder auf ein Beispiel kommt es eben an.

Wir möchten Ihnen auch sehr für die Zeitschrift „Unser Schaffen" danken, sie ist sehr unterhaltsam zusammengestellt und überaus interessant.

. . . Anbei ist ein Scheck auf Ihren Namen über den Betrag von 55 Dollar für Ihre Hilfsorganisation, den wir von unseren Bekannten hier zusammenbrachten. Wie gesagt, es hätte uns sehr gefreut, wenn es mehr gewesen wäre, aber das ist eben durch die kleine Zahl der Spender bedingt. Wir wünschen Ihrer Organisation weiterhin alles Gute und daß dieses großartige Hilfswerk so vielen Menschen als nur möglich bekannt werden möge, zu deren eigenem Heil und zum Wohle der Betreuten.

Nehmen Sie nun unsere besten Wünsche, auch für Ihre Person, entgegen und herzliche Grüße

von Heinrich und Elfriede Lechner

HERBERT LIEGL

Abenteuer mit korsischen Banditen

Im Sommer 1952 brannte eine strahlende Sonne vom wolkenlosen Himmel auf die herrliche Mittelmeerinsel Korsika. Es war für mich der letzte wolkenlose Sommer, denn schon im nächsten Jahr begannen sich bereits die ersten Schatten über meine Augen zu senken. Damals nahm ich die bunten Bilder dieser traumhaft romantischen Insel noch mit allen Sinnen wahr. Ein zweiwöchiger Aufenthalt im Lager des Touristenvereins „Die Naturfreunde" bei Calvi bleibt mir daher auch immer lebendig in Erinnerung. Hier ein kleines Erlebnis davon.

Wie allabendlich war ich wieder mit der Feldflasche zur Quelle gegangen. Dort floß das weiche, für diese heiße Insel so überraschend kühle Wasser in nie versiegendem Strahl zwischen den Steinen hervor. Umgeben war dieser Platz von einem hohen bambusartigen Dickicht, das die Quelle immer schattig hielt. Hier merkte man es auch nicht sogleich, wenn sich die auf Korsika rasch hereinbrechende Dunkelheit über das Land senkte.

So war ich daher auch etwas überrascht, als ich aus dem Dickicht hervortretend die bereits hereingebrochene Nacht bemerkte. Aber welche Nacht!

Von dem tiefblauen Himmel hingen große gelbe Sterne, anscheinend zum Greifen nahe. Das Meer vor dem Pinienwäldchen war pechschwarz und zeigte keine der vielen Farben mehr, die es am Tage so oft wechselte. Die von der Sonne braungebrannte Buschsteppe hinter dem Strand war nicht mehr zu erkennen, nur der Duft tausender Gewürzsträucher entstieg ihr und lag wie ein schweres Tuch über der ganzen Insel. Das schrille Zirpen der Zikaden schien das einzige Leben zu sein, das diese Erde trug, wenn man von den fernen Lichtern der Stadt jenseits der Bucht absah. Dort drüben thronte auch der schwere Block der Zitadelle von Calvi auf einem Felsvorsprung weit ins Meer hinaus.

Ja, diese gewaltigen Mauern waren wohl noch das einzige, das von der bewegten Vergangenheit dieser Insel geblieben war; und die Ansichtskarten mit dem Bild des letzten korsischen Banditen, die man überall kaufen konnte!

Während ich dies dachte, schritt ich bereits durch den feinen, grauen Sand des Weges, der links und rechts mit den hier üblichen brusthohen Steinmauern und Dornenhecken eingefaßt war. Noch trennten mich etwa 300 Meter von unserem Lager, als ich vor mir einige dunkle Gestalten am Wege stehen sah.

Sie schienen auf mich zu warten, und ich weiß nicht, warum mir dies plötzlich unangenehm war. Irgendwie kamen mir die boshaften Bemerkungen meiner Arbeitskollegen über die Räuber auf Korsika in Erinnerung, tauchten irgendwelche Romangestalten in meinem Gedächtnis auf und manche Filmszene wurde wieder lebendig. Aber Unsinn, dachte ich mir, Banditen gibt es auf Korsika nicht mehr! Und vor allem: keine Angst zeigen . . .

Ich faßte also meine Feldflasche fester an, wobei ich noch mit Genugtuung bemerkte, daß ich außer ihr, einer Badehose und einem Strohhut nichts bei mir hatte. Dann schritt ich, mit den nackten Sohlen fest auf den Sand klatschend, weiter. Ich konnte nun schon ausnehmen, daß es sich um fünf Männer handelte, die dicht beisammen-

standen und mir entgegenblickten. Nur keine Angst zeigen . . .

Als ich bis auf wenige Schritte an sie herangekommen war, traten sie auseinander. Zwei nach links, die anderen drei nach rechts. Dazwischen ließen sie einen Weg für mich frei. Aha, sie wollen mich also in die Mitte nehmen! Nur keine Angst . . .

Jetzt war ich an sie herangekommen und bemerkte, daß alle fünf mindestens um einen Kopf größer waren als ich. Es war inzwischen so dunkel geworden, daß ich weder ihre Gesichter noch ihre Kleider erkennen konnte. Sie sprachen auch kein Wort. Mit langen Schritten versuchte ich, zwischen ihnen durchzukommen. Nur keine . . .

Da sprach mich auch schon einer von ihnen in furchtbar schlechtem Französisch an. Aha, die Kerle waren nicht einmal der offiziellen Landessprache mächtig! Ich selbst sprach zwar auch nur ein paar Brocken Französisch, konnte aber doch soviel entnehmen, daß sie mich nach dem „Camp Autrichien" fragten. Schnell deutete ich auf das Wäldchen vor uns und erklärte ihnen, daß wir ganz nahe davor stünden. Ich weiß nicht, ob sie mein Phantasie-Französisch verstanden hatten; sie blickten sich jedenfalls gegenseitig an und blieben unschlüssig stehen. Diese Gelegenheit wollte ich schnell benützen und weitergehen. Aber da wandte sich schon wieder einer von ihnen an mich: „Ach, sind Sie vielleicht Österreicher? Wir sprechen so schlecht französisch, da könnten wir doch deutsch reden!"

Nun mußte ich aber herzlich auflachen: „Ich spreche selbst nicht französisch! Aber woher kommen Sie denn?" Und nun erfuhr ich, daß es sich bei den fünf großen Burschen um Holländer handelte. Sie wollten das österreichische „Naturfreunde"-Lager besichtigen und sich erkundigen, wie wir mit der großen Hitze fertig würden. Sie klagten darüber, daß sie fast nichts essen könnten und am liebsten den ganzen Tag im Wasser liegen möchten.

Während wir unseren Zelten zuschritten, berichtete ich unseren holländischen Gästen, daß es uns in den ersten Tagen genau so ergangen sei. Nun aber, so konnte ich sie beruhigen, hatten wir uns schon völlig akklimatisiert. So wurde es noch ein recht gemütlicher Abend beim Lagerfeuer. Und als der Mond wie eine große Orange aus dem Meer emporstieg und lange gelbe und silberne Streifen auf die Wellen malte, verabschiedeten wir uns mit einem kräftigen Händedruck von den jungen, sympathischen Holländern. Die Geschichte von den korsischen Banditen haben sie allerdings nie erfahren . . .

Die Landschaft und die Typen der Insel Korsika bleiben jedem unvergeßlich.

Die Medizin gibt niemals auf

Immer mehr Kranke, die noch vor wenigen Jahren trotz aller verzweifelten Bemühungen ihrer Ärzte an ihrem Leiden gestorben wären, bleiben heute am Leben. Sie verdanken ihre Rettung nicht irgendeinem einzelnen Wundermittel, sondern einem Zusammenwirken von Erfindungsreichtum, Wagemut und Zuversicht, das der modernen Medizin ein glänzendes Zeugnis ausstellt.

Ein Beispiel. Im Jahre 1950 brachte man einen kleinen Jungen ins Krankenhaus. Sein Zustand war kritisch: Bauchfellentzündung infolge von Blinddarmdurchbruch. Man behandelte ihn vierundzwanzig Stunden lang mit starken Antibiotikaspritzen, doch hatten Bakterien und Entzündungsgifte offenbar schon allzusehr gewütet — der kleine Patient war kaum noch zu retten. Jetzt spritzte man außer den nach wie vor in starken Dosen gegebenen Antibiotika auch noch in großen Mengen das Hypophysenhormon ACTH. Das war eigentlich eine wissenschaftliche Ketzerei, denn wenn dieses Hormon auch dem Entzündungsprozeß begegnet, bestand doch Gefahr, daß es zugleich die Invasion der Bakterien förderte. Doch schon nach nur eintägiger kombinierter Behandlung saß das Kerlchen aufrecht in seinem Kinderbett und spielte, als wäre es nie krank gewesen. Daraufhin ließ man die Hormonspritzen weg. Zwei Tage später war das Kind wieder todkrank. Man verstärkte die Wirkung der weiterhin gespritzten Antibiotika achtundvierzig Stunden lang nochmals durch ACTH. Wieder trat eine Besserung ein, und diesmal hielt sie an. Die Entzündung ging zurück, und mit den Bakterien wurden die Antibiotika allein fertig. Der Junge erholte sich so weit, daß man endlich operieren konnte. Die Entfernung eines Abszesses, der zurückgeblieben war, schloß die Behandlung ab.

Auch eine hartnäckig fortgesetzte Behandlung mit einem scheinbar versagenden Mittel kann in hoffnungslosen Fällen unter Umständen doch noch Erfolg bringen. Vertrauen zum Arzt kann einen Patienten befähigen, jahrelang eine äußerst gewagte Behandlung durchzustehen — bis es doch noch zu einem guten Ausgang kommt. Wenn einmal ein fortlaufend verabreichtes Mittel nicht hält, was es verspricht, gibt sich die medizinische Wissenschaft deshalb noch lange nicht geschlagen. Ihre zähe Beharrlichkeit führt neuerdings zur Rettung zahlloser Menschenleben. Daß die Zahl der medizinischen Entdeckungen so lawinenartig anschwillt, ermutigt die Ärzte, immer kühner zu werden. Die Hoffnungslosen von gestern rufen uns zu: „Niemals aufgeben! Vielleicht ist schon Hilfe unterwegs!"

DAS ABENDBILD

Der Abend rieselt blau hernieder,
Kein Vöglein singt mehr dort im Baum,
Die Sterne all sie leuchten wieder
Im rätselhaften Weltenraum.

Ein Tag der Arbeit ist zu Ende,
Der viele Mühen dir gebracht.
Nun ruhe aus die müden Hände
Bis froh der Morgen dann erwacht.

Denk nach o Mensch und sei zufrieden,
Wenn du der Arbeit Rad darfst drehn.
Nicht jedem ist das Glück beschieden,
Daß er gesund ans Werk kann gehn.

Rudolf Biezic

AUFLÖSUNG DES RÄTSELS DER VORIGEN NUMMER:

1. Boehmen
2. Lager
3. Inklusive
4. Naderer
5. Daenemark
6. Eichkatze
7. Neuerung
8. Drillich
9. Anklang
10. Nachen
11. Korrepetitor

Von oben nach unten gelesen:

1. Reihe: Blindendank
4. Reihe: Helen Keller

KARIN RÖTZER

LUFTBALLONS

Im allgemeinen sind sie einander gleich, zart wie feines Glas, schwerelos schwebende, leichte Zaubergebilde, bestimmt, zu beglücken.

Kinder lieben grelle, intensive Farben, dies muß wohl so sein, liegt doch in ihnen Freude und Kraft und diese braucht ein gesundes, kleines Menschenkind in ganz gehöriger Menge. Die zarten, blassen Ballons haben dem Auge weniger zu bieten, wenngleich in ihrer unwahrscheinlichen Helle Anmut und Zauber liegen.

Der Bub, dem der eben noch so stolze, pralle Luftballon geplatzt ist, blickt erschrocken und enttäuscht auf das farblose, zusammengeschrumpfte Etwas, das unansehnlich am Schnürchen baumelt. Es ist nahezu heldenhaft, wie der Knirps, schon ein kleiner Mann, Haltung bewahrt, obgleich sein Kindertraum so jäh zu Ende ist, daß er am liebsten geweint hätte.

Wie oft, da wir noch kleine Mädchen waren, uns ein Luftballon entglitten war? Hui, wie behende er aufstieg ins Blaue! Mit Tränen in den Augen hatten wir ihm nachgeblickt, bis Mutter tröstete: „Er ist in den Himmel geflogen" und einen neuen Ballon erstand.

Später hat man zumeist vergessen, wieviel Glück und Leid der erste Luftballon in sich geborgen hatte. Mag sein, daß man sich im Laufe der Jahre damit abfand, daß sie keinen Bestand haben.

Wie viele Ballons sind doch später, da wir längst keine Kinder mehr waren, geplatzt, erbärmlich eingeschrumpft oder entflohen! Erst war es einer, dann viele, am Ende alle; und wieviel Hoffen und Zuversicht sich in Verzicht und Leid verwandelte, wenn unsere Wünsche und Träume, kaum erstanden, ins All entschwanden!

Die Ballonfrau steht irgendwo in der Helle des Sommertages mit unendlichen Bündeln Luftballons. Sie leuchten und knistern und rauschen, wenn sie im leisen Windhauch aneinanderprallen.

Ich freue mich plötzlich, wie einmal, da ich noch eine Haarmasche trug und ahnungslos durchs Leben ging.

Doch ich stehe im Schatten eines Baumes, der längst verblüht ist — und möchte keinen Luftballon mehr, denn ich weiß um die Vergänglichkeit des Irdischen.

Ein durchsichtiger, weißer Ballon muß es gewesen sein, der mir die Unbeschwertheit und den Märchenglauben meiner Kindheit fortgetragen hat bei seinem Flug nach oben!

Und jener satte, blaue war wohl mit der Romantik und den Idealen meiner Jugend geradewegs ins Wolkengebilde geflüchtet.

Der leuchtendrote, verheißungsvollste — ich hätte ihn gar zu gern behalten — war allzuschnell meiner Hand entglitten. Er war flüchtig wie Rauch und falsche Schwüre, und mit ihm war meine große Liebe von mir gegangen.

Und wie viele waren ihnen gefolgt!

Einen blaßgelben, kleinen Ballon hielt ich noch am Schnürchen, bis auch er sich eines Tages befreite und seinen Flug zur Sonne nahm. Ganz langsam schwang er sich anfangs nach oben, wohl, um mir Zeit zu lassen zur Besinnung. Er stahl mir, was mir noch geblieben war!

Ich hatte ihm nachgesehen und flüchtete zurück zum Glauben meiner Kindheit:

Ob er vielleicht in den Himmel geflogen ist?

Doch hatte ich keine Träne mehr, aber auch kein Lächeln.

Es war ja auch mein letzter Luftballon.

ERBLINDET

Unsel'ger tausendfach, denn blind geboren,
Unsel'ger ist, der erst das Licht verloren,
Da er zuvor geschaut des Tages Pracht:
Der Sonne Gold, am Firmament die Sterne,
Der Heimat Berge und die duft'ge Ferne,
Das Meeresleuchten und des Himmels Blau,
Des Kindes Lächeln und die Ros' im Tau —
Und dann erst ward gesenkt in ew'ge Nacht.
Sehende, ergreift euch nicht das Bild
Der Träne, die aus blindem Auge quillt?

Aus dem Nachlaß von Alfred Graf Alberti Pogir

D. ZAMPACH

Onkel Rudi kann alles

„Es ist doch gut, wenn der Mensch Verwandte besitzt, die alles können", sagte Tante Rosa zu mir, als sie mich besuchte. Sie betrachtete meine Wohnung, die ich seit Jahren nicht reparieren lassen kann, weil, nur weil eben die Professionisten alle zuviel zu tun haben und wegen einiger kleiner Reparaturen einfach nicht kommen. Denn: Die Arbeitszeit ist zu teuer für den Meister und schon gar für den Angestellten. Also geht bei mir alles kaputt und ich bin nur eine Frau, leider kein Bastler und kann selbst gar nichts tun. Außerdem hat man sonst genug Arbeit und kommt einfach nicht dazu.

„Du mußt dir raten lassen", sagte Tante Rosa sehr huldvoll, „nichts ist schrecklicher als wenn man seine Wohnung nicht in Ordnung hat, wie das bei dir der Fall ist. Siehst du, bei mir ist alles wie aus dem Schachterl", fährt sie fort. „Ich habe für den Winter schon Kohle, wenn sie jetzt auch wieder anzieht, macht mir das nichts; mein Quantum ist im Keller eingelagert und ich werde immer ein warmes Zimmer haben."

„Und wer, liebe Tante, wird dir die Kohle vom Keller hinauf in die Wohnung schleppen?" fragte ich.

Tante sah mich lächelnd an und meinte: „Natürlich Onkel Rudi. Wozu hat man einen Mann, meine Liebe. Ja, wenn man es versäumt, sich rechtzeitig einen guten, braven und tüchtigen Mann zu finden, dann —"

„Oh, ich fühle mich allein ganz wohl", warf ich ein, „ich kann dir nur sagen, ein Mann, der da ist und da ist und immer da ist, der würde mich nur stören, ich bin ganz gern allein."

„Möglich", sagte Tante Rosa, „jeder hat eben seine Eigenheiten, aber dafür, daß ich einen Mann habe, bin ich so glücklich, eine reizende Wohnung zu besitzen mit allem Komfort. Also laß einmal sehen, wo es bei dir fehlt." Sie ging durch meine Zimmer und beäugte alles: „Aha, der Küchenkasten klemmt! Da müssen neue Scharniere herein — die Rolloschnüre sind kaputt! Na, die Wasserleitung müßte wohl auch nachgesehen werden, das tropft, das tropft, weißt du, wieviel Wasser da davonfließt — unbenützt!" schalt sie.

„Ich sagte dir ja schon, die Leute kommen nicht und ich selbst . . ."

„Das ist es eben!" klagte Tante Rosa. „Sowas macht man immer selbst. Na ja, ich habe eben den Onkel Rudi, der kann alles, und da brauche ich nicht herumzulaufen und die Leute schön zu bitten, daß sie kommen, denn natürlich kommen sie nicht und wenn sie jemand schicken, kann er nichts und außerdem kostet es einen Haufen Geld. So hatte ich neulich im Badezimmer eine kleine Sache, das Wasser lief nicht, ich holte mit viel Bitten den Installateur, was sage ich, er versprach, einen jungen Mann zu schicken, er schickte ihn auch, der stellte das ganze Badezimmer auf den Kopf, dann ging er wieder, aber das Wasser lief nicht, dafür mußte ich 40 Schilling Arbeitszeit bezahlen, ich hab' ihn dann hinausgeworfen und Onkel Rudi hat alles in Ordnung gebracht. Ja, weißt du, ich werde dir Onkel Rudi schicken, wozu hat man Verwandte, nicht wahr? Er wird dir alle kleinen Schäden reparieren, das kostet gar nichts und alles ist in Ordnung. Sobald er mit dem Garten fertig ist, oder wenn es regnet, so kommen wir beide und Onkel macht alles in Ordnung. Oh, du brauchst gar keinen Bohnenkaffee zu kochen, zu Hause kriegt er auch keinen und ein bißchen Kuchen, aber ganz leichten, kannst du ja machen. Also wann paßt es dir denn?"

Ich sagte, daß ich mich gern nach Onkel Rudi richte und wir vereinbarten einen Nachmittag, falls es regnet und Onkel nicht im Garten arbeiten mußte. Zunächst erschien Onkel Rudi allein, er wollte sich die verschiedenen Schäden ansehen, ehe er sein ganzes Werkzeug mitbrachte, und so gingen wir vom Zimmer zum Schlafzimmer, dann zur Küche, Badezimmer usw. und Onkel beäugte alles und versprach, mit Tante Rosa zu erscheinen. In der Küche schaute er den Küchenkasten an und meinte: „Rosa hat es mir schon gesagt, daß der Kasten nicht

schließt.“ Er hob die Türe ab, meinte, die Scharniere seien schlecht und er müsse neue anschaffen, er wollte sie mitbringen. Überhaupt hatte er die meisten Werkzeuge vergessen, hingegen kramte er aus seiner Tasche eine Tüte hervor und noch eine Tüte und meinte, das wäre Bohnenkaffee, und da Tante Rosa keinen trinken dürfte oder wollte, so bat er mich, ein feines Täßchen für ihn und mich zu brauen, dazu hatte er Kuchen mitgebracht und wir beide saßen ohne Reparatur bei einer ganz prachtvoll duftenden Schale Kaffee und freuten uns über die Schäden, die Onkel reparieren würde. Onkel kroch dann noch in den Ofen, um etwas zu leisten, behauptete, der hätte zuviel Zug und er müßte ihn ausschamottieren. Darauf bin ich neugierig, denn das macht eine heillose Wirtschaft, das kenne ich schon! Auch den Badeofen wollte er reparieren und die Rolloschnüre. Er wollte auch diesen Schaden genau besehen, damit er Tante Rosa sagen konnte, er hätte schon etwas geleistet. Ich mußte ihm helfen, das Oberlichtfenster abheben, dabei ließ er es aber fallen, beinahe wäre er mit dem Kopf durch das Glas gekommen, ich konnte das grade noch verhindern, aber er ließ es fallen und nun ist das Glas hin. Dazu müßte aber der Glaser kommen, sagte er, das könne er nicht selbst machen, weil er kein Glas hat.

Endlich verabschiedete er sich, nachdem er sich gründlich von der Ofenbesichtigung gereinigt hatte, und versprach zu kommen, und ich bin nun neugierig, was sich da noch begeben wird. Aber wir hatten einen gemütlichen Nachmittag — ohne Tante Rosa — bei Kaffee, bestem Bohnenkaffee, und Kuchen und waren vergnügt und das, meinte er, wäre auch was wert.

Also am nächsten Tag regnete es und Onkel Rudi kam mit Tante Rosa und einem enormen Werkzeugkasten, den er schleppte, und wollte nun alles in Ordnung bringen. Ich war neugierig, was dabei herauskommen würde. Mein Küchenkasten steht noch immer da und wartet auf die neuen Scharniere, denn die hat Onkel Rudi vergessen. Ich hatte natürlich einen feinen Kuchen gebacken, denn Tante Rosa mußte auch für ihre Mühe, daß sie mir Onkel Rudi empfohlen hatte, was bekommen. Darüber war sie recht erfreut.

Aber als sie den schönen Kuchen sah, tadelte sie mich. „Der ist zu frisch, den kann meine Leber nicht vertragen, ich esse nur altbackenen Kuchen. Bitte geh zum Bäcker und kaufe für mich zwei altbackene Semmel“, erklärte sie, „Onkel Rudi kann den frischen Kuchen vertragen, der hat, was man so sagt, einen Saumagen.“

„Nun, ich esse auch gerne frischen Kuchen“, bemerkte ich, „aber ich will dir schnell altbackene Semmel besorgen.“

„Warte, ich gehe mit!“ rief Tante Rosa. „Ich besorge auch was und Onkel Rudi kann einstweilen allerhand hier reparieren.“

Wir überließen also Onkel Rudi seinem Schicksal und meine Wohnung, und mir schwante nichts Gutes. Er war eben dabei, die Wasserleitung zu reparieren, als wir gehen wollten, aber es ergoß sich eine solche Menge Wasser in mein Badezimmer, daß ich schleunigst eingreifen mußte und den Haupthahn abdrehen. Als wir endlich fortgingen, hatte sich Onkel an den Badeofen herangemacht und ich ermahnte ihn noch, recht vorsichtig zu sein. Tante Rosa lief davon, sie hatte irgendwelche geheimnisvollen „Besorgungen“ zu machen, davon Onkel Rudi nichts wissen sollte. Ich ging zum Bäcker, aber da es noch nicht vier Uhr war, mußte ich warten, es standen schon eine Menge Leute da, die auf das frische Gebäck warteten. Endlich wurden wir eingelassen und ich bekam meine Semmeln und ging vergnügt wieder nach Hause, da Onkel doch alle meine kleinen Schäden umsonst in Ordnung bringen würde. Aber da hatte ich mich getäuscht! Als ich den Flur betrat, merkte ich schon, daß es schrecklich nach Rauch roch und vor meiner Türe standen eine Menge Leute, die alle überlegten, ob sie die Türe aufsprengen sollten. Endlich kamen ich und der Hausbesorger, und er wollte sich daranmachen, die Türe aufzusprengen, aber da ich die Schlüssel hatte, so ließ er mich aufsperren.

„Gott sei Dank, daß Sie kommen!“ riefen einige Frauen. „Es muß etwas passiert sein, es hat doch einen argen Knall gegeben!“

Der Hausbesorger und ich öffneten die Türe. Zunächst sahen wir nichts wie dichten Qualm, der uns entgegenkam. Endlich lichtete er sich ein wenig und ich sah auf dem Boden Onkel Rudi sitzen. Kohlschwarz war er und

hielt sich den Kopf mit beiden Händen. „Was ist denn passiert?“ fragte ich, aber er gab keine Antwort. Hingegen sagte der Hausmeister: „Da muß ja was explodiert sein!“ Und schon bemerkten wir, daß sich oben im Vorsaal ein großes Loch zeigte und darin hing der Badeofen, er war durch die Wand geflogen und in der Wand hängengeblieben. Dabei mußte Onkel Rudi auch was abbekommen haben.

Wir halfen ihm aufstehen und, du lieber Gott, wie sah er aus! Und nun fing er endlich an uns zu erklären, was passiert war. Er hatte den Zugang vom Gas ein „wenig ausgeputzt“, dann hatte er versucht, den Ofen anzuzünden, der brannte aber nicht und plötzlich gab es einen Knall und der Ofen flog durch die Wand. Das war alles, so meinte er, und es wäre ja eigentlich nichts passiert und den Schaden würde er schon reparieren lassen.

Nun erschien zu alledem auch Tante Rosa und es hagelte nur so an Vorwürfen und Ratschlägen auf den armen Onkel Rudi. Mir tat er leid und ich wärmte ihm Wasser und bat ihn, sich zu waschen, denn er sah skandalös aus. Inzwischen deckte ich den Teetisch und nachdem wir alle bei Tisch saßen und Onkel wieder manierlich aussah, hob sich die Stimmung. Onkel versprach, bald wieder zu kommen und alles in Ordnung zu bringen — was ich nicht für möglich halte. Denn ich habe nun ein kaputtes Fenster, einen desolat aussehenden Wasserspeicher, eine tropfende Wasserleitung, einen kaputten Küchenkasten und wäre so glücklich, wenn ich all die kleinen Schäden noch besäße und Onkel Rudi bei mir nicht gebastelt hätte.

GROSSBRITANNIEN

In St. Dunstans Blindeninstitut beteiligen sich Blinde an Gesellschaftsspielen. Unser Photo zeigt einen Behelf mittels dessen ein Blinder am Zielschießen (mit gefiederten Pfeilen) auf eine Scheibe teilnehmen kann.

HEINZ APPENZELLER

ALLERLEI ERLEBNISSE

I. Heitere und heikle Begegnungen und Begebenheiten

„Aber nein! Wie können Sie auch nur! Mitten im ärgsten Verkehr! Ist das nicht viel zu riskiert? Oder können Sie etwa doch noch ein wenig, wenigstens einen Schimmer, sehen? . . .“ So etwa pflegt man sich immer und immer wieder darüber aufzuhalten oder ob der scheinbar unbestreitbaren Unvorsichtigkeit lebhaft zu entrüsten, wenn man mitansieht, wie ich als Blinder mitunter mutterseelenalleine meine Gänge durch die belebtesten Straßen Zürichs hin zu meinen Kunden, zu den Buchhändlern, Druckern, Redaktoren mache, oder als sich selbst verpflegender, alleinstehender Junggeselle meinen an sich hausfraulichen Obliegenheiten nachgehe. Erkläre ich jedoch dann lachend, daß ein bißchen Risiko wohl sowieso zum Leben gehöre und daß für einen Blinden die Orientierung um so leichter sei, je dichter der Verkehr wäre und je mehr Menschen es auf der Straße habe, da man dann vermittelst der Geräusche ganz genau sich vorstellen könne, wo die Fahrbahn und wo das Trottoir sind. Wenn ich dann weiterhin aufdecke, wie sich beim Blinden mit der Zeit nicht nur ein starkes Gefühl für Richtung und Entfernung, sondern auch ein in seiner Beschaffenheit noch ungeklärtes Empfinden für die nahen Gegenstände sich entwickelt; wenn ich vielleicht noch darauf hinweisen muß, daß ein pflege- und wartungsbedürftiger Hund für mich eher hinderlich als von Nutzen sein dürfte, dann wundert man sich zwar stets noch ein Weilchen, um mit der Zeit aber doch zu begreifen, daß es so wohl am ehesten gehe. Je nach der Örtlichkeit und den Umständen taste ich mich entweder mit dem weißen Stock, jenem offiziellen Kennzeichen der Blindheit, dem Randstein entlang, oder ich bewege mich in einem gewissen Abstand von den Häuserreihen fort, von denen ein deutliches, ihr Vorhandensein anzeigendes Empfinden ausstrahlt. Hat es viele Fußgänger auf dem Gehsteig, so ist die Sache besonders einfach. Man muß sich dann nur möglichst in der Mitte des Getrappels der davonhetzenden Menge halten. Und hat man das Glück, sich einem laut quietschenden Schuh an die Fersen zu heften und hinterdrein laufen zu können, dann kommt man auch als Blinder ohne besondere Beschwer so schnell wie der Sehende vom Fleck. Etwas tragisch wird die Situation nur dann, wenn die betreffende Person mit dem geräuschvollen Absatz zur holden Weiblichkeit gehört und, ohne daß sie wagt, sich umzuschauen, weil sie sich verfolgt glaubt, in einem für einen nachfolgenden Blinden dann doch zu übersetzten Tempo das Weite sucht. Zum Glück ist ja die Beziehung des „Von-einander-Abhängigseins“ eine allgemein menschliche. Sonst wäre man ja in der Tat als Behinderter andauernd stärksten seelischen Bedrückungen ausgesetzt. Es heißt zwar: „Was man ist, das bleibt man andern schuldig“ (Goethe); aber nur wer empfängt, vermag auch seinerseits wieder zu geben. Und wer als Blinder gelernt hat, möglichst alles auch allein bewältigen zu können, der nimmt auch gerne und dankbar wiederum die Hilfe der andern an, der läßt sich gerne von einem hilfsbereiten Polizisten oder Samariter über die Straße geleiten oder von irgendeinem Passanten ein Stück Wegs mitnehmen. Da muß ich dann nur immer mit aller Entschiedenheit abwinken, wenn jemand, trotzdem er offensichtlich in Eile ist, sich als Sehender verpflichtet fühlt, einen Umweg zu machen, um dem Blinden das Geleit zu geben. So ist es dann doch nicht gemeint! Im übrigen macht es mir immer sehr viel Spaß und Freude, wenn ich dergestalt mit interessanten Menschen in Berührung komme und wissenswerte Dinge in Erfahrung bringen kann. Da ich eine ganze Reihe von Sprachen beherrsche, so komme ich oftmals mit Ausländern ins Gespräch, die dann höchst erstaunt sind, wenn ich am Akzent, mit dem sie deutsch sprechen, herausmerke, welches ihre Muttersprache ist. Da kann ich dann auch meinerseits vielfach hilfreiche Auskünfte erteilen. Als ich allerdings einmal von einem amerikanischen, katholischen Priester, dessen „Steckenpferd“ — so drückte er sich aus — der Spiritismus sei, nach Adressen von spiritistisch begabten Persönlichkeiten ersucht wurde, da war ich

doch ein wenig überfragt. Hingegen konnte ich dem armen Kapitän aus Westindien helfen, der in der schönen Limmatstadt Anker geworfen hatte, um das liebe alte Zürich anzusehen und kennenzulernen. Nun war er verzweifelt die Bahnhofstraße hinauf und hinunter gerannt und meinte jetzt zu mir, derartige Bankpaläste und Warenhäuser fänden sich doch von Westindien bis England in jeder Stadt, was das denn so Besonderes sei. Und doch mußte er schließlich seinem sonst so zuverlässigen Reiseführer recht geben, nachdem ich ihm ein wenig die Altstadt, das Niederdorf gezeigt hatte, und was sich sonst noch an mindestens 500 Jahre alten Sehenswürdigkeiten auftreiben ließ. Beim ergiebigen Mahle im historischen Zunfthaus taute er dann vollends auf, erzählte allerlei Seemannsabenteuer und war seinerseits ganz Ohr für das, was ich von unserem Lande und von persönlichen Erlebnissen zum besten zu geben hatte. Was hat man doch nicht alles für Erlebnisse! Vor den blitzschnellen und mitunter sogar ganz geräuschlosen Vierrädlern habe ich an sich einen ordentlichen Respekt, und zwar nicht erst, seitdem ein rückwärts in eine Einfahrt hineinmanövrierender Wagen mich im Schuß beiseitegepufft und ein anderer an einer der engsten Stellen des Niederdorfs den Stock mit dem Vorderrad aus der Hand geschlagen hatte!

Letzthin allerdings führte eine solche kritische Situation zu einer ganz amüsanten Begebenheit: Da stoppt plötzlich dicht neben mir ein Auto mit kreischenden Bremsen. Der Fahrer schaut heraus und meint: „Ach, ich hab' Sie jetzt gar nicht gesehen!" — „Was", meinte ich, „sind Sie etwa auch blind? Das habe ich ja noch gar nicht gewußt, daß auch Blinde Auto fahren können. Das müssen Sie mir gewiß auch einmal zeigen. Vielleicht haben Sie noch ein Plätzchen neben sich im Wagen frei; Sie scheinen ja gerade in der gleichen Richtung wie ich gehen zu müssen." — „Gewiß", meinte er, und lud mich mit einer freundlichen Handbewegung ein, mitzufahren. Ich kam so nicht nur schnell ans Ziel, sondern machte zudem noch eine nette Bekanntschaft. Etwas zweifelhafter, aber nicht minder humorvoll verlief ein anderes Zusammentreffen: Hing da unversehens ein in Alkoholgerüche gehüllter, schwerschlingender Kumpan an meiner Seite. Ich merkte sofort, daß er mich nicht führen wollte, sondern daß in diesem Falle ich derjenige sein mußte, der das Steuer in die Hand zu nehmen hatte. Da mein neuer Begleiter in der Gegend nicht ganz unbekannt war, so wußte ich, mit wem ich es zu tun und wohin ich ihn zu dirigieren hatte. Beim Abschiednehmen meinte er dann: „Ja, gsänd Sie, wenn ich au e chli spöter hei chumm, därewäg händ mini Frau und Chind doch gnueg z'ässe und därewäg isch es au rächt, daß ich g'nueg z'sufe han. Wenn ich's sufe, dänn müends di andere nüd, 's isch numme guet, daß es es Blauchrüüz git; so guet wie ich vertreit's ebe nüd en jede." Also, auch ein Philosoph, dachte ich und ging meines Wegs. — Nun, die wirklich herzerfrischendsten Erlebnisse hat man dann doch immer noch mit den Kindern. Man vergißt vollkommen, daß man sich vielleicht einmal wieder an einer tückischerweise über Nacht unversehens neu aufgepflanzten Parkierungsstange die Stirne aufgeschlagen hatte oder über einen am Straßenrand stehengebliebenen Abfallkübel gestolpert war, wenn man von einem kleinen, warmen Kinderhändchen fühlend angefaßt und geführt wird. „Gönd ewäg, ihr Gofe", kommandierte da unlängst solch ein 10jähriger Dreikäsehoch die Straße hinunter an seine 2—3 Jahre jüngeren Gschpänli hin. Ein andermal fragte ich ein kleines Meiteli, das gerade in die Schule gekommen war: „Säg, bisch du au scho am Chnabeschüße gsi?" — „Ja, ja", so gab es zur Antwort, „wo ich na chli gsi bin." — „Ja, und wie alt bisch du do gsi, wo du na chli gsi bischt?" drang ich weiter in es ein. „So öppe 1—2jährig. Aber ich han nüt dervo gschpürt. Me hät mir spöter alles müeße verzelle." Und wenn ich so des Abends an all die winzigen Kinderfingerchen und die lieben Kinderstimmchen zurückdenke, mit denen ich im Verlaufe des Tages in Berührung gekommen war, dann muß ich allem Kriegsgeschrei und allen Haßwellen zum Trotz es dennoch immer wieder hervorkehren: Die Menschheit ist besser als ihr Ruf!

II. Schaustück für „Gemütsathleten"

Mitten im dichtesten Menschengewühle hatte ich mir einmal wieder die Stirne an einer jener vermaledeiten Verkehrstafeln aufgeschlagen.

„Hätten Sie mich jetzt nicht gut durch Zuruf warnen können“, meinte ich etwas aufgebracht zu einem ganz nahe bei mir stehenden, den Verkehr und die Passanten beobachtenden Straßenbenützer?

„Ja“, ließ sich da gemächlich dieser Humorist von besonderer Art und Klasse vernehmen, „ja, es hat mich eben einmal wunder genommen, ob Sie es etwa merken!“

„Natürlich habe ich es gemerkt“, erwiderte ich dann doch ziemlich aus der Fassung gebracht angesichts einer derartigen Kaltblütigkeit, „ja, aber leider eben viel zu spät!“

III. Sie haben Augen und sehen nicht!

Als ich aus Mißgeschick mit meinem vorangehaltenen weißen Stock zwischen zwei ins Gespräch versunkene Eckensteher geriet, da wollte der eine von beiden bereits mit wütendem Wortschwalle mich anfahren. Nun, es gelang mir, ihn besänftigend beim Arme zu packen. „Ich weiß nun tatsächlich nicht“, meinte ich, mich entschuldigend, „wer von uns beiden der Blindere ist. Man kann mitunter sogar noch blinder als blind sein, ein Zustand, welcher im allgemeinen jedoch nur bei Sehenden vorkommt.“

IV. Selig sind, die da glauben!

„Erwachet! Erwachet! Erwachet!“ Mit solch fanatisch ausgestoßenem Weckschrei hysterisch sich gebärdendem Sektierertums vertrat mir mitten im dichtesten Gewühl der sich um die Mittagszeit heimwärts wälzenden Menschenmenge eine Frauensperson den Weg, die mir mit einem zum Verkauf hingestreckten Zeitungsblättlein wie wild in geradezu beängstigender Weise vor der Nase herumfuchtelte. „Schloofed Sie rächt guet“, meinte ich ruhig und gelassen, schob sie mit meinem weißen Stock sanft auf die Seite und ging meines Weges.

V. Der Pflasterbruder
Auch ein Fall!

Gut gespeist und gesättigt kam ich aus dem Lokal heraus, bog in gehobener Stimmung seitwärts um die Ecke, peilte die Häuserwand an und versuchte, etwas Tempo drauf zu legen. — Na! Eh' ich recht begriff, wie mir geschah, lag ich vornübergeneigt auf den Knien am Boden und umklammerte krampfhaft und voller Inbrunst ein aus kantigen Pflastersteinen aufgetürmtes „Steinmannli“, ein vor einem Heiligenbildnis niedergesunkener Büßer! Komischer Anblick! Ich wurde mir dessen bewußt. Der Schock und Schrecken verrauschte. Ich machte bereits alle Anstalten, mich wieder auf meine Gehwerkzeuge zu stellen und nachzuprüfen, ob noch alles in Ordnung und intakt sei — wumm! Ein schwerer Körper prallte auf mich und sackte von hinten über mir zusammen. Ein Paar von stahlstarken Fangarmen preßte mir die beklommene Brust. Und eine Stimme, die gewiß nicht einem der Erzengel, sondern eher einem armen Teufel angehörte, lallte, Bier- und Branntweingestank um sich breitend, mit Winseln und Wimmern: „Gäll, Brüederli, gäll, mängisch gots eim halt amigs schlächt!“ Die nachfolgenden Glucks- und Gurgellaute ließen noch weiteres erahnen und erwarten. Jedenfalls hatte ich nicht den Mut, mich langen philosophischen Betrachtungen darüber hinzugeben, ob der erbärmliche Zustand meines „Brüderleins“ oder mein nunmehr heftig schmerzendes Schienbein bejammernswerter sei. So rasch wie möglich kämpfte ich mich frei, um mich außer Reichweite und in Sicherheit zu bringen. „Ja“, dachte ich, als ich wieder aufatmen und einen Gedanken fassen konnte: „Ja, ja, was nützt es da einem eigentlich viel, daß man Abstinent ist! Zur Abstinenz zwingen kann man den andern leider nicht, und zu Fall kommen wir gleichwohl alle!“

VI. Kleines Intermezzo

— Peng! — Ich prallte zurück und versuchte mich wieder zu fassen. Das war keiner jener Abfallkübel, auf den ich da — in Gedanken versunken — gestoßen war und deren obere, scharfe Kante stets die gleiche Stelle am Schienbein trifft, da die Eimer alle die gleiche Größe haben. Ja, das war auch keine jener teuflischen Parkierungstafeln, mit denen man als Blinder nur gar zu leicht und allzu oft in unangenehme Berührung kommt. Vor mir bleibt zwar alles still und doch habe ich das bestimmte Gefühl, daß irgend jemand vor mir stehe. Ich greife hin und bin im Bilde. Unwillkürlich mußte ich ein befreiendes Lachen erschallen lassen, als ich mich von der Beklemmung des ersten Schrecks erholt hatte. Sonst wurde ich oft sehr aufgebracht, wenn ich auf die harten Stoßstangen oder die

Rückwand eines der bepneuten Vierrädler angerannt war, der gerade im engsten Gäßchen, wo sowieso kein Durchkommen war, sich mit zwei seiner Rollfüße aufs Trottoir gestellt hatte. Diesmal konnte ich nicht böse sein. Es war einer jener geduldigen Hafermotoren, der dort Aufstellung genommen hatte, wo sonst nur die Zweifüßler zu wandeln pflegen; Stirn an Stirne war ich mit ihm zusammengestoßen. „So ein dummes Tier", schoß es mir im ersten Augenblick durch den Kopf. „Geht nicht einmal zur Seite, wenn etwas entgegen kommt, so wie es alle Katzen und Hunde, selbst die altersschwachen und lahmen tun!" Aber da fuhr ich mir dann sofort an den eigenen Kopf, der zum guten Glück keinen Schaden genommen hatte, und fragte mich, was für Gedanken wohl durchs Gehirn meines stoisch standhaften Gegenübers durchkreuzen mögen. Denn jener Dickschädel, der dem meinigen Widerstand geboten hatte, muß sich doch gewiß auch seine Vorstellungen machen. Vielleicht meinte er: „So ein dummer Draufgänger! Wahrscheinlich wieder einmal einer jener langohrigen Verwandten, mit denen dann und wann ein Zusammenstoß unvermeidlich ist, einer jener Esel wird es wohl sein, denen man auch heutzutage immer noch begegnet." Nun, es war niemand in der Nähe, der hätte entscheiden können, wessen Schädel der härtere war, und wessen Kopf hohler geklungen hatte! Das Rößlein blieb auch weiterhin stumm. Hätte ich einen Hut aufgehabt, so hätte ich ihn vor der Erhabenheit dieser Seelenruhe gewiß abgenommen. So blieb mir nichts anderes übrig, als eine genierte, um Entschuldigung bittende Verbeugung, als um dieses Fleisch gewordene Symbol der Gelassenheit in Hafermotorgestalt herum zu gehen und mich noch tiefer in Gedanken versunken davon zu machen.

Bewegung erhält gesund

Es liegen noch keine hinreichenden Statistiken darüber vor, wieweit körperliche Betätigung sich auf Lebensdauer und Gesundheit auswirkt, aber bestimmte günstige Folgen sind bekannt; manche Ärzte halten sie daher für ebenso wichtig wie Schlaf, Essen, Arbeit, Erholung und seelische Ausgeglichenheit.

Körperliche Bewegung hat, wie man feststellte, eine sofortige physikalische Wirkung auf den Kreislauf. Ein guter, durch regelmäßige körperliche Bewegung erworbener Muskeltonus in den Armen und vor allem in den Beinen fördert die Blutzirkulation. Die in den Venen befindlichen Klappen verhüten — sofern sie in gutem Zustand sind —, daß das Blut in der falschen Richtung fließt; und der Druck, den die Skelettmuskulatur auf die Adern ausübt, hilft mit, das Blut zum Herzen zurückzupumpen. Schlaffe, wenig benutzte Muskeln bringen das nicht so gut fertig und vergrößern die Gefahr, daß sich Blutpfröpfchen bilden. Dasselbe kann auch geschehen, wenn man lange Zeit sitzt oder infolge einer Operation oder einer Krankheit zur Untätigkeit verdammt ist. Auf langen Reisen mit der Eisenbahn, im Auto oder im Flugzeug ist es angebracht, dieser Gefahr entgegenzuwirken, indem man hin und wieder aufsteht oder aussteigt und ein wenig auf und ab geht. Eine Thrombose in den Beinvenen kann ernste Folgen haben, falls ein Teil des Pfröpfchens sich abspaltet und ein wichtiges Gefäß in der Lunge verstopft (Lungenembolie). Körperliche Bewegung stärkt auch den Tonus des Zwerchfells, so daß es seine Funktion als Pumpe besser erfüllen kann, die nicht nur Sauerstoff in die Lungen befördert und den Kohlenstoff daraus entfernt, sondern auch das Blut zum Herzen treibt. Dafür ist es am besten, wenn man sich tüchtig Bewegung verschafft; läßt sich das jedoch nicht durchführen, dann ist es von großem Nutzen, mehrmals täglich intensiv und tief durchzuatmen.

Schließlich und am wichtigsten von allem ist die günstige Wirkung, die körperliche Bewegung auf das Nervensystem und die Psyche ausübt. Jemand hat einmal gesagt, daß einem unglücklichen, aber gesunden Menschen ein Achtkilometermarsch mehr hilft als alle Medizin und Psychologie der Welt.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

MAN HAT IHNEN DOCH SCHON VON UNSEREN

SCHADENSVERGÜTUNGEN ERZÄHLT!

Lassen SIE sich unverbindlich Vorschläge machen:

Näheres verlangen:

Selbständige über Tarifgruppen . . . A
Dienstnehmer über Tarifgruppen . . B
Vorsorge für den Katastrophenfall (nur Krankenhaus) Tarifgruppen . . C
Kollektivversicherungen Tarifgruppen . . D

Einschluß bestehender Leiden möglich.

AUSTRIA vormals KRANKENSCHUTZ

WIEN III. LOTHRINGERSTRASSE 14
TELEPHON 72 46 11 SERIE

Vom Baby bis zum Großpapa im Krankenschutz der Austria

Auch Sie können einem Blinden Arbeit geben,

wenn
Sie die BLINDENWAREN
unserer Hilfsgemeinschaft
kaufen.

Die BÜRSTEN, BESEN, PINSEL, MATTEN, KORBWAREN und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse.

Wir erbitten Ihre geschätzte schriftliche oder telephonische Bestellung.

Man spart wenn man bei

kauft.

n dieser Nummer:

Prof. Dr. H. Nüchtern, Prof. J. Sokoljansky, L. Zant, Dr. L. Ring

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

Quell ewiger Jugend

Der Doge Lionardo Cordenigo

Hochschulbildung f. Taubstummblinde

Der Schweizer

Eine verschollene Komposition zu Goethes „Faust"

New Yorks blinde Pfadfinder

Sonniges Kirchberg

Der Existenzkampf der Blinden in Finnland

PREIS S 3.50
DM 0.60
S. fr. 0.60

3. JAHRGANG HEFT 2 FEBER 1958

WIEN-FILM „Bitte vor den Vorhang"

Mit einem sehr nachahmenswerten Beispiel hat sich kürzlich die Wien-Film in den Dienst der Blinden gestellt.

Wie alljährlich, führte die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs auch diesmal wieder einen Weihnachtsverkauf durch. Das Reinerträgnis aus dem Vertrieb der Weihnachtskarten, Kalender sowie Weihnachtsglocken wurde für die Bescherung der Mitglieder verwendet.

Als unser Kollege Thiem, der bereits seit vielen Jahren zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten als Telephonist bei der Wien-Film tätig ist, die Erlaubnis erbat, diese Gegenstände ausstellen und verkaufen zu dürfen, erhielt er diese sogleich und darüber hinaus noch die wertvolle Unterstützung seiner sehenden Mitarbeiter.

Im Rahmen einer kleinen künstlerischen Schau wurden alle Sehenden eingeladen, ihren blinden Mitmenschen zu Weihnachten zu helfen.

Der Erfolg übertraf alle Erwartungen.

Es hat sich wieder gezeigt, daß die Blinden keinen Grund haben, zu verzagen, solange es so gute hilfsbereite Menschen gibt. Wir danken allen Freunden von der Wien-Film und auch den anderen Gönnern für ihre spontane Hilfsbereitschaft.

KURT KLEBERT

QUELL EWIGER JUGEND

BADGASTEIN

Durch die schnellebige Zeit, durch die rasant fortschreitende Mechanisierung, die bis in den letzten Gebirgsbauernhof vordringt, sind die Menschen aus ihrem Alltag, aus ihrer Ruhe und Besinnlichkeit gerissen. Leiden und Krankheiten, die es früher wohl kaum gegeben hat, mindern in erschreckendem Maße die Arbeitsfähigkeit der ländlichen und städtischen Bevölkerung. Deshalb wird nunmehr den Kurbädern und der sportlichen Betätigung große Aufmerksamkeit geschenkt. Es ist nicht mehr das Privileg der finanziell Begünstigten, in den Heilbädern Gesundung zu finden, fast alle Erholungsbedürftigen haben durch die Sozialinstitute Gelegenheit, ihre Leiden durch Natureinwirkung zu lindern. Die Lebensdauer der Menschen hat sich erhöht, ihre psychische und physische Wiederstandskraft hat zugenommen, nicht zuletzt weil ihnen heute all das offensteht, was sie früher nicht kannten, die Heilbäder des In- und Auslandes und auch der Sport. In Österreich gibt es eine Reihe von Kurorten, in welchen Thermalbäder und Wintersport gemeinsam zur Gesundung der Erholungsbedürftigen beitragen; allen voran ist Badgastein.

Der Aufstieg von Badgastein mag zirka vor 600 Jahren begonnen haben. In der österreichisch-ungarischen Monarchie hat auch dieser Kurort zu den bedeutendsten gehört und der Zusammenbruch 1918 hat eine zwangsläufige Umorientierung nach sich gezogen. Badgastein galt in den folgenden Jahrzehnten als bedeutender österreichischer Kurort. Erst 1948 erlangte Badgastein durch die Abhaltung der Österreichischen Skimeisterschaften eine internationale Bedeutung. Die Welt wurde auf den Winterkurort und auf das Heilbad aufmerksam. Dieser Kurort hat seither stets an Bedeutung gewonnen und die Abhaltung der Alpinen Skiweltmeisterschaften vom 2. bis 9. Februar 1958 beweist, daß er in die Spitzenklasse der Wintersportorte und Heilbäder aufgerückt ist. Seine günstige Lage bringt es mit sich, daß internationale Bahn- und Flugverbindungen zum Kurbetrieb wesentlich beitragen.

Die Thermalbadekur wird zu jeder Jahreszeit mit gleich gutem Erfolg gebraucht und erfreut sich besonders im Winter steigender Beliebtheit. Badgastein ist frei von Nebel oder Dunst und da die schützenden Gebirgsketten allseits den Wind abhalten, werden auch tiefe Temperaturen nicht unangenehm empfunden. Der Kurgast findet das Thermalbad in seinem Hotel und kann nach dem morgendlichen Bad gleich wieder das Bett aufsuchen. Es entfällt daher — selbst im strengsten Winter — jede Erkältungsgefahr. Sehr viel trägt zum Erfolg der Kur auch die winterliche, biologisch besonders wirksame Höhensonne bei. Die Promenaden werden immer gut gepflegt. Fahrten mit Pferdeschlitten durch die verschneite Landschaft sind ein unvergeßliches Erlebnis. Gondelbahn und Sessellifte bringen die Kurgäste mühelos in die großartige Welt der Hochalpen, die durch ihre unvergeßliche Schönheit alle Alltagssorgen vergessen läßt und so den gehetzten Menschen unserer Tage die sehnlich gewünschte Entspannung bietet.

Badgastein

Einmalig ist es aber, daß Badgastein gleichzeitig zum Wintersport einlädt. Zahlreiche gepflegte Abfahrten für Könner, aber auch für weniger Geübte, stehen hier zur Verfügung und sind durch die Bergbahnen und Lifte mühelos erschlossen. Badgastein hat ganzjährigen Kurbetrieb. Nach den geltenden Bestimmungen dürfen Thermalbäder nur gegen ärztliche Verordnung verabreicht werden. Ist diese Bäderverschreibung von einem auswärtigen Arzt ausgestellt, so muß sie durch einen in Badgastein praktizierenden Arzt vidiert werden.

Im Badehospiz von Badgastein befindet sich eine moderne Unterwassertherapiestation. Besonders gute Heilerfolge sind bei Folgezuständen von Kinderlähmung und anderen Lähmungserscheinungen und bei Gelenkserkrankungen mit Bewegungsbehinderung zu verzeichnen. Für die Gasteiner Kur gilt ganz besonders der bewährte Grundsatz: Vorbeugen ist besser als Heilen. Um dem gesteigerten Verbrauch zu begegnen, den heute unser normales Leben mit sich bringt, und damit all das, was man als vorzeitiges Altern zu bezeichnen pflegt, zu verhindern, hat sich die Gasteiner Kur tausendfach bewährt. Sie verleiht dem Menschen ein reiches Maß an psychischen und physischen Kraftreserven. Daher darf Badgastein mit Recht „Die Quelle ewiger Jugend“ genannt werden.

Indikationen: 1. Alle rheumatischen Affektionen, besonders schmerzbetonte (Arthralgien, Myalgien, Neuralgien, Restneuritiden, Ischias) einschließlich echte Gicht sowie deformierende Arthrosen. 2. Kreislaufstörungen und vegetative Dystonie. 3. Erkrankungen des zentralen Nervensystems bestimmter Art. 4. Störungen der innersekretorischen Drüsen, besonders Wechselbeschwerden. 5. Alters- und Aufbrauchskrankheiten sowie Paradentosen. 6. Posttraumatische Gelenk-, Knochen-, Muskel- und Nervenschäden. Trinkkuren bei urologischen Erkrankungen und der echten Gicht, auch im Versand. Spezielle Kontraindikationen: Neoplasmen, auch operativ entfernte, bis zu fünfjähriger Rezidivfreiheit.

Semmering

DER SEMMERING IM WINTER

Über den Semmering und sein Gebiet als heilklimatischer Kurort haben wir schon in einer früheren Nummer unseres Blattes eingehend berichtet, doch soll dieses Gebiet bei der speziellen Darstellung von Kurbehandlung und Wintersport nochmals die Aufmerksamkeit unseres Leserkreises finden. Der Semmering bietet seinen sportlich ambitionierten Kurgästen eine ungeahnte Erholungsmöglichkeit. Zu relativ billigen Preisen vermögen die Gäste ihre für sie erforderliche Kur zu nehmen und dazu können sie noch Wintersport betreiben.

WINTER BEI MARIAZELL

Puchenstuben ist als Erholungsort im Winter besonders empfehlenswert, da vor allem seine landschaftliche Schönheit vielen noch unbekannt ist. Nahe der Großstadt gelegen, ist es ein leicht erreichbarer und von Naturschönheiten gesegneter Erholungsort. Puchenstuben an der Mariazellerbahn, 871 m über dem Meeresspiegel, ist dank seiner landschaftlich äußerst reizvollen Lage ein gern besuchter Erholungsort. Ebene bis leicht ansteigende Spazierwege laden zu genußreichen Höhenwanderungen und Spaziergängen in die nähere Umgebung ein oder zu sehenswerten Ausflugszielen. So zum Beispiel zum wildromantischen Trefflingfall, zu den bekannten Tormäuern (Durchbruchstal der Erlauf) und in die Ötschergräben. Im Winter ein ideales Skiterrain mit guten Schneeverhältnissen und viel Sonne. Schlepplift,

Übungswiesen und zahllose Abfahrtsmöglichkeiten in unmittelbarer Umgebung.

Österreich hat viele Kur- und Erholungsorte, die vor allem im Winter Genesung und Vergnügen bieten. Wir wollen unsere Leser in den kommenden Nummern mit den Winterannehmlichkeiten unserer Heimat vertraut machen.

Puchenstuben

BLINDE IN ALLER WELT

GROSSBRITANNIEN

Eine erschütternde Statistik wurde in England bekanntgegeben: Die Zahl der in den Dominions erfaßten Blinden beläuft sich auf 650.160 bei einer Gesamtbevölkerung von 81,171.400. In einigen Gebieten Westafrikas erreicht die Zahl der Blinden bis zu 10% der Bevölkerung. Am ungünstigsten liegen die Zahlen in Nigerien, wo mehr als 312.000 Blinde oder Sehschwache bei einer Gesamtbevölkerung von 31,2 Millionen leben. In einzelnen Distrikten der Goldküste kommen auf 100.000 Eingeborene sogar 1440 Blinde oder Sehbehinderte. Bei diesen Zahlen ist noch zu beachten, daß der Anteil der Jugendlichen unter den Blinden weit höher ist als in Europa.

SCHWEIZ

Der Stadtrat von Gallen hat, gestützt auf den Beschluß des Gemeinderates vom 26. August 1954, alljährlich Aufmunterungsgaben im Gesamtbetrag von 5000 Franken für kulturelles Schaffen zu verabfolgen, eine Aufmunterungsgabe von 1000 Franken u. a. zugesprochen an *Heinz Appenzeller*, Schriftsteller in Zürich, zur Förderung seines Schrifttums über *Blindenprobleme* und Sprachwissenschaft.

TSCHECHOSLOWAKEI

Der blinde Musiklehrer *Zdenek Cerny* erfand ein magnetophones Spielgerät, welches jetzt von einer Firma in Mährisch-Ostrau für die Blinden hergestellt wird. Vor kurzem fand unter dem Titel „Wollt Ihr Eure Stimme hören?“ eine Veranstaltung statt, bei der unter den vorgeführten verschiedenen Magnetophonen der neu erfundene Blindenapparat den ersten Preis erhielt. Mit Hilfe dieses Gerätes wird jetzt für die Blinden der Stadt eine Hörbücherei angelegt.

FRIEDRICH SACHER

NUR EINE WAGENSPUR

Fort! Der Knabe Konrad lief weinend in die Heide hinaus, das junge Herz voller Trauer. Ach, die anderen Herzen waren wohl alle aus Stein! Hatte denn er eines aus Wachs mitbekommen? War es ein Häuflein Werg? Er wußte es selber nicht. Nur, daß es ihn brannte.

Er war trostlos allein. Immer eigentlich. Aber heute — wollte er es sein. Er wollte sein Unglück allein auskosten bis zur Neige. Wenn ein Kolkrabe oder einer der schrill warnenden Häher sich auf seine Schulter gesetzt hätte, gut, das hätte er vielleicht geduldet. Doch die dachten nicht daran. Dafür waren sie zu scheu.

Der sandige Boden unter seinen flachen Holzsandalen gab willig, fast zärtlich nach, umspülte manchmal sonnenwarm seine Zehen. Konrad begann ihn liebzugewinnen.

Ein Föhrenwedel streifte einmal seine Wange. Was hatte das zu bedeuten? Nichts, Konrad, hatte das zu bedeuten. Leider. Nur, daß du soeben den holperigen Karrenweg verlassen hattest und nun pfadlos zwischen den pechigen Stämmen hindurchschlüpftest, um pfeilgerade nach deinem Versteck zu gelangen, hin zu dem stillen Bachwinkel mit den hohen Farnen, in denen du dich verbergen konntest; mit dem großen bemoosten Findlingstein, auf dessen warmem Rücken du manchmal am Sonntag eine Weile liegen und in den zart bewölkten Himmel schauen durftest, tief hinein in seine Bläue.

Der Bach nämlich war Konrads Freund. Sein einziger. Er plauderte mit Konrad auf du und du. Und er war sein Spiegel, in dem er sich und sein Unglück, ohne gestört zu werden, beschauen durfte. Einen anderen besaß er nicht. Der Knabe Konrad hatte zwar kein unhübsches Gesicht, aber immerhin, er schielte ein wenig, und darum trauten ihm die anderen nicht. Wer schielt, der stiehlt, sagten die Leute, der lügt auch, hieß es, und man darf so einem kaum die Hälfte glauben von dem, was er sagt.

Fort! Jawohl, eben darum hatte er jetzt, der so schwer Gekränkte, vorsorglich all das Wenige bei sich, das ihm gehörte. Leicht schlenkerte ihm sein Wanderbündel um die linke Hüfte, und die Schnur über der Schulter schnitt nicht viel ein. Da tat der böse Verdacht derer dort ganz anders weh! Er wandte sich zornig um und ballte die braune, abgearbeitete Bubenfaust gegen das Dorf. Nein, und wenn er zugrunde gehen müßte, dorthin kehrte er nicht mehr zurück!

Seine Flucht war übrigens gar nicht schwer gewesen. Ein paar rasche Sprünge durch den Hof seines Bauern, ein gewandter Schlich durch den offenen Stadel, schon hatte er den Obstgarten erreicht, die Bleichwiese überquert, und durch das windschiefe Gattertürchen hinten ging es ins Freie hinaus. Wer hatte schon acht auf ihn, wem fehlte er denn bis zur Stunde, da die Säue abends ihr Futter bekommen sollten? Das Dorf feierte Kirchweih heute. Bis in die Heide heraus lärmte es vom Tanzboden her: Gelächter, Trompetengeschmetter, Baßgeigengebrumm.

Ach, aber ihm hatten sie anders, ganz anders aufgespielt! Noch brannte seine Haut, geplatzt, geschunden von den Prügeln. Ja, nur allein sein wollte er also jetzt und niemanden, keinen Menschen heute mehr sehen.

Aber als er seine Waldbucht, die immer so gut und treu zu ihm gewesen war, betrat, um von ihr Abschied zu nehmen, bevor er fortzog in die Welt, erschrak er fast vor dem Bild, das sich ihm bot. Hatte man ihm denn auch die letzte Zuflucht seiner Träume, seines Leidens, die er hier besessen hatte, weggenommen?

Oben auf dem Wackelstein hockte ein Mädchen. Neben sich, auf einem feuerroten Umhangtuch, hatte es einen nackten Säugling liegen, den es sonnte und hütete. Der mochte das Brüderchen der Kleinen sein. Eine Hiesige war sie nicht, sah Konrad sofort. Das erleichterte ihn sehr. Nun sie aufblickte, da sie seine Schritte hörte, erkannte Konrad: es war wohl ein Zigeunermädchen. Möglicherweise lagerten die Rastelbinder in der Nähe. Daß nämlich ein Kesselflicker gestern durchgekommen sei, ja, davon hatte er gehört.

„Was machst du da?“ fragte er das Mädchen barsch. Doch dieses überhörte seine dumme, überflüssige Frage. Wie gebannt sah es immer nur auf seine tränenüberronnenen Wangen hin. „Du hast geweint“, sagte es und rückte ein wenig zur Seite, um ihm Platz zu machen.

„Ja, ich habe geweint“, sagte Konrad. Merkwürdig, kaum hatte er das gesagt, weinte er schon wieder. Stoßweise. Er setzte sich und — es war seltsam, er, der keinen Menschen heute mehr sehen wollte, erzählte nun dem fremden Mädchen sein Leid. Oh, es tat doch gut, das alles jetzt einem Menschen zu sagen!

Die Kleine hörte ihn an und sah ihn dabei an mit ihren großen, dunklen Augen, ruhig, ohne viel Überraschung, als höre sie etwas, das alle Tage vorkommen kann. Nichts verwunderte sie. Sie fand offenkundig alles sehr natürlich.

Als er zu Ende gesprochen hatte, nickte sie verständnisvoll. Ja, das kenne sie. Das sei ihr nichts Neues. Wenn sie irgendwo vorbeikamen, und es fehlte danach was, dann waren es auch immer sie gewesen, immer sie, die schmutzigen Zigeuner.

„Bin ich schmutzig?“ fragte sie plötzlich zornig und wies ihre Hände vor.

Konrad mußte verneinen. Auch ihr Haar war ordentlich gekämmt.

„Ist er schmutzig?“ fragte sie grollend und deutete auf das selig in der Sonne strampelnde Brüderchen.

„Ich habe das nicht gesagt“, verteidigte sich der Knabe.

„Nein, du nicht, ich weiß“, lenkte sie ein. „Du nicht. Dabei sind wir doch gar keine richtigen Zigeuner.“

Auch das hatte Konrad inzwischen bemerkt. Es waren einfach fahrende Leute. Das war alles.

„Mein Vater ist kein Wilder“, sagte sie. „Er hat einen Schein.“ Gewerbeschein, sollte das wohl heißen, und er übe sein Handwerk ordnungsgemäß aus. „Du brauchst keine Angst zu haben. Wir fressen dich nicht.“

Der Knabe sah verwundert auf. „Ich habe keine Angst“, sagte er.

Das Mädchen hatte gewiß einen Entschluß gefaßt. „Eltern hast du keine?“ fragte sie.

„Nein. Nicht Vater, nicht Mutter“, antwortete Konrad. „Ich bin ein Findelkind.“

„Gehst du noch in die Schule?“ forschte sie weiter.

Das beleidigte Konrad etwas. Aber, dachte er, was kann denn sie dafür, daß ich immer noch fast wie ein Elfjähriger aussehe. „Nein“, sagte er dann. „Seit diesem Sommer nicht mehr.“

„Du hast immer arbeiten müssen“, sagte das Mädchen, nach einem langen Blick auf seine Hände.

„Ja“, sagte Konrad. „Wie ein Knecht.“

„Dann ist es nicht schwer“, sagte sie. „Hab keine Angst! Wir wohnen im Winter in der Stadt“, fügte sie beschwichtigend hinzu.

Dem Knaben Konrad blieb der Mund offen. Er begann langsam zu verstehen.

„Willst du Lehrbub, willst du Kupferschmied werden, bei meinem Vater?“ fragte sie. Aber eine Antwort wartete sie erst gar nicht ab. „Ich werde mit ihm reden“, sagte sie auf das bestimmteste, so ganz selbstverständlich fand sie alles. Sie erhob sich plötzlich, band den Säugling in ihr Tuch, nahm ihn auf den Rücken und lief mit ihm davon. Dabei sah Konrad, daß das Mädchen ein wenig hinkte. „Warte hier!“ rief es zurück, und da es seinem verwunderten Blick begegnete: „Ja. Ich bin als kleines Kind aus dem Wagen gefallen.“ Und schon war das Mädel fort.

Auf dem Lagerplatz übersprudelte die Kleine dann den Vater mit einem Schwall von aufgeregten, altklugen Worten. Der Vater saß arbeitend vor dem Plachenwagen. Das Rößlein weidete frei auf dem Wiesenfleck. Der Vater blickte gar nicht auf. Er unterbrach sie auch nicht. Er ließ seine Tochter reden und reden. Er kannte sie. Was sie dachte, fühlte, sprach und tat, war meistens richtig. Auf ihren gesunden, unverbildeten Instinkt konnte er sich blindlings verlassen. Und was sie sich einmal fest in den Kopf gesetzt hatte, davon brachte sie ohnehin niemand mehr ab.

„Das willst du auch noch auf dich nehmen, kleine Minna, tapfere?“ gab er ihr zu bedenken.

„Fürchtest vielleicht du dich?“ gab sie ihm schlagfertig zur Antwort. „Hab' ich nicht auch den da durchgebracht, seit uns die Mutter weggestorben? Der fremde Bub aber wird sich sein Essen selbst verdienen. Mir ist nicht bang.“

Der Vater kratzte sich nachdenklich lange hinter dem Ohr. „Gut, hol ihn her! Ich muß das eben in der nächsten Bezirksstadt in Ordnung bringen. Was wir da tun — doch das verstehst du nicht.“ Er wollte ihr das Herz nicht beschweren. Daß da rasch geholfen werden mußte, wenn kein Unglück geschehen sollte, war ihm klar.

In einer Stunde brachen sie auf. Das Mädchen war mit den letzten Arbeiten in den Ort hinein liefern gegangen und spähte dabei aus, was sie wissen wollte. Nein, der Weggang des Stallbuben war noch niemandem aufgefallen.

Ächzend knarrte nachher ihr Wagen über den sandigen Karrenweg aus der Heide zurück auf die Landstraße und fuhr immer weiter fort. Hinter ihnen stampfte und dudelte das Kirchweihdorf. Der Knabe Konrad saß tief im Inneren des Wagens. Nicht ein einziges Mal sah er sich um.

Abends wurde sein Ausreißen im Dorf endlich doch bemerkt. Allein, man nahm es für einen neuen Schuldbeweis und machte sich weiter keine Gedanken darüber. Wenn ihn hungert, wird er schon hervorkommen aus seinem Versteck. Die umherstreunenden Hunde kehrten ja auch alle wieder reuig und mit eingezogener Rute zurück auf ihren Hof.

Nach ein paar Tagen mußte der Bauer aber doch die Anzeige machen. Die Gendarmen fragten ein wenig nach dem Abgängigen herum und setzten endlich eine Schrift auf. Es eilte wirklich nicht. Inzwischen traf schon aus der Bezirksstadt die Meldung ein, daß und wie die Sache mit dem Buben in Ordnung gekommen sei. „Mit den Zigeunern ist er ausgerückt“, vermochten sie jetzt jedem zu sagen, der es wissen wollte. „Kesselflicker ist er geworden.“

„Ja, dort gehört er hin“, hieß es im Dorf. „Der Bankert paßt gut zu den Zigeunern.“ Er hatte gestohlen — und so konnte er ihnen gestohlen werden.

Ein paar Wochen später freilich kam seine Unschuld auf, und der vermißte Gegenstand wurde jetzt so plötzlich gefunden, wie er damals tückischerweise abhanden gekommen war.

Nun war es zu spät und, was geschehen war, nicht mehr zu ändern. Aber was lag, wem lag schon viel daran?

Sie vergaßen ihn bald, den Knaben Konrad. Es war ja auch allzuwenig zurückgeblieben von ihm. Nur eine Wagenspur, eine flüchtige, im Sand der Heide, von einem wackeligen Zigeunerkarren; und die hält nicht lange vor, wie jeder weiß.

VIELE DENKEN...

Wenn den Zauberklang der Töne sie verstehen,
Ihre Augen über Mond und Sterne streifen,
Denken viele: „Wie kann sie die Schönheit sehen,
Blind, gehörlos, Ton und Frühlingslicht begreifen...“

Fühlend spüre ich den Duft, den Tau im Garten,
Liest die Hand, was raschelnd mir das Laub erzählt!
Wenn die Finsternis mich einhüllt, wird von zarten
Liebesträumen auch mein frohes Herz beseelt!

Bleibt mir seiner Augen Leuchten auch verhüllt,
Höre ich den Klang der lieben Stimme nicht . . .
Sind es Worte ohne Laute — jedes fühlt
Bebend meine schnelle Hand, wenn er sie spricht!

Ach, ich liebe den, der Geist und Herz mir schenkt
(Wie ich liebe einer Blume süßen Duft),
Der mir liebend seiner Freundschaft Worte schenkt,
Durch das Fühlen meiner Hand, die Liebe ruft!

Denn es sieht mein Geist, hört mein Empfinden,
Meiner Seele Sehnsucht diese Welt umfliegt! —
Sehend seid ihr? — Doch wie viele finden
Nie das klare Bild, das strahlend vor mir liegt!

Ich bin reicher durch mein starkes Fühlen,
Mich entflammt ein brennendes Erleben! . . .
Glühend, leuchtend wird es mir die vielen
Bunten Muster meines Daseins weben.

Olga Skorochodowa

Auch im Leid ist das Leben sinnvoll!

Es wirkt immer überaus ermutigend, wenn man Menschen begegnet, die sich ungeachtet schwerster Schicksalsschläge nicht beugen lassen, sondern trotzdem ihr Dasein wertvoll und schön zu gestalten vermögen. So ein Lebenskünstler ist auch unser Kollege *Josef Hanausek*, der gelassen und heiter durch das ihn umgebende Dunkel wandert. Es waren schöne und anregende Stunden, die ich kürzlich mit ihm und seiner liebenswürdigen Gattin in dem behaglichen Heim des Ehepaares verbringen durfte. Dabei erfuhr ich allerlei interessante Dinge, da Kollege Hanausek im Laufe seines Berufes als Klavierstimmer und Musikpädagoge mit zahlreichen berühmten Persönlichkeiten bekannt wurde.

„Wurden Sie schon blind geboren, oder haben Sie erst später das Augenlicht verloren?“ wollte ich wissen.

„Meine Eltern waren kerngesunde Menschen und ich kam mit völlig normalen Augen am 19. Dezember 1894 in St. Ägyd an der Traisen auf die Welt. Einige Wochen nach meiner Geburt bemerkten meine Eltern eine Entzündung an beiden Augen. Der zu Rate gezogene Arzt erklärte die Sache als harmlos und verordnete keinerlei besondere Behandlung. Nachdem die Entzündung nicht zurückging, brachten mich meine Eltern nach Wien zu dem berühmten Augenarzt Professor Dr. Fuchs. Dieser nahm an mir eine Operation vor und bewahrte mir somit einen Sehrest. Allerdings büßte ich einige Jahre später durch einen Unfall mein Augenlicht vollständig ein.“

„Und wo haben Sie dann Ihre Ausbildung erfahren?“ erkundigte ich mich weiter.

„Ich kam in die Niederösterreichische Landesblindenanstalt in Purkersdorf, wo ich neben den üblichen Unterrichtsgegenständen Orgel, Klavier, Violine und Zither spielen sowie das Klavierstimmen erlernte.“

„Welchen Beruf hätten Sie, falls Ihnen das Augenlicht verblieben wäre, erwählt?“

„Gern wäre ich — gleich meinem Vater — Forstmeister geworden, doch weil dies nun nicht möglich war, wandte ich mich dem Musikunterricht sowie dem Klavierstimmen zu. Ich war an der Purkersdorfer Anstalt als Lehrer für Klavierstimmen tätig. 1913 machte ich mich selbständig und kam drei Jahre später endgültig nach Wien.“ In die Stimme des Erzählenden kam ein Klang von Innigkeit, als er hinzufügte: „Das Jahr 1921 war für mich ein besonders glückliches, schloß ich doch zu dieser Zeit mit Fräulein Paula Kühnelt, der Schwester des bekannten Bildhauers, den Bund fürs Leben!“

Frau Paula hatte inzwischen eine umfangreiche Mappe mit den Photos bedeutender Menschen herbeigebracht. Alle diese Lichtbilder sind Kollegen Hanausek mit herzlichen Worten gewidmet.

„Es sind dies wunderschöne Erinnerungen für mich, denn mit den meisten dieser Menschen verband oder verbindet mich eine aufrichtige Freundschaft“, bemerkte mein Gegenüber versonnen.

Und dann berichtete er von seinen interessanten Gesprächen im Hause des unvergeßlichen Komponisten Wilhelm Kienzl, den Begegnungen mit den berühmten Schwestern Wiesenthal und seinem Bekanntwerden mit noch vielen anderen namhaften Künstlern und Persönlichkeiten.

„Und haben sich bei Ihrem Wirken als ‚Klavierdoktor‘ auch heitere Begebenheiten zugetragen?“

„Oh, gewiß", entgegnete der Gefragte lächelnd. „Es ist schon lustig, wenn meine Kunden manchmal beim Anblick des von mir vollständig zerlegten Klavieres in fassungsloses Entsetzen geraten und es nicht begreifen können, daß es mir gelingen kann, das Instrument wieder tadellos zusammenzufügen. Recht amüsant war es auch, als ich einmal auf das Schloß einer berühmten Sängerin berufen wurde, um ihren aus Amerika mitgebrachten Flügel, in dem ein Phonola eingebaut war, zu ‚kurieren'. Es war ein mühseliges Stück Arbeit und ich wunderte mich, daß eine erstrangige Firma ein neues Instrument in einem solchen Zustand ausgeliefert hatte. Als ich mit der Primadonna darüber sprach, gestand sie mir lächelnd: ‚Ja, wissen Sie, ich war halt so neugierig, wie die Mechanik dieses Werkes beschaffen ist, so daß ich unter das Klavier kroch und die ganzen Gummischläuche auseinander nahm und diese nachher ganz falsch einsteckte!'

Sehr unterhaltend gestaltete sich das Arbeiten bei Bruno Granichstädten. Dieser liebenswürdige Mensch und große Operettenkomponist war Kettenraucher und stürzte alle Augenblicke ins Zimmer, um mir Zigaretten anzubieten. Er pries das Rauchen in den höchsten Tönen und ich hatte stets Mühe, die gut gemeinten ‚Gaben' abzuwehren. Mit Vergnügen entsinne ich mich auch eines Ausfluges im Wagen eines bekannten Flugzeugführers und Rennfahrers. Wir rasten in einem irrsinnigen Tempo durch die Landschaft, und als ich schließlich erklärte, noch nie so rasch gefahren zu sein, entgegnete der Sportsmann erstaunt: ‚Aber, lieber Freund, das war ohnehin nicht schnell, denn Geschwindigkeit leiste ich mir nur im Flugzeug!'"

Im Laufe des Gespräches lernte ich Kollegen Hanausek nicht nur als einen Menschen kennen, der allem Edlen und Schönen aufgeschlossen gegenübersteht, sondern auch als einen Philosophen. Wir streiften verschiedene geistige Themen, wobei immer wieder seine bejahende Daseinseinstellung, welche das Leben auch im Leid als sinnvoll betrachtet, zutage trat. Seinem Ausspruch: „Was die Welt sonst dringend bedarf, sind nicht so sehr die Menschen mit rastlosem Forschergeist, als vielmehr Menschen, durchdrungen von werkbereiter Güte!" pflichtete ich gerne bei.

Als ich diese beiden Menschen, die soviel Herzlichkeit zu schenken vermögen, verließ, fühlte ich mich um eine schöne Erinnerung reicher. Einer Wiederbegegnung sehe ich aber heute schon mit Freude entgegen!

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

MARCELLA d'ARLE

Der Doge Lionardo Cordenigo

Der Doge Lionardo Cordenigo lag reglos auf seinem Bette, die Augen der Türe zugewandt. Er wartete auf Maestro Gasperini, den großen Zwerg, wie ihn das Volk nannte, den Arzt der Dogen und Könige. Durch zwei spitzbogige, arabische Fenster beleuchtete die untergehende Sonne den großen, mit purpurnem Damast bekleideten Raum, der reich geschmückt war mit fremdländischen Waffen, mit persischen Miniaturen und alten Marmorstatuen. An den Wänden hingen, ernst und hoheitsvoll, Bildnisse von Männern, die einst in Venedig groß waren.

Endlich öffnete sich die Tür und Maestro Gasperini trat ein, der Zwerg mit dem Imperatorengesicht. Der Doge erhob sich rasch auf seinem Polster.

„Ich erwarte Euch seit langem, Maestro Gasperini. Habt Ihr das Pulver mit? Aber ja, das Pulver, das Ihr in Damaskus gekauft habt, das mir wieder Kraft geben soll für einige Stunden. Morgen ist das Himmelfahrtsfest . . . das Meer wird rebellieren, wenn ein andrer als ich den Ring in die Wellen wirft."

Es war eine uralte Legende, die seit Jahrhunderten durch die Gassen Venedigs lief: der Doge selbst mußte die Prachtgaleere „Bucintoro" besteigen und die Formel hersagen, die ihn mit dem Meere vermählte. Sonst würde das Meer Venedig feindselig, für ein ganzes Jahr.

„Oh, Maestro Gasperini, ich bitte Euch, vergeßt nicht, daß Ihr mir versprochen habt . . ." Während der Zwerg dieser alten,

flehenden Stimme lauschte, erinnerte er sich der weit entfernten Zeit, in der Cordenigo jung und stark war, aus unvergänglichem Stoff gemeißelt wie ein Gott. Die Männer starben mit seinem Namen auf den Lippen damals, und die Mädchen träumten von ihm in den langen Nächten. Cordenigo, der Unbesiegbare, der Unermüdliche, der Tod und Schmerz verachtete. Einmal, als man ihm zwei Finger der linken Hand amputierte, unterschrieb er mit der Rechten das Manifest für das wiedereroberte Cypern: „Im Namen Christi und Venedigs. Wir, Lionardo Cordenigo, nehmen Besitz von diesen Landen."

Aber zu lange Zeit war seit damals vergangen, zu lange schon hatte Venedig das vergossene Blut aus der Erinnerung verloren, die siegreichen Schlachten und die Städte, die er den Osmanen in schweren Kämpfen entrissen hatte. Man sprach vom Dogen nur, um sich zu wundern, daß er noch lebte.

„Die morgige Zeremonie ist lange und ermüdend", sagte endlich der Zwerg, „und Euer Herz ist schwach, sicher würde es diese Anstrengung nicht ertragen. Ich müßte Euer Feind sein, würde ich Euch das Pulver geben."

„Ich bin zweiundneunzig Jahre alt, Maestro Gasperini, wozu soll ich weiterleben? Gebt mir nur die Kraft für morgen, es ist notwendig. Was wird aus Venedig, wenn das Meer rebelliert?" Und sein Hirn, durch Jahre und Fieber umnebelt, sah, wie die wilden Fluten die venezianischen Galeeren überfielen und in den Abgrund rissen, wie sie die mächtigen Festungsmauern überrannten. Nun fanden die türkischen Schiffe keinen Widerstand mehr, und feindselige Krieger betraten zum erstenmal den heiligen Boden der Heimat.

Ein Schrei des Schmerzes entrang sich seinen Lippen und rief ihn zur Wirklichkeit zurück. Im Zimmer war es dunkel geworden, nur eine Ölflamme zitterte vor einer bleichen Madonna des Duocento, deren starres Antlitz schmerzlich lächelte. Da schien es dem Dogen, daß sich aus einem der Bilder eine Gestalt löste und auf ihn zuschwebte.

„Ich weiß es, du bist alt und müde", sagte sie, „aber denke daran, daß ich vierundneunzig Jahre alt war, als ich Triest, Zara und die Jonischen Inseln eroberte. Daß ich Fünfundneunzig alt war, als ich Konstantinopel erstürmte. Ein Jahr später habe ich es wieder besetzt, mit dem Peloponnes, mit Kreta und Korfu. Was bedeuten die Jahre, die Müdigkeit, wenn der Wille da ist?" Dann kehrte die Gestalt in das Bild zurück. Enrico Dandolo stand auf dem Rahmen geschrieben.

Mühsam begann der alte Doge sich anzukleiden, bei jeder Bewegung schmerzten ihn die vielen Wunden seines Körpers. Leise, damit die Diener nichts merkten, wankte er der Türe zu. Nach den ersten Schritten verließen ihn die Kräfte, er biß die Zähne zusammen, er ging weiter . . . Ein Gondoliere, der zufällig noch nicht zur Ruhe gegangen war, sah eine hagere, dunkle Gestalt, die taumelnd durch die Halle schritt. Neugierig geworden, hob er seine Laterne und sprang sofort überrascht auf. Der Doge, wie war das möglich, der Doge, der seit Monaten und Monaten sein Bett nicht mehr verließ.

„Bringe mich an Bord des Bucintoro", sagte Lionardo Cordenigo mit seiner alten, des Befehlens ungewohnten Stimme.

„Ihr seid krank, Exzellenz", sagte der Gondoliere unsicher, während er bei sich dachte: Wenn ich ihn zum Bucintoro bringe, wird es mir Giovanni Corsini nie verzeihen, der morgen an seiner Stelle die Zeremonie vornehmen will. Und dann, der Doge ist krank und könnte auf dem Wege sterben! . . . Welche unnützen Sorgen und Gefahren für mich. So lange war es schon her, daß die Männer von Venedig mit dem Namen Lionardo Cordenigos auf den Lippen starben.

„Ihr seid krank, wenn Ihr wollt, bringe ich Euch in den Palast zurück", murmelte unschlüssig der Gondoliere. Ohne ihm zu erwidern, wankte der Greis weiter und wurde bald wie ein Geist, der sich langsam auflöst, von dem milchigen Dunst des Vollmondes verschlungen. Der Gondoliere erzitterte und bekreuzigte sich: vielleicht war der Doge gestorben, und er hatte seinen Geist gesehen.

Auf der nächsten Marmorbank ließ sich der Doge nieder. Er war sehr müde, und schwere, schwarze Schatten senkten sich über seine Augen.

„Bist du es wirklich, Doge Lionardo?" erklang plötzlich eine kleine, verwunderte Stimme neben ihm. Es war ein Kind von zehn oder elf Jahren, arm und mager, sicher ein Kind ohne Mutter.

„Ja, ich bin der Doge", es kam ihm selbst unglaublich vor, so arm und einsam fühlte

er sich, wie ein Bettler. „Ich suche eine Gondel, die mich zum Bucintoro bringt, aber niemand ist da.“ Dann schloß er wieder müde die Augen. Um ihn schlief Venedig, weiß und leuchtend, in dieser Vollmondnacht des Monats Mai. Wieder vergaß der Greis, warum er seinen Palast verlassen hatte, warum er neben der schillernden Lagune saß. Gestalten seiner fernen Vergangenheit umschwebten ihn und belebten das Schweigen mit ihren leisen Stimmen. Dann hörte er, wie das Kind ihn rief, und er erwachte zur Wirklichkeit.

„Ich habe die Gondel meines Onkels genommen, komm, ich führe dich zum Bucintoro.“ Mühsam folgte der Alte dem Knaben in die große schwarze Gondel und beugte sich mit ihm über das schwere Ruder. Venedig glitt langsam neben ihnen vorbei, mit seinem ewigen Marmor, der feinen, zarten Spitzen glich. Erschöpft erreichten sie endlich den Kanal von San Marco, dessen Gewässer, frei und ungeschützt vor dem Meere liegend, von wütenden Windstößen aufgewühlt wurden. Ein Sommersturm, urplötzlich und rasend, brach über sie los. In der ersten Morgendämmerung sahen sie, weit vom Ufer entfernt, den Bucintoro, der auf den hohen Wellen auf und nieder schaukelte. Die Gondel diesen wütenden Gewässern anzuvertrauen, konnte den Tod bedeuten, aber sie ruderten weiter, als wüßten sie es nicht. Die Wellen stürmten gegen sie von allen Seiten, hungrig und schreiend, durchnäßten ihre Haare und ihre Kleider.

„Habe keine Angst“, sagte der Alte, als das Kind plötzlich zu weinen anfing. „Das Meer ist ein Mädchen mit blauen Haaren, und wenn es sich kämmt, werden die Wellen zu großen Wogen.“ Es waren die Worte aus einer alten Fabel aus seiner Kindheit, und jetzt nach achtzig Jahren glaubte er wieder daran. Der Knabe nickte mit dem Kopfe und ruderte weiter. So kamen sie zum Bucintoro, wie durch ein Wunder, der Greis, der vielleicht vergessen hatte, wozu und wohin die Reise ging, und dieses Kind, das aus Angst weinte und doch nicht zurück wollte.

Das Meer und der Himmel, von dem nächtlichen Sturm reingewaschen, glänzten wie Saphire; der Bucintoro, das ungeheuerliche Geschöpf, halb Stier, halb Mensch, der dem Schiff seinen Namen gab, leuchtete mit seinem Gold und seinen Edelsteinen in der Sonne wie ein Juwel. Und von Gold und Edelsteinen leuchteten auch die Gewänder der „Zehn“, der Nobili und der Admirale von Venedig. Giovanni Corsini, in Vertretung des Dogen, hatte schon mit seinen jungen, ungeduldigen Händen den Ring gefaßt, der für die Wellen bestimmt war, als plötzlich auf dem Verdeck der Greis erschien, der sich mit einer Hand auf die Schulter eines kleinen Knaben stützte.

„Der Doge!“ Wie sich rings um den Stein, der ins Wasser fällt, immer größer werdende Kreise bilden, verbreitete sich dieses Wort, verließ den Bucintoro, lief zu den umliegenden Gondeln, erreichte die entfernten Ufer und das Volk Venedigs, das die Straßen, die Fenster und Terrassen erfüllte. „Der Doge!“

Arm, krank und müde, in zerrissenen Kleidern, nur ein Kind als Gefolge, kam Lionardo Cordenigo, um ein letztes Mal seine Vermählung mit dem Meere zu vollziehen. Damit das Meer Venedig gnädig wäre in diesem Jahre.

Und das Herz Venedigs, das seinen Herren schon vergessen und verleugnet hatte, erzitterte plötzlich. Weinend knieten die Frauen nieder; die Männer riefen den Namen des alten Dogen dröhnend, daß der Himmel erbebte.

Der Greis und das Kind sahen einander an und lächelten.

Ein köstlicher Beruf

Als Gott, der Herr, vom Paradies
das erste Menschenpaar,
das seiner Obhut ledig war,
verwies,
da gab ein Tier noch bis zur Pforte
den Landvertriebenen
die freundlichste Eskorte.

„Ich heiße Affe“, sprach es heiter,
„bin nicht, wie eure Nachgeborenen meinen,
ihr auserkorner Wegbereiter!
Es will mir eher scheinen,
daß Gott mich zwar auf allen Vieren,
doch menschenähnlich schuf,
um ihre große Dummheit zu kopieren.
Dies wird ein köstlicher Beruf!“

DR. KAINRATH

Briefe an „Unser Schaffen“

Ich bin seit Anfang 1957 Mitglied der Hilfsgemeinschaft und hatte somit in diesem Jahre erstmalig Gelegenheit, der Weihnachtsfeier unserer Organisation beizuwohnen.

Nun, ich war wohl darauf gefaßt, daß uns — wie dies auch bei den mehrmals im Jahre abgehaltenen bunten Nachmittagen geschieht — ein wirklich erlesenes Programm geboten werden würde. Meine Vermutung wurde nicht nur bestätigt, sondern, ich darf ruhig sagen, übertroffen.

Es war mir leider aus beruflichen Gründen nicht möglich, der Veranstaltung vom Anfang an beizuwohnen. Ich traf erst ein, als die Vorträge auf der Harfe bereits im Gange waren. Meine Frau, welche schon zu Beginn anwesend war, zeigte sich ganz besonders beeindruckt von der Weihnachtsansprache unseres Obmannes. Diese Ansprache, so sagte sie, sei wirklich zu Herzen gehend gewesen und habe jeden Zuhörer tief beeindrucken müssen . . .

Auf die künstlerischen Darbietungen zurückkommend, möchte ich folgendes sagen: Die Künstler, welche mithalfen, unsere Weihnachtsfeier zu verschönern, haben sich wirklich bemüht, ihr Bestes zu geben. Ob es sich nun um die Violinvorträge, das Harfensolo, die Chorvorträge oder das Sopransolo mit Klavier- und Violinbegleitung handelt — gefallen haben sie uns alle ausgezeichnet.

Was mich aber nicht zuletzt beeindruckt hat, war der familiäre Charakter unserer Weihnachtsfeier. Weihnachten ist das Fest der Familie und es soll auch nur im engsten Kreise begangen werden. Bei einem Familienfest soll man sich behaglich fühlen und wir *fühlten* uns behaglich. Ich glaube, daß kaum einer unter uns war, in dem sich ein Gefühl des Verlassenseins regte.

Diese Empfindung überkam mich insbesondere bei der Weihnachtsbescherung nach Abschluß der künstlerischen Darbietungen. Vor allem die Art, *wie* man uns die Geschenke aushändigte, stach äußerst angenehm von der bei ähnlichen Veranstaltungen üblichen Geschäftsmäßigkeit ab. Jene Damen und Herren, welche mit der Durchführung der Bescherung betraut waren, versäumten es nicht, an jeden Beschenkten einige herzliche Wünsche anläßlich der bevorstehenden Feiertage zu richten. Auch unser Obmann hatte für jedermann, den er traf, einen ermunternden Zuspruch oder ein anteilnehmendes Wort.

Alles in allem möchte ich zum Schluß meiner — und ich glaube auch der Meinung aller Mitglieder der Hilfsgemeinschaft Ausdruck geben, indem ich der Vereinsleitung für das wirklich gelungene Fest danke und sie versichere: Wir verstehen zu feiern; wir werden uns aber auch bemühen, den Beweis zu erbringen, daß wir verstehen, wie man für das Wachsen und Gedeihen der Organisation zu *arbeiten* vermag.

Ernst Kotovsky-Mühlbäck

Tief beeindruckt von dem Beitrag von Barbara Döller, „Sechs Punkte — eine neue Welt“, erschienen in unserer Weihnachtsnummer, verfaßte ein Leser von „Unser Schaffen“ das folgende Gedicht:

SECHS KLEINE PUNKTE

„Gar viele Dinge siehst du hochgeehrt,
Sechs kleine Punkte stehn nicht hoch im Wert;
Doch mir erleuchten sie des Lebens Bahn.“
So spricht mein blinder Freund und faßt mich an.

„Sechs kleine Punkte, ach, was sind sie dir,
Der lichtbegnadet schreitet neben mir!
An Gütern arm vielleicht, doch reich bedacht,
Zum Himmelslicht gehoben aus der Nacht.
Das bist du, Glücklicher, mit deinen Augen,
Die aus dem Lichte Herrlichkeiten saugen,
Die allem Schönen, allem Wahren dienen
Auf breiten Wegen, hell vom Licht beschienen.
Als Knabe sah ich Licht und Sonnenschein,
In Nacht gebettet, bin ich jetzt allein.

O könnt' ich auch, wie du, die Leuchte sehn,
Mich Tag für Tag in ihrem Glanz ergehn!
Der Himmel spendet Wonne fern und nah,
Ich aber steh' im ew'gen Dunkel da!
In Finsternis versank mir auch der Geist —
O harte Schickung, die das Herz zerreißt!

Denn auch des Wissens Schätze fanden nicht
Den Weg zu ihm durch blinder Augen Sicht. —

Da ward mir Licht in lange Nacht gesendet,
Der Seele Leid in süßen Trost gewendet:
Sechs kleine Punkte schenkten höchstes Glück
Und führten mich zu regem Tun zurück.
Sechs kleine Punkte senkten starken Mut
Mir in die Brust und Seligkeit ins Blut.
Mit leichtem Tasten fühlt der Finger hin
Auf weichem Blatt, die dunklen Nebel fliehn —
Was Geistes Kraft erdacht und aufgebaut,
Wird offenbar und hell von mir erschaut.

Mein bester Freund ist jetzt das Buch im Schrank.
O frohes Herz, dem Himmel sage Dank,
Und auch dem Geist, der diese Kunst erdacht:
Louis Braille, *dem edlen Retter aus der Nacht!*
Ihm küss' ich im Gedenken Stirn und Hände.
Gepriesen sei sein Name ohne Ende!“

Prof. Dr. Oswald Höll

Haben Sie schon das Abonnement von „Unser Schaffen“ für 1958 erneuert?
Es kostet: Jährlich S 40.—, halbjährlich S 20.—.
Bitte senden Sie uns den entsprechenden Betrag an das Postsparkassen-Konto Nr. 25.700.

Die Redaktion

HOCHSCHULBILDUNG FÜR TAUBSTUMMBLINDE

Von allen Gebrechen, die den Menschen bedrohen, erscheint mir die Taubstummblindheit als eines der schwersten. Man stelle sich einmal einen Menschen vor, der blind, taub und stumm ist! Wie könnte man sich mit ihm verständigen? Er kann nicht sehen, wenn wir ihm etwas zeigen wollen, nicht hören, wenn wir etwas zu ihm sagen und nicht sprechen, weil er stumm ist . . .

Es gibt Menschen, die uns fragen, ob ein so unglückliches Wesen überhaupt noch etwas Menschliches an sich hat. Sie glauben, daß die Taubstummblinden Geschöpfe sind, die, halb Tier, halb Pflanze, dahinvegetieren. Für diese wäre natürlich die Frage nach Unterricht und Erziehung zu verneinen.

Tatsächlich hat aber die Wirklichkeit diese Frage entschieden bejaht und wissenschaftlich gelöst. Heute können wir sogar behaupten, daß uns der Unterricht und die Erziehung der Taubstummblinden keinerlei Rätsel mehr aufgibt. Er ist zu einer pädagogischen Arbeit geworden, wie jede andere. Natürlich unterscheidet sich der Unterricht der Taubstummblinden völlig von den Methoden des Unterrichts für Blinde oder Taubstumme. Er ist ein Fachgebiet für sich. Durch seine speziellen Methoden schafft man die geeigneten Bedingungen für die geistige Ausbildung eines Taubstummblinden. Die Ergebnisse dieser Erziehung zeigen oft erstaunliche Erfolge. Es gibt Taubstummblinde, die in ihrer geistigen Entwicklung weitaus höher stehen als mancher Sehende und Hörende mit Hochschulbildung.

Früher hatte man sich meist nur auf ausländische Beispiele berufen. Jeder kennt die taubstummblinde Amerikanerin Helen Keller. Sie hatte Hochschulbildung genossen und war bis über ihr 70. Jahr hinaus öffentlich tätig. Helen Keller ist aber kein Einzelfall. Die Sowjetwissenschaft hat für die Erziehung und den Unterricht der Taubstummblinden besondere Methoden ausgearbeitet und angewandt und die geeigneten Bedingungen für den Erfolg geschaffen. Wer nie einem Taubstummblinden begegnet ist, wird schon von der Tatsache überrascht sein, daß man diesem Behinderten Lesen und Schreiben beibringen, ihm seine Sprache wiedergeben kann, wenn er bereits stumm ist. — Für die Wissenschaft liegt auch darin nichts Besonderes.

Es soll hier nicht erzählt werden, wie die Taubstummblinden unterrichtet werden. Das würde zu weit führen; wir wollen nur in allgemeinen Zügen die Ergebnisse unserer Arbeit unter den sowjetischen Bedingungen erläutern.

Bisher begannen im Ausland alle Versuche in der Erziehung und geistigen Bildung des taubstummblinden Kindes mit dem Unterricht in der Lautsprache. Man vertrat allgemein die Ansicht, daß mit dem Erlernen der Lautsprache die Ausbildung des Taubstummblinden beginnt.

Diese Auffassung war falsch. Der Leiter der Charkower Anstalt nimmt einen genau entgegengesetzten Standpunkt ein. Grundsätzlich vertritt er die Ansicht, daß in erster Linie die genauesten Beziehungen zu der Umwelt des Taubstummblinden hergestellt werden müssen. Das Kind muß seine Umwelt unmittelbar erfassen und beherrschen lernen, durch selbständiges Bewegen den Raum besiegen und begreifen, wie es sich in der Zeit (heute, gestern, morgen) zurechtzufinden hat. Hierin muß der Unterricht und die Erziehungsarbeit an diesen Kindern beginnen. Es ist der schwierigste und mühseligste Teil, aber auch, wie die Ergebnisse gezeigt haben, der entscheidende.

Kinder, die vorher nichts Menschliches mehr an sich hatten, verwandeln sich in gebildete, guterzogene Kinder, die immer weiter in eine tätige Beziehung zu ihrer Umwelt hineinwachsen!

In der Geschichte der Arbeit am taubstummblinden Kinde hat die Charkower Anstalt zum erstenmal den Begriff der „unendlich kleinen Größe“ in das Erziehungswerk eingeführt und seine Auswirkung an den Kindern der Anstalt nachgeprüft.

Fähigkeiten, wie sitzen, nehmen, etwas auf einen bestimmten Platz und auf eine bestimmte Art hinlegen, in eine bestimmte Richtung gehen, erscheinen den Sehenden und Hörenden als einfache Handlungen, die sich gleichsam von selbst verstehen. In Wirklichkeit sind das aber höchst komplizierte Handlungen, die mit Hilfe von eben diesen „unendlich kleinen Größen" vollzogen werden. Die Verwertung dieses Begriffes entscheidet über den Erfolg in der geistigen Entwicklung des behinderten Kindes. Man beginnt das Kind erst dann im Lesen und Schreiben zu unterrichten, wenn es bereits verständig geworden ist und sein Denken sich genügend entwickelt hat.

Wir betrachten in unserer Anstalt das Gebrechen des taubstummblinden Kindes anders als irgendein sonstiges Gebrechen. Unsere Kinder sind in bezug auf ihr Gehirn völlig normal und durchaus jeder geistigen Entwicklung fähig. Man muß nur die besonderen Anlagen dieser Kinder in einen Vorzug verwandeln und seine empfindlichen Sinne richtig verwerten. Wenn die Kinder anfangen, sich innerhalb einer Umwelt zu fühlen und durch unmittelbare Beziehungen fest mit ihr verbunden sind, ist die Formung der Sprache verhältnismäßig einfach. Der grundlegende Fehler aber war, mit der Formung der Sprache zu beginnen.

Die beklagenswerten Ergebnisse der Vergangenheit zeigten es deutlich.

Die moderne Physiologie — besonders unsere durch Pawlow und seine Schule vertretene Physiologie — hat uns fast restlos die Natur der Sinnesorgane beschrieben. Die Kunstliteratur bringt eindringliche Beispiele, welche Rolle die einzelnen Sinnesorgane bei der Wahrnehmung der Umwelt und der künstlerischen Interpretation dieser Wahrnehmungen spielen.

Neben der Erziehungsarbeit in unserer Anstalt führen wir auch eine Forschungsarbeit durch. Nach einem bestimmten System haben wir uns verschiedene Themen gestellt. Jeder von unseren Zöglingen bekommt eine eigene Aufgabe. Dabei wird die Entwicklung der Kinder in sorgfältigen Aufzeichnungen genau festgehalten. Jahrelang stehen die Kinder Tag und Nacht unter Beobachtung. Die Ergebnisse geben uns ein äußerst wertvolles Material. So früh wie möglich, und sei es nur in der primitivsten Form, mußten wir aber auch versuchen, von unseren Zöglingen selbst Ergebnisse ihrer eigenen Wahrnehmungen zu erhalten.

Seit dem Beginn unserer Arbeit haben wir schon zwei Fälle von einer hohen geistigen Entwicklung Taubstummblinder gesehen: Olga Skorochodowa und Kurbatow.

Beide sind vollwertige Bürger unserer Gesellschaft. Es gäbe viel von ihnen zu erzählen, und viel könnte man von ihnen lernen. Sie sind nicht mehr stumm — wenn sie auch taub und blind geblieben sind. Kurbatow entwickelte erstaunliche Fähigkeiten als Bildhauer. Olga Skorochodowa modelliert auch, aber vor allem zeigt sie eine literarische Begabung. Unter weiter günstigen Bedingungen kann sie sich zu einem außergewöhnlichen Talent entwickeln. Gorki verfolgte ihre Entwicklung mit großem Interesse. Er hielt sehr viel von Olgas Begabung. Olga Skorochodowa überwindet ihr Gebrechen, sie ist weder geängstigt noch gehemmt. Alle ihre Wünsche und Bestrebungen haben nur das eine Ziel, sich ganz ihren literarischen Arbeiten widmen zu können.

Das erste Buch von Olga Skorochodowa, „Jenseits der Nacht", ist bereits in deutscher Übersetzung erschienen.

PROF. J. A. SOKOLJANSKY
Leiter der öffentlichen Blindenanstalt von Charkow

HUMOR

Die Pariser Autobus-Verkehrsgesellschaft hat ihre Schaffner angewiesen, beim Ausrufen der Straßennamen nur noch die amtliche Bezeichnung zu verwenden. In Schaffnerkreisen war es üblich geworden, die „Rue des Martyrs" (Märtyrerstraße) als „Rue des Maris" (Ehemännerstraße), die „Rue de l'Abattoir" (Schlachthofstraße) als „Rue des Chirurgiens" (Chirurgenstraße) und die „Rue de l'Aveugle" (Blindenstraße) als „Rue des Politiciens" (Politikerstraße) auszurufen.

Und die Blinden? Haben sie sich gegen diese Verwechslung mit Politikern nicht gewehrt?

U
WEIHNA

RÜCKBLICK

Viele Menschen haben mit ihren großen und kleinen Spenden dazu beigetragen, daß die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ihre Mitglieder wieder zu einer Weihnachtsfeier einladen konnte.

Es waren sowohl für die blinden als auch für die sehenden Gäste schöne und festliche Stunden, welche durch das Programm auf bemerkenswert künstlerischer Höhe bereichert wurden.

In herzlichen Worten begrüßte Obmann *Robert Vogel* seine Kollegen und die geladenen Ehrengäste. In diesem Jahr, so führte er aus, gestaltet sich unser Weihnachtsfest besonders schön, können wir doch gerade in dem hinter uns liegenden Jahr auf große Erfolge zurückblicken.

Alle jene, die „Unser Schaffen", diese für das gesamte österreichische Blindenwesen so wertvolle Zeitschrift, regelmäßig lesen, können eine erfreuliche Aufwärtsentwicklung feststellen.

ASVG (Allgemeines Sozial-Versicherungs-Gesetz) und Blindenbeihilfengesetze brachten den Zivilblinden eine wesentliche Erleichterung in ihrem Lebenskampf. Allen Freunden, allen Blinden und ihren Freunden entbot Obmann Vogel die besten Wünsche für Weihnachten das kommende Jahr und dankte allen He der Hilfsgemeinschaft für ihre wertvolle U stützung.

In launiger Weise debütierte er dann Conférencier des Abends und kündigte als Programmnummer den bewährten Freund Blinden, Dr. *Karl Kainrath*, an. Am Flüge gleitet von Frau *Dagmar Bella*, spielte Künstler die Violinsonate Nr. 4 von Mozar

Hierauf brachte Frau *Louise Dreyer-Z* mit brillanter Technik ihre Harfe zum Erkli Sie entzückte ihre Zuhörer und erntete re Beifall.

Wie schon so oft, stellte sich der Cho Wiener Verkehrsbetriebe mit seinen meiste zum Vortrag gebrachten Chören in den D der guten Sache.

Frau *Wilma Strobl* — uns auch keine Fr mehr — sang Weihnachtslieder von

E
SFEIER

HÖNES FEST

lius. Ihr strahlender Sopran trug auch ihr schen Beifall ein.
a Vogel nahm für diese Feier die Gestalt eihnachtsengels an und überraschte die er mit dem Largo von Händel, wirkungs- nterstützt durch die Violine Dr. Kainraths. einem Schlußwort dankte Kollege Vogel Mitwirkenden für ihre schönen Dar- gen und lud alle Gäste dazu ein, sich die gut schmecken zu lassen.

Anschließend erfolgte die Bescherung der Mitglieder. Außer einem großen Karton mit köstlichen Süßigkeiten wurde jedem Mitglied ein Geldgeschenk überreicht.

EINE BÖSE GESCHICHTE

Wenn das Rattern der vorbeifahrenden Züge von der nahegelegenen Südbahn besonders stark zu unserem Wohnhaus herüberdringt, dann weiß ich, daß schönes Wetter zu erwarten, wenn es Sommer und sehr strenger Frost, wenn es Winter ist.

So leisten mir die Ohren einen wertvollen Dienst und helfen mir in den verschiedensten Situationen. Ich habe ihren großen Wert aber erst damals richtig schätzen gelernt, als ich vor einigen Jahren wegen einer Ohrenentzündung zum Spezialisten mußte.

Der Weg ins Ambulatorium ging noch ganz gut, denn ich hatte in den vielen Jahren, seit ich erblindet war, eine sehr gute Übung bekommen, mich bei meinen Wegen der großen Dienste meiner Ohren zu bedienen.

„Das ist eine böse Geschichte", meinte der Spezialist und fuhr mit einigen Nadeln in den Gehörgang. Es war eine ekzematöse Entzündung im Innenohr, die natürlich behandelt werden mußte. Ja, ja, es war schon ein wenig schmerzhaft, aber meine Ohren brauchte ich wie einen Bissen Brot, ich erblickte in meinem Gehör einen kostbaren Schatz, den ich nie verlieren darf.

Nachdem einige Salben in meine Ohren hineinpraktiziert worden waren, kam die Watte an die Reihe. Da wurde hineingestopft, bis ich nichts mehr hören konnte. Dann bekam ich über die Ohren noch einen Verband. Nun war ich nicht nur blind, sondern auch noch taub.

Man dürfte meine plötzliche Ungeschicklichkeit bemerkt haben, denn eine Schwester führte mich bis zum Ausgang des Ambulatoriums. Stärker als gewöhnlich klopfte ich mit meinem Stock auf die Steine, um mir entgegenkommende Personen zu warnen.

Ich drückte mit den Fingern gegen die Wangen und hinter den Ohren, in der Hoffnung, doch einen kleinen Spalt frei zu bekommen, durch den die Schallwellen des mich umgebenden Stadtlebens hätten dringen können. Vergebene Mühe; nur dumpfe unerkennbare Geräusche erreichten mein Gehörzentrum.

An der Straßenkreuzung, die ich sonst spielend und ohne jede Ängstlichkeit überquerte, stand ich nun und kam mir so hilflos vor, wie in der allerersten Zeit meiner Erblindung. Erschreckt fuhr ich auf, als mich plötzlich jemand beim Arm packte und über die Straße führte.

Warum sagt dieser Mensch gar nichts zu mir, dachte ich. Er könnte doch wenigstens laut in mein Ohr schreien, dann müßte doch seine Stimme durch die Watte dringen. Hatte ich mein Gehör vielleicht inzwischen verloren?

Ich sagte zu ihm, ob er vielleicht den gleichen Weg hätte wie ich. Doch er führte mich weiter und antwortete nichts. Oder doch? Oder konnte ich es nur nicht mehr hören? Meine Angst nahm zu. Was würde dies für ein Leben werden. Nichts sehen und nichts hören! Ich versuchte mich selbst zu trösten. Aber warum sprach der Mann gar nichts zu mir? Jetzt stand es für mich fest. Er sprach wohl, aber ich konnte es nicht hören. Wir blieben stehen; mein Begleiter, mein Retter in der Not schob mich bei der sich öffnenden Wohnungstür hinein.

„Ja, wie siehst denn du aus?" fragte meine Frau entsetzt. Sie wiederholte ihre Frage, aber mit viel lauterer Stimme, denn sie hatte schon bemerkt, daß ihr ohrenausgestopfter Gatte nun auch schwerhörig geworden war. „Oh, meine Liebe, ich bin ja so glücklich!"

„Was, glücklich bist du auch noch, wenn du nichts hören kannst?"

Ich erzählte ihr, welche Angst mich gepackt hatte, als ich den Weg nach Hause in Gesellschaft meines guten Helfers machte und er gar nichts zu mir sprach, wodurch ich zu der Meinung gelangen mußte, daß ich nun auch noch taub geworden war. Ich sei aber jetzt wieder beruhigt.

Meine Frau lachte laut auf: „Wenn ich dir jetzt erzähle, wer dich nach Hause gebracht hat, wirst du auch über deine Furcht lachen, daß du vielleicht taub geworden bist." So laut sie nur konnte, rief sie durch meinen dichten Wattevorhang: „Es war nämlich unser Nachbar, der taubstumme Jansen."

LUDWIG ZANT

Eine verschollene Komposition zu Goethes „Faust“

Der Prager Komponist und Organist Wenzel Tomaschek — geboren 1774, gestorben 1850 — ist heute fast vergessen. Zu seiner Zeit stand er jedoch in großem Ansehen und war nicht nur in der Prager Musikwelt ein Begriff. Von seinen zahlreichen Kompositionen sind vor allem Kirchenwerke, Kantaten und ein Klavierkonzert bekanntgeworden. Er verfaßte auch eine Harmonielehre und war überdies mit Erfolg als Lehrer tätig. Zu seinen namhaftesten Schülern gehörten der Pianist Alexander Dreyschock, der als Professor am Konservatorium zu St. Petersburg tätig war, Johann Friedrich Kittl, der Direktor des Prager Konservatoriums, und der Pianist Julius Schulhoff, der durch Chopin als Lehrer nach Paris berufen wurde.

Wir wollen aber vor allem daran erinnern, daß Wenzel Tomaschek — durch die Lektüre von Goethes „Faust“ inspiriert — das gewaltige Werk des Dichterfürsten vertont hatte. Diese Komposition wurde zu Tomascheks Lebzeiten leider niemals aufgeführt und muß heute als verschollen gelten. Es wäre allerdings nicht ausgeschlossen, daß wenigstens Teile dieser sicher sehr interessanten Tondichtung in irgendeinem Archiv zu finden wären. Eine Aufgabe, die vielleicht von Musikhistorikern vollbracht werden könnte.

Tomaschek selbst hat diese Komposition mitunter Besuchern, die sein Vertrauen erringen konnten, vorgespielt. Eine diesbezügliche Schilderung ist am 11. April 1850 von einem ungenannten Musikfreund und Goetheverehrer in der „Beilage zum Morgenblatte der Wiener Zeitung“ veröffentlicht worden. Der für die Goetheforschung bedeutsame Artikel erschien damals anläßlich des Ablebens des Prager Komponisten und soll nun nach mehr als hundert Jahren im Auszug wiedergegeben werden:

„Es war im August des Jahres 1844, als ich unter dem Laubgange der Thomasgasse, einer vom Ringplatze der Kleinseite Prags nach dem Waldsteinschen Palaste zu führenden, wenig besuchten Seitenstraße hinschritt, und nach der Nummer fünfzehn suchte. Die Nummer war nicht ohne Mühe gefunden. Im zweiten Stocke des Hauses, welches sie trug, wohnte Tomaschek, dem ich mich, ohne irgendeinen anderen als eben den schwachen Empfehlungsgrund meines Namens zu haben, vorstellen wollte. Es war gegen sechs Uhr abends. Tomaschek war zu Hause. Mein gemeldeter Besuch wurde ohne weiteres angenommen und der alte Herr, eine hohe, wohlbeleibte Gestalt, in einer Aufmachung, die hinter den Grenzen dessen, was man im gewöhnlichen Leben Negligé zu nennen pflegt, noch etwas zurückgeblieben war, kam mir entgegen und empfing mich wie einen alten Bekannten . . .“

Da Gäste zugegen waren, konnte sich Tomaschek dem Anonymus, der ihm übrigens als Verfasser etlicher Gedichte vertraut war, nicht voll und ganz widmen. Er bat ihn aber, am nächsten Abend zu kommen, denn er wolle ihm „einiges von seinen noch nicht veröffentlichten Kompositionen mitteilen“. Selbstverständlich leistete der Musikfreund dieser Einladung Folge.

„Tomaschek war allein und womöglich in noch unbeschränkterem Negligé als gestern. Er hatte diesen Abend keine Besuche angenommen und las in Goethes ‚Westöstlichem Divan‘.

‚Das ist ein Buch, in welchem Ihr jüngeren Poeten studieren könnt. Ich möchte es als Schulbuch für alle Dichter, Musiker und Maler einführen, und dann sollte es gewiß keine Weltschmerzler mehr geben. Sie sind kein Weltschmerzler, das hat man mir schon gesagt, und alle anderen jüngeren Dichter wären es auch nicht, wenn sie sich nicht losgesagt hätten von der Natur, ebenso wie von der Kunst. Wer diese beiden abschwört, dem kann eben nichts anderes bleiben als die Erkenntnis des maßlosen Elends, in das er geraten, und das ist der Weltschmerz‘ . . .“

Nach dieser Einleitung — deren Gedankengänge heute vielleicht noch aktueller sind als vor hundert Jahren — debattierte Tomaschek mit dem Besucher über die Beziehungen zwischen Literatur und Musik — Worte, über die wir an dieser Stelle hinweggehen können. Der Abschluß des unter dem Titel „Bei Tomaschek“ geschriebenen Artikels aber soll nun ungekürzt folgen, denn er ist nicht nur

musikhistorisch interessant, sondern erinnert auch an jene Stimmungen, die wir so oft in den Novellen von E. T. A. Hoffmann vorfinden.

„Hierauf erhob sich Tomaschek, nahm den Leuchter vom Tische und bat mich, einen Augenblick zu verzeihen.

‚Ich will im andern Zimmer etwas suchen, was ich Ihnen vorspielen könnte‘, sprach er und trat ins Nebenzimmer, indes ich mit dem lieben Mondschein allein in der Stube zurückblieb. Es gibt Augenblicke im Menschenleben, die sehr lange dauern. Ein solcher Augenblick war der, den mich Tomaschek warten ließ. Die Uhr von den ‚Englischen Fräulein‘ schlug ein Viertel nach dem anderen, Tomaschek erschien nicht. Es schlug Elf. Da öffnete sich die Tür des Nebenzimmers und Tomaschek trat herein in einem halb phantastischen, halb komischen Aufzuge, halb Unheimlichkeit erregend, halb zum Lachen, denn er hatte sich ganz kurios und wirr gekleidet und hatte auch noch einen Schlafrock umgeworfen. Auf dem Kopfe trug er eine spitze Zipfelschlafmütze, in der einen Hand den Leuchter mit der Kerze und unter beiden Armen eine bedeutende Quantität von Noten. So trat er herein ins mondbeleuchtete Zimmer, wie eine Gestalt aus einer phantastischen Geschichte.

‚Ich will Sie etwas aus dem ‚Faust‘ hören lassen‘, sprach er, stellte den Leuchter aufs Klavier, zog das Pult hervor, breitete darauf die Partitur aus und setzte sich nieder.

‚Rücken Sie sich einen Sessel herbei und blättern Sie mir fleißig um. Den ‚Faust‘ haben Sie gewiß noch nirgends gehört, am wenigsten in Wien. Die Herren dort tun, als ob ich gar nicht existierte. Nun, jetzt muß ich mich schon gedulden, bis ich gestorben bin.‘

Eine Pause und dann begann Tomaschek die Tasten in Bewegung zu setzen. Massen von Tönen entwickelten sich unter seinen greisen Fingern, als strömte in ihnen noch die Kraft jugendlichen Feuers. Ein Meer von Leidenschaften und Gefühlen brauste mit Allgewalt aus den Saiten hervor. Gretchens verzweifelnder Wehruf, des Domes unerbittlich ernster und feierlicher Choral, streng wie das Weltgericht und allmächtig wie Gott, Mephistos böses Element, das alle Schuld von sich ablehnt, und sie auf Gretchens brechendes Herz wälzt, dies alles trat in Gestalten riesiger Harmonien vor meine Seele, und ich blätterte mit steigender Hast Blatt für Blatt um, und der alte Meister mit seiner heiseren Stimme sang bald Gretchens herzzerreißende Klage, bald Mephistos Hohn, bald den mächtigen Choral — und ich merkte es nicht einmal, daß sie so fürchterlich heiser war und bald nicht hinauf konnte, bald nicht hinab, und daß sie in solchen Momenten pausierte und mich erraten ließ; denn mir war gar nicht als sänge Tomaschek, mir war als stände ich im Dome und als sängen Gretchen und Mephisto und der Choral, und ich merkte es gar nicht, daß die Kerze im Leuchter herabgebrannt war und daß sie allmählich verlosch, so daß endlich nur der Mondenschein die Partitur erhellte. Tomaschek aber merkte es auch nicht, er spielte fort und er sang fort, wenn ich auch längst nicht mehr umblätterte, und als die Turmuhr von Sankt Veit mit ihrem weithin dröhnenden Halle Mitternacht verkündete, da gingen die Akkorde unvermerkt in die Tonart des Glockenschlages über und begleitete in den wundersamsten Modulationen die zwölf verhallenden Schläge.

Vom Zeitloswerden und Vergehn

Wenn du und ich die gleichen Wege gehn
Und ich mich an dir zag erhalte,
Umschließ' ich dich, das stets Entschalte,
Das ich beherrsche und verwalte,
Versuche ich doch zu umgehn,

Wenn du und ich am gleichen Strome stehn,
Als Wellen in dem Sein vergleiten,
Ein neues Land uns zu bereiten,
Dann suchen wir uns an den weiten
Gestaden, um uns beizustehn;

Wenn du und ich im gleichen Winde wehn,
Aus bluterfüllten Kelchen ziehen
Des Lebens Born und mit ihm fliehen,
Zu jenen, die im Staube knien,
Die werdend mit uns weitergehn,

Wenn du und ich im gleichen Nichts vergehn,
Dann bleich im Schatten unsrer Tage
Erwarten wir uns ohne Klage.
Vereint erstehn wir aus der Sage:
Vom Zeitloswerden und Vergehn.

KURT KLEBERT

Der letzte Glockenschlag war verklungen. Tomascheks Hände ruhten noch auf den Tasten, als wollten sie ausatmen lassen den letzten der Akkorde. Dann stand er auf, schlug die Partitur zu und trug sie, ohne ein Wort zu reden, in das Nebenzimmer zurück. Nach einer Weile kam er mit einer frischen Kerze wieder und überreichte mir ein kleines Notenblatt.

‚Nehmen Sie das mit', sprach er, ‚als Erinnerung an diese Stunde und wenn Sie nach Wien kommen, grüßen Sie mir die dortigen Herren!'

Ich machte ihm Vorwürfe, daß er ein Werk wie den ‚Faust' so lange der Öffentlichkeit vorenthalten habe.

‚Liegt noch mehr als das drin', war die Antwort. ‚Aber der Tomaschek ist alt und man muß ihn nicht nur mit der Hand, sondern auch mit dem Kopfe spielen und das ist unkommod.'

‚Dürfen wir nicht hoffen, ihren ‚Faust' dennoch bald in Wien, zum Beispiel in einem Konzert, zu hören?'

‚Vielleicht — wenn ich tot bin.'

Tomaschek trat ins Nebenzimmer und ich sah ihn seit der Zeit nie wieder. Werde ich je den ganzen ‚Faust' hören? Tot ist der Meister . . ."

So weit der längst vergessene Bericht des anonymen Musikfreundes, der uns von einer Komposition berichtet, die heute als verschollen gelten muß. Von einer Komposition, die durch Goethes „Faust" inspiriert worden war und die es vielleicht verdient hätte, von aller Welt gehört zu werden!

GRETE SCHOEPPL

Schenken macht Freude

Der amerikanische Dollarmillionär Mister Scottham — bekannt durch seine Kohlepapiere, denen er seinen Reichtum verdankte — fühlte eines Tages den Drang in sich, den Menschen Gutes zu tun.

Er steckte ein Bündel 10-Dollar-Noten in die Tasche und sauste mit seinem Auto in ein Viertel hinaus, wo ihn niemand kannte.

An einer Straßenkreuzung, wo ein paar Buben Indianer spielten, blieb er stehen.

„Ich hab' schon einmal gesagt, Geld hat also in dem Land, in dem wir spielen, keinen Wert, nur Nußschalen", wiederholte der Anführer der Jungen.

Da ließ Mr. Scottham unbemerkt einen 10-Dollar-Schein fallen und zog sich zurück, doch so, daß er die Jungen gut beobachten konnte.

Eine wüste Balgerei entstand um das Geld, das in tausend Fetzen zerrissen wurde, und die Buben hätten sich vielleicht auch gegenseitig arg beschädigt, wenn Mr. Scottham nicht jedem von ihnen eine 10-Dollar-Note geschenkt hätte, lächelnd dazu sagend: „Ich weiß, Geld spielt bei eurem Spiel keine Rolle!"

Er fand eine Bank und ein liebliches Mädchen darauf. Auf diese Bank setzte er sich, las Zeitung und ließ unversehens einen seiner 10-Dollar-Scheine fallen.

Das Mädchen, das nur den Himmel und die Blumen zu sehen schien, erschrak heftig, ließ sich aber nichts anmerken, sondern versuchte, ihren Sonnenschirm unbemerkt in die Richtung des Geldscheines zu bewegen, tat dann so, als richte sie sich etwas an ihrem Schuh und enteilte.

Der Geldschein mit ihr.

„Idealismus der Jugend, wo bist du geblieben?" dachte Mr. Scottham. Er ging weiter und ließ im Gehen wieder eine 10-Dollar-Note fallen. Nach einer Weile kam eine Frau mit einem sehr ehrlichen Gesicht. Sie ging auf den Geldschein zu. Mr. Scottham desgleichen. Aber die Frau kam ihm zuvor.

„Ich werde das Geld der Polizei übergeben, da können Sie sich drauf verlassen!"

Richtig, dort stand ein Wachmann, auf den die Frau zusteuerte.

Als sie ihn wieder verlassen hatte, ging Mr. Scottham auf den Wachmann zu: „Hat Ihnen die Frau etwas übergeben?"

Der Schutzmann schüttelte den Kopf.

„Sie hat mich nur gefragt, wie spät es ist!"

Mr. Scottham war nicht enttäuscht. Er erwartete von Leuten mit so ehrlichen Gesichtern nichts anderes.

Eine vornehme Dame ging vor ihm.

„Gnädige Frau, bitte, Sie haben etwas verloren!“ rief er und hielt ihr eine 10-Dollar-Note entgegen.

Lächelnd nahm sie sie in Empfang.

„Danke! Mein Gott, das wäre schrecklich gewesen! Zum Glück gibt es noch Ehrlichkeit in der Welt!“

Er lächelte. Ja, das sah er. Geld ist der beste Prüfstein für den Charakter.

An der Ecke stand ein blinder Mann und musizierte.

Mr. Scottham warf ihm einen 10-Dollar-Schein zu.

„Hier, guter Mann, eine kleine Gabe!“

„Oh“, jammerte der Blinde, „mit Papier hält man mich so zum Narren! Ich kann nicht erkennen, ob es ein wertloses Papier oder eine Banknote ist! Und mit Banknoten ist man nicht so freigebig, Herr! Möchte ich so glauben, so würde ich ins Narrenhaus gehören!“

Da ward Mr. Scottham zum erstenmal traurig; denn der einzige, der sein Geld zurückwies, konnte nicht lesen, was auf der Rückseite der Banknoten stand:

„Mit diesen zehn Dollars werden Sie nicht weit kommen, aber mit Mr. Scotthams dauerhaften Kohlepapieren, mit denen können Sie bis zu zwölf Durchschläge auf Ihrer Schreibmaschine machen!“

NEW YORKS BLINDE PFADFINDER

Billy Mooney hob langsam den Bogen in Richtung auf die Zielscheibe. Das Stimmengewirr der Buben, die auf dem Schießgelände übten, wurde übertönt von einem elektrischen Summer, dessen Geräusch dauernd zu hören war. Plötzlich aber verstummte es. Billy hielt augenblicklich in der Bewegung inne, spannte den Bogen und ließ den Pfeil abschnellen.

Hinter der Ziellinie standen mehrere Pfadfinder. Sie alle hörten den hellen Ton, als der Pfeil in die Zielscheibe eindrang, aber nur der Truppleiter konnte sehen, daß Billy ins

Schwarze getroffen hatte, denn alle Buben, die dem New Yorker Pfadfindertrupp 198 angehören, sind — blind.

Keiner der Buben kann also die Scheibe sehen, wenn sie Bogenschießen üben, aber alle schießen sie gut. Sie spielen auch Baseball, laufen um die Wette, wandern und basteln. Genau wie die sehenden Pfadfinder ziehen sie ins Lager, machen Feuer und kochen selbst, und sie benützen natürlich auch das „Handbuch für Pfadfinder", obwohl es in Brailleschrift ziemlich dick und unhandlich ist.

Trotz ihrer Gebrechen haben die Jungen nicht das Gefühl, keine vollwertigen Pfadfinder zu sein. Sie geben sich auch keine Mühe, für sie „passende" Beschäftigungen zu finden. Mit Hilfe sinnvoller Geräte sind sie nämlich durchaus imstande, fast alles mitzumachen, was den Pfadfindern in aller Welt Freude macht. Als besonders zweckmäßig hat sich eine Vorrichtung für das Bogenschießen erwiesen, die aus zwei Stangen zu beiden Seiten der Abschußlinie besteht. Eine Lichtquelle auf der einen von ihnen sendet einen schwachen Lichtstrahl aus, der mit einem Summer auf dem oberen Ende der anderen Stange einen Kontakt schließt. Hebt der Schütze nun den Bogen in Zielhöhe, so unterbricht ein am Bogen angebrachter Metallstift den Lichtstrahl, worauf der Summton aufhört. Der Schütze weiß nun, daß er die Höhe der Scheibe erreicht hat und läßt den Pfeil abschnellen. Die Buben selbst haben diese Vorrichtung gebaut.

DR. LOTHAR RING

DER ZAHLENMENSCH

„Schön ist der heutige Ausflug gewesen", sagte Trude, als sie mit Fritz den Heimweg antrat.

„Prächtig", ergänzte dieser, „und außerdem sehr preiswert."

„Inwiefern?" wollte Trude wissen.

„Ich habe mir alles ganz genau aufgeschrieben", erwiderte der junge Mann eifrig und brachte sein Notizbuch zum Vorschein. „Wir haben siebzig Schilling und fünfundvierzig Groschen verbraucht."

„Da bekommst du also die Hälfte von mir zurück", sagte sie lächelnd. „Bitte laß mich rechnen."

„Nicht nötig", fiel ihr Fritz ins Wort, „es ist alles bereits genau berechnet."

„Ja wann denn?" fragte Trude wißbegierig.

„Oben, auf der Anhöhe", wurde sie belehrt.

„So?" erwiderte sie gedehnt. „Und dabei habe ich mir eingebildet, daß du mich dort verliebt angeschaut hast."

„Habe ich auch", rechtfertigte er sich. „Trotzdem habe ich die Kosten des Ausfluges festgestellt und die dabei auf jeden von uns entfallende Quote berechnet . . . Also höre: Die Gesamtsumme beträgt siebzig Schilling und fünfundvierzig Groschen."

„Was ich bereits gehört habe!" Trude wurde ungeduldig. Aber der junge Mann an ihrer Seite ließ sich nicht irre machen.

„Die Hälfte davon ergibt fünfunddreißig Schilling zweiundzwanzig Groschen, das heißt . . . eigentlich wären es zweiundzwanzigeinhalb Groschen. Aber, da sich ein halber Groschen nicht auszahlen läßt, übernehme ich ihn zu meinen Lasten und bringe dir bloß fünfunddreißig Schilling und zweiundzwanzig Groschen zur Anrechnung."

„Das ist wirklich ungeheuer galant von dir! Ich danke dir vom Herzen", bemerkte Trude pikiert. „Nur bitte ich dich, mir noch zu sagen, ob ich dir das Geld gleich ausbezahlen soll, oder ob ich, wenn ich es dir morgen früh in das Büro bringe, bis dahin Zinsen zu zahlen habe."

„Ich versteh' dich nicht! . . . Weshalb bist du so ungerecht? Du warst es doch selbst, die mir den Vorschlag der geteilten Rechnung gemacht hat. Wenn ich ihn annahm, so geschah es nur auf deine Veranlassung. Anderseits aber verträgt die mir angeborene Ordnungsliebe keine Ungenauigkeit . . . Übrigens . . . ich bin dir noch eine Verrechnung über meine Ausgaben schuldig", fuhr er fort und holte abermals sein Notizbuch hervor. „Also die Bahnfahrt kostete zwanzig Schilling sechzig Groschen. Im Kaffeehaus verbrauchten wir . . ."

„Um Gottes willen, so hör doch auf", fiel ihm seine Begleiterin ins Wort. „Ich glaube dir alles. Langweile mich doch nicht mit diesen schrecklichen Zahlen."

„Langweilig? Wie können Zahlen langweilig sein? Bedenke . . . der Lauf der Gestirne, das Universum läßt sich in Zahlen, ja nur in Zahlen ausdrücken. Die größten und kleinsten Dinge, alles kann man mit Hilfe der Zahlen beweisen. Und wie nützlich die Zahlen erst im menschlichen Leben sind: ich zum Beispiel führe genau Buch . . . Hier sind alle meine Ausgaben verzeichnet", rief er und schwang triumphierend sein Notizbuch. „Alle meine Einnahmen sind gleichfalls angeführt. Der leichteren Übersichtlichkeit halber müssen diese ein wenig größer geschrieben sein als die Ausgaben. Auf diese

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt das Sekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs jederzeit entgegen.

Art kann ich niemals in Verlegenheit geraten. Meine wirtschaftliche Grundlage ist damit gesichert."

„Und was geschieht, wenn du erkrankst?" erkundigte sich Trude lauernd.

„Auch dafür ist eine zahlungsmäßige Vorsorge getroffen", verblüffte er sie. „Neben meinem Beitrag für die Krankenkasse ist ein Posten für außerordentliche Ausgaben vorkalkuliert."

„Wunderbar", sagte sie spöttisch. „Und wenn du sterben solltest, hast du da auch schon rechnerisch vorgesorgt?" Der junge Mann ließ sich nicht in Verlegenheit bringen. „Gewiß, ich bin auf Ableben versichert. Außerdem förderndes Mitglied eines Bestattungsvereines. Meine Witwe erhält bei meinem Ableben einen Betrag von netto vierzigtausend Schilling ausbezahlt."

„Das könnte mich beinahe verlocken, deine Frau zu werden", bemerkte Trude und ein ironisches Lächeln kräuselte ihre Lippen. „Im übrigen muß ich aber, falls dieser Hinweis ein Antrag sein sollte, die Sache noch überlegen . . ."

Die Mathematik ist eine große Wissenschaft. Aber manchmal zeigt sich ein törichtes Herz stärker als alle Zahlenweisheit, besonders im Frühling gegenüber jungen Mädchen.

So konnte es geschehen, daß Fritz am nächsten Sonntag vergebens auf Trudes Erscheinen wartete und, als er darob verzweifelt in seinem Notizbuch nachforschte, ihm dieses, trotz der erstklassigen Führung, keinerlei Auskunft zu geben vermochte.

ROBERT VOGEL

Sonniges Kirchberg

Während der hartgefrorene Schnee auf der Serpentinenstraße, die von Kirchberg am Wechsel nach St. Corona führt, unter meinen Bergschuhen knirscht und ich die köstliche Luft dieses vorweihnachtlichen Morgens in mich aufnehme, überfliegen meine Gedanken noch einmal die angenehmen und weniger erinnerungswürdigen Ereignisse des ausklingenden Jahres. Es will aber nicht recht mit dem Denken, denn der Zauber dieser herrlichen Bergwelt umfängt mich wieder, wie schon so oft, und läßt mich nicht los. Außerdem habe ich mir fest vorgenommen, die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr ganz der Entspannung zu widmen, damit ich nach meiner Rückkehr mit voller Kraft und Schaffensfreude an die Lösung großer und kleiner Aufgaben schreiten kann.

Langsam ansteigend führt uns eine gute Waldstraße immer höher hinauf. Im Geiste wandere ich wieder hinauf zum Wetterkogel, den ich aber jetzt im Winter wohl nicht erreichen werde. Dazu muß man schon besser ausgerüstet und vor allem nicht blind sein, denn die Pfade sind stark vereist und da heißt es auf der Hut sein.

Tief unter uns keucht ein Auto herauf, aber es ist noch ziemlich weit weg, denn einige Serpentinen liegen zwischen uns. Die Straßenkurven sind besonders gut gestreut, um Unfälle zu vermeiden, und die Autolenker sind sehr vorsichtig; ganz langsam kommen sie bis zu den Kehren. Sie sind vorsichtig, denn sie wollen noch Weihnachten und Silvester erleben.

In St. Corona, das wir nach einstündiger Wanderung erreichen, liegt viel Schnee, während Kirchberg am Wechsel fast schneefrei ist. Die Sonne strahlt hier oben noch wärmer ihr Lebenselixier aus. Die frohen Stimmen der rodelnden Kinder laden uns ein, auch wieder richtig jung zu sein.

Nur schwer entschließen wir uns zum Heimweg ins Tal. Neben mir läuft der große Bernhardiner unserer Gastleute. Er war ohne Einladung mitgelaufen. Vielleicht brauchte auch er einmal etwas Veränderung an Luft und Umgebung. Von Zeit zu Zeit berührt er mich mit seiner großen Schnauze, um mir mitzuteilen, daß er noch da sei. Dann sprang er mir wieder von rückwärts hoch hinauf, so daß ich Mühe hatte, mich stehend zu erhalten. Er hielt mich mit aller Gewalt fest und ich begriff nicht, was er damit ausdrücken wollte. War es Dankbarkeit oder wollte er schon nach Hause? Wie dem auch sei, wir

Kirchberg am Wechsel

hatten Freundschaft geschlossen und Pluto wartete fortan jeden Morgen auf mich, in der Hoffnung, wieder mit von der Partie sein zu können.

Wenn ich von der Fremdenverkehrswerbung wäre, würde ich jetzt erzählen, wie gut die Gaststätten in Kirchberg für ihre Gäste sorgen, welche vortreffliche Küche dort ist und ein wie gut geschultes Personal bereitsteht, den Erholungssuchenden alle Wünsche von den Augen abzulesen.

Sonne, Sonne, überall Sonne.

Wir wohnen nachmittags einer Weihnachtsaufführung der Kirchberger Schuljugend bei. Kein Weihnachtsbaum und kein Engel bei dieser Feier. Mit Begeisterung und Hingabe aber zeigen diese Kinder, wie ernst es ihnen um das wahre Motiv der Weihnacht ist. Hier wird die Nächstenliebe dargestellt, die aufopfernde Hilfsbereitschaft, welche allein imstande sind, die Menschen einander näher zu bringen und das Leben lebenswert zu machen. Sie strahlen Licht und Wärme aus, wie ihre große Schwester, die Sonne.

Am Eingang des Marktes erhebt sich auf dem Lienberg die St.-Wolfgangs-Kirche. Sie hat eine ruhmreiche Geschichte. Man kann sie als das Wahrzeichen von Kirchberg bezeichnen. Zu Ehren des hl. Wolfgang im 15. Jahrhundert erbaut, war sie Zeuge großer geschichtlicher Ereignisse und wurde schließlich 1918 das Opfer einer Feuersbrunst.

Von St. Wolfgang aus genießt der Betrachter einen herrlichen Blick auf das an Naturschönheiten so reiche, in grünen Matten eingebettete Kirchberg am Wechsel.

Die Bank vor der Kirche ladet zum Sitzen ein und wir erquicken uns an den wärmenden Strahlen unserer ewigen Lichtspenderin. Nur ganz schwach dringt der Lärm von unten herauf, ein Postautobus tutet munter seine Terzen und das Motorengeräusch eines Flugzeuges führt uns wieder aus besinnlicher Träumerei in die Wirklichkeit zurück.

Dann ziehen wir wieder hinunter über den Trattenbach und weil wir noch etwas Zeit bis zum Mittagessen haben, statten wir der tausendjährigen Linde einen Besuch ab. Da müßte man aber noch ein Paar Arme haben, wollte man diesen Baum umfassen.

Von der Straße, die nach Gloggnitz führt, zweigt der Weg zum Erholungsheim der Meisterkrankenkasse ab. Dort führt auch der Weg zur Hermannshöhle, welche aber im Winter geschlossen ist.

Wir feiern Weihnachten in Kirchberg und wir beschließen dort das alte Jahr. Jeder Tag ist sonnig, und in bester Stimmung verlaufen die festlichen Stunden.

Am 1. Jänner führt die Katholische Jugend von Kirchberg das Volksstück von Naderer „Volk am Kreuz" auf. Wir nehmen die Einladung dazu gerne an. Was hier von jungen Menschen unter der Regie von Fachlehrer Fuchs geleistet wurde, verdient aufrichtige Bewunderung.

In drei Akten, mit zum Teil sehr ergreifenden Szenen, zeigt der Autor den Weg zu einer besseren Verständigung zwischen Völkern und Rassen. Grenzbauern müssen ihr Land, auf dem sie seit Generationen ansässig waren, verlassen, weil dieses angeblich von deren Vorfahren den früheren Besitzern abgenommen wurde.

„Und soll das ewig so weitergehen!" ruft der Bürgermeister aus, nachdem ihm und den Seinen nach Jahren der Emigration die Heimkehr wieder ermöglicht wurde.

So viele Opfer auf beiden Seiten hat dieser unsinnige Haß und Streit schon gefordert. Was können denn die Kinder und Kindeskinder dafür, daß sich die Vorfahren gegenseitig immer bekämpften, ja, einander hingemordet haben.

„Rache! Rache!" rufen jene, die nicht verstehen können, daß die an ihrem Leid Schuldigen ungestraft bleiben sollen, Martin, sein Schwiegersohn, gehört dem anderen Volke an; sein Sohn Andrä will Abrechnung halten, blutige Abrechnung. Er kann es nicht fassen, daß sein Vater, der jetzt als Bürgermeister die Macht hat zu richten, so vergebungsbereit ist.

Der Macheiner Bauer ist schwerkrank und bricht zusammen. „Martin und Andrä", spricht er mit letzter Anstrengung. „Reicht euch doch die Hände. Es muß doch einmal Frieden werden zwischen unseren Völkern. Es ist genug für alle in dieser Welt. Tut es, auf daß eure Kinder ein schöneres, ein glücklicheres Leben haben!"

Wir standen tief unter dem Eindruck des hier Gebotenen. Dieses Spiel von jungen Menschen, mit großer Begeisterung vorgeführt, kann seine Wirkung auf Zuhörer und Zuschauer nicht verfehlen.

Der nächste Tag brachte uns ebenfalls schönsten Sonnenschein, aber auch die Stunde des Abschiedes vom lieblichen Kirchberg am Wechsel, von seinen freundlichen Bewohnern und seiner reizvollen Landschaft.

Nicht klagend über den raschen Ablauf unseres Urlaubs und der Tage der Entspannung, sondern frisch gestärkt und zuversichtlich traten wir wieder die Fahrt nach Wien an, denn wer vor seiner Zeit trauert, ist die Sonne nicht wert.

Der Existenzkampf der Blinden in Finnland

Auf dem Territorium Finnlands leben heute ca. 4000 Blinde. Sie sind in 20 Vereinen zusammengefaßt und werden von der Zentralverwaltung dieser Vereine geleitet.

Die Existenzverhältnisse sind nicht gerade erfreulich. Der Arbeitsausbildung widmet sich die Internatsschule, wo die jungen Blinden Korbflechterei und Bürstenmacherei lernen. Außerdem können sie auch die Qualifikation von Fachmasseuren erhalten.

Die Arbeitsbedingungen sind hart. Manche Blinden müssen täglich 10, 13 und 14 Stunden arbeiten. Die Verhältnisse verschlechtern sich ständig, so daß die Arbeitslosigkeit unter den Blinden steigt. Oft kämpfen mithin die finnischen Blinden um das nackte Leben.

Bei alledem sind die Blinden den Sehenden gleichgestellt — hauptsächlich in der Zahlung aller möglichen Abgaben und Entrichtungen ohne jede Erleichterung. Sie haben keinen Anspruch auf kostenlose Heilung. Die einzige Begünstigung ist die Befreiung von der Zahlung der Radiogebühr. Das wichtigste Problem der Blindenvereine ist daher die Suche nach neuen Arbeitsmöglichkeiten für die Blinden und ihre Verwendung auf verschiedenen Arbeitsplätzen.

Die blinde Jugend wird in zwei Internatsschulen unterrichtet, ohne große Möglichkeiten, durch Mittel- oder Hochschule in ihrer Ausbildung fortzuschreiten. Interessant ist, daß der Schulbesuch auch für blinde Kinder gesetzliche Pflicht ist.

Bitte, werben auch Sie einen Leser für

„Unser Schaffen“

die einzige Blindenzeitschrift Österreichs

Die Hunde wußten es besser

Die Hündin Hella führte mich über den Marktplatz meiner Heimatstadt. Sie hat es eilig, geht es doch heimwärts. Plötzlich bleibt sie stehen.

„Komm nur, was hast du denn?“

Nichts zu machen, Hella krallt sich in den Boden fest.

„Hella, los, voran!“ Sie bleibt liegen. Ich fühle ihren Schwanz heftig gegen mein Bein wedeln.

Jetzt höre ich seitwärts neben mir rufen: „Frigga, geh doch weiter, was hast du denn?“

Frigga — Frigga? Richtig, das ist ja Han mit seiner Boxerhündin! Und schon ruft mi Hans lachend zu:

„Guten Tag, siehst du, die Hunde wußte es besser!“

Auch die Passanten um uns her lachten und wir beide streichelten dankbar unsere Hunden den Kopf, die uns die Begeg nung ermöglichten, und schimpfen künfti weniger schnell, wenn sie sich auf ihre eigen Hundenase mehr verlassen als auf das Wor ihres Herrn.

PROF. DR. HANS NÜCHTERN

DER SCHWEIZER

Es ist ein seltsamer Typus, der einem da auf der Fahrt nach Westen entgegentritt; schon hinter dem Arlberg werden die Menschen anders. Dem harten Laut kehligen Tirolerklanges scheint die Sprache ähnlich und ist doch ganz anders. Langsamer, noch bedächtiger und wägender scheint der Vorarlberger, in nichts das alte Alemannenblut verleugnend. In Langen am Arlberg ist schon tiefer Winter, dann geht es über Bludenz und Feldkirch talwärts. Bei Buchs beginnt die ganz andere, die Welt jenseits der Grenze: die Schweiz.

Noch immer geht von Grenzen und Zollschranken etwas Erregendes und Neues aus, das einen immer wieder packt, ob man es auch auf Reisen oft genug erlebt hat. Man hat das Gefühl, bei Paß- und Zollkontrolle in den anderen Mitmenschen irgendwie hineinzusehen. Einer glaubt noch immer vom andern, er habe mehr zu verbergen als man selber, und deshalb freut einen die wechselseitige Enthüllung der Grenze. Aber die Schweizer Grenze bei Buchs ist wirklich fast ein Übertritt in eine andere Welt; eine Welt, an deren Toren Krieg und Nachkriegszeit irgendwie noch immer halt gemacht zu haben scheinen.

Von den Lippen da drüber der Grenze klingt alemannischer Laut, manchmal scheint dem fremden Ohr das so unentwirrbare Schwyzerdütsch gleich oder ähnlich der Sprache vor dem Arlberg. Doch die Menschen, die sie hier sprechen, sind anders. Etwas im ersten Augenblick gewollt Unnahbares, eine gewisse Rüstung in Hemdärmeln, ist um den Schweizer, ob er einem als Paßbeamter, als Schaffner oder als Lokomotivführer das erste Mal entgegentritt; nichts von der schnellen, in Urteil und Einstellung raschen Art des Österreichers. Jedes Wort wiegt hier pfundschwer, die Worte klobig und langsam, wie Brucknersche Pfundnoten. Uralte Kraft des Bauerntums in Wort, Gebärde und Rede. Der Humor der Beobachtung verbirgt sich oft hinter Rede und Mensch.

Das kommt alles viel später erst ans Tageslicht. Dem Fremden scheint oft Unfreundlichkeit und gewollte Wortträgheit, was meist nur ein Wägen und Sparen an sich selber bedeutet. Der einzelne Laut kommt tief aus der Kehle, als sei hinter jedem Wort ein zweites ungesagtes, das man absichtlich verspart, weil noch immer Zeit ist, es zu sprechen. Während der Zug durch die Nacht die mondüberglänzte Flut des Züricher Sees entlang eilt, hört man auf die vielen Worte in diesem seltsamen Schweizerdeutsch, sieht die Menschen, die sie sprechen, und findet langsam erst zu diesem Volk, als dessen stolzer Bestandteil, bewußt und einfach, sich jeder Schweizer fühlt.

Versuchskarnickel

Meine Frau und ich aßen in einer kleinen Autobahnraststätte zu Mittag. Durchs Fenster sahen wir eine Gruppe von Fernfahrern an der offenen Hintertür eines großen Möbelwagens stehen. Jedesmal, wenn ein weiterer Lastwagen ankam, gingen ein paar Männer darauf zu, begrüßten den Fahrer und führten ihn hinüber zu dem Möbelwagen. Es herrschte gedämpfte Heiterkeit, und als wir herauskamen, blieben wir stehen, um zu sehen, was es dort gab.

In dem Möbelwagen hockte ein hübsches junges Mädchen, das einem fast zwei Zentner schweren Koloß die Fingernägel behandelte, während die anderen Männer warteten, bis sie an die Reihe kamen.

„Ihr Vater war ein Kollege von uns und ist vor kurzem bei einem Unfall ums Leben gekommen", erzählte uns ein Fahrer. „Sie will Kosmetikerin werden, und wir spielen Versuchskarnickel, damit sie morgen nicht unvorbereitet in die Prüfung zu gehen braucht.

Gerade ist sie bei mir fertig geworden", fügte er hinzu und spreizte seine Finger. „Schön, was?"

Wer an dies nackenruhige Volkstum rührt, das vielleicht die tiefste Zelle der Schweizer Freiheit und dieses Willens zur Freiheit bedeuten mag, der kriegt es mit dem Schweizer und der Schweiz zu tun. Und über den Parteien, ihren Plänen und dem Widerstreit der Meinung flattert irgendwo zuhöchst immer das weiße Eidgenossenkreuz im roten Feld: Helvetia! Wenn man durch die Altstadt von Zürich zum Limmatkai hinunterschlendert, die Kirchen und Portale vom alten Bürgerstolz, vom Bekennereifer der Zwinglitage überflammt, wenn man unter den Lauben von Bern geht, wo von Brunnen und Figuren die Pracht vergangener Tage redet, ob vor dem Dom der alten Ambassadorenstadt Solothurn, ob in den modernen Straßen des neuen Basel, überall künden Vergangenheit, Leben und Getriebe, diesen einen Grundkern: Schweiz, und Schweizer Freiheit!

Sie waren für Nachbarn und fremde Eroberpläne keine angenehmen Gesellen, die Herren Eidgenossen und Grisonen. Wer ihnen an die Freiheit griff, dem fuhren sie ans Leben. Nicht umsonst führt die Bundeshauptstadt Bern, wo das Zentrum des politischen Lebens der Schweiz verankert liegt, den tatzenbreiten, grimmen Bären im Wappen. Das hindert nicht, daß der gleiche Bär harmloser und süßer auch von Konfitüren und Leckerlis grüßt, genau so wie der Wilhelm Tell Symbol des Freiheitswillens seines Landes und eingepreßter Beweis irgendeiner Markenware sein kann. Nicht auf die Äußerlichkeit kommt es dem Schweizer an, sondern auf den inneren Sinn. Er, der gegen Uniform und Krieg die ganze Abneigung des Bürgers hat, an dessen Land der letzte Weltkrieg vorübergegangen, eine Abneigung allerdings, die trotzdem über die festen Fäuste der Reisläuferzeit der Ahnen verfügt. Er zeichnet Wehranleihe, denn das ist fürs Land! Er wird sich bis zur Siedehitze über jeden Eingriff in ein Recht der Schweiz erregen, ob der Eingriff groß oder klein.

Fährt man im Herbst durch die Schweiz, so fallen einem die vielen Einrückenden auf, die zu ihren Truppenteilen einberufen sind, um die herbstliche Waffenübung mitzumachen; oft noch im Zivil, aber das Gewehr über der Schulter, oder schon in Uniform, das eingebeulte Käppi auf, das oft nicht ganz zu passen scheint, so sitzen sie in den Zügen oder sammeln sich in den Bahnhöfen. In den Garderoben stehen säuberlich die Gewehre in Ständern gereiht, während die Besitzer noch einen Kaffee-Crème oder einen Kaffee-Kirsch verzehren, ehe der Dienst beginnt. Und zwischen den Lippen steckt der unvermeidliche Stumpen oder die schwarze Brisago, die kurze Zigarre, die zum modernen Schweizer so zu gehören scheint wie die Armbrust zum Tell oder das Puffenwams zum päpstlichen Schweizergardisten.

Ein Hartes und Beharrendes ist oft in diesen Gesichtern, ein Wille, der nicht leicht zu biegen ist, und der auf sich nimmt, was Eid und Pflicht durchzumachen zwingen; ob die Verteidigung der Tuilerien oder die Frankenabwertung. Wer einmal in der Schweiz eine Landgemeinde gesehen hat, wo die Bauern von den Bergen hinkommen, um wie zur Väterzeit den „Landammann" zu wählen und Wohl und Wehe des Kantons zu bestimmen, der begreift dies Verwurzelte des Schweizers, wo man über Tradition nicht reden braucht, weil das eigene Leben selbst ein Stück davon ist. Der Regenschirm hängt über dem Arm und unter dem anderen eingeklemmt trägt der Bauer das alte Schwert, das zu Hof und Familie gehört und mit dem der Urahn vielleicht schon vor Pavia focht. Der stolzen Eigenbrötelei des Engländers „my house is my castle" setzt der Schweizer das nicht minder stolze und dickköpfigere: „Was die vor mir waren, bleib' auch ich, aber ich mach's wieder so, wie's mir recht scheint!"

Dabei darf man nie vergessen, daß dies Land, das der Zug von Buchs nach Basel auf der kurzen Fahrt von Grenze zu Grenze in ein paar lächerlich kurzen Schnellzugstunden durcheilt — und sie können rasen, diese Schweizer Lokomotiven, daß dem Ausländer angst und bange wird —, auch innerhalb des eigenen Staatsgebietes ein Grenzland ist: deutsche, französische und italienische Schweiz grenzt dicht aneinander. Überall scheinen Sprache und Volkheit verschieden, oft ändert sich das blitzschnell von Kanton zu Kanton, über allem doch steht die Eidgenossenschaft, das weiße Kreuz, das zum Symbol der Menschlichkeit geworden. Über allem ragt der Gedanke, der den Schweizer erst zu dem macht, was er ist.

WILHELM FUCHS

MEIN BUB – DER HERR DOKTOR

Die ersehnte Stunde hat geschlagen, Büroschluß. Rasch die Akten verstaut, Schreibtisch zugesperrt, Hände gewaschen, Amts- mit Straßenrock vertauscht, in den Überzieher geschlüpft, ein konventioneller Gruß und — fünf Minuten später ist die Kanzlei völlig verödet. Doch nicht für lange. Denn schon kommt die Aufräumefrau mit Kübel, Besen, Waschlappen und Staubtuch angerückt. Sie muß fleißig sein, die alte Frau Marie, um ihr Pensum an Arbeit bis sechs Uhr erledigen zu können. Sie macht das schon jahrelang zur vollsten Zufriedenheit; obwohl es ihr nicht leicht fällt, denn sie ist nicht mehr die Jüngste.

So sehr sie sich auch beeilen muß, bei einem Schreibtisch hält sie sich immer etwas länger auf. Wischt das Telephon, den Briefbeschwerer, das Tintenzeug besonders sauber ab, rückt dann den Vormerkkalender wieder zurecht und bleibt zum Schluß mit ganz verklärtem Blick vor dem Schreibtisch noch stehen, eine Minute nur. So auch heute.

„Sie, Frau! Was ist denn mit Ihnen?" Eine scharfe Stimme durchschneidet den Raum, und der Herr Hofrat, welcher ausnahmsweise durch ein Referat, das er in der Direktion halten mußte, etwas länger aufgehalten wurde, steht verärgert im Türrahmen. Erschrocken fährt die Frau zusammen, stammelt ein paar verlegene Worte und will schon weiterarbeiten, da kommt der Gestrenge schon näher.

„Sie, ich schau' Ihnen schon eine Weile zu, wie S' da bei dem Schreibtisch stehen. Was haben Sie jetzt vorgehabt?" — „Nichts! Gar nichts, Herr Hofrat! Entschuldigen S' schon. Es wird nicht mehr vorkommen." — „Keine Ausflüchte! Was wollten Sie hier bei dem Tisch?" Zitternd steht die Frau da, hält krampfhaft den Besen in der rechten, das Staubtuch in der linken Hand. „Na wird's? Heraus mit der Sprache!" — „Ich . . . ich habe nur . . . an den Herrn gedacht . . . der da bei dem Schreibtisch sitzt." — „Was hat der junge Mann mit Ihnen zu tun? Kennen Sie ihn denn?" — „Ja, Herr Hofrat. Es ist nämlich . . . mein Bub . . . der Herr Doktor." — „Aber das ist ja nicht möglich!" — „Doch, Herr Hofrat. Doktor Werner ist mein Sohn!" Fast stolz hat es die alte Frau gesagt. „Und da müssen Sie hier die Kanzlei aufräumen?" — „Ja. Denn er hat ja nur ein Gehalt von tausend Schilling im Monat, wie Sie ja wissen werden. Das ist ein bisserl wenig für zwei; und trotz meinem Verdienst ginge es kaum, wenn er nicht nach dem Büro noch Nachhilfestunden in Latein geben würde. Er, mein Bub — der Herr Doktor."

Da sieht der Herr Hofrat die Aufräumefrau lange durch seine goldgeränderte Brille an, dann nimmt er ihre abgearbeitete Hand in seine Rechte und meint mit seltsam weicher Stimme: „Frau Werner, ich werde dafür sorgen, daß er bald außertourlich avanciert, Ihr Bub — der Herr Doktor."

Illustration: Klumbies

Taktvolle Staatsgewalt

Als wir noch in Paris wohnten, klingelte es eines Morgens an der Tür. Mein Mann öffnete und sah sich einem Polizisten gegenüber, der ihm einen Strafbefehl wegen falschen Parkens unter die Nase hielt. Nun waren wir an dem Tag, an dem der Strafbefehl ausgestellt worden war, in Arles gewesen und besaßen zum Beweis sogar die Hotelrechnung. Aber für den Polizisten waren das nur faule Ausreden.

Da entschloß sich mein Mann, die Sache anders anzupacken. Er bat den Polizisten vor die Tür und sagte leise: „Sie haben ganz recht. Ich war an dem Tag in Paris; meine Frau glaubt aber, ich sei in Arles gewesen."

„Mais, alors!" sagte der Mann schmunzelnd — und zerriß den Zettel.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

MAN HAT IHNEN
DOCH SCHON VON UNSEREN
SCHADENSVERGÜTUNGEN
ERZÄHLT!

Lassen SIE sich unverbindlich Vorschläge machen:

Näheres verlangen:

Selbständige über Tarifgruppen . . . A
Dienstnehmer über Tarifgruppen . . B
Vorsorge für den Katastrophenfall (nur Krankenhaus) Tarifgruppen . . C
Kollektivversicherungen Tarifgruppen . . D

Einschluß bestehender Leiden möglich.

AUSTRIA
vormals
KRANKENSCHUTZ

WIEN III. LOTHRINGERSTRASSE 14
TELEPHON 72 46 11 SERIE

Vom Baby bis zum Großpapa im Krankenschutz der Austria

Auch Sie können einem Blinden Arbeit geben,

wenn
Sie die BLINDENWAREN
unserer Hilfsgemeinschaft
kaufen.

Die BÜRSTEN, BESEN, PINSEL, MATTEN, KORBWAREN und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse.

Wir erbitten Ihre geschätzte schriftliche oder telephonische Bestellung.

Wien XII. Singrienergasse 19

Wir empfehlen Ihnen einen tüchtigen blinden

KLAVIERSTIMMER

der Sie bestens und preiswert bedienen wird

Bitte rufen Sie uns an oder senden Sie uns eine Karte

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs
Wien XII. Singrienergasse 19 · Telephon 54 31 92

dieser Nummer:

lans Jüllig, K. Klebert, Prof. Dr. Mansfeld, Max Mell, Hans Nüchtern

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

Zur Geschichte des österreichischen Blindenwesens

Die Geschichte einer Briefmarke

Geheimnisvolle Osterinsel

Blinde lernen Esperanto

Was bringt der Sommer den Blinden?

Alle Wohlgerüche Arabiens

PREIS S 3.50
DM 0.60
S. fr. 0.60

JAHRGANG HEFT 3 MÄRZ 1958

PROFESSOR DR. FRIEDRICH MANSFELD:

Zur Geschichte des österreichischen Blindenwesens

V.

Vielleicht wundert sich dieser oder jener darüber, daß auch diesmal wieder von der Geschichte des Blinden-Erziehungs-Institutes die Rede sein soll. Es ist aber so, daß sich während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Sachen des Blindenwesens überhaupt nichts ereignete, es sei denn in Wien oder im allerengsten Zusammenhange mit Wien. Und da war es auch wieder nur das Blinden-Erziehungs-Institut, das die Sache des Blindenwesens vorwärtstrieb.

Wir begleiteten den Werdegang des Blinden-Erziehungs-Institutes bis zu seiner Ansiedlung auf eigenem Grund und Boden, am 10. Mai 1810, und zwar in der Großen Steingasse in Gumpendorf. Heute wollen wir über die Schicksale dieses Unternehmens berichten, solange es an dieser Stelle verblieb. Das heißt: Wir begleiten es durch die Zeit bis zum 6. Mai 1829. An diesem Tage wurde der Kaufvertrag mit dem bürgerlichen Posamentierer Kempny ausgefertigt, auf Grund dessen es möglich war, das Blinden-Erziehungs-Institut aus Gumpendorf nach der Josefstadt zu verlegen. Natürlich erfolgte die Übersiedlung nicht augenblicklich; sondern es dauerte noch einige Monate, bis die notwendigen Adaptierungsarbeiten in der Josefstadt durchgeführt waren, so daß die Verlegung des Blinden-Erziehungs-Institutes dorthin erst im Laufe des Monats Oktober 1829 vollendet war.

Wie wir wissen, hatte der Ankauf des Hauses in der Großen Steingasse — heute Stumpergasse 6 — ziemlich beschleunigt durchgeführt werden müssen. Weder *Klein* noch die Behörde waren mit dem erworbenen Objekt restlos zufrieden. Was zunächst störend empfunden wurde, war der Raummangel. Diesem konnte aber wenigstens einigermaßen dadurch abgeholfen werden, daß man im Jahre 1813 einen Gartentrakt aufführen ließ. Allein bloß damit waren die Bedenken keineswegs behoben, die sich gegen die Baulichkeit vorbringen ließen. 1821 stellte eine Baukommission sehr schwere Bauschäden fest, und 1824 erklärte die Baukommission, die Weiterbenützung des Gebäudes sei für die Bewohner lebensgefährlich. Trotzdem dauerte es noch volle fünf Jahre, bis ein geeignetes Ersatzgrundstück gefunden war und die Übersiedlung dorthin durchgeführt werden konnte. Daß man damals bedachtsam vorging, beweist allein schon der Umstand, daß das Blinden-Erziehungs-Institut dann durch volle 69 Jahre an derselben Stelle verblieb. Ja, es stünde vielleicht heute noch dort, wenn es nicht im Zusammenhang mit den Stadterweiterungsplänen dem Ausbau der Josefstädter Straße zum Opfer gefallen wäre.

Was uns nun zunächst beschäftigen soll, ist die

wirtschaftliche Lage des Blinden-Erziehungs-Institutes.

Obwohl die staatlichen Subventions-Beträge regelmäßig ausbezahlt wurden, reichten sie doch in keiner Weise hin, um den Fortbestand des Blinden-Erziehungs-Institutes sicherzustellen; denn 1810 zeigten sich die Folgen des verlorenen Krieges gegen Napoleon Bonaparte in der furchtbarsten Weise. Die Teuerung war unvorstellbar.

Es läßt sich verstehen, daß Henriette Therese Klein es schwer hatte, mit den Beträgen durchzukommen, die dem Blinden-Erziehungs-Institute von der Behörde zugewiesen wurden, daß sich Fehlbeträge ergaben, die aus anderen Einkommen gedeckt werden mußten. Solche andere Einkommen waren seit jeher die Spenden, die dem Blinden-Erziehungs-Institut zuflossen. Aber in dieser Notzeit waren solche Spenden nur wenig ausgiebig. Darum mußte Johann Wilhelm Klein alles aufbieten, um seine Einkünfte zu erhöhen. Aus diesen besonderen Einnahmen sind vier Posten interessant.

Da ist einmal die große Spende des Herzogs von Sachsen-Teschen in der Höhe von 50.000 Fl. Leider wurde sie dem Blinden-Erziehungs-Institut schon Mitte Februar übermittelt, so daß sie der Geldabwertung verfiel, die am 15. März 1811 bekanntgegeben wurde. Eben darum mußte sich Klein auf jede Weise bemühen, neuerdings Geld hereinzubekommen. Er meldete daher seinen An-

spruch auf Beteiligung aus zwei Wohltätigkeitsaktionen an. Das eine war ein Ball, der im Apollo-Saal veranstaltet wurde, und das andere Wohltätigkeitsunternehmen war ein Konzert, das im Hotel „Zur goldenen Änte" in der Josefstadt veranstaltet wurde.

Am interessantesten ist für uns ein Einzelspender, ein gewisser *Johann Burger*, ein blinder Harfenist, der von der schwierigen Lage des Blinden-Erziehungs-Institutes gehört hatte. Daraufhin hatte er sich aufgemacht und bald da, bald dort durch alle möglichen Gassen und Straßen gespielt und gesungen. Nun kam er und brachte sein Scherflein.

Selbstverständlich trachtete Klein, seine guten Beziehungen zu den maßgebenden Kreisen nicht nur zu erhalten, sondern nach Tunlichkeit auszubauen. Deswegen veranstaltete er 1813 ein öffentliches Konzert seiner Schüler im niederösterreichischen Landhaus, und es gelang, die Aufmerksamkeit der führenden Männer wieder auf das Blinden-Erziehungs-Institut zu lenken. Klein wurde verständigt, er solle sich bereit halten, etliche Fürstlichkeiten und Minister bei sich zu empfangen, die anläßlich des Wiener Kongresses auch seiner Anstalt einen Besuch abstatten würden. In Wirklichkeit kam nur der König von Dänemark nach Gumpendorf ins Blinden-Erziehungs-Institut, und zwar am 25. November 1814.

Das Blinden-Erziehungs-Institut wird zur Staatsanstalt erhoben

Die nächsten Monate waren für Klein recht sorgenvoll. Einen Lichtblick bedeutete nur, daß Kaiser Franz sich nach dem Besuch des „institut national des jeunes aveugles" in Paris, infolge des guten Eindrucks, den er von der französischen Anstalt erhalten hatte, auch des Blinden-Erziehungs-Institutes in seiner eigenen Haupstadt erinnerte und diesem eine tüchtige Fuhre Brennholz für den Winter überwies. Wir könnten die Sache mit Stillschweigen übergehen, wenn dieser Besuch bei der Gründung Valentin Haüys nicht eine sehr wichtige Folge gehabt hätte: Am 10. September 1816 ließ nämlich Kaiser Franz aus eigener Initiative ein kaiserliches Billett an die nachgeordneten Stellen gelangen, durch das er das Blinden-Erziehungs-Institut zur Staatsanstalt erhob. Damit war alle Not in Gumpendorf beendet, wenn es auch noch lange Zeit dauerte, bis das Blinden-Erziehungs-Institut tatsächlich den staatlichen Schulen eingeordnet wurde. Die tatsächliche Übernahme erfolgte erst am 5. November 1819.

Erst am 20. August 1820 durfte Klein bei der niederösterreichischen Landesregierung vorsprechen, um dort in feierlicher Weise den Eid als Staatsbeamter abzulegen. Und die Durchrechnung seiner Bezüge erfolgte gar erst unter dem Datum des 28. Oktober 1820. Sie war übrigens sehr generös, indem sie den 8. November 1808, also den Tag als Anfallstag ansetzte, an dem das Blinden-Erziehungs-Institut als subventionierte Anstalt anerkannt worden war.

Nicht nur Klein selbst, sondern auch alle anderen Lehrer des Blinden-Erziehungs-Institutes waren damit Staatsangestellte, so vor allem auch *Karl Maurer*, der schon seit 1811 der getreue Mitarbeiter Kleins gewesen war. Schon kaum anderthalb Jahre später wurde er — am 24. März 1822 — durch den Tod dem Verbande der Anstalt entrissen.

Sein Nachfolger wurde *Matthias Fohleuthner*, der nicht weniges an Vordienstzeiten auch außerhalb des Blinden-Erziehungs-Institutes nachweisen konnte — unter anderem auch an der Hauptschule in der Annagasse, der damaligen Lehrerbildungsanstalt.

1819 erfolgte, wie schon erwähnt, die Übernahme des Blinden-Erziehungs-Institutes in die wirkliche Verwaltung des Staates. Aber schon vorher stellte dieser Staat an die Angestellten des Hauses Forderungen. Er verlangte nämlich, daß die literarischen Lehrer ihre Befähigung zum Blinden-Unterricht durch eine eigene Prüfung nachwiesen, und diese besagte Blinden-Lehrerprüfung, die erste in der Welt überhaupt, wurde am 30. Mai 1819 abgehalten. Sie bestand aus zwei Teilen: Einer schriftlichen Klausurarbeit und einer mündlichen Prüfung in Verbindung mit einem Lehrauftritt. Sieht man sich die gestellten Fragen, die bearbeitet, bzw. beantwortet werden mußten, näher an, so entdeckt man mit Staunen, daß die Gesamtprüfung ein sehr hohes Niveau hatte und der heutigen Blinden- und Sehschwachenlehrer-Prüfung mindestens gleichwertig war. Es traten drei Kandidaten an, von denen nur einer — *Karl Maurer* — die Prüfung bestand.

Außer den Lehrern, die ständig am Blinden-Erziehungs-Institut Dienst taten, gab es auch

schon damals die sogenannten Hospitanten. Das waren Männer, die sich nur eine Zeitlang in Wien aufhielten, um hier am Blinden-Erziehungs-Institut das Blindenbildungswesen zu studieren und dann wieder in die Ferne zu gehen. Die beiden ersten Hospitanten sind recht interessant: *Franz Müller* und *J. Dolezalek*. Ersterer gründete nachmals die Blindenschule in Freiburg im Breisgau, und letzterer errichtete 1825 die Blindenanstalt in Preßburg, die nachmals nach Budapest verlegt wurde, was für Dolezalek üble Folgen hatte. Da er der ungarischen Sprache nicht mächtig war, durfte er nicht länger Direktor seiner Gründung bleiben. Er verließ Ungarn, wandte sich nach Mähren und errichtete dort — in Brünn — die mährisch-schlesische Blindenanstalt. Auch diese Neugründung ist also von Wien sehr stark beeinflußt. — Im übrigen: die Einrichtung der Hospitanten hat sich am Blinden-Erziehungs-Institut bis zur Gegenwart erhalten. Derzeit ist eine Dame aus Ankara in Wien.

Und noch eines wichtigen Mannes wollen wir hier gedenken: Simon Sechters. Dieser wurde 1788 in Budweis geboren und trat 1810 mit dem Ehepaar Klein in Verbindung. Er war ein echter Freund des Hauses und erteilte hier von 1810 bis zum 14. Juli 1824 Musikunterricht. Das heißt: er pflegte am Blinden-Erziehungs-Institut vor allem den Gesangunterricht — den Schulgesang und den Gesang der Jugendlichen und Erwachsenen als Chorgesang und, wo es der Mühe lohnte, auch als Sologesang. Ebenso förderte er entscheidend die Instrumentalmusik: Klavier, Harfe, Geige und Flöte. Ob damals auch schon Orgel unterrichtet wurde, ist fraglich. Dafür war aber wohl schon das Klavierstimmen in Übung, das für die Absolventen des Blinden-Erziehungs-Institutes bis in die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg einen einträglichen Erwerb bildete.

Simon Sechter ist bekanntlich eine der markantesten Persönlichkeiten im Musikleben Wiens während des Vormärz. Für die Hingabe, mit der er sich der musikalischen Ausbildung der blinden Kinder und Jugendlichen widmete, ist nur eines bezeichnend: Bei jenem Konzert des Jahres 1813 im niederösterreichischen Landhause führten die Zöglinge auch eine Vertonung von Schillers „Lied von der Glocke" auf. Es war dies ein sicherlich recht umfangreiches Opus aus der Feder Sechters. Trotzdem war einer der Zöglinge des Blinden-Erziehungs-Institutes etliche Jahre später imstande, das ganze Werk nach seiner Rückkehr in die Heimat einem Schreiber Note für Note fehlerlos zu diktieren. Wie genau muß Sechter die Arbeit durchgenommen und eingeübt haben, wenn ein Schüler fähig war, die Arbeit einem Dritten untadelig in die Feder zu diktieren!

Sechter komponierte auch sonst immer wieder viel für die Blinden. Gelegenheiten gab es dazu genug. Wurden doch alle Festtage des Hauses musikalisch umrahmt. Das Ergebnis dieser Arbeit wurde schließlich in einem Bande zusammengefaßt, der unter dem Titel „Lieder von Blinden und für Blinde" erschien: Zum erstenmal 1819 und dann noch zweimal 1827 und 1845.

Daß dieses Werkchen verlegt werden konnte, ist sicherlich auch ein Verdienst Johann Wilhelm Kleins, der längst schon wußte, wie man es anstellt, wenn man erfolgreich mit Verlegern auskommen will. Wir erinnern uns an seine erste Veröffentlichung von 1792 „Über Armuth, Bettelei und Bekämpfung der Armuth", dann der Schrift von 1805, in der er über die Bildungsarbeit an Jakob Braun berichtete, ebenso des Magazins, das er in jenen Monaten herausgab. Nun schenkte er der Welt sein Hauptwerk: „Lehrbuch zum Unterrichte der Blinden", Wien 1819. Es ist das ein Standardwerk, das eine solche Fülle an grundlegenden Erkenntnissen enthält, daß keiner, der sich überhaupt mit dem Blindenwesen beschäftigt, es unterlassen darf, das Buch nicht nur in die Hand zu nehmen, sondern genau zu studieren. Leider ist es heute nach der Brandkatastrophe der Fachbücherei des Blinden-Erziehungs-Institutes am 5. April 1945 nur mehr in ganz wenigen Exemplaren vorhanden und selbst in Wien kaum mehr aufzutreiben. Nur die Blinden-Studienanstalt in Marburg/Lahn ist noch die glückliche Besitzerin dieser ganz ausgezeichneten Arbeit. Dorthin kam sie, weil Prof. Strehl sie gelegentlich seines Besuches in Wien während der Kriegszeit dem damaligen Direktor buchstäblich abbettelte.

Natürlich war sich Klein bei der Abfassung seines Hauptwerkes auf Grund seiner fünfzehnjährigen Erfahrung als Blindenbildner darüber vollkommen im klaren, daß ein gewisser Hundertsatz von Zöglingen trotz

ZEHN JAHRE HILFSGEMEINSCHAFT DER SPÄTER ERBLINDETEN ÖSTERREICHS

Am 10. April 1948 beschloß eine kleine Gruppe um *Jakob Wald*, die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, welche 1938 den Gewaltmaßnahmen zum Opfer gefallen war, wieder erstehen zu lassen.

Aus diesem Anlaß wird die Aprilnummer von „Unser Schaffen" in verstärktem Umfang erscheinen und über die Tätigkeit dieser Organisation in den letzten zehn Jahren berichten.

aller bei ihnen aufgewendeten Mühe nicht erwerbsfähig gemacht werden kann. Schuld daran sind die verschiedensten Umstände, von denen die Mehrfachgebrechlichkeit nur eine — allerdings recht auffällige — Gruppe bildet. Nicht minder bedrohlich sind aber eine gewisse Weltfremdheit mancher Blinden und die außerordentlich schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Angehörigen, die ihnen einen glücklichen Start von vorneherein unmöglich machen. Ist es doch einmal so, daß der blinde Mensch mindestens eine Zeitlang der Unterstützung seiner Angehörigen einfach darum nicht entraten kann, weil er viel länger als ein Vollsinniger braucht, um sich das Zutrauen seiner Umgebung zu sichern und den Glauben eben dieser Umgebung in die Verläßlichkeit seiner Leistung benötigt.

Eben darum sah Klein eines ein: Was not tut, ist eine eigene Anstalt, die dem Blinden Arbeit verschafft, bzw. die von ihm geleistete Arbeit an den Mann bringt. Dies ist um so mehr unerläßlich, als ja für den Blinden eine Hauptschwierigkeit darin besteht, die Arbeit, die er leisten kann, auch nur zu finden.

Beschäftigungs- und Versorgungsanstalt

Doch es dauerte noch sehr viele Jahre, bis er die Errichtung einer solchen Anstalt auf privater Basis durchsetzen konnte. Erst am 12. August 1826 war es endlich so weit, daß er hinlänglich viele und verläßlich zahlungskräftige Männer gefunden hatte, die sich bereit fanden, ein solches Werk zu stützen. Erst da konnte er das Statut eines solchen Vereines der Behörde vorlegen. Aber die Gründung eines Vereines war zu jener Zeit offenbar eine recht schwierige Sache. Es dauerte fast drei Jahre, nämlich bis zum 31. Mai 1829, daß die Genehmigung des Statuts herabgelangte. Damit war ein ganz entscheidender Fortschritt getan. Nun war die Obsorge der Erwachsenen von der Fürsorge für die Kinder wenigstens rechtlich getrennt. Eine tatsächliche Scheidung trat allerdings noch nicht ein. Die erwachsenen Blinden blieben trotz ihrer sehr beträchtlichen Zahl zunächst noch immer im Verbande des Blinden-Erziehungs-Institutes. Es herrschte also ein Zustand, wie er etwa in Graz und Innsbruck auch noch heute gegeben ist. Auch in anderen Gebieten des Westens und Ostens herrschen ähnliche Verhältnisse. In Wien aber drängte die Behörde — vielleicht ob der großen Zahl von Erwachsenen — auf eine reinliche Scheidung der beiden Gebiete der Blindenbetreuung. So kam es 1837 nach dem Ankauf eines eigenen Gebäudes — allerdings in unmittelbarer Nähe des Blinden-Erziehungs-Institutes — zum Auszuge der erwachsenen Blinden. Erst nach dieser Abwanderung, bzw. durch sie, war die Schaffung der Beschäftigungs- und Versorgungsanstalt wirklich vollendet. Damit aber war ein vorbildlicher Zustand erreicht; denn Obsorge für Erwachsene ist etwas völlig anderes als Fürsorge für Kinder, und wieder etwas anderes ist Umschulung Erwachsener oder deren Rückgliederung in das schaffende Leben.

Das Jahr 1837, das Jahr, in dem die Trennung der Erwachsenen von den Kindern tatsächlich durchgeführt wurde, ist aber auch das Jahr, in dem Jakob Braun, Kleins erster Zögling, aus dem Leben schied — vielleicht darum, weil er sich von seinen Pflegeeltern trennen mußte. Bisher hatte er sich stets für ihren Ziehsohn gehalten. Nun wurde es ihm plötzlich klar, daß auch er nur einer von vielen war, daß auch er nur Gegenstand der Massenbetreuung war, daß auch er in keiner Weise ein Sonderfall, sondern nur ein behördlich Numerierter war. Jetzt mußte er als Pflegling unter Pfleglingen aus dem Hause. Er starb und liegt auf dem Schmelzer Friedhof, einem längst aufgehobenen Gottesacker, begraben, aus dem man ihn nicht, wie seinen väterlichen Freund und Gönner, Johann Wilhelm Klein, beizeiten exhumiert hat.

GRETE SCHOEPPL

ORCHIDEEN

„Bin auf der Durchreise durch Barnmead. Sind Sie für heute abend frei? Werde um Sechs anrufen. Hugh Almond."

„Es geschehen doch noch zuweilen Wunder!" sagte sie sich. Es war also wirklich sein Wunsch, sie wiederzusehen!

Es war natürlich dumm, sich deswegen so aufzuregen; brennende Wangen und all das übrige.

Hugh war eben unbeschäftigt und war gezwungen, eine Nacht in seiner langweiligen, alten Vaterstadt zu verbringen. Warum mochte er gerade auf sie verfallen sein, auf sie, vor all seinen andern Freunden, die ihm doch viel näher standen? Gerade auf sie, aus einer Gesellschaft, zu der sie eigentlich niemals wirklich gehört hatte.

*

Sie hatte, um darüber hinwegzukommen, daß sich Hugh nicht das geringste aus ihr machte, sechs Jahre gebraucht, und nun benahm sie sich so, als ob sie noch achtzehn und in ihn verliebt wäre!

Nun gut, jedenfalls würde er sie diesen Abend nicht mehr als eine Landpomeranze vorfinden. Sie wußte ja nur zu gut, wie sehr er es haßte, sich mit schlecht gekleideten Frauen sehen zu lassen.

Drei Stunden später hatte sich ihr für den Urlaub sorgfältig aufgespartes Geld in ein modernes Kleid gewandelt, in ein schickes Hütchen mit einem Schleier und in Schuhe aus weichem Ziegenleder mit hohen Absätzen.

Aline, Barbara und all die übrigen aus Hughs vornehmer Bekanntschaft hatten sie immer den ungleichmäßigen Saum ihrer Kleider, die schlechte Form ihrer Schuhe und ihre schmutzigen Handschuhe merken lassen.

Dann noch zwei Stunden beim Friseur.

„Bitte, Haarwaschen und dann einen hübschen Schnitt, und machen Sie mir mein Gesicht wirklich schön! — Und meine Augen . . . oh, natürlich, zupfen Sie nur . . . ich habe immer buschige Augenbrauen gehaßt . . . Und recht viel Lippenrot! Guter Gott, bin das nun wirklich ich?!"

Sie konnte es nicht leugnen, sie sah beinahe hübsch aus. Ihre braunen Augen zwinkerten ihr aus ihrem Spiegelbild entgegen. Was war es doch für ein Spaß, sich so elegant zu fühlen, so teuer, so — ja, richtig, so bezaubernd!

Wieder sah sie die exquisit gekleidete kühle Cynthia mit Hugh hinaus in den Garten gehen — nach ihrem einundzwanzigsten Tanz. Und wieder sah sie ihr eigenes, müdes Bild, ihr zerknittertes Organdykleid . . .

Aber heute abend wollte sie ihm auf einem gleichen Niveau stehend begegnen — als eine zivilisierte, elegante Dame von Welt.

Es war Sieben, als er sie anrief. Er schien den ganzen Türeingang auszufüllen; und dasselbe köstliche Gefühl durchströmte sie, das sie immer gefühlt hatte, so oft sie ihn sah.

„Wahrhaftig, Mary, Sie sind es! Sie sind ganz bleich und interessant geworden! Und schön!" — Hastig setzte er es hinzu: „Schöner denn je!"

Beim nächsten Blumenhändler hielt er den langen, mächtigen Wagen an und kaufte ihr einige Orchideen.

Dann begaben sie sich in einen vornehmen, flußseitig gelegenen Klub, wo die Tanzdiele so klein war wie die Rechnung hoch, und versuchten, so auszusehen, als ob sie an der Geschiebe und Gestoße hier im Mittelpunkt des Parketts Freude hätten.

*

Die ganze Zeit hindurch waren sie beide heiter und fröhlich und lachten viel. „Ich bin beinahe witzig!" dachte Mary.

Niemals vorher hatten sie sich so gut verstanden, auch nicht, da sie noch Kinder waren und in den Stunden ihrer besten Freundschaft.

Sie war nun eine Cynthia, Aline und Barbara, alle in eine verschmolzen.

Vielleicht wird er mich morgen anrufen, dachte sie, als sie sich gute Nacht sagten.

*

Als er in sein Hotel zurückgekehrt war und bei Whisky und Soda saß, sagte er sich:

„Es geschieht mir recht, da ich erwartet habe, sie nach all diesen Jahren unverdorben zu finden und natürlich wie immer! Nun muß ich mir anderswo ein nettes, ruhiges, kleines Mädchen suchen."

Begegnung mit lieben Freunden

Schon lange hegten wir den lebhaften Vunsch, Prof. Dr. *Hans Nüchtern* und seiner Gattin Dora wieder einmal persönlich zu egegnen.

Einer liebenswürdigen Einladung des Eheaares folgend, verbrachten wir kürzlich inige schöne, anregende Stunden in ihrem emütlichen Heim in der Josefstadt.

Selbstverständlich bildete „Unser Schaffen", u dessen ständigen Mitarbeitern wir Proessor Nüchtern zählen dürfen, den Kern nseres Gesprächs.

Wir erkundigten uns bei diesem bekannten sterreichischen Dichter nach seiner Meinung ber unsere Monatsschrift.

„‚Unser Schaffen' ist eine ausgezeichnete Sache", stellte der Befragte fest, „. . . und ich werde Ihnen gerne auch weitere Beiträge zur Verfügung stellen."

Diese Worte der Anerkennung von einer so prominenten Persönlichkeit haben uns begreiflicherweise mit Freude und Stolz erfüllt.

Als uns dann „Tante Dora" zur Krönung unserer gemütlichen Plauderstunde noch Tee und ihre herrlichen Faschingskrapfen anbot, erreichte unsere Begeisterung über die herzliche Aufnahme im Hause Dr. Nüchtern ihren Höhepunkt.

HANS NÜCHTERN:

Geschichte einer Briefmarke

„Bleib Luigi!“ „Laß mich, Teresa!“ Sie sahen sich haßerfüllt an. Dann stürzte der Mann davon; die Haustüre schlug in der leeren Nacht. Es war Stille. Die Frau brach weinend zusammen. Fernher schollen Trommeln und fremde Signale, die Zwingherren der Stadt gingen zur Ruhe. Noch immer weinte die Frau. Das war das Ende, daß Luigi sie kalt verließ, nach Jahren der Liebe und des Besitzes, die verbunden: verlassen wegen einer andern, die vielleicht hübscher war, reicher, anders! Die es verstanden hatte, zu fesseln, wo Teresa Zeit und Tage der Gefahr mit ihm getragen. Es war nicht leicht gewesen, die Geliebte eines Carbonari gewesen zu sein, den jahrelang alle Hunde gehetzt. Jetzt war es gelungen, die große Schlacht zwischen den fremden Eroberern war verloren, morgen zogen die Österreicher ab, der Himmel des übernächsten Tages sah eine freie Stadt, ein freies Land. Nur Luigi blieb verloren, unwiederbringlich Eigentum einer andern, die geschickter, klüger, weniger gefährdet gewesen als Teresa.

Sie war aufgestanden, rieb die brennenden Augen. Die andere sollte sich des Sieges nicht freuen; was Teresa nicht mehr besaß, sollte auch sie verlieren! Noch waren die Österreicher in der Stadt, noch wehte vom Kastell die andere Fahne, noch scholl der Zapfenstreich der fremden Klänge wehmütig und doch gebietend von den Wällen, einmal Besitz und Eigentum der Fürsten und Herren dieser Stadt. Eine böse Falte grub sich in Teresas Stirn; auch sie war Tochter dieses Volkes, das sich geknechtet fühlte; sie, der Luigi durch Jahre des Blutes und der Gemeinsamkeit verbunden. Verriet er sie, konnte sie ihn auch verraten! Durch Jahre hatte sie die Bewerbung des kaiserlichen und königlichen Postoffizials Aurelius Seidewenzel abgeschlagen, so sehnsüchtig er sich auch um sie bemüht; um welchen Preis? Daß Luigi sie verließ wie eine, deren Gunst er auf den Straßen Parmas gekauft; als wäre es nie gewesen, daß die stolze Teresa sich ihm zu eigen gegeben. Sie litt, und er sollte leiden, sie war verschmäht, beleidigt, und er sollte ihre Rache spüren!

Teresa stieß die Feder ins Tintenfaß und begann beim Flackerschein der Kerzen gejagt zu schreiben. Von irgendeinem Turm schlug eine Uhr die zehnte Stunde. „An Seine Excellenz, den kaiserlichen Generalgouverneur, Grafen O'Donnell: Luigi Campinati gehört zu den Carbonaris. Er ist ein Feind der Österreicher. Er plant Gefahr und Verrat.“ Sie zögerte einen Augenblick, dann unterschrieb sie in gleicher, verstellter Schrift. „Ein wohlmeinender Freund Eurer Sache.“ Das böse Lächeln um Teresas Lippen vertiefte sich. Sie siegelte und klebte vorsichtig eine der neuen Marken von Parma auf den Umschlag. Dann ging sie zu Bett, lag lange wach.

Als sie den Brief in der Frühe in den Kasten geworfen und bemerkte, daß Aurelius Seidewenzel bald darauf, von zwei Grenadieren des Wimpfenschen Regiments flankiert, den Inhalt des Postkastens aushob, nickte sie befriedigt. In ihr war eine zornige Freude, sie wußte, nun hing das Schwert über Luigis Kopf, keine Liebe der andern konnte ihn retten. Dann gehörte er nur ihr und keiner andern mehr, nachher war es vielleicht Zeit, Aurelius Seidewenzel zu erhören und ihm zu schenken, was ein dummer anderer verschmäht und verlassen hatte. Fremde Truppen marschierten über Straßen und Plätze, Signale schrien, das Volk drängte sich, Teresa glaubte, jetzt und jetzt irgendwo Luigi über die Piazza biegen zu sehen, seine junge Gestalt, vor der, von ihm nicht geahnt, bereits der Henker stand oder die Flintenläufe ragten. Aber sie sah Luigi nicht, Teresas Herz schrie umsonst nach ihm, so leer und geängstigt es innerlich war. Vom Kastell flatterte stolz die ungebrochene fremde Fahne.

In den Salon des kaiserlichen Gouverneurs Grafen O'Donnell klirrte der Adjutant: „Exzellenz! Die Truppen feldmarschmäßig gestellt, Ausmarsch und Rückzugslinie gesichert.“ Graf O'Donnell hob die Hand: „Danke, Herr Hauptmann! Ausmarsch morgen punkt sechs Uhr früh. Alle Befehle und Dispositionen bleiben. Wir schlagen uns durch und erreichen die Hauptarmee jenseits der Linien des Festungsvierecks. Sonst noch etwas?“ Der Hauptmann stand stramm. „Zu

Befehl. Die Morgenpost brachte einen Brief mit einer dezidierten Warnung vor dem Carbonari Luigi Campinati. Er ist der Umtriebe gegen die kaiserliche Armee bezichtigt.“ „Und?“ Das scharfe Raubvogelgesicht O'Donnells spannte sich in leicht angeekelte Falten. „Ich liebe anonyme Denunzianten nicht. Das ist nichts für die Armee. Hat man Anhaltspunkte gefunden?“ Der Adjutant verharrte in seiner Stellung. „Nichts! Besonderes war nicht nachzuweisen. Aber bei der Erregung der Stadt ist alles möglich.“ „Und?“ Der Gouverneur stieß die Säbelscheide leicht zur Erde. „Was ist veranlaßt worden, obwohl nichts bewiesen? Kommod, Dürport!“ Der Hauptmann zuckte leicht die Achseln. „Das in Permanenz tagende Kriegsgericht hat den Angezeigten zum Tod verurteilt.“ Da er die Augen des Kommandierenden finster auf sich ruhen fühlte, setzte er rasch hinzu: „In diesen Zeiten ist keine andere Wahl.“

O'Donnell maß erregt den Saal zwischen Fenster und Türen. Unnahbar und ernst sahen die Bilder im Kaiserornat von den Wänden. „Ich soll also das Urteil bestätigen lassen? Hat man eine Ahnung, woher die Anzeige kam?“ Der Hauptmann schüttelte den Kopf. „Der Brief war anonym, die Schrift verstellt. Der Umschlag ist nach der Marke hier in der Stadt aufgegeben worden.“ Der Gouverneur blieb stehen, ein tiefer Atemzug spannte die Brust unter der prunkvollen Uniform, der leise Klang der Orden gab scheinbar einer inneren unausgesprochenen Frage Antwort. „Auf anonyme Anzeige hin lasse ich nicht füsilieren und hinrichten, Dürport. Außerdem habe ich keine Lust, ein durch eine solche Maßnahme zum letzten Widerstand aufgeputschtes Volk beim Ausmarsch zum Gegner zu haben. Das kostet unnötig Blut und Opfer! Wer weiß denn, wer Interesse hatte, sich hier namenlos zu rächen: Frau oder Mann? Meine Grenadiere sind keine Henker.“ Der Hauptmann wollte entgegnen, O'Donnell schnitt ihm mit kurzer Handbewegung die Rede ab. „Danke. Schluß. Erledigt! Wir marschieren! Schlag sechs Uhr morgens wird die Fahne eingezogen. Die Truppe bleibt kriegsmäßig geordert. Die Tete führe ich selbst. Beim geringsten Angriff wird rücksichtslos von der Waffe Gebrauch gemacht. Ich bin Seiner Majestät für die mir anvertrauten Truppen verantwortlich. Die Geschütze des Kastells werden nach Abmarsch, sobald die Truppe außer Sicht, gesprengt. Die Pionierkompanie versucht nachher, zum Gros einzurücken!“

Der Hauptmann notierte, schloß die Mappe. „Und der Gefangene?“ Der Gouverneur runzelte die Stirn. „Hab' ich mich noch nicht klar ausgedrückt? Wird nach unserem Abmarsch und der Sprengung der Geschütze des Kastells in Freiheit gesetzt. Wenn einen die Lage und die Notwendigkeit zwingen, neuen Erfordernissen Rechnung zu tragen, befleckt man sich nicht mit Blut, das letzten Endes wieder neue Opfer fordert. Dem Gefangenen ist zu bedeuten, daß er auf Befehl des letzten kaiserlichen Generalgouverneurs von Parma ungekränkt in Freiheit gesetzt worden ist. Erledigt.“ O'Donnell stülpte die Kappe auf, rückte den Schirm. Der Hauptmann salutierte. „Zu Befehl, Exzellenz!“ Langsam zerriß der Gouverneur den anonymen Brief in kleine Stücke. Er sah flüchtig auf Marke und Schrift des Umschlags, steckte ihn dann sorgfältig ein. „Den hebe ich mir auf, er soll an den letzten Tag und die letzte Tat im kaiserlichen Parma erinnern und an den Geist, der hier geherrscht.“ Der Feldzeugmeister hob die Hand zum Mützenschirm. „Danke, Dürport. Ausmarsch morgen wie befohlen. Es widerstrebt mir, einen Menschen töten zu lassen, nur weil er eine andere Überzeugung hat und ihn ein anderer namenlos haßt.“ Hauptmann Dürport verbeugte sich. „Möge Eure Exzellenz die schöne Milde nicht zu bereuen haben“, sagte er ehrlich. O'Donnell riß jäh den Kopf hoch. Die Augen flammten. „Ich vertrete hier meinen Kaiser und Herrn. Weiß, was ich zu tun habe! Und der letzte Sinn kaiserlicher Majestät ist Gnade.“ Der Hauptmann stand stumm Habtacht; der Feldzeugmeister wandte sich mit kurzem Kopfnicken. „Servus!“ Die Tür schloß sich hinter ihm. Von allen Türmen und Glocken läutete es Mittag über Parma. Teresas Rache war vergeblich, Aurelius Seidewenzel wartete umsonst und Luigi Campinati mochte in der geräumten Stadt triumphieren.

*

Die Marke von Parma vom 18. Juli 1859 zählt zu den größten Seltenheiten, ihr Wert wird mit zweihunderttausend Lire bemessen.

Es gibt ja nur vier ihres Zeichens und Stempels in der Welt. Hinter behütetem Glas liegt das kostbare Stück Papier. Die Adresse lautet in verstellter Frauenschrift: „An Seine Excellenz, den kaiserlichen Generalgouverneur, Grafen O'Donnell." Der weitere Weg, den der Briefumschlag nach dem Ausmarsch der Kaiserlichen genommen, ist ebenso unbekannt, wie das spätere Schicksal der Menschen, das er berührt.

D. M. ZAMPACH:

An einem schönen Sommerabend

An einem schönen Sommerabend stiegen wir die Serpentine hinauf, die zum Schloßhotel führt, um dort oben in den Bergen einige Stunden gemeinsam zu verbringen. Wir sprachen über gleichgültige Dinge, aber beide fühlten wir, wie es uns ums Herz war, schwer hing es in der Brust und bebte beim Klang der geliebten Stimme, die uns so viel bedeutete. Ich schritt dicht neben dir, immer ein wenig zögernd, um deine schlanke Gestalt mit meinen Blicken umfangen zu können.

Oben war es sonnig und doch kühl, weil ein leiser Wind über die Schloßterrasse lief. Wir setzten uns nieder, dort, wo man einen wundervollen Ausblick ins Tal hat, über die Hügel und Wälder, dazwischen liegen die Weinberge und Häuschen, wie kleine, weiße, verstreute Flecken. Ganz fern dort unten im Dunst die große Stadt, schon ein wenig im Dunkel, vom Nebel, der abends vom Strom aufsteigt. An den zahlreichen Kirchtürmen spielten die letzten Sonnenstrahlen, und langsam lief die Nacht den Berg herauf, die Silhouetten der Häuser hoben sich aus dem Dunkel, und die Fenster wurden wach.

Die Stille zog ihre blauen Kreise über die Weingärten hin, hie und da drang ein Lachen oder ein wenig Musik zu uns herauf, und die Dunkelheit kroch bis zu uns empor und umschloß deine liebe Gestalt mir gegenüber. Der Kellner kam und entzündete die kleine rote Lampe auf unserem Tisch, die glühte ein wenig und beleuchtete deine Hände, dein Haar und dein liebes Gesicht, mit rosigem Schein. Manchmal hoben wir zugleich die Augen, unsere Blicke trafen einander und strichen erschrocken aneinander vorbei, drangen uns bis ins Herz, dann senktest du den deinen über den Teller, der vor dir stand, und wir sprachen kein Wort mehr.

Leise rieselte der Kies auf den weißen Wegen, wenn Menschen ab und zu gingen. Aus dem Saal drang Stimmengewirr oder die gleichmäßige Stimme des Ansagers am Radio.

Der Duft deines Haares vermischte sich mit dem Rauch der Zigarette, die du zwischen deinen schlanken Fingern hieltest, und wenn der Wind leise von dir zu mir herüberstrich, liebkoste er dein Gesicht und zerstob an deinem vollen lichten Haar, wenn du den Kopf ein wenig vornüberneigtest.

Beide fürchteten wir die Stille zwischen uns, denn sie war zu laut. Sie redete Dinge, die wir beide nicht aussprechen konnten und wollten. Wir fürchteten uns vor der Wirklichkeit und dem Schweigen, vor dem Dunkel, das uns nun umfing, und dabei genossen wir die Schönheit dieser Stunde so restlos, wie etwas selten Wunderbares.

Endlich wurde es kühl. Der Mond war aufgegangen und spielte auf dem rieselnden Strom unten im Tal. Die Tische rings um uns wurden leer, nur noch wenige von den kleinen roten Lampen glühten durch die Nacht. Wir gingen langsam die Serpentine hinunter, ich immer dicht neben deinen Schritten, um auch im Dunkel deine schlanke Gestalt erfühlen zu können und leise, ganz leise zu deinem Herzen zu reden, das mir so lieb antwortete.

Endlich traten wir aus dem Wald wieder in die Stadt, die Wohnstätten der Menschen, wie aus einem Erlebnis, das uns allein gehört. Nie habe ich inniger geliebt als damals dich, so bebend, so verlangend, so glücklich in deiner Nähe weilen zu dürfen, wo wir, auch ohne ein Wort von Liebe zu sprechen, zusammen wundersame Liebesstunden feierten, oben auf den Bergen auf der Schloßterrasse. An jenem unvergeßlichen Sommerabend.

LUDWIG ZANT:

Geheimnisvolle Osterinsel

EIN KAPITEL AUS DER ERFORSCHUNG DER SÜDSEE

Wenn wir von der Westküste Südamerikas aus unseren Kurs nach Osten richten, dann haben wir mehr als dreitausend Kilometer zurückzulegen, um die geheimnisvolle Osterinsel zu erreichen. Dieses nur hundertachtzehn Quadratkilometer große, einem rechtwinkeligen Dreieck gleichende vulkanische Eiland zählt zu den einsamsten Inseln der Welt, denn erst nach einer weiteren Fahrt von zweitausend Kilometern würden wir auf das nächste bewohnte Land stoßen — auf die kleine Insel Pitcairn, die zum Bereich der Paumotu-Gruppe gezählt wird. Aber die Osterinsel ist keineswegs nur durch diese einsame Lage allein bemerkenswert, denn in der Weite der Weltmeere würden wir auch noch auf andere entlegene Eilande stoßen. Das Interesse aller Entdecker und Forscher galt einzig und allein den seltsamen Steinfiguren auf der Osterinsel, über die nicht einmal die Insulaner genau Bescheid wußten. Wußten sie wirklich nicht Beschied oder waren sie den Fremden gegenüber nur verschwiegen?

Als der norwegische Ethnologe *Thor Heyerdahl*, der durch seine „Kon-Tiki"-Fahrt Weltruf erlangte, in den Jahren 1955/56 mit einer Gruppe von Gelehrten studienhalber auf der Osterinsel weilte, erfuhr er jedenfalls von den einheimischen Bewohnern mehr, als all seine Vorgänger. Trotzdem mußte auch dieser Gelehrte vieles selbst deuten und enträtseln, denn die Frühgeschichte der Insel war doch im Verlauf vieler Jahrhunderte in Vergessenheit geraten. Wahre Begebenheiten waren durch Sagen und Mythen überschattet, und überdies sind die reinrassigen Osterinsulaner beinahe ausgestorben. Der überwiegende Teil der Bevölkerung besteht schon längst aus Polynesiern von anderen Inseln, aus Südamerikanern und Mischlingen. Diesen Zugewanderten, wie wir sie bezeichnen wollen, fehlt natürlich jede traditionelle Überlieferung.

Anders war es noch, als die seefahrenden Nationen Europas nach der Entdeckung und allmählichen Erschließung Amerikas das geheimnisvolle Südland suchten, jenes Südland, das nach der Meinung alter Geographen als Gegengewicht zu den nördlich gelegenen

Johann Reinhard Forster war der erste Gelehrte, der auf der Osterinsel forschte. Photo Cerny

Landflächen bestehen müßte. Da die Seefahrer im 17. Jahrhundert jedoch nicht bis in die Gefilde der Antarktis, die man als sechsten Erdteil bezeichnen könnte, vordrangen, stießen sie immer nur auf die verschiedenen in der Südsee gelegenen Inseln. Nur die wenigsten Entdecker hatten den Mut, ihren Auftraggebern nach der Rückkehr zu sagen, sie hätten nur ein paar Inseln entdeckt. Jeder behauptete, die Küste des Südlandes gesichtet zu haben, und es lag an dem nächsten Entdecker, die Forschungen fortzusetzen.

Diese Verschleierungstaktik, um nicht zu sagen Lügenhaftigkeit, ist jedoch menschlich entschuldbar. Wir müssen daran denken, daß die Triebfeder für diese Entdeckungsfahrten materieller Natur war. Weder den Monarchen noch den Handelskompanien der damaligen Zeit ging es um wissenschaftliche Forschung, sondern einzig und allein um die Auffindung neuer Länder, in denen man Gold, Gewürze oder ähnliche Kostbarkeiten finden könnte. Der Seefahrer, der nun gesagt hätte, es gibt kein reiches Südland, sondern nur verstreute Inseln, der wäre in Ungnade gefallen, und so entstand die „geographische Lüge". Aber sie hatte ihr Gutes, denn eine Expedition wurde

nach der anderen gestartet, und nur so wurde unsere Kenntnis von der vielfältigen Inselwelt Ozeaniens erweitert.

Einer dieser verschleierten Aussagen verdanken wir auch die Entdeckung der Osterinsel. Es war im Jahre 1687. Damals entdeckte der durch seine gegen die Spanier gerichteten Piratenfahrten übel beleumundete Kapitän *Davis* im Südmeer einen Landstrich, der von den zu Amerika zählenden Galapagos-Inseln ungefähr sechshundert Seemeilen entfernt war und der selbstverständlich als Küste des Südlandes galt. Diese Terra de Davis, wie jenes Land bezeichnet worden war, wollten die Holländer Jahrzehnte später neuerdings aufsuchen, denn dort mußte es ja Kostbarkeiten aller Art geben. Es war ein wahres Glück, daß die Engländer die Entdeckung ihres Landsmannes nicht ausgewertet hatten!

Und so erhielt der Jurist *Jakob Roggeveen* — er war durch seinen Vater seemännisch gebildet und hatte jahrelang in Ostindien gewirkt — anno 1721 ein Kommando über drei Schiffe, mit dem Auftrag, das von Davis entdeckte Südland wieder zu finden und zu erschließen. An dieser Fahrt nahm auch der Mecklenburger Feldwebel *Carl Friedrich Behrens* teil, der seinen Lebensabend in Nürnberg als Lebkuchenbäcker beschloß. Es ist überflüssig, zu betonen, daß auch Roggeveen mit seinen Leuten das große, reiche Südland nicht fand.

Aber dafür entdeckten sie am ersten Ostertag des Jahres 1722, es war am 6. April, eine Insel, die ihnen durch die kolossalen Steinbildnisse auffiel und der sie den Namen Osterinsel gaben. Der wackere Haudegen Behrens betrat als erster dieses geheimnisvolle Eiland und wir verdanken ihm auch ein sehr interessantes Buch, das uns auch heute noch manchen Aufschluß über die damaligen Bewohner gibt.

Der Mecklenburger schilderte sehr genau die bis zu zehn Meter hohen Steinfiguren — Darstellungen von Menschen mit eigenartig geschnittenen Gesichtszügen und durch Pflökke verlängerten Ohrläppchen. Er stellte auch fest, daß es auf dem Eiland Insulaner gab, die ebenfalls solche Ohren besaßen, aber es gab auch Inselbewohner mit kurzen, also

Das Interesse aller Forscher galt den seltsamen Steinfiguren. Photo Cerny

normalen Ohren. Alle Eingeborenen hatten aber eine derart einfache Kultur, daß er sie auf keinen Fall für die Gestalter dieser vermeintlichen Götzenbilder hielt. Wir wollen diese Feststellung des keineswegs wissenschaftlich gebildeten Feldwebels festhalten.

Leider kam es durch die Nervosität der Holländer zu einem Gemetzel unter den friedfertigen Eingeborenen, die sich aber trotzdem nicht rächten, sondern die Mörder ihrer Brüder noch mit Lebensmitteln beschenkten.

Den nächsten ausführlichen Bericht über die Osterinsel verdanken wir wieder einem Deutschen, und zwar dem Naturforscher *Johann Reinhold Forster*, der mit seinem Sohn Georg an der zweiten Reise des berühmten Weltumseglers *James Cook* teilnahm. Bei dem Aufenthalt auf dieser Insel wurde festgestellt, daß die Osterinsulaner Redewendungen und Wörter gebrauchten, die den Reisenden aus der Sprache der Bewohner von Tahiti geläufig waren. Die Osterinsel könnte also von anderen Polynesiern auf dem Seeweg erreicht worden sein. Auch diese Feststellung ist wichtig. Durch Forster wurden auch ethnologisch bedeutende Objekte gesammelt, so unter anderem Idole und Bretter, die mit eigenartigen Schriftzeichen bedeckt waren. Ein Teil der Cookschen Südseesammlung befindet sich übrigens im Museum für Völkerkunde in der Neuen Hofburg in Wien.

Den anderen Entdeckern — es waren dies der Franzose *Laperouse*, der Russe *Otto Kotzebue* und der Engländer *Beechey* — verdanken wir keine allzu ausführlichen Berichte über die Osterinsel. Das einsame Eiland wurde schließlich von Chile annektiert, und viele Insulaner wurden als Arbeiter zwangsweise weggeführt. Die Eingeborenen wurden auch durch Epidemien dezimiert, und nur durch die Besiedlung aus anderen Gebieten konnte ein Aussterben der Bevölkerung verhindert werden.

Im Jahre 1883 erforschte der deutsche Kapitän *Geiseler* die Osterinsel nach völkerkundlichen Belangen und erhielt auch von den ältesten Eingeborenen Nachrichten über eine frühe Besiedlung der Insel durch fremde Insulaner. Andere Forschungen konnten durch die beiden Weltkriege nicht genügend ausgewertet werden. Erst im Jahre 1955 entdeckte der junge deutsche Ethnologe *Dr. Thomas Barthel* in einem italienischen Kloster Aufzeichnungen eines Bischofs, der auf Tahiti gelebt hatte. Durch ein intensives Studium der Bilderschrift erhielt man den Beweis, daß die Osterinsel in früher Zeit von den „Langohren" erobert worden war, die auch die seltsamen Steinfiguren geschaffen hatten. Dieses Volk der Eroberer vermischte sich mit den Urbewohnern und wurde später von anderen Polynesiern ebenfalls aufgesogen. Die jüngsten Resultate über die Vorgeschichte verdanken wir dem Norweger Thor Heyerdahl, der auf Grund seiner Ausgrabungen und vergleichender Studien des völkerkundlichen Materials zu dem Schluß kam, daß die sagenhaften langohrigen Eroberer aus Amerika gekommen wären. Diese Theorie wird zwar von vielen Fachgelehrten angezweifelt, aber der Forscher beabsichtigt, noch heuer den Gelehrten seine wissenschaftliche Publikation vorzulegen, die das letzte Geheimnis der einsamen Osterinsel enthüllen soll.

FRITZ KREISLER

Louis P. Lochner, Bergland Verlag Wien. Mit 8 Bildbeilagen und zahlreichen Notenbeispielen aus dem Werk des Künstlers.

Fritz Kreisler und seine Frau

Louis P. Lochner, der langjährige intime Freund des Ehepaars Kreisler, schenkt allen Bewunderern und Verehrern dieses seltenen Menschen und großen Künstlers mit diesem Buch die Geschichte eines einmaligen Lebens, das in seiner Fülle großer Erlebnisse wie ein Märchen unserer Tage anmutet. Der Autor behandelt in 32 Kapiteln das Leben des Menschen und Künstlers *Fritz Kreisler*, den Einfluß der Umwelt vor allem auf das Kind, die Wirkung seiner Ausstrahlung als Persönlichkeit. Immer wieder bemüht sich Lochner, die wienerische Note Fritz Kreislers zu betonen. Der Künstler kann Wien nicht vergessen, obwohl er schon mehr als zwanzig Jahre in den Vereinigten Staaten lebt.

Fritz, der am 2. Februar 1875 in Wien zur Welt kam, hörte gewissermaßen vom Augenblick seiner Geburt an Musik. Schon sein Vater wollte Berufsmusiker werden, er erhielt jedoch nicht die Erlaubnis, da man in dieser Zeit keine sehr hohe Meinung von den Musikern hatte, vor allem verneinte man die normale Existenzgrundlage. Sein Vater mußte Medizin studieren, gründete aber sehr bald ein Streichquartett. Als Arzt war er geschätzt und beliebt, sein Leben aber gehörte der Musik.

Der kleine Fritz war vom Tage, da er das Licht der Welt erblickte, von Musik umgeben, er konnte, wie er später einmal selbst sagte, schon früher Noten als das Abc lesen. Zum Freundeskreis seines Vaters gehörten auch Billroth und Freud. Musikalisch überdurchschnittlich begabt, machte er seinen Weg und gewann als Zehnjähriger den ersten Preis für Violinisten, die goldene Medaille des Wiener Konservatoriums. Vom Jahre 1885—1887 nahm er in Paris Unterricht bei Massart und Delibes. Der nächste Markstein in seiner künstlerischen Laufbahn war die Erringung des „Prémier Prix" im Jahre 1887 am Pariser Konservatorium.

1888—1889 begab sich Fritz Kreisler mit dem berühmten Pianisten *Moriz Rosentahl* auf eine Amerikatournee. Fünzigmal trat er mit seiner Geige vor das Publikum. Der junge Fritz war in Amerika das gesellschaftliche Ereignis, die Kritiker der größten Zeitungen setzten sich eingehend mit dem Können des jungen Künstlers auseinander. Der finanzielle Erfolg war, obwohl Kreisler für jedes Konzert 50 Dollar bekam, gering, um so größer war der Reifeerfolg, zu dem er auf Grund der gesammelten Erfahrungen gelangte.

Fritz legte die Geige beiseite, er sollte sich auf einen ordentlichen Beruf vorbereiten. Nach Ablegung der Matura im Piaristengymnasium in Wien wandte er sich dem Medizinstudium zu. Bald mußte er erkennen, daß seine eigentliche Berufung, die Musik, stärker war, und er verließ die Universität. Es war ein jahrelanges Ringen, das ihm auch viele Enttäuschungen brachte, ehe er die erstrebte Weltgeltung erlangte. Wie vielen Künstlern, so erging es auch ihm, die Heimat versagte ihm die Anerkennung.

Kreisler stieg eine steile Stufe zum Weltruhm empor, dies war nicht zuletzt seiner Braut und späteren Frau Harriet zu verdanken. In den Hauptstädten Europas wurde Kreisler zum ersten Geiger, und er pendelte fallweise nach den Vereinigten Staaten, sein internationaler Weltruhm war erklommen. Kreisler war nicht nur der bedeutendste Geiger Europas, er war weltbekannt und überall geschätzt. Wir wollen den anerkannten Virtuosen durch die Besprechung seiner Biographie bescheidene Anerkennung zollen und wünschen dem Meister der Bogenführung erhebende Stunden für seine späten Tage; aber der Komponist Fritz Kreisler bleibt uns und den späteren Generationen durch seine Werke erhalten.

KURT KLEBERT

Butter — die Königin der Fette

Der Ratschlag, Milch und Milcherzeugnisse vor allem zu Ende des Winters und Anfang des Frühlings, in der vitaminärmsten Zeit, häufig zu genießen, hat seinen guten Grund. Gerade während der Zeit, da uns vitaminreiche Kost schon saisonbedingt in Menge und Güte weniger zur Verfügung steht, bedeuten die Milch und die aus ihr hergestellten Produkte, vor allem aber die Butter, als hervorragende Vitaminträger einen unbedingten Gewinn. Zu den in ihr enthaltenen Vitaminen sei zusätzlich bemerkt, daß Vitamin A die Schleimhäute des Auges, der Atmungswege und der harnleitenden Organe schützt. Vitamin E fördert den richtigen Muskelstoffwechsel und gute Herzfunktion, während das „Schönheits"-Vitamin F als Wirkstoff für die Haut und für richtige Sauerstoffverwertung bekannt ist. Die Vitamine D und K tragen zum Aufbau der Knochen und Zähne und zur richtigen Zusammensetzung des Blutes bei.

Was ist Cholesterin?

In letzter Zeit ist auch in sensationeller Aufmachung, jedoch von nicht sachkundiger Seite, auf angebliche Schäden hingedeutet worden, die durch den Cholesteringehalt der Milch, und damit auch der Butter, im Körper entstehen könnten. Was ist eigentlich dieses Cholesterin, von dem seither so viele reden, ohne mehr als dessen Namen zu kennen?

Cholesterin ist ein für alle Zellen und Organe lebenswichtiger, fettartiger Stoff, der in den Geweben des menschlichen Körpers stets vorhanden ist und nur im Falle krankhafter Ablagerungen an den Wänden der Blutgefäße in Erscheinung tritt. Der Körper baut also, auch bei völlig cholesterinfreier Kost, diese Substanz selbst auf. Ein drastischer Beweis für die Haltlosigkeit dieser künstlich erregten Cholesterinfurcht ist die Überlegung, daß ein Mensch zu 1 Liter Milch außerdem noch täglich 100 Gramm Butter und 100 Gramm Käse konsumieren müßte, um damit nur ein Zwanzigstel jener Cholesterinmenge zu sich zu nehmen, die täglich von der Leber über die Galle an den Körper abgegeben wird. Damit erledigt sich auch der Verdacht, daß das Cholesterin die Ursache der sogenannten Managerkrankheit sei.

Nach all dem, was hier zusammengefaßt über die Butter vorgebracht wurde, ergibt sich, daß sie tatsächlich eine Sonderstellung unter den Speisefetten einnimmt und nicht zu Unrecht als die Königin der Fette bezeichnet wird.

F. SILBEREISEN:

DIE LATERNE DES BLINDEN

Ein origineller Blinder war der zur Zeit König Ludwigs XIV. in Paris lebende Arzt Gouge. Er ging ohne Führung seiner Praxis nach und nahm dann jeden Abend von seiner Wohnung neben der königlichen Kriegsschule seinen Weg an den Galerien des Louvre entlang bis zur Straße Froidmanteu, ohne vom rechten Wege abzuirren und anzustoßen.

Hier pflegte der blinde Arzt jeden Abend in einer behaglichen Weinstube seinen Nachttrunk zu sich zu nehmen. Kurz vor Mitternacht schickte sich dann Dr. Gouge zum Verlassen des gemütlichen Lokals und zum Nachhauseweg an, nahm eine brennende Laterne in die eine Hand und stets einen mit Wein gefüllten Krug, der seinen Bedarf für den kommenden Tag enthielt, in die andere und schritt so wohlgemut seiner Wohnung zu.

Einmal nun traf ihn ein Bekannter auf dem Nachhauseweg und fragte den Doktor: „Wozu dient Ihnen denn eigentlich das Licht, bester Gouge? Ist denn für Sie Tag und Nacht nicht ein und dasselbe?"

„Mein lieber Freund", erwiderte darauf der Blinde mit mildem Lächeln, „ich trage die Leuchte nicht meinetwegen, sondern wegen der Sorte von Menschen, die mit sehenden Augen blind sind, damit sie nicht mich, wie es schon öfter passiert ist, anrempeln und mir meinen gefüllten Weinkrug zerbrechen."

Der bekannte österreichische Esperantist Ludwig Trs leitet einen Esperantokurs in der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs.

Blinde le

Seit einigen Monaten läuft nach langer Unterbrechung wieder einmal ein Esperantokurs für Blinde, welcher von dem bekannten österreichischen Esperantisten *Ludwig Trs* geleitet wird.

Nachdem sich die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse auch der Blinden einigermaßen gebessert haben, macht sich immer stärker das Bedürfnis bemerkbar, durch Kontakte auch mit ausländischen Blinden Erfahrungen auf dem Gebiete des Blindenwesens zu sammeln und durch Gedankenaustausch einer positiven Entwicklung neuen Aufschwung zu geben.

Wir haben nun Kollegen Trs bei uns und möchten gerne einige Fragen an ihn richten.

„Sagen Sie einmal, lieber Kollege, seit wann kennt man Esperanto und was ist es eigentlich?"

„Esperanto wurde im Jahre 1887 von dem Warschauer Augenarzt Doktor *Ludwig Zamenhof* erdacht. Den besonderen Anlaß zu dieser für die Menschheit so segensreichen Sprachschöpfung bildete das Sprachgewirr in seiner Heimatstadt, Bialystok, wodurch häufig genug große Streitigkeiten nur durch Mißverständnisse verursacht wurden. Die große Friedensliebe, von der Zamenhof durchdrungen war, ließ in ihm den Gedanken reifen, die Menschen durch eine einheitliche, von jedem leicht erlernbare Sprache einander näherzubringen."

„Das ist aber sehr interessant, was Sie uns hier erzählen, und wir können uns vorstellen, daß diese Tatsachen nur sehr wenigen Menschen bekannt sind. Und fand dieser geniale S schöpfer bald viele Anhänger?"

„Es bildete sich nach und nach eine Bew aus Anhängern aus verschiedenen Lä Selbstverständlich, etwas Neues, auch we noch so gut und nützlich ist, setzt sich nur langsam durch. Doch im Jahre 190 in Boulogne sur mer bereits der erste internat Kongreß von Esperantisten statt. Damit b Esperanto in weiten Teilen der Welt beka werden und einen großen Aufschwu nehmen."

„Wo, lieber Kollege, sind Sie zum ers mit Esperanto in Berührung getreten?"

„Es war im Jahre 1912, als mich ein Schi gefährte auf dieses wunderbare Hilfsmitt Völkerverständigung aufmerksam macht sofort für die Idee begeisterte. Bald bega mit dem Studium von Esperanto, und ich es nicht, denn diese schöne und vor allem tische Sprache hat mir, den durch Bli Benachteiligten, viel Freude geschenkt."

„Konnten Sie auch andere Ihrer Kolleg diese gute Sache gewinnen?"

Mit Stolz und Freude erzählt uns d fragte, daß er nicht nur im Kreise seiner b Freunde, sondern auch unter den Seh viele Anhänger für Esperanto werben k

„Haben Sie selbst auch schon an internati Kongressen von Esperantisten teilgenom fragten wir, neugierig geworden.

„Das war erstmalig 1924, als in Wi 16. Esperantoweltkongreß stattfand, und für mich ein erhebendes Gefühl, mich d Menschen aus den entlegensten Teilen de verständigen zu können."

„Sind die Blinden besonders interessi Esperanto?"

„Das kann man wohl sagen", entg Kollege Trs. „Die Herstellung von Bl literatur in den vielen verschiedenen L sprachen ist eine kostspielige Angeleg Esperanto aber gibt uns die Möglichkeit, l in Blindenschrift in alle Welt zu sende damit vielen Nichtsehenden Wissen und zu vermitteln."

Esperanto

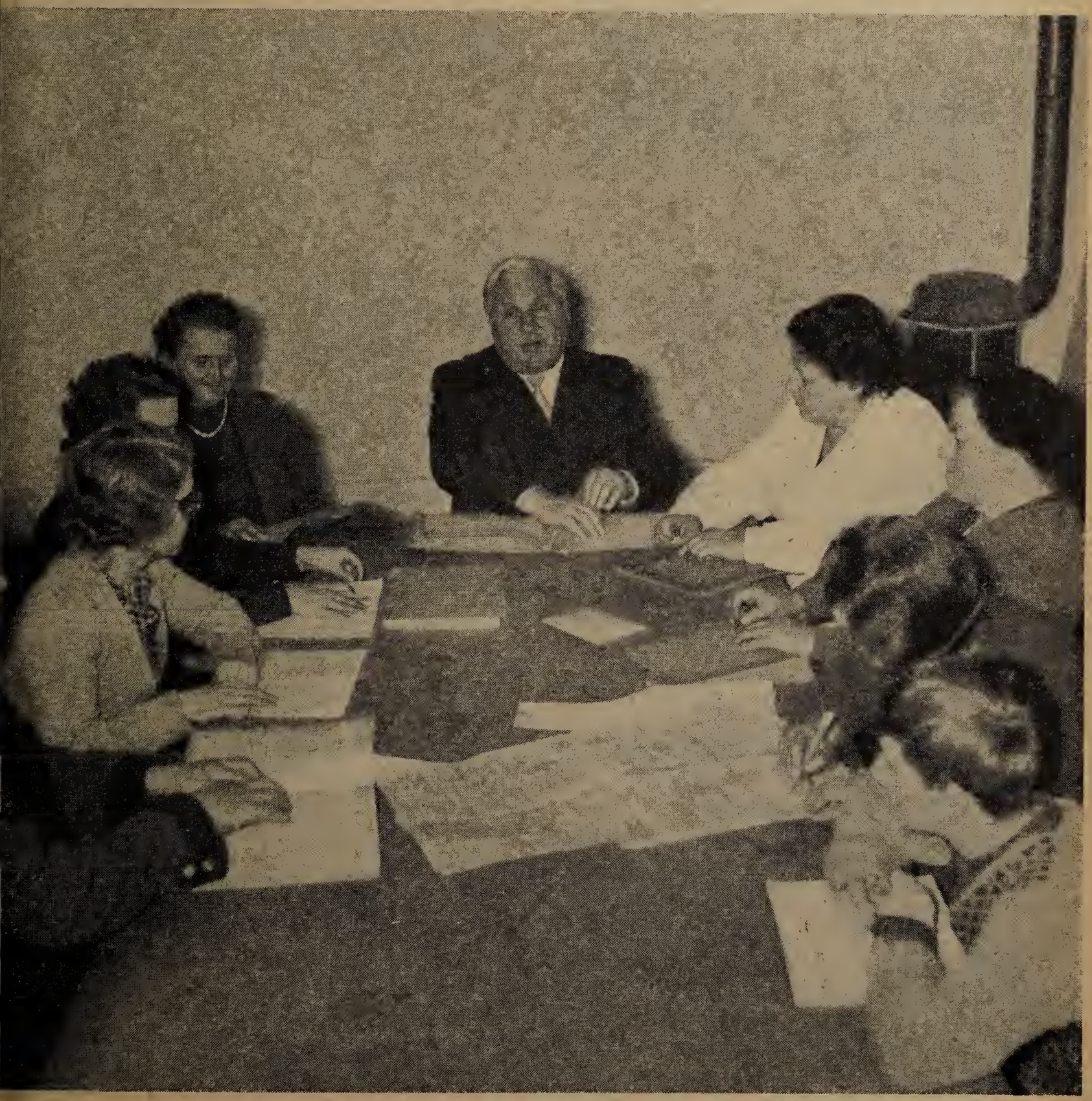
n also Esperanto in Ihrem Kreise eine noch re Verbreitung zu verschaffen, haben Sie ntschlossen, einen Kurs für Blinde abzu-, nicht wahr?"

, ganz richtig, und es freute mich, daß Schüler mit großer Begeisterung und un-llichem Eifer an der Arbeit sind."

„Das ist aber ein schöner Erfolg", fügten wir hinzu, „auf den Sie auch stolz sein können. Ist diese Sprache wirklich so leicht erlernbar, wie schon öfters erwähnt worden ist?"

„An den anderen Fremdsprachen gemessen, ist Esperanto wegen seines genialen und logischen Aufbaues auch von weniger sprachbegabten Menschen mühelos zu erlernen. Gerade jetzt, wo sich eine gewisse Bestrebung für Reisen in andere Länder bemerkbar macht, möchte ich allen Reiselustigen empfehlen, sich diese Sprache anzueignen. Sie wird ihnen überall eine gute und brauchbare Begleiterin sein."

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN



Mit großer Begeisterung und unermüdlichem Eifer arbeiten die blinden Schüler.

Was bringt der Sommer den Blinden?

Im vergangenen Jahr war es der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs dank der tatkräftigen Hilfe seitens öffentlicher und privater Förderer möglich, das in Unter-Dambach bei Neulengbach malerisch gelegene Erholungsheim „Harmonie" auszubauen, aufzustocken und mit Fließwasser auszustatten. Letzteres wurde erst durch den Anschluß der Gemeinde Unter-Dambach an die zweite Wiener Hochquellenleitung möglich.

Durch den Anschluß an die Wasserleitung konnten wir auch mehrere Hydranten im Garten aufstellen, so daß wir jetzt für bessere Pflege unserer schönen Pflanzen, Sträucher und Bäume sorgen können.

„Und die Mitglieder freuen sich wohl schon auf den Urlaub in der ‚Harmonie'", fragte ich Obmann Vogel.

„Wenn die Sehenden wüßten, wie groß die Freude der Blinden ist, die ihnen mit diesem Urlaub geschenkt wird, wären sie noch viel mehr bereit, unsere Bestrebungen zu unterstützen."

„Und müssen Sie das Erholungsheim aus eigenen Kräften erhalten?" erkundigte ich mich, „denn soweit mir bekannt ist, sind die Beiträge, welche von den blinden Gästen und ihren Begleitpersonen geleistet werden, doch bei weitem nicht kostendeckend."

„Wir sind, ich muß es leider sagen", seufzt der Obmann, „bei der Finanzierung ausschließlich auf die Gutherzigkeit unserer sehenden Mitmenschen angewiesen, die uns immer wieder und gerne mit ihren Spenden helfen, damit wir das Leben unserer Schützlinge etwas schöner gestalten können."

„Es wäre doch aber die Pflicht der öffentlichen maßgebenden Stellen, eine so wertvolle und segensreiche Einrichtung zu subventionieren", warf ich ein.

„Der gleichen Meinung bin ich auch, und wir haben wiederholt, bisher aber vergeblich, versucht, die Aufmerksamkeit kompetenter Stellen auf die Tatsache zu lenken, daß man doch den Blinden auf die Dauer nicht zumuten kann, die schwere Last, welche ihnen die Erblindung aufbürdet, allein zu tragen."

„Über wieviele Betten verfügt das Erholungsheim derzeitig?" frage ich unentwegt weiter.

„Da das Haus im vergangenen Jahre aufgestockt wurde, sind wir nun in der Lage, 45 Gäste gleichzeitig zu beherbergen."

„Und haben Sie noch weitere Pläne für den kommenden Sommer?"

„Ach, die Pläne gehen niemals aus", versetzte der Obmann. „Wir benötigen dringend eine Warmwasseranlage und hoffen, daß uns verschiedene Stellen dabei behilflich sein werden, dieselbe noch in diesem Jahre einrichten zu können. — Außerdem ist der Einbau einer Zentralheizung geplant, weil wir auch an einen ganzjährigen Betrieb in unserem Erholungsheim denken. Es gibt genug Blinde, die auch mehrmals im Jahr einen Urlaub brauchen können.

Vor allem das Leben in der Großstadt mit seinem ständig wachsenden Verkehr beansprucht das Nervensystem derart, daß nur gründliche Entspannung in einer ruhigen Umgebung das Ärgste verhüten kann."

„Ich kann sehr gut verstehen, wie sehr Ihnen gerade die Erholungsfürsorge am Herzen liegt und daß Sie sich wirklich freuen, in wenigen Monaten schon Ihre Schützlinge in der ‚Harmonie' in Unter-Dambach bei Neulengbach begrüßen zu können."

B.

Haben Sie schon das Abonnement von „Unser Schaffen" für 1958 erneuert?

Es kostet: Jährlich S 40.—, halbjährlich S 20.—.

Bitte senden Sie uns den entsprechenden Betrag an das Postsparkassen-Konto Nr. 25.700.

FRIEDRICH WINKELMÜLLER

der bekannte österreichische Lyriker, vollendet am 4. April 1958 sein 60. Lebensjahr. Seine tiefempfundenen, naturnahen und von Menschlichkeit und Tierliebe getragenen Gedichte sind in vielen Zeitungen und Zeitschriften Österreichs und des deutschen Sprachraumes erschienen und auch den Lesern unseres Blattes zum Teil bekannt.

APRIL

Ich bin der April,
und mach, was ich will,
bald Regen, bald Schnee.
So, wie es mich freut.
Und schimpfen die Leut',
wem tut es schon weh?

Ich wandle mich schnell,
bald trüb und bald hell,
jetzt düster, dann froh.
Erst Donner, der greint,
nun Sonne, die scheint,
ich treib's eben so.

Ich bin der April,
komm mit und sei still,
wohin ich auch geh'.
Ich zeig dir den Tod,
den Reichtum, die Not,
und Liebe im Klee.

GANG IN DEN FRÜHLING

Wege durch blühendes Land
führen in gläserne Stille.
Nur das Gezirp einer Grille
jubelt aus grünender Wand.

Schwalben, in eiligem Flug,
ziehen vom Heute ins Morgen.
Bauern und Knechte versorgen
Pferde und blinkenden Pflug.

Sorglos durch Wiese und Hag
wandert ein Rehbock zur Quelle.
Ferne, in sonniger Helle,
löst seine Spur sich vom Tag.

Ein Abend der Geistig Schaffenden

Einen vortrefflichen literarisch-musikalischen Abend veranstaltete der Verband der Geistig Schaffenden Österreichs am Dienstag, den 28. Jänner 1958, im Kammersaal des Musikvereinsgebäudes. Mit großem Einfühlungsvermögen sprach die Vortragskünstlerin *Liesl Lein* aus dem vielseitigen lyrischen Schaffen der bekannten Dichterin *Yvonne Blauensteiner-Stepan*. Neben der Empfindungslyrik bewies die Dichterin ihr hervorragendes Können in der Gedankenlyrik, zwei Gedichte: „Sternklare Nacht", „Ich weiß um Stunden so erfüllungsklar", zeugen von der besonders hohen Reife der Dichterin. Es mag wohl sein, daß Yvonne Blauensteiner-Stepan auf Grund ihrer nunmehr hochgradigen Sehbehinderung mehr und mehr in die geistigen Räume eingezogen ist.

Die Komponistin *Margit Székely* erfreute das Publikum mit Liedern nach Texten von *H. R. Nack*. Besonders bemerkenswert war das Lied der Arbeit. Dieses Lied gehört wohl

zu jenen Schöpfungen, die unter den Titel „zeitgemäß" fallen, da es in seiner Ganzheit äußerst lebensverbunden ist. *Walpurga Giese-Dorn* verlieh ihnen durch ihren mitschöpferischen Gesang das erwartete Niveau.

Renate Kolvin (London) erfreute die Zuhörer durch einige ihrer Legenden, die von *Hedy Frank-Atherid* und *Margit Székely* musikalisch untermalt wurden. Die Rezitation besorgte in gewohnt vollendeter Weise *Maria Luise Cavallar*.

Nach der Pause machte uns *Wilhelm Weigert* mit zwei seiner Melodramen bekannt, „Heiligenstädter Episode" (eine Beethoven-Ballade), „Alt-Wiener-Legende", Texte von Yvonne Blauensteiner-Stepan, vorgetragen von *Liesl Lein*, am Klavier *Maria Weigert*. *Wilhelm Weigert* ist des öfteren mit Kunstliedern an die Öffentlichkeit getreten und hat damit bewiesen, daß er in der Reihe der österreichischen Liedschaffenden seinen Platz einnimmt. Hier beweist er als Melodramatiker eine bestaunenswerte Fähigkeit, Reales und Geistiges in der Aufeinanderfolge gleich wirkungsvoll zu untermalen.

Nach Gedichten von *Margarete Gruber*, vorgetragen von Burgschauspieler *Tonio Riedl*, brachte *Margit Székely* einiges aus ihrem reichen Liedschaffen zu Gehör (Texte von Anna Laube, Maria Weiss, Ernst Schönwiese), gesungen von *Walpurga Giese-Dorn*. Zum Abschluß sprach Burgschauspieler Tonio Riedl wieder Gedichte von Margarete Gruber. Die Dichterin hat gezeigt, daß sie sowohl in der ernsten Lyrik (Gedichte an Raoul Aslan) als auch im Heiteren, Ungezwungenen, Bedeutendes zu leisten vermag. Es wäre wünschenswert, wenn solche Abende in regelmäßiger Folge stattfänden, hat doch der überfüllte Saal gezeigt, welch großes Interesse im Publikum für derartige Veranstaltungen besteht.

K. K.

MAX MELL:

Der Vogel aus dem Hochwald

Ein Blatt des Gedenkens will ich dem Fremdling aus dem Hochwald widmen, der eines Tages unversehens unser Gast wurde und es durch ein paar Wochen blieb, in unserem Landhaus in Pernegg und dann auch in Wien; dessen Geschick uns naheging und dessen Eigenart uns anzog, mochte sie uns auch anfangs durch ihre Ungezähmtheit befremdlich sein.

Es geschah nicht freiwillig, daß er zu uns kam; und es war nicht das erste Beispiel, daß es dem Kind des Hochlandes nicht frommte, in den Talgründen zu leben. Und so konnte es dem Vogel aus den Bergwäldern bei uns unten nicht gut gehen, obwohl es zuletzt die Seinigen waren, die ihm zu verstehen gaben, daß es aus mit ihm wäre. Sein Name war Jäck. Wenigstens bei uns hieß er so; meine Schwester Lilli, die sich seiner wie schon früher manches Verunglückten und Beschädigten aus der Tierwelt annahm, hat ihm diesen Namen gegeben, weil sie im Brehm unter verschiedenen anderen Namen für den Tannenhäher auch den des Bergjäck oder Nußjäck fand. Die Buben des Nachbars, die ihn gefangen hatten, wußten mit ihm nichts anzufangen und brachten ihn daher zu uns. Mit lebendiger, einnehmender Aufmerksamkeit sah der große rabenähnliche Vogel umher. Meine Schwester nahm ihn in die Hände und bestaunte sein prachtvolles schwarzes, mit runden weißen Flecken wie mit Tränen beträufeltes Gefieder; sie hatte seinesgleichen nie in der Nähe gesehen, und er gewann sogleich ihr Herz. Die Nuß, die sie seinem großen Schnabel bot, nahm er ohne Zögern, und das Vertrauen, das er ihr vom ersten Augenblick an schenkte, war endgültig. Sie untersuchte ihn und fand, daß ihm ein Flügel gebrochen war. Der Steinwurf eines Buben hatte ihn getroffen. Der nachbarliche Besitz steigt zu dem Ausläufer eines weitgedehnten bewaldeten Berglands auf, und er hatte sich an der Grenze dieses seines Wohnbezirks allzu unbesorgt an einer auffallenden Stelle niedergelassen. Er kannte ja von den großen einsamen Waldstrecken her den Menschen wenig.

Die Buben standen und sahen zu, was Lilli mit dem Tier anfinge. Sie fragte den Übeltäter, warum er denn nach ihm geworfen habe.

„Ja, weil er gar so keck dag'sessen is." Er war zur Erde gefallen, hatte sich flink ins Gesträuch verkrochen, und es war keine kleine Mühe, seiner habhaft zu werden. Aber dann konnten sie ihn nicht brauchen und erinnerten sich manches tierfreundlichen Tuns der Nachbarin.

Sie trollten sich, und bei ihr stand es fest, dem Verwundeten einen Zufluchtsort zu bieten, in dem er womöglich ausgeheilt werden könnte; denn in der Freiheit war er verloren. Sie brachte ihn ins Haus; und in dem sehr großen Raum, der nach dem Tal hinuntersieht, erwies sich seine Unterbringung einstweilen als möglich. Es war freilich kein so geräumiger Käfig vorhanden, der ihm als Aufenthalt dienen konnte. Aber dessen bedurfte es bei seiner herabgeminderten Beweglichkeit auch gar nicht. Zur Zeit seiner Aufnahme war ich noch nicht in Pernegg gewesen; als ich nun kam, fand ich in einer Ecke des Raumes am Fenster ein mannshohes Gestell mit Leitersprossen und einem Futterschüsselchen für ihn vorgerichtet, und das schöne Tier mit dem fremdartigen und vornehm wirkenden Gefieder sprang ruhelos von oben nach unten und wieder hinauf, und oben angelangt, schlug es mit dem unverletzten Flügel und wollte noch höher hinauf. Es war ihm nicht vergönnt, und so bot es einen erbarmenswerten Anblick, der zu hartem Urteil über das Verhalten der Menschen gegen ihre Mitgeschöpfe herausforderte. Ich muß freilich gestehen, ich war im Zweifel darüber, wie es mit ihm bei uns weitergehen sollte und zog es auch vor, mich zunächst in einer gewissen Entfernung von dem Gast aus der Wildnis zu halten, und es war mir unheimlich, meine Schwester unbekümmert nahe bei dem Vogel zu sehen, der mit einem Schlag seines Rabenschnabels, etwa nach ihrem Auge, ihr eine furchtbare Verletzung beibringen konnte. Das durchdringende Krächzen, in das er immer wieder ausbrach, war im geschlossenen Raum nicht lieblich zu hören, und die Personalbeschreibung, die wir im Brehm fanden, nicht durchaus vertrauenserweckend, es wurden ihm auch grausame Eigenschaften nachgesagt.

Indessen Lillis Sicherheit und Ruhe in der Behandlung ihres Schützlings behielten wieder einmal recht, und es genügten wenige Tage, bis er uns gewonnen hatte. Wie er sich — er war noch ein junges Tier — in sein Schicksal fand, mußte uns rühren. Er litt, aber es war kein Zweifel, er fühlte, daß man ihm wohlwollte, und das besticht ja schon; und seine Anhänglichkeit an seine Pflegerin war nicht zu verkennen. Aus dem Brehm war festzustellen gewesen, was ihm zur Nahrung diente; auch Zirbelnüsse waren dafür zu beschaffen. Denn die sind es vor allem, die der Tannenhäher sucht, und die Jäger sagten uns, in den Bergen herrsche bis in die Höhe von tausend Metern der Nußhäher, darüber hinaus dann der Tannenhäher, und er trüge sehr wohl das Seine zur Verbreitung der Zirbelkiefer bei. In unsere tiefer gelegenen Waldgründe war sein Schwarm, offenbar der dort häufigen Haselnüsse wegen, eingefallen, und auf manchem Waldgang traf ich die Schar an, deren Ruf ich jetzt ja kannte. Unser Pflegling hatte den Trieb, Kerne und Nüsse zu verstecken; er tat es das Fensterbrett entlang oder unter die Zeitungsblätter, die seinetwegen unter das Gestell gebreitet waren. Er streute wohl auch das Kerngehäuse weit umher, und das Reinhalten seines Winkels war keine kleine Mühe. Oft klopfte er ungeduldig an Fensterstock und Scheibe und stieß seine ratlosen Schreie aus. Dazwischen aber brachte er unvermittelt auch ein paar leise verhaltene Töne hervor, Bruchstücke eines stillen Gesanges oder eines Selbstgesprächs, das freilich bald wieder in schrilles Krächzen umschlagen konnte.

Unversehens fanden wir ein Mittel, wie wir die tobende Unruhe in ihm, die ihn auf den Leitersprossen auf und ab trieb, beruhigten. Wir stellten in die offene Tür auf den freien Umgang des Hauses einen Stuhl, und auf der Lehne, mit dem Ausblick auf die Berge und über das Tal, durfte er sitzen. Da war er in einer Lage, die er offenbar kannte und liebte: einen Rundblick zu haben; und da saß er nun selbstvergessen vor den großen blauenden Waldwänden und fing an, in jenen halbunterdrückten Tönen mit sich selbst zu plaudern und zart zu psalmodieren. Es war ein solcher Ausdruck des Sichbescheidens und der Wonne seelischen Gleichgewichtes in diesem nach innen gerichteten Plauschen, als lobte er aus einem sicheren Dasein heraus seinen Schöpfer, wie wir es dem Lied der Singvögel anzuhören meinen.

Indessen schritt der Gang der Heilung fort, aber den Gebrauch des Flügels gab sie ihm

nicht mehr. Es war vielmehr der oberste Teil daran abgestorben, und er biß ihn sich selbst samt den großen Federn daran ab. Fliegen konnte er nicht mehr, und wir erörterten sein künftiges Schicksal; denn in der Stadt konnten wir ihn kaum bei uns behalten. Noch war aber inzwischen die Obsternte, und da durfte er öfter mit in den Garten, saß da in irgendeinem Apfelbaum und sonnte sich. Seine Beschützerin kannte er gut, war sie in seiner Nähe, fühlte er sich geborgen. Als einmal eine Katze um den Baum umherstrich, auf dem er saß, schrie er jämmerlich; im Augenblick, als Lilli in seine Nähe kam, war er ruhig. Einmal, als sie ihn mit in den Garten nahm, sah ich, wie er auf ihrem Unterarm saß und wie in Erschütterung über die Freiheit, in die er kam, lautlos den Schnabel ein wenig gegen sie öffnete, mit einem unendlich beredten Ausdruck, als wolle er über die Menschen klagen, die ihn zum Krüppel gemacht hatten.

Aber nun ging der Oktober zu Ende, und wir rüsteten zur Heimfahrt nach Wien. Es war beschlossen worden, ihn dem Tiergarten in Schönbrunn anzubieten, doch vergingen noch einige Tage bis dahin, in denen er immerhin in einem kleinen Werkstattraum und im Garten, vor allem auf dem niedrigen Mispelbaum, einigermaßen heimisch wurde. Auf die Zusage von Schönbrunn brachte ihn seine Schützerin in die „Aufnahmekanzlei". Als sie ihn aus dem Körbchen hob, sagte der Leiter der Abteilung: „Ach, das ist ja ein lieber Kerl!" Er kam in eine Vogelhalle, in der sich schon drei Tannenhäher befanden, übrigens größere Tiere als er; Lilli verließ ihn in der Befriedigung, daß er nun doch wieder unter seinesgleichen war und wollte ihn bald besuchen. Am übernächsten Tag, bei regnerischem Wetter, fuhr sie nach Schönbrunn, kam aber etwas niedergeschlagen zurück; er hatte sie nicht erkannt. Er hatte erst am Futterplatz der Käfiganlage gefressen, sich dann wie zum Schlaf hingesetzt und auf ihren Zuruf nicht geachtet. Das schlechte Wetter hielt an, erst nach drei Tagen konnte sie ihn wieder aufsuchen. Und da brachte sie ihn wieder mit. Sie hatte ihn mit gelähmtem Fuß auf der Erde gefunden. Man war in der Kanzlei damit einverstanden, ihn zurückzugeben, nannte ihr auch einen Tierarzt, der in solchen besonderen Fällen Bescheid wußte; denn der Fuß hing wie ein geknicktes welkes Blatt herab. Als sie den Käfig betrat und ihn rief, humpelte er ihr eilig entgegen. Ganz glücklich über das Erkennen nahm sie ihn auf und barg ihn im Mantel. Er hielt still, sie fuhr mit ihm in der Stadtbahn, niemand bemerkte seine Anwesenheit. Als sie dann durch die Baumgruppen am Wienfluß unserem Haus zuging, fing er in seiner heimlichen Art an, zu ihr zu plaudern; er erkannte die Luft in dieser Gegend als sein Zuhause, erkannte dann auch sogleich den Mispelbaum, seinen Platz in der Werkstatt und die Schachtel, aus der er Mehlwürmer erhalten hatte; mit Heißhunger verschlang er, was man ihm gab. Die Tannenhäher, in deren Gesellschaft er gekommen war, hatten an ihrem Futterplatz offenbar nicht gern einen Fresser mehr gesehen und wollten wohl auch keinen vom Schicksal Gezeichneten unter sich; seine neue Verwundung rührte von einem schweren Schnabelhieb her. Jener Tierarzt wurde zu uns gebeten, war von Jäck entzückt und meinte, die Sache wäre in vierzehn Tagen gut.

So saß der Wiedergewonnene in Ruhe bei Lilli, schien zufrieden und war ganz still. Am anderen Tag aber erschrak sie, als sie ihn in die Hand nahm; er war so leicht und zeigte Mattigkeit. Er fraß noch Zirbelnüsse, doch konnte er mit dem Schnabel nicht ganz sicher danach langen. Er wurde in ein Kistchen mit einer Strohlage gebettet. Am anderen Morgen schüttelte ihn wiederholt ein inneres Zittern, manchmal richtete er sich auf, doch die Hoffnungen, die wir daran knüpfen wollten, zeigten sich trügerisch.

Leicht, starr und schon so sehr Nichts, lag der Gast aus dem Hochwald in dem Kistchen. Wir gruben ihn unter dem Mispelbaum ein und schüttelten noch die Blätter der letzten Maréchal-Niel-Rose des Gartens auf sein schönes Gefieder. Der Arbeiter, der an den Beeten zu tun hatte, sah uns verwundert nach, als wir ins Haus zurückgingen, denn er merkte, daß wir nicht vermocht hatten, die Tränen zurückzuhalten.

Wir sprachen mit Professor Ranzoni

Als wir kürzlich in der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt Herrn *Professor Hans Ranzoni*, den bedeutenden österreichischen Graphiker, aufsuchten, um seinen künstlerischen Rat zu erbitten, waren wir von seiner liebenswürdigen und warmherzigen Art, mit der er uns aufnahm, sehr beeindruckt.

Es war für den Meister sicherlich ein Novum, sich ausgerechnet mit zwei Blinden über Probleme der Graphik zu unterhalten. Selbstverständlich nahmen wir gleich die Gelegenheit wahr, auch auf die vielfältigen Angelegenheiten der Blinden und deren Bestrebungen näher einzugehen. Es hat uns wirklich wohlgetan, als wir fühlten, daß wir einem Menschen mit gutem Herzen und großem Verständnis für uns Nichtsehende gegenübersaßen.

Begreiflicherweise interessierte es uns, auch aus seinem Leben und Schaffen einiges zu erfahren.

„Und hatten Sie schon als Kind eine besondere Vorliebe für Zeichnen und Malen?“ erkundigten wir uns.

„Da mein Vater meinen ersten künstlerischen Versuchen ausgesprochen ablehnend gegenüberstand, war meine Begeisterung dafür allmählich geschwunden. 1914 maturierte ich, rückte dann ein und studierte einige Jahre später an der Technik, da ich Maschineningenieur werden wollte. Der Verlust meines jüngeren Bruders, welcher im ersten Weltkrieg an der italienischen Front gefallen ist, hat meine weitere künstlerische Entwicklung tiefgehend beeinflußt.“

„Und wie sind Sie dann zu Ihrem jetzigen Beruf gekommen, Herr Professor? . . .“

„Durch eine Ausstellung von Alfred Coßmann, dem großen Graphiker, wurde ich so beeindruckt, daß ich beschloß, die Kunstgewerbeschule zu besuchen. Ich bin stolz darauf, auch ein Schüler Coßmanns gewesen zu sein.“

Wir bemerkten: „Ihr Name ist als Markenstecher im In- und Auslande bekannt!“

„1933 erschien meine erste Ausgabe, und zwar die sogenannte ‚Baukünstlerserie‘, der im Laufe der Zeit noch viele Serien folgten. Seit 1945 bin ich als Nachfolger von Coßmann an der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in den Fächern Radierung sowie

Kupfer- und Holzstich tätig. Ich bin Stecher mit Leib und Seele, und meine Begeisterung für diese Kunstgattung wächst, wenn man so sagen darf, von Tag zu Tag.“

„Vertreten Sie, sehr geehrter Herr Professor, eine ganz bestimmte Kunstrichtung oder . . .“

Lächelnd entgegnete der Befragte: „Jede Kunst, jede schöpferische Arbeit soll den lebendigen Ausdruck tiefsten inneren Empfindens darstellen. Der wirkliche Künstler wird sich nur zu jener Kunstform bekennen, der er sich auch ganz verbunden fühlt.“

„Wie uns erinnerlich ist, stammen auch die Staatsvertragsmarken von Ihnen?“

„Ja, es handelte sich dabei um eine Marke der sogenannten Wappenserie, die mit Überdruck versehen wurde.“

Obgleich es uns nie möglich sein wird, die große Kunst Professor Ranzonis mittels unserer Augen auf uns wirken zu lassen, empfingen wir doch von seiner Persönlichkeit einen lebendigen, bleibenden Eindruck.

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

KURT KLEBERT

WINTER IM GEBIRGE

Windischgarsten

Normalerweise sind die drei Sommermonate: Juni, Juli, August den Angestellten und Arbeitern der öffentlichen Hand und der Privatindustrie vorbehalten. Es wäre jedoch wünschenswert, wenn der Urlaub auf das weitere Jahr verteilt werden könnte. Der Winter in Österreich bietet unendlich viel Schönes und viele Menschen könnten besonders im Winter weit mehr Gesundung und Erholung finden als im Sommer. Die Sozialinstitute sollten ihre Kurbedürftigen auf das ganze Jahr verteilen und nicht wegen der Beheizungszuschläge den Sommer bevorzugen. Der Privatindustrie wäre es sicher zuträglicher, wenn sie wegen des großen Urlaubsanfalles nicht in den Sommermonaten sperren müßte.

Es seien hier nur einige der zahlreichen Gebiete erwähnt, die den in- und ausländischen Erholungsbedürftigen im Winter nicht nur sportliche Freuden, sondern auch wirkliche Erholung zu bieten vermögen. Vor allem sollen Menschen, deren Atmungsorgane geschwächt und angegriffen sind, einen Kuraufenthalt im Winter nehmen. Nicht allein die staubfreie Luft, 1000 Meter oder noch mehr Seehöhe machen es aus, auch die beruhigten Nerven tragen das ihre zur Gesundung und Wiedergenesung bei. Es sind nicht Bilder berühmter internationaler Kurorte, die den Leser einladen, Landschaften verschiedenster Art wollen hier um den Erholungsbedürftigen werben.

Hochmölbing

HANS JÜLLIG:

HEXE SCHMERLIN

AUS DEM ROMAN „STIRB UND WERDE!“

Das neue Jahrhundert beginnt für Othmar, den Elfjährigen, mit dem Flüggewerden. Er lernt lesen. Spät — aber doch! Nämlich, nicht das gewöhnliche Lesen, das man pflichtgemäß erledigen muß wie so vieles andere — nein, das leidenschaftliche Sichversenken in ein Buch, das man am liebsten auffressen möchte. Dazu verhilft ihm Karl Mays Buch „Durch die Wüste“. Ja, das ist eine Geschichte! Erst beginnt die Mutter, sie an einem Abend vorzulesen. Als aber „Kara ben Nemsi“ unter Wasser in der Abflußröhre eines Teiches steckt, durch welche er zum Zweck einer edlen Tat in das Innere eines Hauses eindringen möchte und — o Schreck — an ein Gitter kommt, das ihm den Weg verrammelt, so daß er daran atemlos rütteln muß und eben am jämmerlichen Ertrinken ist — da unterbricht die Mutter und sagt:

„So, Kinder, und jetzt geht schlafen. Es ist schon neun Uhr — ihr müßt ins Bett!“

Jetzt ins Bett — wo der Kara ben Nemsi in der Röhre steckt! Es kann keine schlimmere Strafe geben! Allein das Buch wird eingesperrt, und die Kinder müssen folgen. Aber am nächsten Tag findet Othmar Mittel und Wege, das Buch zu erhaschen, und nun stürzt er sich in die Welt der Buchstaben. Kara ben Nemsi rettet sich also tatsächlich selbst aus seiner Röhre — die Gitterstäbe geben nach — er kann unter Wasser hinausschwimmen und auftauchen! Kara ben Nemsi ist frei — und Othmar, der Bücherwurm, ist geboren.

Das Haus, in dem die Familien Lenk und Prenninger wohnen, ist in einem schönen Garten gelegen und hat zwei Veranden übereinander. Die untere wird Othmar als ureigenster Bereich zugewiesen. Hier hat er seinen Schlafdiwan, seinen Schreibtisch, die Hobelbank und einen kleinen Gasofen. Hier kann er seine Lieblingsbilder aufhängen, die Ansichtskarten, die er erhält, und insbesondere den Triumphzug des Alexanders von Thorwaldsen, einen langen Bronzefries, den ihm der Vater einmal von einer Dienstreise nach Kopenhagen mitgebracht hatte. Auch Othmar wird dereinst solch ein großer, siegreicher Alexander sein Wenn man sein eigenes Reich hat, so ist es erst ein richtiges Leben. Da kann man gleichzeitig lateinische Vokabeln lernen und Karl May lesen. Karl May liegt in der Schublade links und das Vokabelheft auf dem Schreibtisch. Ist die Luft rein, so blickt man links hinein; erschallen Schritte im Vorzimmer, so wird die Lade sachte zugeschoben, und die Vokabeln werden mit lauter Stimme wiederholt.

Allein — was klopft da am Fenster? Aha — das ist wieder Tommy mit seiner Schnürlpost. Erst läßt er immer einen Kiesel herab als Signal. Dann kommt der Brief in Geheimschrift. Da ist er schon!

Dreimal reißen an der Leine bedeutet: Post empfangen, werde antworten. Aber jetzt heißt es, die Geheimschrift entziffern. Auf dem Zettel steht: „Heute abends 7 Uhr Generalsturm auf das Hundegrab!“

„Fein — das wird eine Hetz'! Dein Othmar“, schreibt dieser sorglich in Geheimschrift auf den Antwortzettel, der gleich darauf dienstbeflissen zum oberen Stockwerk tanzt.

Doch jetzt — Schritte draußen! Schnell die Nase ins Geschichtsbuch.

Der Schmalkaldische Krieg ist fad. Aber schließlich — gelernt muß er sein: Othmar ist schon drei Wochen in Geschichte nicht dran gewesen. Er hat sich ausgerechnet, daß er morgen fällig ist. Das letztemal war er bei Maximilian dran. Die ganze Reformation hat er sich geschenkt. Es ist ja wohl möglich, daß er erst wieder beim Dreißigjährigen Krieg drankommt — aber sicher ist sicher. Und das Vorzugszeugnis läßt er sich wegen der dummen Weltgeschichte nicht verderben — den versprochenen Photoapparat muß er sich unbedingt verdienen.

Punkt sieben Uhr eilt Othmar ins Freie. Und da erschallt auch schon aus dem benachbarten Garten ein deutliches „Pst!“. Es ist Hermann Simrath, der Sohn des nebenan wohnenden Burgschauspielers. Er hat etwas von einem scharfen Jagdhund. Sein Bruder Fritz steht neben ihm, der hat milde freundliche Augen und tut alles, was der Bruder will.

„Die fahr'n ins Theater — heut können wir's machen“, sagt Hermann.

„Der Tommy hat mir's schon mitgeteilt." Eigentlich ist Othmar der Älteste und sollte warnen und — er tut es auch; aber da heißt es gleich: „Du hast, mir scheint, Angst!" und das hört man auch nicht gern.

Vor den Büschen wippen draußen auf der Straße blaue Matrosenkappen mit weißen Borten: Liesl Prenninger und Frieda eilen vor das Nachbarhaus des liebenswürdigen Herrn Simrath. Jetzt hört man die klangvolle, wohlwollende Stimme des berühmten Schauspielers, der die Mädchen bereits vor der Gitterpforte seines Vorgartens begrüßt und sie bittet, in seinem zweispännigen Theaterwagen Platz zu nehmen. Und schon klappern die Hufe der kaiserlichen Pferde davon. — Da kann es also beginnen!

Die Nachbarin, Frau Hauptmann Schmerlin, trauert einem Hündchen nach, das sie über alles geliebt und durch einen tragischen Unfall verloren hat. In ihrem Garten ist dem Tier ein Grabhügel errichtet, über welchem ein unvergänglicher Kranz aus Draht und Glasperlen mit dem photographischen Abbild des Dahingegangenen hängt. Dieses Grab reizt die Angriffslust der Buben, denn es scheint ihnen ebenso geschmacklos wie unchristlich, einem „unbeseelten" Tier, gleich einem Menschen, ein Denkmal zu errichten. Darum übersteigen nun Othmar, Hermann, Fritz und Tommy den Zaun, und das Festspiel beginnt: Immer muß einer das Drahtgestell mitsamt dem Kranz umwerfen, wonach es der andere wieder aufzustellen hat und so fort. Das ist lustig und außerdem noch verdienstlich.

Und darum trampeln jetzt die Knaben im frisch angesäten Rasen umher, reißen die bunten Glaskugeln von den Stöcken und verschwinden damit unter Gekicher im Lenkschen Garten, wo sie die Trophäen mit hastiger Wichtigtuerei in einer Ecke vergraben. Dann geben sie einander feierlich das Wort, daß keiner etwas verraten werde — die Folgen wären für jeden einzelnen furchtbar. Und es sind doch nur die Glaskugeln der falschen Hexe mit den gefärbten Haaren und den gemalten Lippen!

Gemeinsame Schuld verbindet nun die Nachbarskinder durch das zu behütende Geheimnis. Es ist der Geheimbund zur grünen und roten Glaskugel, der ohne Satzung festere Wirklichkeit besitzt, als mancher andere Verein.

Doch diese Untergrundbewegung sollte bald auffliegen. Wer konnte voraussehen, daß auch der Lenksche Garten umgestochen würde? Der Arbeiter, dem diese Aufgabe zufällt, stößt mit seiner Schaufel auf die mysteriösen Kugeln. Eine davon geht bei dieser Gelegenheit in Scherben, vier andere aber kommen wohlbehalten ans Tageslicht und werden der Mutter mit vielsagendem Blick übergeben: „Dös san die Kugeln, was drüben bei der Frau Schmerlin fehlen tun!"

Othmar wird herbeigerufen. Ob er wisse, was es mit diesen Kugeln für eine Bewandtnis habe? Er schlägt die Augen nieder, antwortet nichts. Aber die Röte in seinem Gesicht sagt alles.

„Also heraus mit der Farbe! Wie kommen die Glaskugeln dort unter die Erde? Und wo sind sie her?"

Schweigen. In diesem Augenblick geht die Glocke, und das Mädchen meldet: „Frau Hauptmann Schmerlin." — Oh, weh! Da ist sie auch schon! Aber sie schießt keine zornigen Blicke — sie lächelt bloß verbindlich und erzählt der Mutter, was beobachtet worden sei.

Die Folgen sind peinlich. Daß Othmar sich sogleich reumütigst entschuldigen muß, versteht sich. Dann hat er persönlich die Glaskugeln sorgfältig zu waschen und zu putzen, auf die Stäbe zu stecken und von seinem eigenen Taschengeld die zerbrochene zu ersetzen. Das Hundegrab hat er sorglich wieder herzustellen, neuen Rasen anzusäen und regelmäßig zu begießen, bis alles noch schöner ist, als es gewesen war.

Es versteht sich, daß der ganze Verein zur roten und grünen Glaskugel sich paritätisch an dieser Wiedergutmachung beteiligt. Nun gehen sie alle tief gebeugt in Sack und Asche, die Hundegrabschänder. Wenn sie wenigstens geschimpft und geflucht hätte, die alte Hexe! Aber nun gibt es keine alte Hexe mehr, sondern eine wahrhaft gutmütige, fast rührende alte Dame, und das ist schade, denn spotten und verachten ist so lustig — und das hat sie den Buben abgekauft mit ihrer duldsamen Art. Möge sie sich weiter schminken und die Haare färben — man muß freundlich und verehrungsvoll vor ihr die Mütze ziehen und „küß die Hand" sagen.

ROBERT VOGEL:

SCHICKSAL

„Weißt du schon, daß es schneit", fragte Freund Karl, der bei mir eintrat und „Pardon" sagte, als die Tür hinter ihm kräftig ins Schloß fiel.

„Nein, du bist der erste, der mir davon berichtet."

Früher, als ich noch gesehen hatte, hätte eine solche Mitteilung meinen Kopf sofort in die Richtung zum Fenster dirigiert, aber jetzt . . . Die Flocken konnte ich doch nicht sehen, die bestimmt wie früher lustig tanzten. Als wir noch auf der Schulbank saßen, strahlten wir jedesmal vor Begeisterung, wenn die ersten Flocken sichtbar wurden, und die Vorfreude auf die Herrlichkeiten des Winters ließ uns die Stunden bis zum letzten Läuten der Schulklingel leichter ertragen. Ach, die Schneebälle flogen hin und her. Ein Schneemann erfreute uns nach dem langen Warten auf den ersten Schnee.

Karl setzte sich zu mir, vielleicht hatte er gespürt, daß meine Gedanken eine weite Reise in die Vergangenheit angetreten hatten.

„Wer war der Herr, der soeben, begleitet von, wie ich vermute, seiner Frau, hier weggegangen ist?"

„Es ist einer von der großen Armee der Blinden. Denen macht der Schnee nicht so viel Freude."

„Da hast du recht. Die Orientierung ist im Schnee sehr schwierig, die Schritte klingen gedämpft. Das Klopfen mit dem Stock, das die sehenden Fußgänger auf uns aufmerksam machen soll, ist fast nicht mehr zu hören."

„Der Winter geht schließlich auch einmal zu Ende, und dann kommt der Frühling, der paßt uns Blinden schon besser. Riedler heißt er, der soeben bei mir war, ein erblindeter Lehrer. Obwohl er sich sichtlich Mühe gab, in Gegenwart seiner Frau seinen Kummer nicht merken zu lassen, spürte ich doch, daß er die erstbeste Gelegenheit dazu benützen möchte, seinem Leben ein Ende zu bereiten."

„Das wird er, nachdem er bei dir war, bestimmt nicht tun, denn es ist dir schon vielfach gelungen, verzweifelte Schicksalsgefährten aufzurichten, ihnen wieder neue Hoffnung und Mut zu geben."

„Wer könnte es besser verstehen, eben erblindeten Menschen zu helfen, als wir selbst?"

„Wie alt ist dieser Lehrer?"

„Dreiundsechzig Jahre. Netzhautabhebung. ‚Ich kann es nicht verstehen, warum gerade mich das Schicksal so hart getroffen hat', hatte er mir geklagt. ‚Und was soll ich dann sagen', hatte ich ihn gefragt. ‚Ich war erst neunzehn Jahre alt, als ich erblindete und bin bereits dreißig Jahre blind. Sie können noch von Glück reden, lieber Freund, daß Sie erst jetzt und nicht schon in früheren Jahren erblindet sind.' — ‚Zwei Jahre bin ich jetzt blind, aber ich glaube, ich werde mich nie daran gewöhnen.' — ‚Es wird Ihnen nichts anders übrigbleiben, und je eher Sie beginnen, sich auf Ihre veränderten Lebensbedingungen einzustellen, um so mehr werden Sie dem Leben noch abringen können.' Weißt du Karl, man muß diese Menschen manchmal ein bißchen energisch anpacken, denn zuviel verweichlicht werden sie schon von ihren Angehörigen. In vieler Hinsicht geht es den Blinden doch heute schon viel besser als früher einmal, wo sie mangels öffentlicher Hilfe gezwungen waren, zu jeder Jahreszeit bettelnd auf den Straßen herumzusitzen."

„Wird er wieder kommen?" erkundigte sich Karl mit einem leichten Seufzer.

„Ich werde ihn einladen, im Sommer in unser Erholungsheim zu fahren, dort wird er Gelegenheit haben, manche Schicksale kennenzulernen, welche sein eigenes in den Schatten stellen."

„Du denkst wohl an unsere Taubblinden und an die körperbehinderten Blinden?"

„Vielleicht gelingt es uns, ihm während seines Aufenthaltes in der ‚Harmonie' die Blindenschrift beizubringen."

„Ist er dazu nicht zu alt?"

„Ach woher, er hatte doch einen Intelligenzberuf; hat er durch Jahrzehnte unterrichtet, muß er halt noch einmal von vorne beginnen."

Karl blies mir den Rauch des ersten Zuges aus seiner Zigarette ins Gesicht und erquickte sich mit spürbarem Genuß an dem uns von der guten Hausmutter gebrachten Mokka.

„Du sagtest, daß er Lehrer gewesen ist?"

„Ja, Fachlehrer einer Hauptschule in Wien."

Karl wurde sehr schweigsam, in seinem Inneren ging etwas vor, das war zu fühlen, wenn mir auch sein Gesichtsausdruck verborgen blieb.

„Schieß los, erleichtere deine Seele oder Gewissen, es drückt dich doch etwas", munterte ich ihn auf.

„Als du vorhin sagtest, daß Herr Riedler Lehrer gewesen ist, erinnerte mich dies an meine eigene Schulzeit. Ich stand noch im vorschulpflichtigen Alter, als man bei mir eine Sehbehinderung festgestellt hatte. Verschiedene Fachärzte waren sich über den Zustand meiner Augen nicht im klaren, und vor allem gab es geteilte Ansichten, als es darum ging, ob ich die Normalschule besuchen oder in das Blindeninstitut aufgenommen werden sollte. Eine Schule für sehgestörte Kinder gab es damals noch nicht, sonst hätte ich dort aufgenommen werden können, und es wäre mir bestimmt ein leichtes gewesen, dem Unterricht zu folgen."

„Hast du keine Brillen getragen?"

„Nein, es gab keine für mich. Trotz größter Anstrengung, die meinen Augen gar nicht zuträglich war, konnte ich nicht erkennen, was der Lehrer für uns auf die Tafel geschrieben hatte, und er konnte es seinerseits wieder nicht begreifen, daß ich dazu nicht imstande war. Oft schimpfte er mit mir und hieß mich einen faulen Kerl, der wohl sehen könne, aber zu bequem sei. ‚Schau nur anständig hin', schrie er mich wiederholt an.

Meine Schulzeugnisse waren ein echtes Bild meiner geringen Kenntnisse. Manche meiner Schulkameraden brachten mir mehr Gefühl und Verständnis entgegen als mein Lehrer, jedoch ein besseres Sehvermögen, das ich gebraucht hätte, um in der Normalschule leichter mitkommen zu können, konnten sie mir beim besten Willen nicht geben.

‚Auweh!' schrie ich auf, wenn mich der Lehrer mit seinem Stock auf die Finger schlug, vielleicht im guten Glauben, mir doch noch das ‚Sehen' beibringen zu können.

Geduldig ertrug ich mein Leid, mit der Gewißheit, daran nichts ändern zu können. Meiner Mutter, der guten Frau, die sich als Wäscherin Tag und Nacht abplagte, um für uns das tägliche Brot zu verdienen, klagte ich niemals meinen Kummer. Seit Vater gestorben war, setzte sie ihren ganzen Stolz darein, ihre beiden Buben zu brauchbaren Menschen heranzuziehen. Wenn ich ganz allein mit meinen Gedanken war, dann kamen mir manchmal so merkwürdige Einfälle. Ach, da wünschte ich mir manchmal, daß mein Lehrer wenigstens für ein paar Stunden so schlecht sehen sollte wie ich. Vielleicht würde er mich dann besser verstehen, nicht mit mir schimpfen und mich nicht mehr mit seinem Stock schlagen.

Abermals kam ein Samstag und wieder konnte ich nicht lesen, was auf der Tafel stand. Mein Lehrer wurde wütend und schlug mich noch heftiger als sonst. Neuerlich ohne Ergebnis — mein Sehvermögen wurde nicht ein bißchen besser.

Der Montag kam; eine neue Leidenswoche hatte für mich begonnen. Plötzlich klopfte es um halb acht an unsere Wohnungstür. Mein älterer Bruder öffnete. ‚Ist der Karli da?' fragte eine zitternde Mädchenstimme. ‚Ja, warum denn?' — ‚Ach, der Karli soll sofort zu meinem Vater kommen.' Ich hatte mich inzwischen der Tür genähert und erkannte die kleine Tochter meines Lehrers. ‚Warum muß ich zu deinem Vater kommen?' fragte ich ängstlich. ‚Frag nicht so viel und komm'. Sie packte mich bei der Hand, und wir liefen eilig die Stiegen unseres Wohnhauses hinunter.

Mein Herz klopfte heftig, als wir den dritten Stock zur Wohnung meines Lehrers hinaufstiegen. Wir traten ein, und Anni, sein Töchterchen, führte mich ins Zimmer zum Bett ihres Vaters. ‚Karli, bist du da, komm her mein Kind.' Er streckte mir die Hände entgegen. ‚Karli', sagte er, und seine Stimme bebte. ‚Karli, ich habe dich nie verstanden, ich war immer schlecht zu dir. Ich habe fest geglaubt, daß du zum Schauen nur zu faul warst.' Eine bange Ahnung erfüllte mich plötzlich. Ich dachte an meinen heimlichen Gedanken. Sollte er — nein, das war nicht auszudenken? ‚Karli', schluchzte der Mann, ‚verzeihe mir, daß ich dich so behandelt habe, was gäbe ich darum, wenn ich es ungeschehen machen könnte.'

Ich wäre am liebsten davongelaufen, denn ich fühlte mich so schuldbewußt, als er begann: ‚Karli, ich bin blind, ich kann überhaupt nicht sehen.' Es lief mir kalt über den Rücken, und ich werde diesen kläglichen Ton in seiner Stimme nie wieder vergessen. ‚Komm her zu mir, damit ich dich an mich drücken

kann, mein Karli, mein armer Bub. Du mußt mir versprechen, öfters zu mir zu kommen, denn wer wird mich in meinem Elend besser verstehen können als du, für den ich, solange meine Augen noch gut waren, so wenig Verständnis aufgebracht habe.'

Er, der immer so stark war, begann jetzt zu weinen.

Auch ich weinte und versprach ihm alles, ich wollte nur rasch, möglichst rasch, von dieser Stätte des Grauens wegkommen. ‚Ich sehe überhaupt nichts mehr.' Diese Worte des gebrochenen Mannes klangen mir immer wieder in den Ohren. Es war wohl ein Glück für meinen Lehrer, daß ein neuerlicher Schlaganfall seinem Leben ein rasches Ende bereitet hat. Er hätte sein Los wohl nie überwinden können.

Wenn die Menschen wüßten, wie ihr eigenes Schicksal oft an einem ganz dünnen Faden hängt, sie wären sicherlich netter zueinander. Warum muß der Mensch erst von einem Leiden heimgesucht werden, ehe er erkennt, mit welcher Herzensträgheit und Lieblosigkeit er oft seinen Mitmenschen gegenübertritt."

Ich war froh, als das Telephon läutete und unser Gespräch beendete. Ich öffnete das Fenster, um den Rauch hinaus und die köstliche Winterluft herein zu lassen. Der leichte Westwind trieb mir einige Flocken ins Gesicht, und wieder tauchten Bilder vor mir auf, da ich noch als Schulknabe beim Fenster hinausgesehen und mich unendlich über den ersten Schnee und über das letzte Läuten der Schulklingel gefreut hatte.

ROBERT KNOTEK:

FORDERUNGEN

Es ist eine Sache, die passiert ist, eine so simple Sache, daß sie die meisten Leute, die sie gekannt, beinahe wieder vergessen haben. Vor wenigen Jahrzehnten, in jener fernen Zeit, in der noch vieles beschaulich und regelmäßig war, machte der Rechtsanwalt Nagel an jedem Sonntagvormittag mit seiner Bulldogge den gleichen Spaziergang von der Bezirksstadt ins benachbarte Dorf, dem Bachlauf und den grünen oder auch kahlen Hecken entlang. Der Doktor war ein gefürchteter und dennoch gesuchter Mann, weshalb der Hund eigentlich nicht zu ihm paßte, denn der Bulldogge sagt man, entgegen ihrem bärbeißigen Aussehen Gutmütigkeit nach, während beim Doktor die Verhältnisse eher umgekehrt lagen. Das heißt aber nicht, daß er der Wirtin, die ihm allsonntäglich mit einem ordentlichen Frühstück diente, unwillkommen gewesen wäre. Wenn er ankam, hatte er ordentlichen Appetit und war für die übrigen Frühschoppengäste Anreger zu einem guten Gabelbissen. Sie ließen den würdigen Mann völlig ungeschoren, tuschelten aber mitunter über ihn, was er vielleicht ganz gern hatte. Nur die Wirtin störte eines Sonntags seine Beschaulichkeit, nachdem sie vor einer Weile seine Wünsche entgegengenommen hatte.

„Herr Doktor", sagte sie, „könnten Sie mir einen Rat geben? Was kann man von einem Gast verlangen, wenn sein Hund in unserer Küche über ein paar Würste und ein Schnitzel gekommen ist?"

„Hat er sie aufgefressen, der Hund", wollte der Doktor wissen, dem man das Betroffensein ansah.

„Beinahe."

„Ja, dann muß der Gast natürlich den Schaden ersetzen."

„Sehen Sie, das habe ich mir gedacht. Es handelt sich nämlich um Ihren Hund, Herr Doktor!"

Doktor Nagel ließ sich sein Frühstück diesmal nicht weniger gut schmecken, obwohl es ihm teuer genug zu stehen kam. Er lobte es sogar und dankte der Wirtin, die vor Verlegenheit rot geworden war.

Am folgenden Mittwoch bekam die Wirtin, oder genauer formuliert der Gaststätteninhaber, mit der Post eine Honorarnote des Herrn Doktor Nagel zugestellt. Darin war von einer Auskunftserteilung in Angelegenheit einer Sachbeschädigung durch ein Haustier die Rede, gespickt und gehörig unterbaut. Der angegebene Betrag überstieg weitaus die Zeche der Bulldogge.

Die Wirtin wurde wieder verlegen, aber wie gesagt, der Doktor Nagel war nicht nur ein gefürchteter Mann, sondern auch ein guter Gast. Was blieb ihr über?

MARCELLA D'ARLE:

Alle Wohlgerüche Arabiens...

BEIM BERÜHMTESTEN PARFÜMEUR DES ORIENTS

Von Kairo darf ich sagen, daß ich jeden Winkel kenne, besser dort Bescheid weiß als in meiner Heimatstadt. Bei den Pyramiden von Gizeh bin ich vielleicht zehnmal gewesen, stundenlang habe ich regungslos vor dem steinernen Mysterium der Sphinx gesessen...

Bis zur Nilsperre bin ich vorgedrungen, wo die schönsten Gärten Ägyptens liegen, auf die Zitadelle bin ich geklettert, die Schuhe habe ich mir ausgezogen, um in hundert Moscheen zu gehen . . .

Ich habe Stunden um Stunden im Boot verträumt und mich von den Wellen des heiligen Stromes schaukeln lassen. Gräber und Klöster habe ich besucht, Hotels und Tabarins, kenne die arabische Stadt so gut wie die europäische . . .

Am liebsten aber bin ich in den gewundenen Gäßchen des Khan Khalili gewandert, wie hier der Seuk heißt, der arabische Markt, und doch wäre ich beinahe abgereist, ohne den Laden des Achmed Bey gesehen zu haben, des größten Parfümeurs des ganzen Orients. Von ihm heißt es, er hätte monatelang die Wüsten Arabiens durchschweift, um von den Nomadenstämmen das Geheimnis ihrer wunderbaren Mischungen zu erwerben.

Von den arabischen Parfüms hatte ich eine klägliche Meinung, wie wohl jeder Europäer, der eine Zeitlang im Orient gelebt hat. Als ich zum erstenmal in Ägypten war, hatte ich mich pflichtschuldigst in die geheimnisvollsten kleinen Läden gewagt, wo alle zehn Jahre ein Europäer hinkommt und nur arabisch gesprochen wird.

Dort, im tiefsten Herzen der Inneren Stadt, sind die Frauen noch verschleiert, allerdings nur nach ägyptischer Art, so daß die schwarzen, mit Kohle umrahmten Augen frei in die Welt blicken dürfen. Der schwarze Scharschaf hüllt sie in seinen tiefen Falten vom Kopf bis zu den kleinen, meist nackten Füßen, sie ähneln sich alle ein wenig, die Jungen und die Alten, die Armen und die Reichen. Meist gehen sie zu zweit und haben einander immer schrecklich viel zu erzählen, sie lachen auch oft und viel, und es klingt ganz frei und unbekümmert, trotz des schwarzen Schleiers.

Sie kennen auch keine allzu großen Sorgen denn das Einkaufen, Kochen, Nähen, Bügeln besorgt meist der Mann, wie es bei den Arabern Sitte ist. Auch unser Diener Machmud, hier in Kairo, obwohl er besonders modern und aufgeklärt ist, kocht nicht nur für uns, sondern auch für seine Frau und für die beiden Kinder.

Die Frauen tragen also keine schweren Einkaufstaschen, wie bei uns zu Hause, sondern höchstens eine kleine Mokkatasse — der Kaffeesud des Frühstücks muß von der Wahrsagerin untersucht werden, die allerlei daraus lesen wird, ob der Mann treu ist, ob das nächste Kind ein Bub sein wird, ob der Hausherr die Wasserleitung reparieren läßt. . Dann wird noch zerstoßener Amber gekauft der bekanntlich, nüchtern mit Rosenwasser getrunken, die ewige Jugend verleiht. Stundenlang, mit Leidenschaft und Freude wird um alles gefeilscht. Ich nehme meist leicht und bald die Sitten eines jeden Landes an, das ich besuche, vielleicht weil ich jedes Land wo ich weilen darf, recht bald aus ganzem Herzen liebgewinne; so kaufe ich auch oft genug zerstoßenen Amber — ewige Jugend kann schließlich jeder brauchen! — und trage auch oft genug meine Mokkatasse zur Wahrsagerin, die mir immer wieder weite Reisen prophezeit, was bis jetzt so ziemlich stimmen dürfte. Auch Freude am Feilschen habe ich immer, wenn ich im Nahen Osten bin, wo Kaufen und Verkaufen zu kleinen Meisterwerken werden können, voll dramatischer Gebärden und Schwüren und blumenreicher Wörtern.

Es war also nur nach langem, leidenschaftlichem Feilschen, daß ich im Seuk von Alexandrien ein paar winzige Flaschen kaufte die, dem Verkäufer nach, „alle Wohlgerüche Arabiens" enthalten sollten. Die Fläschchen tat ich dann in die Reisetasche, um sie nach meiner Heimkehr zu voller Geltung zu bringen. Bis eines schönes Tages solch ein kleines Ding aufging und seine kostbare Flüssigkeit auf meine Sachen ergoß.

Oh! Wohlgerüche des Orients, hartnäckig und unvergeßlich! Jeder Tropfen verbreitete

einen beißenden Geruch und machte einen schönen dunkelgelben Fleck, von dem sich später zeigen sollte, daß er jeder Wäsche, jedem Fleckmittel und auch der zerstörenden Wirkung der Zeit siegreich widerstand. Ich wanderte weiter, von Land zu Land, und überall wurde mein Gepäck mit Mißtrauen angestarrt, die Mode der Leichenstücke im Koffer war nämlich damals in voller Blüte! Seitdem war es mit meinem Vertrauen zu den Wohlgerüchen des Orients vorbei.

Ich bin heute also wirklich erstaunt, als ich bei meinem Abschiedsbesuch im Khan Khalili plötzlich von einer Duftwelle eingehüllt werde, als blühten ungezählte Blumen in dieser engen stickigen Gasse der alten Araberstadt.

Der Fährte dieses Wohlgeruches folgend, gelange ich zu einer großen Tür mit der Inschrift „Parfums Palace". Ein junger, europäisch gekleideter Araber empfängt mich mit der Eleganz der Orientalen.

Ich betrete einen großen Raum, der nur mit breiten, seidenen Diwans möbliert ist, und nun vollzieht sich das im Seuk vorgeschriebene Zeremoniell: mir wird persischer Tee oder türkischer Kaffee angeboten.

Seit zwei Stunden schlendere ich auf dem Markt herum, bin schon beim fünften türkischen Kaffee und beim dritten persischen Tee angelangt, aber ich weiß, daß jede Auflehnung vergeblich wäre und nehme resigniert den sechsten „Türkischen" an.

Der Verkäufer vom „Parfums Palace" scheint mich zu kennen, ja er scheint sogar genau zu wissen, daß ich in Rom geboren und in Wien beheimatet bin, denn er erkundigt sich höflich, wie es den Präsidenten der beiden Republiken — der österreichischen und der italienischen — ergehe.

„Oh, danke ..., recht gut", ich sage es ganz beiläufig, als wäre ich in der Burg und im Quirinal zu Hause. Daraufhin werde ich eingeladen, den „Parfums Palace" genau zu besuchen.

In jedem neuen Saal, den ich betrete, wird der Duft stärker. Wenn ich die Augen schließe, kann ich glauben, in einem endlosen Garten voller Blumen und Gewürzbäume zu sein, in einem der gesegneten Gärten Arabiens, die die Sonne bestrahlt und an deren Rande die Wüste Wache hält.

Nillandschaft

„In der Nähe von Luxor haben wir viele Kilometer Land, wo wir Veilchen bauen, Jasmin, weiße Nelken. Achmed Bey gewinnt die Essenzen direkt aus den Blumen. Wenn er aber der erste Parfümeur des Orients ist — der Herzog von Windsor, viele Stars aus Hollywood sind unsere Kunden —, so dankt er das seiner ererbten Kunst, die in Ägypten seit Urzeiten lebt. In der Familie und in seiner Familie seit vielen Generationen." Die schlanken braunen Hände des Mannes öffnen den Glasstöpsel einer kleinen Flasche: ein schwerer, trauriger, ermüdender Duft entströmt ihr, der mehr zur Seele spricht als zu den Sinnen.

„Um das Geheimnis dieses Parfüms, ‚die Blume der Sahara', zu erfahren, ist Achmed wochenlang auf einem Kamel durch das östliche Arabien geritten, hat von einer Tribu zur anderen nach dem einzigen Mann geforscht, der es kannte. Heute wissen darum nur zwei Personen auf der ganzen Erde: Achmed und der alte Beduine." Andere Phiolen . . . arabische und europäische Inschriften: Azizah, Nuits d'orient, Abdie, Saida . . .

Mir scheint, daß diese Düfte Achmeds das verborgene Heimweh der Seele wecken, ein trauriges Sehnen nach fernen Ländern, nach Unerreichbarem; daß sie jene geheime Wollust der Trauer schenken, nach der alle Kunst des Orients strebt, in den Liedern wie in den Gedichten, ja sogar in den geheimnisvoll verworrenen Linien der Arabesken, die die Seele der Wirklichkeit entrücken in melancholische Apathie.

Kairo, November 1951.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

MAN HAT IHNEN
DOCH SCHON VON UNSEREN
SCHADENSVERGÜTUNGEN
ERZÄHLT!

Lassen SIE sich unverbindlich Vorschläge machen:

Näheres verlangen:

Selbständige über Tarifgruppen . . . A
Dienstnehmer über Tarifgruppen . . B
Vorsorge für den Katastrophenfall (nur Krankenhaus) Tarifgruppen . . C
Kollektivversicherungen Tarifgruppen . . D

Einschluß bestehender Leiden möglich.

AUSTRIA
vormals
KRANKENSCHUTZ

WIEN III. LOTHRINGERSTRASSE 14
TELEPHON 72 46 11 SERIE

Vom Baby bis zum Großpapa im Krankenschutz der Austria

Wir empfehlen Ihnen einen tüchtigen blinden

KLAVIERSTIMMER

der Sie bestens und preiswert bedienen wird

Bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte!

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs
Wien XII. Singrienergasse 19
Telephon 54 31 92

Auch Sie können einem Blinden Arbeit geben,

wenn Sie die BLINDENWAREN unserer Hilfsgemeinschaft kaufen.
Die BÜRSTEN, BESEN, PINSEL, MATTEN, KORBWAREN und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte schriftliche oder telephonische Bestellung.

wiener
internationale messe
9.—16. MÄRZ 1958

MIT INTERNATIONALER AUTOMOBIL-AUSSTELLUNG

Seiten!

Jüllig, Dr. K. Kainrath, Dr. Lothar Ring, F. Sacher, L. Zant

unser schaffen

VERSTÄRKTE NUMMER
ANLÄSSLICH DES
ZEHNJÄHRIGEN
WIEDERBESTEHENS
DER HILFSGEMEINSCHAFT
DER SPÄTER ERBLINDETEN
ÖSTERREICHS

PREIS S 3.50
DM 0.60
S. fr. 0.60

JAHRGANG HEFT 4 APRIL 1958

ZEHN JAHRE

EIN STOLZES JUBILÄUM DER HILFSGEMEINSCHAFT DER SPÄTER ERBLINDETEN ÖSTERREICHS

Am 10. April 1948 beschloß eine kleine Gruppe zielbewußter, mutiger Blinder, die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, die im Jahre 1938 im Zuge des Anschlusses gleich anderen Organisationen aufgelöst worden war, zu neuem Leben erstehen zu lassen.

Die Blinden brauchten dringend eine Interessenvertretung, welche, unter Zurückstellung aller trennenden Meinungsverschiedenheiten der damaligen Zeit, mit nicht erlahmender Tatkraft darangehen konnte, der Blindenschaft den Weg zu einem besseren Leben zu ebnen.

Der Anfang war schwierig, denn bei der 1938 erfolgten Eingliederung in den Reichsdeutschen Blindenverband war das gesamte Vermögen der Hilfsgemeinschaft verlorengegangen.

Mit leeren Händen wurde der Aufbau unserer Organisation in Angriff genommen, denn die 100 Schilling, das Ergebnis einer Sammlung innerhalb dieser kleinen Gruppe, reichten gerade für die ersten Ausgaben des Kassiers für Porto und Schreibmaterial.

Die kleine Gruppe um *Jakob Wald*, den Gründer und ersten Obmann der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, hatte von den ernsten Bestrebungen in den verschiedensten Ländern erfahren, allen Menschen der Welt ein besseres Leben, ein Leben mit größerer sozialer Sicherheit zu bieten.

Sollte endlich auch den Blinden die Sonne scheinen?

Sollte man bereit sein, den Blinden jene Grundlagen einer Existenz zu sichern, welche geeignet sein konnten, aus dem traditionellen blinden Bettler, aus dem bemitleidenswerten Geschöpf einen gleichberechtigten Bürger einer modernen sozialen Gesellschaftsordnung zu machen? Sie träumten von einer gesetzlich verankerten Blindenrente als Ausgleich für die blindheitsbedingten Mehrkosten und von der Erlangung der verschiedensten Begünstigungen, die es den Blinden ermöglichen sollten, am kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Leben teilnehmen zu können. Zur Erreichung ihrer Ziele gab die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs schon damals die „Blindenpost" heraus, der wir Nachstehendes entnehmen:

Organ der „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs", Wien XII, Singrienergasse 19

1. Jahrgang Dezember 1949 Folge 4

„Soll auch unser Leben einmal besser werden? Was uns ferner sehr am Herzen liegt, das ist unser Kampf für die gewiß nicht unberechtigte Forderung nach einer staatlichen Ausgleichsrente, wie sie bereits seit langem den Kriegsblinden gegeben wird. Es ist auf die Dauer nicht tragbar, daß wir Zivilblinde anders und vor allem schlechter behandelt werden als die Kriegsblinden. Wir werden auch für diese Forderung konsequent eintreten."

Die Pioniere der Hilfsgemeinschaft waren sich aber darüber im klaren, daß sie viel Geduld aufbringen müßten, um auch nur einen Teil der Wünsche und berechtigten Forderungen der Blinden durchzusetzen.

Überall die gleiche Antwort auf Eingaben und Vorsprachen. Österreich sei arm, es habe durch den Krieg und seine Zerstörungen zu sehr gelitten, es seien zu viele Opfer zu versorgen

und es wäre ganz einfach nicht das erforderliche Geld da, wenn man auch volles Verständnis für die gewiß berechtigten Wünsche der Zivilblinden habe.

Die Not unter den Blinden war groß und es war bitter, als wir zu Beginn unserer Tätigkeit nicht über genügend finanzielle Mittel verfügten, um unseren Schicksalsgefährten etwas Linderung bringen zu können.

Jakob Wald, der gute Freund und Helfer der Blinden, riß uns alle mit, indem er uns klar den Weg wies, den wir zu beschreiten hatten, um unserem Ziel, der Schicksalsverbesserung der Blinden, so rasch wie möglich näher zu kommen.

Trotz größter Raumnot in Wien gelang es uns, zwei Büroräume aufzutreiben und am 15. Juni 1948 nahm die

VERKAUFSABTEILUNG DER HILFSGEMEINSCHAFT

ihre Tätigkeit auf.

Es war damals schwieriger, das Material als die Käufer für die Erzeugnisse der Blinden aufzutreiben.

Das goldene Herz unserer Österreicher hatte unter dem Krieg nicht gelitten, im Gegenteil! Noch mehr als früher waren die Sehenden bereit, ihren weniger begüterten Mitbürgern zu helfen.

Alle möglichen Gegenstände wurden von unserer Verkaufsabteilung angeboten, ging es doch vor allem darum, so schnell wie möglich das für die Befürsorgung der notleidenden Blinden erforderliche Geld aufzutreiben. Schließlich verfügte die Vereinskassa bereits über so viel Geld, daß man den Versand von Werbebriefen durchführen konnte, worin die Blindenfreunde gebeten wurden, der Hilfsgemeinschaft, welche sie auch vor 1938 wirksam unterstützt hatten, bei der Wiederaufnahme ihrer segensreichen Tätigkeit zu helfen.

Da ich zum amtlich bestätigten Geschäftsführer der Verkaufsabteilung bestellt wurde, war ich der engste Mitarbeiter von Jakob Wald. Unser Kollege *Franz Pechar* wurde mit der Lagerführung betraut. Die Verkaufsabteilung nahm einen raschen Aufschwung.

Vielen Blinden konnte damit dauernd Arbeit und Verdienst gegeben werden. Die Materiallage besserte sich zusehends und unsere treuen Kunden staunten über die Güte der von uns angebotenen Waren.

In vielen Gesprächen der leitenden Funktionäre wurden die verschiedenen Probleme der Blindenselbsthilfe eingehend beraten und alle Möglichkeiten überprüft, wie man den Blinden unter den gegebenen Umständen am besten helfen könne. Als erstes Ergebnis dieser Bemühungen wurde im Oktober 1948 eine

NÄHSTUBE

errichtet.

Kollegin *Maria Frank* wurde mit der Leitung der Nähstube betraut. Diese Einrichtung erwies sich bald als so nützlich, daß zur Einstellung mehrerer Näherinnen übergegangen werden mußte.

Wäsche und Kleidungsstücke der Blinden wurden dort kostenlos ausgebessert. Die Löhne der Näherinnen und sonstige Spesen der Nähstube wurden und werden noch immer ausschließlich aus den Beiträgen gedeckt, welche uns von unseren Blindenfreunden zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt werden.

*

Die Hilfsgemeinschaft tat alles Erdenkliche, um ihren hungernden und frierenden Mitgliedern zu helfen. Lebensmittel und Brennstoff wurden des öfteren verteilt und mit Dankbarkeit empfangen.

Sehr kärglich waren die Fürsorgerenten, mit denen auszukommen damals den Blinden zugemutet wurde. In den Städten ging es noch ein wenig besser, aber unsere Mitglieder auf dem flachen Lande hatten zu ihrer großen Not noch das drückende Gefühl des Isoliertseins, sie waren weit entfernt von der Stätte unseres Wirkens und konnten ihr Leid auch in Briefen nicht ausdrücken, denn selbst konnten sie nicht schreiben und ihre Angehörigen wollten sie nicht kränken. Wiederholt machten wir uns deshalb auf den Weg, um uns an Ort und Stelle die nötigen Unterlagen für die Betreuung unserer Mitglieder in der Provinz zu beschaffen.

Schon im Juli 1948 konnte die Leitung der Hilfsgemeinschaft beschließen, besonders bedürftigen Mitgliedern eine monatliche Unterstützung auszuzahlen.

Wir haben geholfen und viele Zuschriften drücken die Dankbarkeit der Bedürftigen und ihrer Familienangehörigen aus.

Entscheidend für die Aufnahme in die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten und für die Befürsorgung der Mitglieder war und ist einzig und allein der augenärztliche Befund.

Ende 1950 konnten wir bereits einen Jahresfürsorgeaufwand von 250.000 Schilling aufweisen.

Über allen konfessionellen und politischen Richtungen stehend, hat sich die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ausschließlich die Vertretung der Interessen der Blinden zum Ziele gesetzt.

WEIHNACHTSFEIERN

1948 erlebten die Blinden erstmalig nach der furchtbaren Katastrophe des zweiten Weltkrieges wieder ein echtes Fest des Lichtes, der Freude und Zuversicht. Ihre Organisation hatte für eine so große Bescherung gesorgt, daß auch die größten Rucksäcke nicht ausreichten, alle Geschenke zu verstauen. Es fehlte auch der Gänsebraten nicht. Jedes Mitglied erhielt ein Geschenkpaket mit Gänsefleisch, Zucker, Reis, Kaffee, Käse; außerdem gab es noch einen großen Geldbetrag.

Seither veranstaltet die Hilfsgemeinschaft alljährlich schöne Weihnachtsfeiern, wobei sich viele Künstler mit ernsten und heiteren Darbietungen in den Dienst der guten Sache stellen. Ungefähr 5000 Personen, Blinde mit ihren Begleitpersonen, haben diesen Veranstaltungen beigewohnt. Jedes Jahr gab es besondere Überraschungen bei den Weihnachtsgeschenken. Mit vielen hochwertigen Lebensmitteln erfreute die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ihre Mitglieder und außerdem mit wertvollen Textilpaketen.

*

Als wir am Ende des ersten Jahres berichten konnten, daß wir, obwohl wir erst vor einigen Monaten unsere Tätigkeit mit nur 100 Schilling begonnen hatten, bereits 20.000 Schilling an Fürsorge ausgegeben hatten, erfüllte uns dies mit Stolz und Zuversicht.

Wie berechtigt unser großes Vertrauen in die sehenden Mitmenschen gewesen ist, beweist die ständig wachsende Zahl der unterstützenden Freunde der Hilfsgemeinschaft der späten Erblindeten Österreichs; derzeit beträgt sie 200.000. Das bewies uns nicht nur, daß unsere angestrengte Arbeit nicht vergeblich gewesen war, sondern wir erkannten auch, daß wir immer mit der Hilfe unserer sehenden Mitmenschen werden rechnen können. Das gab uns neue Kraft und hoffnungsvoll sahen wir dem Jahr 1949 entgegen.

Immer mehr Mitglieder traten der Hilfsgemeinschaft bei und immer umfangreicher wurde unsere Tätigkeit. Mit dem Wachsen des Mitgliederstandes stieg auch die Zahl der monatlich Befürsorgten.

ERHOLUNGSFÜRSORGE

Um unseren Schicksalskameraden auch einmal eine richtige Erholung zu verschaffen, nach all den Jahren der Entbehrung und nach den jämmerlichen Auswirkungen eines Kartensystems beschloß die Leitung, mit einer Pension in Tauchen bei Mönichkirchen für die Sommermonate ein Abkommen zu treffen. Drei Wochen kostenloser Urlaub für die Mitglieder der Hilfsgemeinschaft. Das war eine Sensation!

Was ein solcher Urlaub im Jahre 1948 bedeutete, wo man sich richtig satt essen, in gute Luft mit seinen Kollegen gemütliche Wochen verbringen konnte, muß hier nicht besonders erwähnt werden.

Die Begeisterung war so groß und die Dankbriefe so rührend, daß auch im darauffolgenden Jahre eine Erholungsaktion durchgeführt wurde, wo erstmalig von jenen Mitgliedern, die dazu in der Lage waren, auch kleine Verpflegsbeiträge entrichtet wurden. Die meisten erhielten aber einen Freiplatz. Wir mußten unsere Aktivität also verstärken, um allen an uns gestellten Anforderungen gerecht werden zu können.

„Es wäre viel schöner, wenn wir in einem eigenen Erholungsheim ganz unter uns sein könnten", meinten viele unserer Gäste. „Wir wollen uns wohl nicht abschließen von den

Sehenden, aber wir haben weniger Hemmungen, wenn wir uns nicht beobachtet fühlen, und auch unliebsame Verwechslungen möchten wir gerne vermeiden, die uns leicht passieren können, weil wir beim Unterscheiden der Menschen in unserer Umgebung doch auf das Gehör angewiesen sind und es oft vorkommt, daß Stimmen sich ähneln. Außerdem könnte ein eigenes Heim ganz den Bedürfnissen der Blinden angepaßt werden."

Die finanzielle Lage der Hilfsgemeinschaft hatte sich inzwischen so weit gefestigt, daß sogar der Plan eines eigenen Erholungsheimes in Erwägung gezogen werden konnte.

Hatten wir bis jetzt bei unserem Aufbau Erfolg gehabt, warum sollte uns nicht auch in der Frage des Erholungsheimes ein glücklicher Zufall zu Hilfe kommen?

Und das Glück war uns hold; es kam zu uns in Form des nachstehenden Briefes.

„Unterdambach, Juni 1950

Sehr geehrte Herren!

Ich habe Ihren Prospekt erhalten, in dem Sie mich um eine Spende für die Durchführung Ihrer Erholungsaktion ersuchten. Da ist mir die Idee gekommen, Sie zu fragen, ob Sie vielleicht für meine Pension Interesse hätten, die ich Ihnen zur Einrichtung eines Erholungsheimes gegen Leibrente überlassen würde. In Erwartung Ihrer Antwort und Ihres eventuellen Besuches grüße ich Sie bestens.

Anna Schaffarik"

Im Jänner 1951 wurde nach eingehender Verhandlung mit Frau Schaffarik ein Leibrentenvertrag abgeschlossen, und schon wenige Monate später fuhr der erste Turnus in das Erholungsheim „Harmonie" der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs.

Natürlich entsprach das Gebäude und der dazugehörende Garten noch nicht in jeder Hinsicht den Erfordernissen der Blinden, aber das würde mit der Zeit schon anders werden.

Einige Mauern wurden aufgezogen, um große Zimmer zu unterteilen, denn es war mehr Bedarf an Ein- und Zweibettzimmern.

*

Parallel mit dem Aufschwung unserer Hilfsgemeinschaft gingen aber auch die Bemühungen, durch eine Zusammenarbeit mit anderen Organisationen die maßgebenden Stellen davon zu überzeugen, daß unsere Geduld nicht unbegrenzt sei und daß wir auf die Dauer nicht gewillt wären, zuzusehen, wie man trotz Besserung der allgemeinen Lage nichts unternehme, um uns die Last der Blindenfürsorge abzunehmen oder uns dabei zu unterstützen. Wohl wurden alljährlich Haussammlungen durchgeführt, aber die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs hat davon niemals auch nur einen Groschen bekommen, weil sie nach Meinung der zuständigen Stellen ihre Mitglieder ohnehin so gut befürsorge. Es war ein unerträglicher Zustand, die Blinden für alle Ewigkeit auf die private Wohltätigkeit zu verweisen.

Zunächst gelang es unseren gemeinsamen Bemühungen, eine *Verbesserung der Begünstigung für Zivilblinde auf den Verkehrsmitteln* zu erwirken. Später erfolgte eine *Blindenzulage zu den Fürsorgerenten* der Länder.

*

DER BEZUGSPREIS FÜR „UNSER SCHAFFEN" BETRÄGT:

Jahresabonnement	S 40.—
1/2-Jahresabonnement	S 20.—
Förderungs-Jahresabonnement	S 60.—
Förderungs-1/2-Jahresabonnement . .	S 30.—

Abonnementsbestellungen nimmt die Administration schriftlich oder telephonisch entgegen.

WIEN XII. SINGRIENERGASSE 19 · TEL. 54 31 92/Klappe 91

Postsparkassenkonto 25.700

1952 sollte für die Hilfsgemeinschaft und für die Blindenschaft ein schmerzvolles Jahr werden. Jakob Wald, der edle Freund, der väterliche Ratgeber und unermüdliche Vorkämpfer für ein besseres Leben aller Blinden, wurde völlig unerwartet aus seinem arbeits- und erfolgreichen Leben abberufen.

Wir standen da, ohne unseren an Erfahrung so reichen Freund und Wegweiser. Am 13. September 1952 folgte ein schier endloser Zug von Blinden ihrem Jakob Wald, dem großen Blinden, als er zu seiner letzten Ruhestätte im Urnenhain des Wiener Krematoriums getragen wurde.

Ein unauslöschliches Denkmal hat sich Jakob Wald in den Herzen seiner Schicksalsgefährten gesetzt, denen er durch seine unermüdliche Arbeit den Weg in eine schönere Zukunft geebnet hat.

Die Leitung ernannte mich, der viele Jahre Mitarbeiter Jakob Walds und Geschäftsführer der Hilfsgemeinschaft war, zum Nachfolger des Dahingegangenen. Im Namen der Hilfsgemeinschaft sagte ich in meiner Abschiedsrede an unseren treuen Freund:

„Wir geloben, das Werk Jakob Walds, das er mit seinen Freunden unter größten Anstrengungen und persönlichen Opfern aufbaute, nicht nur zu erhalten, sondern es zum Wohle aller Blinden noch weiter auszubauen. So werden wir das Vermächtnis dieses vornehmen, gütigen und bescheidenen Menschen am besten ehren. Wir werden an jedem Todestage an dieser Stelle unser Gelöbnis erneuern und uns Rechenschaft darüber geben, ob wir sein Vermächtnis auch hochgehalten haben."

Die Hilfsgemeinschaft hat Jakob Wald einen Stein aus schwarzem Marmor setzen lassen, auf dem in goldenen Lettern steht:

JAKOB WALD
geb. 28. 12. 1887, gest. 9. 9. 1952
Selbst blind, weihte er sein Leben
den bedrängten Blinden
Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

DIE HILFSGEMEINSCHAFT DER SPÄTER ERBLINDETEN ÖSTERREICHS AN DER SPITZE DES KAMPFES FÜR DIE FORDERUNGEN DER BLINDEN

Anfangs 1953 hatten wir uns mit anderen Invalidenorganisationen zu einer Interessengemeinschaft zusammengeschlossen, um unsere Forderung nach gesetzlich verankerten Ansprüchen mit mehr Nachdruck vertreten zu können.

Eingaben über Eingaben regneten auf die maßgebenden Stellen hernieder, man schien aber taub zu sein für die Forderungen der Blinden.

So kam es am 16. September 1954, nachdem unsere Geduld zu Ende war, zu einer gewaltigen ersten Demonstration der Blinden und Invaliden auf der Ringstraße. Wir zogen vor das Parlament und während von den Demonstranten in Sprechchören die Forderung nach einer Invalidenrente erhoben wurde, überreichte eine Delegation den Parteifraktionen im Parlament ein Schriftstück mit den dringlichsten Wünschen und Forderungen.

Man hatte bei allen Parteien vollste Sympathien für die Demonstranten, doch dabei blieb es.

Im Oktober 1954 fand eine große Protestversammlung der Blinden im Sofiensaal statt. Im Namen des Steiermärkischen Blindenverbandes und der Hilfsgemeinschaft der späteren Erblindeten Österreichs riefen Obmann *Josef Ganser* und ich die Blinden zum Kampf auf. Wir verlangten die Zurückstellung aller Differenzen interner Natur, um den Kampf mit mehr Aussicht auf Erfolg führen zu können. Welches Verständnis dieser Aufforderung entgegen gebracht wurde, bewies der Beifall der Versammelten.

Am 14. Juni 1955 standen Tausende von Blinden aus allen Teilen Österreichs vor dem Parlament. Sie waren entschlossen, nicht zu weichen, ehe ihnen von maßgebender Stelle die Erfüllung ihrer Forderungen zugesichert würde. Bundeskanzler Ing. Raab empfing uns zu einer eingehenden Aussprache, nachdem die Parteivertreter im Parlament die Bereitschaft gezeigt hatten, für die Zivilblinden auch etwas zu tun, wenn nur die anderen Parteien ebenfalls mittäten. Der Bundeskanzler versprach alles zu unternehmen, den Blinden zu helfen und erkannte unsere Forderungen auch als berechtigt an.

Achtung, sehr wichtig!

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ist gerne bereit, Blinde oder schwer Sehbehinderte, welche noch keiner Blindenorganisation angehören, aufzunehmen. Es gibt verschiedene Möglichkeiten den vom Schicksal Betroffenen zu helfen. Die Hilfsgemeinschaft wird diese Menschen vor allem auf ihre gesetzlichen Ansprüche aufmerksam machen und ihnen in jeder Lebenslage mit Rat und Tat zur Seit stehen.

Das Vereinssekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs,
WIEN XII. SINGRIENERGASSE 19, · TEL. 54 31 92/Klappe 1,
nimmt Aufnahmebewerbungen entgegen.

Nach einer Konferenz der Landeshauptleute, welche der Bundeskanzler einberufen hatte, kam es dann endlich nach langen Verhandlungen zur Schaffung von Blindenbeihilfengesetzen. Obwohl diese von den Blinden und ihren Interessenvertretungen nicht als ideale und schon gar nicht als Dauerlösung anerkannt werden können, bildeten diese Gesetze doch einen Anfang auf dem Wege zur Erlangung gesetzlich verankerter Ansprüche auch für die Zivilblinden. Man hatte endlich erkannt, daß der Erblindete ein Recht darauf hat, zu verlangen, daß die Gemeinschaft einen Teil der Last, welche ihm mit der Blindheit aufgebürdet wird, auf sich nimmt.

Das neue Allgemeine Sozialversicherungsgesetz, kurz ASVG, welches 1956 in Kraft trat, brachte den blinden Invalidenrentnern ebenfalls eine Verbesserung ihrer materiellen Position.

Das Gesetz bestimmt im § 206/263 ASVG, daß Rentner aus der Sozialversicherung als Hilflosenzuschuß 50 % ihrer Vollrente erhalten, jedoch beträgt der Hilflosenzuschuß mindestens 300 und höchstens 600 Schilling. Auch dieses Gesetz weist noch Mängel auf, doch werden sie durch Novellierungen zu beseitigen sein.

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, die der „Motor" dieses Kampfes war, wird auch weiterhin mit aller Entschiedenheit für die Interessen der Blinden eintreten.

KULTUR

Hand in Hand mit den Bemühungen der Hilfsgemeinschaft um soziale Verbesserungen für die Blinden gingen die Bemühungen um den geistigen und kulturellen Aufstieg.

Zahlreiche, besonders ältere Blinde leben ganz allein und haben niemanden, der sich um sie kümmert. Veranstaltungen wie Bunte Nachmittage, wo es recht heiter zugeht, und auch die schönen Weihnachtsfeiern sind sehr dazu angetan, den seelischen Kummer für einige Zeit verfliegen zu lassen und unseren Kollegen und Kolleginnen das Gefühl zu geben, daß sie nicht einsam sind, sondern daß sie, gestützt auf ihre Hilfsgemeinschaft, die größten Schwierigkeiten überwinden können. Sie kommen immer mit ihren großen und kleinen Sorgen und wir sind glücklich, mit Rat und Tat helfen zu können. Um die familiäre Verbundenheit innerhalb unserer Organisation noch stärker zum Ausdruck zu bringen, erhält jedes Mitglied anläßlich seines Geburtstages ein schönes Geschenk mit Glückwünschen der Hilfsgemeinschaft.

Viele Veranstaltungen wurden durchgeführt, welche mit ihren immer wertvolleren Programmen eine Bereicherung des Könnens und Wissens der Mitglieder darstellten.

Laufend werden Kurse in Blindenschrift abgehalten und damit viele entmutigte Blinde aus ihrem Analphabetentum wieder herausgerissen.

Dank einem besonderen Entgegenkommen der Philips A. G. konnten Radioapparate von uns angekauft und Mitgliedern, welche kein Empfangsgerät oder ein schon sehr veraltetes besaßen, kostenlos zur Verfügung gestellt werden.

Das Ansehen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs wuchs, sowohl in den Kreisen der Blinden als auch bei den maßgebenden öffentlichen Stellen.

Um den Sehenden die Probleme und die Leistungsfähigkeit der Blinden in geeigneter Weise ständig vor Augen zu führen, entschloß sich die Hilfsgemeinschaft Ende 1955 zur Herausgabe der Monatsschrift „Unser Schaffen". Es war kein leichtes Unternehmen, denn es tauchten doch verschiedene Fragen auf. Vor allem, würden wir genügend Leser für dieses Blatt interessieren können?

Wie wir aber alle unsere Aufgaben mit Zuversicht und Mut in Angriff genommen hatten, so gingen wir auch beim Aufbau von „Unser Schaffen" fest entschlossen an die Arbeit.

Kollegin Yvonne Blauensteiner-Stepan, die erste blinde Journalistin Österreichs, stellte sich mit Begeisterung zur Verfügung.

Gegenwärtig zählt „Unser Schaffen" im In- und Ausland tausende ständige Abonnenten und zehntausende Leser. Auf diese Weise erfahren unsere sehenden Mitmenschen nicht nur, was mit ihren Spenden geschieht und wie nützlich diese verwendet werden, sondern auch Interessantes aus dem Leben der Blinden, welches sie sonst nirgends erfahren könnten.

Zahlreiche Zuschriften bestätigen uns, daß wir mit der Arbeit in „Unser Schaffen" auf dem richtigen Wege sind.

Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, der Kunst und Wissenschaft stellen uns immer wieder gerne Beiträge zur Verfügung, die das Ansehen, welches sich unser Blatt in so kurzer Zeit erworben hat, deutlich beweisen.

In den Auffassungen über die Blinden bei den Sehenden, welche oft genug in grellem Kontrast standen zu den wahren Gegebenheiten, hat sich vor allem dank der wertvollen Aufklärungsarbeit der Monatsschrift „Unser Schaffen" manches geändert. Immer mehr neigt man in den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung dazu, in dem Blinden jenen Menschen zu sehen, der er gerne sein will, ein gleichwertiges Mitglied der Gesellschaft, der sich nur dadurch von den Sehenden unterscheidet, daß er die Eindrücke von seiner Umwelt anstatt mit dem Gesichtssinn mit den anderen, ihm verbliebenen Sinnesorganen wahrnimmt.

Wiederholt gab uns der Rundfunk Gelegenheit, zu Hunderttausenden von Hörern über unsere Bestrebungen zu sprechen. Auch das Fernsehen interessierte sich für unsere gute Sache. Am 31. Oktober 1957 brachte das Fernsehen die feierliche Einweihung der Wasserleitung in unserem Erholungsheim. Für uns war dies ein großes Ereignis, denn mit dem Anschluß an die 2. Wiener Hochquellenleitung war das Blindenerholungsheim „Harmonie" für immer aller Wassersorgen enthoben. Die dazu erforderlichen Mittel wurden durch das Zusammenwirken des Finanz-, Handels- und Sozialministeriums sowie dank dem besonderen Verständnis der Niederösterreichischen Landesleitung aufgebracht.

Auch die gesamte österreichische Presse hat über die positive Tätigkeit der Hilfsgemeinschaft berichtet.

*

Von Jahr zu Jahr konnte die Arbeit der Organisation verbessert und die Leistungen gesteigert werden.

Viele Interventionen wurden vorgenommen, um den Mitgliedern zu helfen, ihre Rechtsansprüche geltend zu machen, bei der Beschaffung von Wohnungen mußten alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, denn blinde Menschen sind nicht immer in der Lage, ihre eigenen Interessen wirksam genug zu vertreten. Dabei spielt allein schon die Abhängigkeit von Begleitpersonen eine große Rolle.

In Hunderten von Vorsprachen bei den verschiedensten Ämtern und Sozialinstitutionen war es der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten möglich, die Interessen ihrer Mitglieder wirksam zu vertreten. Diese schwierige Aufgabe hat unser Obmannstellvertreter *Franz Pecha* mit großer Begeisterung auf sich genommen und sich wegen der vielen Erfolge bei unseren Mitgliedern unauslöschlichen Dank erworben.

*

Besonders stolz sind wir darauf, daß die Leitung der Hilfsgemeinschaft sich ausschließlich aus Blinden zusammensetzt. Auch der Schriftführer, Kollege *Bernhauser*, ist blind. Beruflich arbeitet er bei der Gemeinde Wien als Stenotypist.

Buchstäblich aus dem Nichts haben wir eine Organisation aufgebaut, die bereits einen sehr großen Kreis von Freunden besitzt und deren Ansehen von Jahr zu Jahr wächst.

Rund 4 Millionen Schilling haben wir in diesen zehn Jahren an direkter Unterstützung für unsere Mitglieder ausgegeben.

*

Wenn es nun auch nicht möglich war, auf alle Einzelheiten unserer Tätigkeit während der Zeit von 1948 bis 1958 einzugehen, können wir doch einen Bericht vorlegen, der in aller Deutlichkeit aufzeigt, wie notwendig es im Jahre 1948 war, die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs wieder erstehen zu lassen. Die österreichische Blindenschaft hat eine starke Führung in ihrem Kampf um verbesserte Lebensbedingungen dringend gebraucht. Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs kann und wird sich mit dem Erreichten nicht zufrieden geben; große Aufgaben liegen noch vor uns und wir werden dieselben mit unbeirrbarem Willen und zähem Fleiß lösen.

Von blinden Menschen wurde dieses Werk geschaffen, von Blinden wird es für Blinde geleitet. Die Hilfsgemeinschaft stellt einen bleibenden, nicht mehr wegzudenkenden Bestandteil innerhalb einer modernen Sozialentwicklung dar.

Durch das geeinte Auftreten aller Blinden und ihrer Organisationen wird Österreich auf dem Gebiete des Blindenwesens seine frühere führende Stellung wieder einnehmen. Dann wird unsere Arbeit auch ein Beitrag sein zur Förderung des Ansehens unserer Heimat in der Welt. Damit werden wir, die Blinden, eine Kulturaufgabe erfüllen und kommenden Generationen von Blinden bessere Lebensbedingungen vorbereiten. Man wird blinde Menschen nicht mehr nur beschäftigen, damit sie Zerstreuung und Verdienst finden, man wird sich ihrer Arbeitsleistung gerne bedienen, weil man auf sie ganz einfach nicht wird verzichten können.

Allen Menschen, blinden und sehenden, sei an dieser Stelle dafür gedankt, daß sie uns geholfen haben, die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs so stark und zu dem zu machen, wofür wir von Anfang an alle unsere Kräfte, unser Wissen und Können eingesetzt haben: eine würdige Interessenvertretung der Blinden.

Mögen uns auch in unserem weiteren Wirken ebenso viele Erfolge beschieden sein. *Robert Vogel*

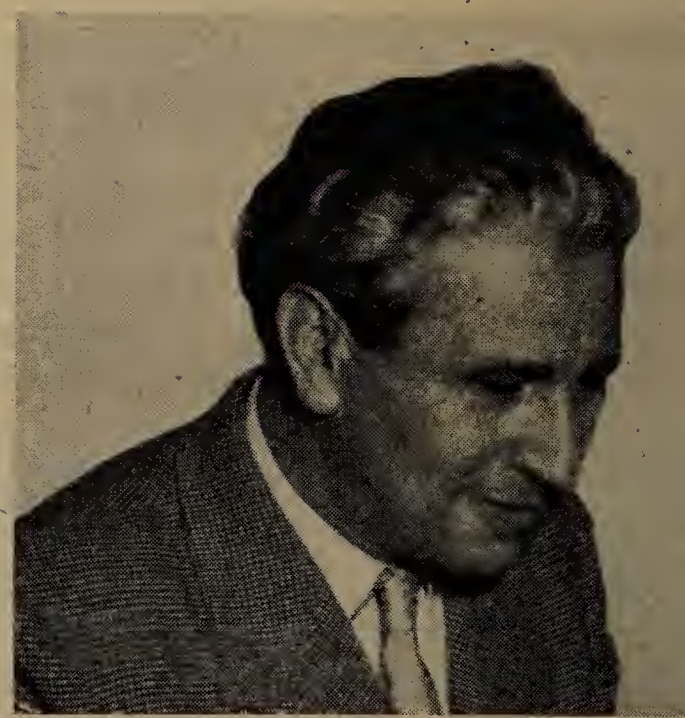
Hofrat Prof. Dr. Ottokar Wanecek, ehemaliger Direktor des Staatlichen Blindenerziehungsinstuts, Direktor der Sehbehindertenschule Otto Benesch und Obmann Vogel im Gespräch.

Die Leitung der Hilfsgemeinschaft

Jakob Wald, Gründer und erster Obmann der Hilfsgemeinschaft

Besonders stolz sind die Mitglieder der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs darauf, daß ihre Leitung ausschließlich aus Blinden besteht.

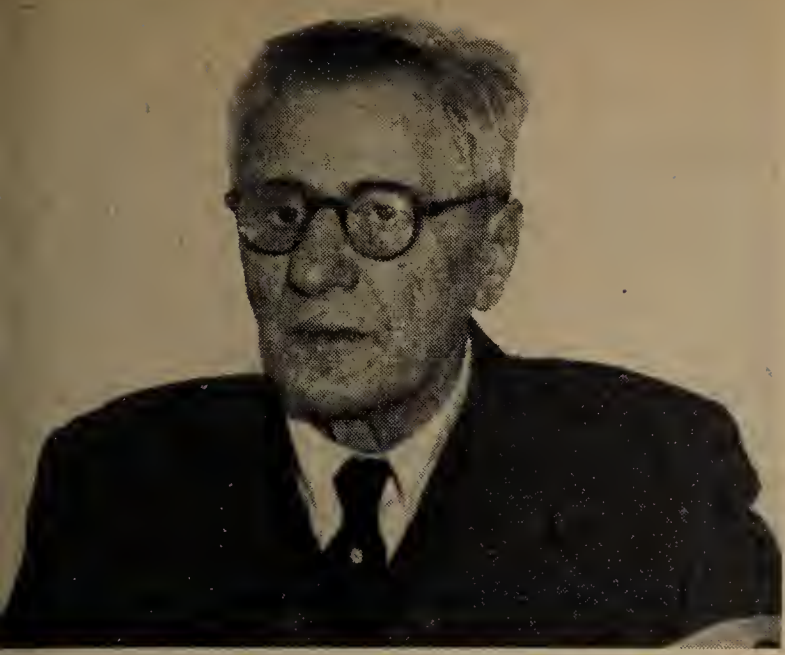
Franz Pechar, 1. Obmannstellvertreter



Robert Vogel, Obmann

Prof. Josef Hanausek, Beirat

Maria Frank, Beirat



Rudolf Frank, Beirat

Karl Vojir, Beirat

Kamilla Wald, Obmannstellvertreter

Rudolf Bernhauser, Schriftführer

Franz Thiema, Beirat

Franz Sandner, Kassier

Von Ihrer Zeitschrift geht ein Licht aus...

Wenn ich Sie zum erfolgreichen Wirken Ihrer Zeitschrift, die nun schon im dritten Jahre erscheint, herzlich beglückwünsche, so zweifle ich nicht daran, daß hierin alle Leser mit mir eines Sinnes sein werden.

Wohl ist die Rückschau des einzelnen meist von dessen hervorstechendem Wesenselement bestimmt — die einen werden hervorheben, was vor allem ihr Gefühl anspricht, die anderen werden vielleicht den Erfolg des bisher Geschaffenen mit den Maßstäben des Verstandes prüfen und entsprechend rühmen —, hier aber ist beides am Platz, denn ideelles Streben und praktischer Verstand im Dienste werktätiger Hilfe sind bei Ihrer Arbeit in so vortrefflicher Weise einen Bund eingegangen, daß man bei deren Betrachtung eines vom anderen nicht zu trennen wüßte.

Ihr Ziel ist es doch, den Mut und die Leistungsfähigkeit der vom Leid der Erblindung Betroffenen zu beleben, zu stärken und damit deren wirtschaftliche Lage günstig zu beeinflussen. Ihre Absicht ist es ferner, die Öffentlichkeit darüber aufzuklären, daß Erblindete sich keineswegs aus der Gemeinschaft der Arbeitenden ausgeschlossen fühlen, haben sie doch den Beweis erbracht, daß sie in einer ganzen Reihe von Berufen vollwertige Arbeit zu leisten vermögen.

Durch Ihr Bemühen geben Sie diesen Menschen einen festen Halt und einen Mittelpunkt, von dem jederzeit Verstehen und Hilfe ausstrahlt, so daß der Kreis der Betreffenden sich immer fester zusammenzuschließen vermag. Welcher Trost muß es für Erblindete sein, zu wissen, daß es Menschen gibt, die, vom gleichen Los betroffen, nicht nur an ihr eigenes Schicksal denken, sondern vielmehr tatkräftig am Geschick der anderen Anteil nehmen.

Aus ihrem Wirken strahlt aber auch eine Aufmunterung für alle diejenigen, welchen ihr Augenlicht bewahrt geblieben ist: müßten die letzteren nicht um so dankbarer ihr Leben nützen und gestalten, wenn sie erkennen, daß Menschen, die der Sehkraft beraubt sind, so tapfer ihr Los zu tragen wissen?

Noch eines möchte ich hervorheben, das mir beim Lesen Ihrer Zeitschrift besonders aufgefallen ist: es ist der Ton heiterer Abgeklärtheit, die Freude nicht nur an nützlichem Schaffen, sondern auch an den mannigfachen Gaben der Natur und der Kunst, von deren Lebensquell die Gemeinschaft der später Erblindeten sich keineswegs abgeschnitten fühlt. Ist es doch, als ob diesen Menschen als Ausgleich für das Zurückweichen der Welt in ihrer farbigen Vielgestalt ein neuer Sinn verliehen worden wäre, eine Art innerer Schau, die sie erfühlen läßt, was um sie lebt und webt.

Es wäre sehr dankenswert, mehr darüber zu erfahren, wie dieser innere Sinn, den ich ein geistiges Licht nennen möchte, sich in einzelnen Fällen stufenweise fortentwickelt.

So manches wäre noch von den sozialen Errungenschaften zu sagen, um welche Sie auf dem Gebiet der Blindenfürsorge bemüht waren, und auch davon, wie Ihr Bestreben, das Leben nicht als Leidende, sondern als Mitschaffende und sich Mitfreuende zu leben, auch im Aufbau Ihres Redaktionsplanes glücklich zum Ausdruck kommt. Fortlaufende Mitteilungen über die Arbeit Ihrer Organisation wechseln ab mit heiteren oder besinnlichen Erzählungen und Erlebnisberichten, und dazwischen erscheint manch tiefempfundenes Gedicht.

So kann man mit Recht sagen, daß von Ihrer Zeitschrift ein Licht ausgeht, das von allen geistig Schauenden als freudebringend empfunden wird. Mögen sich Ihnen noch recht viele Legionäre anschließen, welche die Botschaft Ihrer tapferen Lebensbejahung, die dem Dasein immer neuen Wert und Sinn verleiht, in die Welt hinaustragen.

Dies wünscht Ihnen von Herzen

Dr. Gabriele Petrasovics

HUMOR

Die Radrennfahrer hatten das Dorf passiert aber ein Zuschauer wartete noch immer. Ein Polizist fragte ihn nach dem Grund. „Ich warte auf den Letzten", antwortete er. Da kam ein Wanderer des Weges und sagte „Da können Sie noch lange warten, heute haben wir erst den Fünfzehnten."

FRIEDRICH SACHER

INTERMEZZO

Der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt mit großen und kleinen Zuschauern. Morgen wollte das Puppentheater die Stadt verlassen. Um anderswo weiterzuspielen? Das war die Frage. Die zwei, welche sie anging, wußten es noch nicht.

Die alte Vorleserin hatte ihren Sitz hinter der Seitenkulisse bezogen und hielt das Textbuch in der Hand. Ihrem rauhen, etwas brüchigen Organ gelang es leicht, auch die Männerstimmen nachzuahmen.

Der junge Puppenspieler auf dem Hochstand hinter der bemalten Rückwand der Bühne gab das Klingelzeichen. Er knipste die Lichter im Saale aus und die Leuchtbirnen der Rampe an. Der Vorhang teilte sich. Das Spiel begann.

Die Reifrockdame vor dem zierlichen Springbrunnen kniete, Blumen pflückend, im Gras. (Ihr Führungsholz mit den Fäden hielt die junge Gattin oben etwas zitternd in der Hand.) Die kleine Spieluhr im Salettel zirpte wehmütig eine Weise, die schon im Anfang nach Abschied klang. Zuschauer, die das Stückchen bereits gesehen hatten, wußten, wie alles kommen wird: Hier im Park begann es, hier sollte es auch blutig enden. Beim Springbrunnen wird in einer Nacht der Kavalier die Dame erwarten, um sie zu entführen. Der gewarnte Gemahl wird dazukommen, ihm in den Weg treten, und die beiden werden fechten um die geliebte Frau. Der Kavalier wird den Gemahl der Dame totstechen und die Ungetreue, die nun freilich weint und weint, als Sieger triumphierend über die Mauer heben, hinter der seine Kutsche und der ränkevolle Diener warten. In schnellem Trab rücken dann die imaginären Rosse aus.

Heute aber griff die alte Vorleserin sehr eigenwillig ein in die Moritat. Sie verließ den gewohnten Text im Schlußbild. Sie improvisierte. Sie zwang die Puppenspieler hinter der Bühne, sich ihrem Text rasch anzupassen, so gut es ging, damit wenigstens das neue Publikum nichts merke. Der Gemahl hielt heute dem leichtsinnigen Liebhaber eindringlich vor, was er zerstöre, was er dadurch anrichte, daß er ihm sein ein und alles nehme; denn ihm bedeute es das Leben, was für den anderen doch nur ein kurzfristiges Abenteuer sei. Gut denn, so sollten die Waffen entscheiden! Die beiden fochten auch heute. Der Kavalier jedoch, unsicher geworden, voller Mißgeschick. Er fiel im Duell. Der Gemahl warf den Leichnam über die Mauer. In langsamem, schleppendem Gang rückten die imaginären Rosse aus.

Blaß und verwirrt stand nachher die Puppenspielerin auf der Arbeitstreppe neben ihrem Gatten. „Mutter!“ schluchzte sie auf und bedeckte ihre Augen mit der Hand. Hinten im Zuschauerraum aber schlich ein Mann hinaus, noch bevor es licht wurde im Saale.

FRÜHLING IN DER WACHAU!

Weißt du um den Frühling in der Wachau?
Dort siehst du ihn förmlich schreiten,
Um Blumen zu streuen auf Wies' und Au —
Die Bäume in Blüten zu kleiden.

Freu dich! ruft alles lachend dir zu —
Ach, freu dich! denn schön ist das Leben.
Um dich ist ein Keimen ohn Rast und Ruh —
Ein wundersames Sichregen.

Burg und Ruinen, sonst trotzig und stolz,
Sehen heut fröhlich ins Land;
Ja selbst übers alte Tannenholz
Ist ein schillernder Schleier gespannt.

Zur Wahrheit wird Sage um Burg und Dom,
Es jubelt der Vogellaut —
Oh! Glitzernde Welle am Donaustrom,
Ich habe den Frühling geschaut.

Therese Ludwar

Ein Blinder leitet eine Schule!

Photo Henisch

In einem vornehmen Bezirk Wiens sind seit längerem die Zöglinge des Bundesblindenerziehungsinstitutes, Wien II. Bezirk, untergebracht. Die Kriegsfurie hat ein Gebäude Wiens hinweggefegt, wodurch Kinder, junge Menschen, des Augenlichtes beraubt, ihr Heim, ihre Ausbildungsstätte verloren haben. Sie wurden nach Döbling, in das ehemalige Taubstummenheim, wie es in der Fachsprache heißt, evakuiert. Wir nahmen die Ernennung des neuen Direktors zum Anlaß, dieser Sonderschule und ihrem Direktor einen Besuch abzustatten, um manches über ihn und seinen Wirkungskreis zu erfahren.

Leopold Mayer, in Mistelbach, Niederösterreich, geboren, verlor durch Rotlauf das Augenlicht und wurde im schulpflichtigen Alter Zögling des Blindenerziehungsinstitutes Wien II. Seine hervorragende Begabung ließ wohl bald erkennen, daß er zu Höherem berufen sei. Nach Absolvierung der achtklassigen Sonderschule trat er in die Lehrerbildungsanstalt ein und schloß diese mit Vorzug ab. Er hatte, wie es wenigen beschieden war, eine steil ansteigende Laufbahn und wurde mit 1. Jänner 1958 zum Direktor des Bundesblindenerziehungsinstitutes ernannt.

Es wäre in früheren Zeiten nicht denkbar gewesen, einen Blinden mit der Leitung einer Schule zu betrauen, denn die geringen Bildungsmöglichkeiten, welche dem Blinden zur Verfügung standen, reichten bei weitem nicht aus, um ihn an eine so verantwortungsvolle Stelle zu setzen.

Es plauderte sich sehr gemütlich mit dem humorvollen jungen Direktor, der uns gegenüber gerne aus der Schule schwätzte.

„Stimmt es, daß dieser Anstalt zum erstenmal ein ‚blinder Direktor' vorsteht?" — „Gewiß", entgegnete Direktor Mayer.

„Wie viele Zöglinge besuchen derzeit die Anstalt und nach welchen Gesichtspunkten werden sie ausgebildet?"

„Gegenwärtig haben wir 85 blinde Kinder zur Ausbildung an dieser Anstalt. Sie kommen aus ganz Österreich. Unsere vornehmste Aufgabe erblicken wir darin, die Kinder auf ein nutzbringendes Leben in der Gemeinschaft der Sehenden vorzubereiten. Sie sollen nicht in erster Linie mit theoretischem Wissen vollgepfropft, sondern mit den Wirklichkeiten und Schwierigkeiten des Alltags vertraut gemacht werden. Was hilft es dem jungen Blinden, wenn er beispielsweise über den galvanischen Strom Auskunft geben kann und in seinem künftigen Haushalt über das Versagen der elektrischen Sicherung nicht Bescheid weiß?

Die blinden Mädchen lernen die Hauswirtschaft und wir zeigen ihnen schon jetzt, wie sie sich durch Zuhilfenahme von praktischen Kniffen ihre Arbeit erleichtern können.

Unsere Lehrer fertigen — und das noch in ihrer Freizeit — plastische Landkarten und Pläne an, so können sich die Schüler eine gute Vorstellung machen und dem Geographieunterricht genau folgen."

„Wird die Arbeit Ihres Blindenerziehungsinstitutes in Zukunft nicht stark eingeschränkt, wenn es der medizinischen Wissenschaft gelingen sollte, die Erblindung im zartesten Kindesalter zu verhindern?"

„Leider gibt uns eine diesbezügliche Statistik noch kein so rosiges Bild. Eine Reihe negativer Kräfte, die aber noch nicht gründlich erforscht werden konnten, führen vorläufig immer noch zu Erblindungen. Die Erblindung

durch Unfälle ist allerdings im Ansteigen begriffen, daher nimmt die Zahl der später Erblindeten gegenüber jener der seit der Kindheit Erblindeten im bedeutenden Maße zu. Diese später Erblindeten wollen und werden wir immer mehr und mehr in unsere Ausbildungs- und Umschulungsarbeit einbeziehen.

Unsere Aufgabe besteht nicht nur darin, die Blinden zu Handwerkern zu machen, wir sind vielmehr bemüht, unsere Zöglinge den zeitgemäßen Berufen zuzuführen und ihnen die richtige Existenz zu ermöglichen. Sie sollen auch, mit dem in der modernen Wirtschaft notwendigen Arbeitsgeist beseelt, an geeigneten Plätzen eingesetzt werden und nicht das Gefühl haben, nur aus Mitleid vielleicht ein Gnadenbrot zu essen."

„Wir möchten einmal von einem Pädagogen hören, ob das ‚Gesprochene Buch', von dem in letzter Zeit so viel die Rede ist, imstande sein wird, die Brailleschrift zu verdrängen."

„Nein, dies wird ganz bestimmt nicht der Fall sein. Das Tonband wird den Blinden wohl eine große Erleichterung beim Abhören von Büchern bringen, jedoch als Schrift werden sie auf die schöpferische Erfindung des genialen Franzosen Louis Braille niemals verzichten können."

„Wie groß ist der Lehrkörper Ihrer Anstalt, lieber Professor?"

„An dem Institut sind 20 Lehrpersonen beschäftigt, ich möchte ausdrücklich feststellen, daß diese vorbildliche Arbeit leisten und zwischen uns allen ein schönes kollegiales Verhältnis herrscht."

„Und wann werden Sie in das neu aufgebaute Haus, in das ursprüngliche Heim, Wittelsbachstraße im Prater, zurückkehren?"

„Wir werden sehr glücklich sein, wenn das Schuljahr 1958/59 in dem modernst ausgestatteten Gebäude begonnen werden kann. Wir fühlen uns den beiden Ressortministerien sowie den übrigen maßgebenden Stellen zu größtem Dank verpflichtet. Es wurden weder Kosten noch Mühe gescheut, um den Blinden eine würdige Ausbildungsstätte zu sichern."

„Wir danken Ihnen, lieber Direktor Mayer, für Ihre freundlichen Ausführungen und wünschen Ihnen und Ihren Mitarbeitern und Zöglingen das Allerbeste und recht viele Erfolge für die Zukunft."

Yvonne Blauensteiner-Stepan.

Photo Henisch

Es wäre für viele Sehende gut, „Unser Schaffen“ auf dem Schreibtisch zu haben

Ein Brief von Prof. Dr. Hans Nüchtern an die Mitarbeiter der Zeitschrift

Nun wird diese ausgezeichnet redigierte Zeitung also auch bereits ihr Jubiläum feiern, und es ist mir ein aufrichtiges Bedürfnis, Ihnen allen aus diesem Anlaß von ganzem Herzen Glück zu wünschen und zu sagen: Nur so weiter! Durch einen Zufall — und ich darf sagen durch einen glücklichen — lernte ich „Unser Schaffen“ kennen und versprach mir anfangs nicht viel von der Lektüre. Es gibt ja so viel Zeitschriften . . . Doch wurde ich eines Besseren belehrt. Nun bin ich also bereits das zweite Jahr Ihr Abonnent und Mitarbeiter und ich muß sagen, Ihre Zeitschrift ist mir ein lieber Freund geworden, den ich nicht mehr missen möchte; ich freue mich auf jede neue Nummer.

Die Zusammenstellung der verschiedenen Artikel ist eine wirklich gute; man kann wohl sagen, sie bringt für jeden etwas. Und was vielleicht das Beste an der Auswahl ist; wir, die wir das Glück haben zu sehen, dürfen wohl Einblick in das schwierige Dasein der Blinden nehmen, wir werden informiert, mit welchen Schwierigkeiten sie zu kämpfen haben, und doch ist bei all dem immer der positive Lebenswille zu spüren. Wie viele geradezu bewundernswerte Menschen habe ich durch Ihre Zeitschrift schon kennengelernt! Mit wie viel Mut haben sie doch alle ihr Schicksal gemeistert! Wir Sehenden sollten öfters an unsere blinden Brüder und Schwestern denken. Da kämen uns unsere Sorgen und Leiden vielleicht viel kleiner vor und wir würden uns nicht gegen das Schicksal auflehnen, sondern still und bescheiden für das dankbar sein, was uns geblieben ist.

Während meiner jahrzehntelangen Arbeit als literarischer Direktor von Radio Wien lagen mir schon immer unsere blinden Hörer, für die der Rundfunk ja noch viel mehr bedeutet, sehr am Herzen. Sie waren wohl mit der Grund, daß ich mich stets bemühte, wirklich gute Literatur zu bringen, Oberflächlichem und Eintagsfliegen nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen und alles, was zu düster und deprimierend wirkt, zu meiden. Es sollte immer irgendein positiver Gedanke an unsere Hörer herangetragen werden. Je schwieriger die Zeit wird, desto nötiger ist wohl meine Einstellung. Bei dieser Arbeit war mir meine liebe Frau, die als meine treueste und beste Mitarbeiterin die Kinder- und Frauenstunde leitete, eine wirkliche Helferin. Die Hörer haben wohl nicht geahnt, daß einmal im Monat eine sehr liebe, blinde Sängerin die lustigen Kinderlieder sang und daß auch ein Kriegsblinder aus dem ersten Weltkrieg ständiger Mitarbeiter der Märchenstunde war. Doch davon wollte ich heute eigentlich gar nicht sprechen. Ich wollte Ihnen nur für das Jubiläum Ihrer wirklich ausgezeichneten Zeitschrift weiter Glück und Erfolg wünschen und vor allem möglichst große Verbreitung.

Es wäre für viele Sehende gut, „Unser Schaffen“ auf dem Schreibtisch zu haben. Manch kleine Leiden und Intrigen im Beruf kämen ihnen dann vielleicht lächerlich und unbedeutend vor und sie würden sich an ihre wahre Aufgabe erinnern:

den Menschen zu helfen, gut zueinander sein
und mit dem Schicksal nicht zu hadern.

Die vier letzten Zeilen des folgenden Gedichts aus meinem „Buch der Brüder von Sankt Johann“ geben diesen Gedanken in poetischer Form wieder:

Der Heilige, der zum Walde ging,
Dort Gottes Wahrheit zu suchen,
Er weilte, ihm schien es kurzes Ding,
Unter den Föhren und Buchen . . .
Doch als es zurückging den Kreuzgangbogen
Waren drei Jahrhundert inzwischen verflogen
Uns dünkt ein Jahrhundert viel des Berichts
Vor dem Antlitz des Herrn ist es nichts.

Wir stürmen hoch und weiter noch —
Und gehen an einer Krücke.
Wir türmen die Pfeiler dreimal so hoch
Und schlagen ins Leere die Brücke.
Wir laufen nach auswärts und gehen im Kreise

Der Kreis ist ewig, wir glauben uns weise.
Ruhm, Reichtum und Klugheit anstatt des Lichts?
Vor dem Antlitz des Herrn ist das nichts.

Du trägst die zugemessene Zeit
Ein kurzes, ein langes Leben:
Dein Meisteramt, dein Ritterkleid —
Um Rechenschaft dann zu geben.
Nicht tatlos, nicht Hochmut, nicht freudlos, in Pflichten —
Du weißt, du wanderst, dein Werk zu verrichten.
So lebst du mit allen, stillst Bruders Pein!
Vor dem Antlitz des Herrn wiegt das allein.

Und nun, lieber Herr Vogel, möchte ich Ihnen noch sagen, daß ich mich ehrlich gefreut habe, Sie persönlich kennenzulernen, denn man trifft nicht oft eine wirkliche Persönlichkeit, die das Herz auf dem rechten Fleck hat.

Ich kann Ihrer Vereinigung zu ihrem Obmann nur von ganzem Herzen gratulieren.

Mit den aufrichtigsten Wünschen und herzlichsten Grüßen

wie immer Ihr
Hans Nüchtern

Ich kann mich den Worten meines Mannes nur vollinhaltlich anschließen und möchte Ihnen auch von Herzen alles Gute wünschen.

Herzlichst Ihre Dora Miklosich-Nüchtern

DR. KARL KAINRATH

ILSE

Ilse konnte bei ihrem Alter von sieben Jahren noch keine Einsicht in die tieferen Gründe eines ehelichen Zerwürfnisses haben. Sie bemerkte nur mit viel Traurigkeit, daß sich ihre Eltern in letzter Zeit ständig zankten, Papa nach solchen Wortgefechten meist fluchtartig die Wohnung verließ und oft erst nach Tagen wiederkam. Diese Unstimmigkeiten trafen Ilse um so härter, als sie sich zu Papa besonders hingezogen fühlte; sie liebte ihn mit der ganzen Inbrunst ihrer zarten Seele. Vielleicht war es auch das, daß schon so viele Gäste des Hauses von seinem Klavierspiel mit großer Bewunderung gesprochen hatten und sie den geheimen Wunsch hegte, auch einmal zu einer solchen musikalischen Geltung wie Papa zu gelangen?!

Im Augenblick freilich schien etwas anderes wichtiger: Die Eltern mußten wieder lieb zueinander sein! Mama durfte Papa nicht mehr in so gereizter Stimmung fortgehen lassen, wie dies vor kurzem erst der Fall war! Diese und ähnliche Gedanken schwirrten in dem Lockenköpfchen durcheinander und raubten Ilse sogar nachts einen Großteil des für sie so wichtigen Schlafes.

Indessen nahmen die Dinge ihren scheinbar zwingenden Lauf. Frau Hohenfels brachte die Scheidungsklage ein, weil sie hiezu unter anderem insofern Grund zu haben glaubte, als sie ihren Mann nach einem Konzert Arm in Arm mit einer seiner ehemaligen Schülerinnen ertappt hatte. Dieser Umstand wog dadurch noch schwerer, daß sich Frau Hohenfels ihrer geringen Musikalität bewußt war und ihr Mann vornehmlich bei Damen starke künstlerische Eindrücke zu hinterlassen schien. Die Folge davon war ein Kampf von Affekten mit Entschuldigungsmomenten, wobei schließlich das Streben nach Genugtuung für die verletzte Frauenwürde den Sieg davontrug. Ilse war in diese Erwägungen kaum einbezogen worden. Ihr Alimentationsanspruch gegenüber dem Vater nach der Ehescheidung stand ja außer Zweifel, und im übrigen würde sie sich kraft der den Kindern eigenen raschen Anpassungsfähigkeit bei Veränderungen bald an die neue Lage gewöhnt haben.

Herr Hohenfels kehrte nach drei Tagen sichtlich verstört und in der Absicht zurück, sein persönliches Eigentum sicherzustellen, denn er hatte von der Einbringung der Scheidungsklage erfahren. Er war sich darüber im klaren, in der Geneigtheit für künstlerische Impulse vom rechten Weg abgewichen zu sein, aber auch darüber, daß die Scheidung mangels Nachweises eines Ehebruches im Sinne des Gesetzes kaum aus seinem Verschulden ausgesprochen werden konnte. Jedoch auch zu einer einvernehmlichen Scheidung würde er zunächst nicht bereit sein, weil er trotz starker Gefühle für seine ehemalige Schülerin hoffte, irgendwie aus dieser Krise herauszukommen. Bei diesen Gedanken

strichen seine Augen zärtlich über den goldblonden Scheitel seines Kindes. Vielleicht, dachte er, wäre es mit seiner Ehe nicht so weit gekommen, hätte sich seine Gattin bemüht, seinen musischen Bestrebungen etwas abzugewinnen, anstatt ständig an ihm zu nörgeln.

Diesmal wurden nur knappe Worte zwischen den Ehegatten gewechselt, dennoch war die Luft dicker denn je. Ilse schien ganz dem Spiel mit ihrer Kinderküche ergeben. In Wahrheit befand sie sich in einem Zustand äußerster Erregtheit und Aufmerksamkeit. Als sie nun sah, daß sich Papa mit zwei Koffern dem Ausgang zuwandte, ließ sie ihr Spielzeug fallen und versperrte ihm blitzschnell den Weg.

„Du darfst nicht mehr fortgehen, Papa", schrie sie tränenüberströmt. „Du wirst es auch nicht tun, Papa, denn du hast mich doch lieb!"

Eine Minute des eisigen Schweigens folgte diesem Verzweiflungsausbruch. Dann aber stellte der Vater die Koffer nieder, riß sein Kind an sich und küßte es immer wieder unter verhaltenem Weinen. Endlich sagte er beschwichtigend: „Auf dich habe ich nicht vergessen, Ilse. Du sollst ja noch eine große Künstlerin werden! Was in meiner Macht steht, will ich hiefür tun!"

Aus dem Hintergrunde des Raumes vernahm man heftiges Schluchzen. Ilse begab sich nun zu Mama und umarmte sie. Herr Hohenfels aber stand da wie ein begossener Pudel, den nur noch ein versöhnliches Zeichen aus berufenem Munde aus dieser verdatterten Lage befreien konnte.

Jedenfalls hat nie jemand von Unstimmigkeiten in der Ehe Hohenfels gehört oder gar, daß ein Scheidungsverfahren durchgeführt worden wäre.

DR. LOTHAR RING

LICHT ins DUNKEL

Der Wunsch nach dem Licht ins Dunkel reicht über alles Menschliche weit hinaus. Er hat seinen Ursprung in der Schöpfungsgeschichte und gipfelt in dem herrlichen Wort: „Und siehe da, es ward Licht!"

Auch in der Seele unserer Blinden ist der Wunsch nach dem Lichte übermächtig. Nur wer da, in engstirnigem Realismus befangen, die Ansicht vertritt, daß dieser Wunsch völlig unerfüllbar wäre, irrt sich gewaltig.

Ganz abgesehen davon, daß die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft zahlreichen Blinden das physische Licht schenkten und zweifellos weiter schenken werden, gibt es viele andere Lichtquellen, wie die Freundschaft, das Wissen, die Kunst und nicht zuletzt die vom Geiste echter Menschlichkeit erfüllte Nächstenliebe. Diese scheint vor allem in hohem Grad geeignet, das Dunkel der Einsamkeit, unter dem noch viele Blinde leiden, zu durchbrechen und das Licht der Freude zu entzünden; aber nicht allein im Herzen der Blinden, sondern auch in der eigenen Brust, vielleicht in der unbewußten Absicht, als Freudenspender sich selbst zu bereichern.

Der Wege aus dem Dunkel zum Licht gibt es gar viele. Um diese aber zu beschreiten, scheint es nötig, sich der Natur des Dunkels bewußt zu werden. Dies ist jedoch nicht so einfach, als es fürs erste scheint.

Wer im Dunkel der Gleichgültigkeit und der Trägheit des Herzens wandelt, der denke nur ein wenig an das Los seiner vom Glück minder begünstigten Mitmenschen. Er vermag sich solcherart aus der Öde und Leere seines eigenen Daseins zu befreien und einen moralischen Auftrieb zu schaffen, der seiner bisher reichlich uninteressanten Existenz höhere Werte verleiht.

Von dieser neugewonnenen geistigen Warte aus wird er zur Einsicht gelangen, daß Blindenhilfe nicht etwa eine lästige Verpflichtung bedeutet, sondern eine ethische Mission, die gerade angesichts der herrschenden Weltlage für jeden einzelnen von uns ein Gebot höchster Notwendigkeit beinhaltet, um den moralischen Sieg der Mächte des Lichtes über den Ungeist der Finsternis zu sichern.

KURT KLEBERT

Der Schöpfer der Blindenschrift – Louis Braille

4. JÄNNER 1809 BIS 6. JÄNNER 1852

Wir gedenken gerne der Männer, die der leidenden Menschheit geholfen und mit Mut und Ausdauer unentwegt gekämpft haben, oft ohne selbst den Erfolg ihrer Arbeit noch zu erleben.

So war es mit *Louis Braille*, dem Franzosen, der mit drei Jahren erblindete und später in die Pariser Blindenanstalt kam (Institut des Jeunes-Aveugles), die 1785 vom Philanthropen Valentin Hauy gegründet worden war. Braille — der schon 43jährig starb — wurde im Orgelspiel ausgebildet und erhielt eine Stelle an einer Pariser Kirche, aber sein Hauptziel, sein tiefstes Interesse, war der Blindenunterricht, dem er sich bereits mit neunzehn Jahren zu widmen begann.

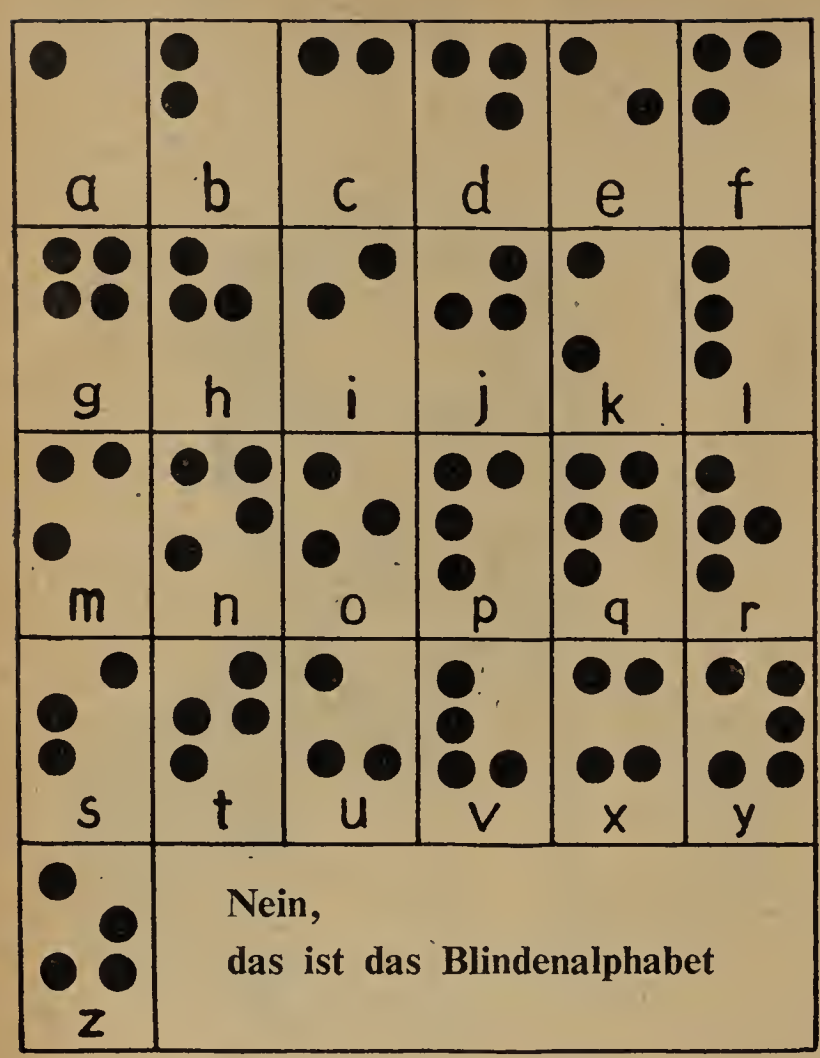
Als jugendlicher Lehrer am Institut erkannte er immer deutlicher, daß das größte Hindernis am Fortkommen für die frühzeitig ihrer Sehkraft Beraubten in der Schwierigkeit lag, sich Bildung anzueignen. Korbflechten, Bürstenbinden, Weben und Orgelspiel waren damals fast die einzigen praktischen Erwerbs-, ja Beschäftigungsmöglichkeiten für Blinde. Wie konnte man ihnen Gelegenheit geben, das für sie doppelt wichtige Wissen zu erwerben; wie konnte man ihr durch das Leiden gesteigertes Gefühlsleben durch Ausbau ihrer intellektuellen Fähigkeiten ergänzen, wie sie für den Mangel an optischen Eindrücken durch Darbietung geistiger Nahrung schadlos halten? Man mußte ihnen einen Weg zu dem schaffen, was jedem Sehenden eine Selbstverständlichkeit war: zum Lesen und Schreiben.

Es hatte bereits verschiedene Versuche von Blindenschriftsystemen gegeben: *Hebold* hatte eine Flachschrift zum Verkehr mit Sehenden konstruiert; der Engländer *Moon* eine Reliefschrift, die auf den Normalbuchstaben basierte; ein junger französischer Kavallerieoffizier, *Barbier*, hatte eine auf zwölfpunktiger Grundform beruhende tastbare Punktschrift entworfen, ja schon 1517 war in Spanien eine Methode versucht worden. Aber keines von diesen und anderen Systemen vermochte sich durchzusetzen, sie waren meist zu umständlich.

Braille nun gelang es, mit größter Geduld und dem durch seine eigene Behinderung erworbenen Verständnis, eine wirklich zweckmäßige Blindenschrift zu schaffen. Das System hat sechs Grundpunkte, die in kleinen Rechtecken, etwa wie auf einem Dominostein, angeordnet, jedoch nicht vertieft, sondern erhaben sind. Durch die jeweilige Hervorhebung der einzelnen sechs Punkte in verschiedener Anordnung zueinander werden die Buchstaben gebildet. Die Schrift ist durch die kleine Zahl der Punkte rasch tastbar und mit einem stichelförmigen Instrument verhältnismäßig einfach schreibbar. Nicht mehr phonetisch, wie manches vorhergegangene, sondern orthographisch, somit international verwendbar, näherte sich dieses Les- und Schreibsystem so sehr dem Ideal, daß es bald eingeführt und über die ganze Welt verbreitet wurde.

Bald? Zu spät für den Schöpfer der Methode, die Hunderttausenden zu Freude, zu Wissen, zu Arbeits- und Erwerbsmöglichkeit und Wiedereinreihung in das allgemeine Leben verholfen hat. Denn Braille war schon zwei Jahre tot, als sein System nach langen Kämpfen — insbesondere waren die sehenden

Ist das eine Geheimschrift?



Im Zusammenhang mit einer Überraschung, die wir unseren Lesern vorbereiten, werden Sie dieses Alphabet noch brauchen. Bitte bewahren Sie es deshalb gut auf.

Blindenlehrer dagegen — an seiner Schule endlich eingeführt wurde. Das tragische Ringen um Anerkennung „des Propheten im eigenen Lande" wurde schon zu oft gesehen, als daß es noch überraschen könnte — daß es den Helfern der geplagten Menschheit ebenfalls gilt, erschüttert freilich immer von neuem: und so ging es auch Braille, dem blinden Blindenlehrer.

Das Braille-Blindenschriftsystem, das auch für Zahlen, Noten und Kurzschrift Verwendung findet, wurde von einem schottischen Missionär sogar für das Chinesische adaptiert. Menschenfreunde übertragen mit viel Geduld Erzählungen in Blindenschriftbücher, deren Nachteil freilich in ihrem Umfang liegt. So bestand etwa die erste britische Bibel in Brailleschrift, in der jedes einzelne Pünktchen von einem einzigen Mann in den Jahren 1877 bis 1890 durchgestanzt worden war, aus 39 dicken Foliobänden. Heute können 6000 Seiten pro Stunde mit der elektrischen Schnellpresse gedruckt werden.

Die wunderbare Schöpfung Brailles ist heute Gemeingut aller Blinden. Sie hat ihr äußeres Leben erleichtert und ihr inneres bereichert. Braille ist es zu danken, wenn heute die Heranbildung des Blinden zu einem gleichwertigen Glied der menschlichen Gesellschaft ermöglicht ist.

WIEDERSEHEN MIT EINER BERGQUELLE

Mancher Sommer verrauschte im Land,
seit ich den Weg zu ihr wieder fand,
schlürfte den Trunk kristallklar und kühl,
wohlig ruhte auf moosweichem Pfühl.

Alles scheint hier wie früher zu sein,
glitzernd versprüht sich das Wässerlein,
netzt leis glucksend der Kiesel Rund,
ädert mit Silber den Wiesengrund.

Immer noch blühet es rings umher,
farbenfroh, leuchtend und düfteschwer;
Schneegewolken, sie segeln sacht
über der Felszinnen starre Wacht.

Liegt nicht der Wald wie im Märchentraum?
Eichkätzchen hüpfen von Baum zu Baum,
Fliegenpilze gar prächtig und stolz,
drängen sich dicht um geschlägertes Holz.

Alles scheint hier wie früher zu sein,
leiderfahren bin ich wohl allein,
ich, die mich oft des Schicksalssturms Wucht
zu entwurzeln und fällen gesucht.

Doch ich stand aufrecht und wankte nicht,
kerbte das Leid auch mein Angesicht —
kämpfte, bis ich das Dunkel bezwang,
einen strahlenden Sieg mir errang.

Mancher Sommer verrauschte im Land,
seit ich den Weg hierher wieder fand,
Schmerz wuchs dazwischen, Unrast und Pein,
doch auch die Gnade ein Mensch zu sein!

Yvonne Blauensteiner-Stepan

DOXA UHREN

weltbekannt

Was ein Blindenhund nicht alles kann...

Ich stehe an einer verkehrsreichen Straßenkreuzung. Um mich der brodelnde Lärm der Großstadt. Links bei mir Rolf, mein braver Führerhund. Er verhält sich so, als ginge das ganze Treiben um uns herum ihn nichts an. An jener Kreuzung, an der wir uns befinden, regelt eine Verkehrsampel den starken Straßenverkehr. Dies ist mir bekannt. Auch uns Blinden können solche Ampeln das Überqueren von Straßenübergängen erleichtern. Allerdings muß man dann von deren Existenz Kenntnis haben und über eine gewisse praktische Routine verfügen.

Ich laufe noch einige Schritte bis zur Kante des Bürgersteiges. Wie ich merke, warten noch mehrere Fußgänger, daß der Übergang freigegeben wird. Irgendwer tritt dicht an uns heran. Ob er uns beim Überqueren der Fahrbahn behilflich sein will? Ich spüre deutlich, daß uns interessierte Blicke aufmerksam mustern.

„Die Blindenhunde sind doch wirklich die treuesten Tiere!“ höre ich eine verhaltene Stimme zögernd sagen. Dies ist eine Redewendung, wie ich sie schon oft vernahm, wenn gelegentlich jemand mich auf der Straße ansprach. Meist folgte dann eine etwas rührselige Betrachtung über die Klugheit, Umsicht und Zuverlässigkeit der Blindenführhunde. Auch mein gesprächiger Nebenmann scheint eine hohe Meinung von unseren vierbeinigen Freunden zu haben. Er fragt mit dem Brustton eigener Überzeugung:

„Der Hund weiß doch auch, was diese Verkehrsampel dort bedeutet?!“

Mich überkommt plötzlich der Schalk, und ich antworte ebenso mit Überzeugung, das Lachen unterdrückend:

„Ja, selbstverständlich, das gehört doch mit dazu! Geben Sie mal Obacht, ich werde das gleich praktisch vorführen!“ Ich streichle Rolf liebkosend über sein schönes Fell und rücke mich zurecht. „Sehen Sie“, rufe ich, „der Hund verhält sich ganz ruhig und macht keinerlei Anstalten, über die Straße zu gehen. Die Ampel muß rotes Licht haben; für uns ist der Übergang gesperrt.“ Mit Gedonner fährt gerade ein schwerer LKW an uns vorbei. „Passen Sie auf, die Ampel hat jetzt auf Gelb gewechselt!“ Mein Nachbar brummt etwas Unverständliches, was wohl als Zustimmung aufzufassen ist. „Achtung! Grün! Die Fahrbahn ist frei!“ — Und schon setzt Rolf mit einem kräftigen Ruck an. Wir gehen rasch über die Straße, dicht gefolgt von meinem Gesprächspartner.

Drüben angekommen, verhalte ich im Lauf. „Fabelhaft!“ höre ich einen begeisterten Ausruf.

„Bitte, entschuldigen Sie, daß ich Sie jetzt zum Narren gehalten habe!“ sage ich etwas verschämt. Ein langgedehntes „Wieso?“

„Ja, das mit der Ampel und dem Hund stimmt nämlich gar nicht.“

„Aber warum nicht?“ kommt es ungläubig zurück. „Es hat doch alles geklappt, und wir sind gut über die Straße gekommen!“ wehrte der Straßenpassant ab.

„Der Hund hat mich ordnungsgemäß und sicher geführt, das ist richtig. Das mit der Verkehrsampel aber habe ich Ihnen nur vorgetäuscht, wobei mein Hund ein unschuldiger Statist war.“

„Das verstehe ich nicht“, vernehme ich abweisend.

„Ich will es Ihnen erklären. Als wir drüben standen und ich sagte, daß die Ampel rotes Licht habe, flutete an uns der Verkehr mit nicht zu überhörendem Lärm vorbei. Die Straße mußte also für uns gesperrt sein. Dann begannen links die mit uns wartenden Kraftfahrzeuge die Motoren auf Touren zu bringen und die Kupplungen zu bedienen. Folglich mußte in Kürze die Straße freigegeben werden. Dies geschieht, wenn das Verkehrslicht auf Gelb geschaltet wird. So war es für mich nicht schwer, zu behaupten, daß die Ampel auf Gelb gewechselt habe. Als nun die Fahrzeuge abfuhren, was laut und deutlich zu hören war, mußte grünes Licht brennen. Das Kommando, das ich meinem Hunde gab, worauf er unvermittelt zum Überqueren der Fahrbahn ansetzte, ist von Ihnen sicher nicht beachtet worden. Das alles sind Beobachtungen, die man als Blinder im Straßenverkehr sehr wohl wahrnehmen kann und muß. Der Hund ist ein Tier, und man darf von ihm keine Denkarbeit verlangen. Es ist daher völlig unmöglich, einen Hund auf die Be-

achtung von Verkehrsampeln, Warnschildern, Verkehrszeichen oder andere Hinweismarkierungen zur Regelung des Verkehrs abzurichten. Deshalb darf sich der Blinde auch nicht unbekümmert seinem Führhund anvertrauen, sondern hat sehr aufmerksam alles um sich herum zu beachten, um wichtige Folgerungen daraus treffen zu können. Wo diese unentbehrliche Unterstützung dem Hund nicht gegeben wird, versagt auch die beste Abrichtung. So, wie eben das Überqueren der sehr verkehrsreichen Straßenkreuzung, gibt es viele Situationen für Mensch und Tier, wo beide sich gegenseitig ergänzen müssen, um die oft bewunderten Leistungen zu erzielen."

Wir trennen uns mit einem herzlichen Händedruck. Mein Gesprächspartner ist über meinen kleinen Scherz nicht verärgert, sondern bedankt sich sogar für diese so anschauliche Lektion. Sicher wird er sich noch einige Gedanken über unsere Blindenführhunde gemacht haben.

C. S.

ANNA LAUBE

BURGERL

In der kleinen Pension, in der ich ein paar Sommerwochen Ruhe und Erholung suchte, fiel mir eine junge Kellnerin besonders auf. Nicht weil sie goldblondes Haar hatte, das wie eine Gloriole ihr zartes Gesicht umrahmte, und auch nicht deshalb, weil sie das Dirndl mit besonderer Anmut trug. Das Seltsame waren die Augen, deren trauriger Blick in starkem Kontrast zu den flinken Bewegungen und der geschmeidigen Jugend unserer Burgerl stand.

An einem trüben Spätsommermorgen war ich der erste und einzige Gast auf der Terrasse. Burgerl stellte mit kurzem Gruß das Frühstück vor mich hin und wollte sich rasch entfernen. Erstaunt blickte ich auf und sah in ihren Augen Tränen.

„Burgerl, was haben Sie?" fragte ich teilnehmend.

„Mein Gott", erwiderte sie, „darüber kann ich mit niemandem reden."

„Vielleicht könnte ich Ihnen aber ein wenig helfen?" versuchte ich sie zu ermuntern.

„Ich hab' so viel mitgemacht!" brachte sie dann unter heftigem Schluchzen heraus. Und nun offenbarte sich mir das schlichte Schicksal eines Bauernmädchens, das mich aber bis ins Innerste meiner Mütterlichkeit ergriff. „Im Heimatdorf sind wir zusammen aufgewachsen, er und ich, und ich hab' ihn so viel gern gehabt, von Jahr zu Jahr immer mehr! In einer Nacht im Mai, Neuschnee ist noch auf den Bergen gelegen, alles im Blühen und voll Duft, und der Mond ist überm See aufgegangen: da hat er mich in die Arme genommen, an sein Herz gedrückt — und mir das Heiraten versprochen. Ich hab' alles um mich vergessen und nur gespürt, daß er da ist — und nur gewußt, daß ich für ihn sterben könnt'! — Als unser Kind ein halbes Jahr alt war, da hat er eine andere geheiratet, die reiche Bauerntochter aus dem Nachbardorf. Geld hat er mir geben wollen, viel Geld! Ich hab's nicht genommen, da bin ich lieber Kellnerin geworden. Ich verdien' für mein Kind, die Mutter zieht's auf. Vier Jahr ist's jetzt alt, ein Mäderl. Sie freut sich immer so, wenn ich nach Haus komm'. Nicht erwarten kann sie es! Und ich hab' halt schon so große Sehnsucht gehabt, drum hab' ich geweint."

„Und der Mann?" unterbrach ich sie.

„Er soll nicht glücklich sein, er hat keine Kinder. Aber — ich bereu' nicht, daß ich ein Kind hab'."

Und jetzt straffte sich die Gestalt des Mädchens und in die Augen trat ein Leuchten: „Schwer ist's oft, in der Fremde zu dienen, aber ich hab' ein Zuhaus und es wartet wer auf mich!"

In tiefem Verstehen drückte ich dem Mädchen die Hand.

„Ich hab' ein Zuhaus — und es wartet wer auf mich!" klang noch lange in meiner Seele nach. Habt ihr das verstanden, ihr Weitgereisten, ihr Verzagten und Zerschellten . . . ? „Ich hab' ein Zuhaus und es wartet wer auf mich!" Wenn ihr das sagen könnt, seid ihr reich und glücklich.

Sehbehi
werden zu vol
hera

Liebenswürdig empfängt uns der Leit
Sehgestörtenschule der Stadt Wien, Di
Otto Benesch. Und dann erzählt er voll
von den ausgezeichneten Ergebnissen i
Schulausbildung der ihm anvertrauten
behinderten Kinder, die vor allem in der rei
losen Eingliederung in das Berufsleben
Niederschlag findet.

„Wir sind bestrebt, durch Anwendung m
ster technischer Errungenschaften und gee
Lehrbehelfe unsere Kinder mit dem er
lichen Rüstzeug für das praktische Lebe
zustatten."

„Somit brauchen sich die Eltern sehbehi
Kinder um deren Zukunft nicht allzu viele
mehr zu machen?"

„Ja, ganz richtig, denn es gelingt un
alle Schüler einem Normalberuf zuzuführ
kommen dadurch in die Lage, für sich
zu sorgen und sind außerdem von dem erhe

e Kinder
gen Menschen
ildet

ıl durchdrungen, nützliche Mitglieder der :hlichen Gesellschaft zu sein.

sere Kinder stehen unter ständiger augen- :her Kontrolle, so daß eine allfällige Ver- ung des Sehvermögens sofort festgestellt iner entsprechenden Behandlung zugeführt :n kann.

hrend in früheren Zeiten sehbehinderte :r entweder in einem Blindeninstitut landeten ın einer Normalschule naturgemäß zumeist bruch erlitten, ist es gegenwärtig möglich, uch diese Kinder den gleichen Unterrichts- wie ihre vollsehenden Kameraden ver- en können.

den besonderen Behelfen, welche unseren ern zur Verfügung stehen, gehört auch die lem Wiener Ingenieur Walter Steinriegel ruierte Lesevorrichtung. Sie ermöglicht ier-, sechs- oder neunfache Vergrößerung Normaldruckes. Hochgradig kurzsichtige

Personen können mit Hilfe dieses Apparates Zeitungen und Bücher lesen.

Jedes Kind erhält auf der Straßenbahn oder auf den peripheren Autobuslinien freie Fahrt vom Wohnhaus zur Schule und, wenn nötig, bekommt auch die Begleitperson die freie Fahrt gewährt."

Wir verlassen diese so segensreiche Schule mit der Überzeugung, daß alle hier betreuten Kinder besten Pädagogen anvertraut sind, denen ihre Schützlinge auch nach der Entlassung aus der Schule unverminderte Liebe und Anhänglichkeit entgegenbringen, was die allmonatlich stattfindende Zusammenkunft der Absolventen der Sehgestörtenschule beweist.

DR. DR. KATNER

Kurzer Abriß der Geschichte der Augenheilkunde

Augenkrankheiten wird es gegeben haben, solange es Menschen, ja solange es Tiere gibt, aber was der eiszeitliche Mensch dagegen getan hat, wissen wir nicht. Vielleicht hat er auch bei Augenleiden Löcher in den Schädel gemeißelt, wie dies an vielen vorgeschichtlichen Schädeln bezeugt ist. Babylonische Chirurgen gingen aber bereits zwei Jahrtausende vor Christus mit ihren Bronzemessern an das kranke Auge heran. Ob sie indessen schon den grauen Star zu operieren vermochten oder versuchten, ist nicht bekannt. Auch von den alten Ägyptern wissen wir dies nicht. Im übrigen behandelten die babylonischen und ägyptischen Ärzte, die meist Priesterärzte waren, die Augenkrankheiten mit Salben, Umschlägen, Pulvern und Metallsalzen, die man zusammen mit einem Heil- oder Zauberspruch verordnete. Ohne einen solchen war damals jedes Heilmittel unwirksam.

Mit diesen Zauberformeln räumte erst der von 460 bis 377 v. Chr. lebende große Arzt *Hippokrates* auf, so daß wir von ihm an von einer Medizin als Wissenschaft sprechen können. Hippokrates selber, von dessen Leben wir übrigens so gut wie gar nichts wissen, behandelte in erster Linie mit diätetischen Vorschriften, also mit dem, was wir heute ungefähr als „Naturheilverfahren" bezeichnen. Seine Nachfolger aber versuchten, alles Krankheitsgeschehen auf die falsche Mischung oder Verdorbenheit der Körpersäfte zurückzuführen. So glaubten sie, daß alle Augenleiden durch Schleimflüsse aus dem Gehirn zustande kämen und trachteten danach, durch mehr oder weniger scharfe, die Sekretion fördernde Substanzen, wie etwa durch Pfeffer, den krankmachenden Schleim über die Nase, den Mund oder auch über den Darm „abzuleiten", und wenn dies nichts half, verödeten sie mit dem Brenneisen die Schläfenarterien, in denen sie die Zufuhrwege für den Hirnschleim vermuteten, oder sie machten lange Schnitte in die Kopfschwarte und bohrten Löcher in den Schädel, geradeso wie es schon der Eiszeitmensch, wenn auch in viel größerem Maße, getan hatte, damit der Schleim auf diese Weise ab- und nach außen rann. Im übrigen waren die Hippokratiker gerade in der Augenheilkunde am meisten von den Ägyptern abhängig, und fast alle ihre Augenwässer, -salben und -pulver stammten aus dem Reich der Pharaonen.

Über die Staroperation findet sich in den Schriften des Hippokrates und seiner Schule nichts. Aus Angaben anderer Schriftsteller glauben einige annehmen zu können, daß sie den Starstich kannten, aber ganz sicher ist dies nicht. Gekannt und ausgeführt aber haben den Starstich die Alexandriner, also die in Alexandria nach dem Tode Alexanders des Großen unter den Ptolemäern wirkenden griechischen Ärzte. Von einem der größten unter ihnen, *Herophilus*, der ungefähr um 300 v. Chr. in Alexandria tätig war, wissen wir mit Sicherheit, daß er sich besonders mit der bis dahin noch sehr im argen liegenden Anatomie des Auges beschäftigte und sogar schon ein besonderes Buch über die Augen schrieb. Dieses Buch aber ging, wie auch alle übrigen Werke der Alexandriner, verloren, und so wissen wir von dem Können der alexandrinischen Schule am besten durch das Werk „Über die Medizin" des vor und nach Christus lebenden römischen Schriftstellers *Cornelius Celsus* Bescheid. Bei ihm findet sich die erste Beschreibung der Staroperation, und zwar so, daß man in die Hornhaut einstach und die getrübte Linse dann nach hinten in den Glaskörper stieß — ein Verfahren, das bis in die Neuzeit hin angewandt wurde und auch bei anderen Völkern, wie z. B. bei den Indern, jahrhundertelang üblich gewesen ist. Was man aber bei dieser Operation wirklich machte, hat man nicht gewußt. Man glaubte, daß es sich beim Star um eine in der Pupille geronnene Flüssigkeit handle, denn von der Bedeutung der Linse wußte man noch nichts.

Außer dem Starstich finden wir bei Celsus noch andere Augenoperationen angegeben,

die er alexandrinischen Ärzten entnommen haben muß.

Die Leistungen der folgenden Griechenärzte in Rom, wie z. B. des *Galen* (129—201), bestanden in erster Linie in der Erweiterung der anatomischen Kenntnisse. Therapeutisch kam, für die Augenheilkunde jedenfalls, kaum etwas Neues hinzu. Und das blieb auch so bis zur arabischen Medizin, die ja schon zum Mittelalter gerechnet werden muß. Ihre größten Ärzte *Razes* (865—925) und *Avicenna* (980—1037) brachten im wesentlichen von Galen übernommene, ins Arabische übersetzte Medizin, wenn auch, wie in Avicennas großem „Kanon", meisterlich geordnet und zusammengefaßt. Das Wichtigste und auch etwas Selbständiges Enthaltende aber findet sich in den zahlreichen Lehrbüchern der Augenheilkunde, von denen das gegen 1000 entstandene und 130 Augenkrankheiten ausgezeichnet beschreibende „Erinnerungsbuch für Augenärzte" des *Ali ben Jsa* oder „Jesus Haly" im Nahen Osten noch bis in die jüngste Zeit hin in Gebrauch gewesen sein soll.

Von den Arabern kam das antike Erbe durch *Konstantin* von Afrika über die berühmte Medizinschule von Salerno an das Abendland zurück. Dieser Konstantin, ein in der damaligen Welt weit herumgekommener Karthager, lebte im 11. Jahrhundert und hat das älteste arabische Lehrbuch für Augenheilkunde als „Liber de oculis" ins Lateinische übersetzt. Ein anderer großer Übersetzer, Gerhard von Cremona, hat dann hundert Jahre später mit zahlreichen Schülern auch die großen arabischen Werke den europäischen Ärzten zugängig gemacht. Aber diese kümmerten sich, soweit es die Augenleiden anbetraf, nicht viel darum, sondern überließen die gesamte Behandlung der Augen- und besonders der Starkranken herumreisenden Chirurgen, die den Bruch-, Stein- und Starschnitt als Spezialität ausübten und von einem Ort zum anderen zogen, um mit mehr oder weniger großem Geschrei ihre Künste anzupreisen, die nichtsdestoweniger in den meisten Fällen erbärmlich waren.

Die einzige Leistung, die das Mittelalter auf dem Gebiete der Augenheilkunde fertigbrachte, war die Erfindung der Brille, und von ihr wissen wir nicht einmal, wer sie eigentlich erfunden hat. Einige haben in Roger Bacon, andere in dem Florentiner Salerino degli Armati und wieder andere in venetianischen Glasarbeitern die Erfinder sehen wollen: feststeht jedoch nur, daß ein 1303 in Pisa gestorbener Dominikaner, Alexander von Spina, gegen 1280 Brillen verfertigte, sie aber nicht erfunden hat. Diese ersten Brillen waren Lesebrillen für Altersichtige. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst stieg die Nachfrage so gewaltig, daß bereits um 1600 in jedem größeren Ort ein Brillenmacher zu finden war.

Vom 16. Jahrhundert an wurde es mit der Behandlung der Augenkranken etwas besser, dadurch, daß sich nunmehr Chirurgen, die wirklich etwas konnten, dieses vom Mittelalter so vernachlässigten Gebietes der Medizin ernstlich annahmen. Entscheidende Fortschritte in der Augenheilkunde konnten aber erst gemacht werden, nachdem man in der Physiologie des Auges, d. h. also in der Erkenntnis von der Leistung und Bedeutung der das Auge zusammensetzenden Teile, vorangekommen war. Das war aber nur möglich, wenn man über die beim Sehen waltenden optischen Gesetze Bescheid wußte. Die Alten hatten geglaubt, daß von unserem Auge Strahlen ausgingen, die von den Gegenständen zurückgeworfen würden: eine Annahme, die natürlich jedes Verständnis für den Sehakt von vornherein unmöglich machte. Diesen Fehler hatte der arabische Physiker Alhazen um das Jahr 1000 herum bereits dahin korrigiert, daß die Sehstrahlen vom Objekt ausgingen, aber erst dem großen Astronomen Johannes Kepler gelang es Anfang des 17. Jahrhunderts, die Rolle der Linse und der Netzhaut und die Ursachen der Kurz- und Weitsichtigkeit völlig zu erkennen. Weiterhin hat Kepler die Notwendigkeit der Akkommodation, also der Anpassung des Auges an die wechselnde Entfernung der Objekte, erkannt und ein Verfahren angegeben, um die Brennpunkte von Linsen zu berechnen und die Wölbung auch der Augenlinse festzustellen. Der experimentelle Beweis für das umgekehrte Netzhautbild wird dem Jesuitenpater Christoph Scheiner zugeschrieben, ist aber zweifellos schon vor ihm, d. h. vor 1619, erbracht worden. 1666 entdeckte der französische Physiker Edmond Meriotte den blinden Fleck, und 1674 endlich wurde von dem

Engländer Robert Hooke der Begriff der Sehschärfe geschaffen. Trotzdem konnten erst Anfang des 18. Jahrhunderts der Chirurg Antoine Maître-Jan und der Arzt Michael Brisseau die Pariser Akademie der Wissenschaften davon überzeugen, daß man beim Starstich nicht eine geronnene Flüssigkeit oder, wie der mittelalterliche Chirurg Guy de Chauliac gelehrt hatte, ein Häutchen entfernte, sondern die getrübte Linse selbst ins Innere des Augapfels stieß. Um 1750 dann wurde dieses alte Verfahren der Niederlegung von dem französischen Wund- und Augenarzt *Jacques Daviel* durch die heute allein noch gebräuchliche Linsenausziehung ersetzt. Das war eine ganz große und geniale Tat, und mit Recht lassen manche die Augenheilkunde mit dieser Operation, die seitdem natürlich immer vollkommener ausgebaut wurde, beginnen.

Eine weitere große Leistung der Aufklärung war die, daß sie die Behandlung der Augenkrankheiten endgültig in die Gesamtmedizin zurückführte, an welcher Entwicklung der Göttinger Chirurgieprofessor August Gottlieb Richter einen maßgeblichen Anteil hatte. Zwar gab es immer noch herumziehende Starschneider, aber immer mehr wurde die Augenheilkunde eine Wissenschaft, der an den Universitäten eine Weiterentwicklung teilhaftig wurde.

1812 wurde in Wien die erste Universitäts-Augenklinik eröffnet, und 1817 wurde ihr Leiter, der außerordentliche Professor *Joseph Beer*, als erster in der Welt zum Ordinarius für Augenheilkunde ernannt. In der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts blieb Wien, die Wiege der modernen Augenheilkunde, in Führung. Aber auch in Prag, Paris und London begannen sich große Augenarztschulen zu bilden. Um die Mitte des Jahrhunderts aber ging die Führung auf Deutschland über. 1851 erfand Helmholtz den Augenspiegel, der die direkte Beobachtung des Augenhintergrundes ermöglichte, viel sicherere Diagnosen als zuvor erlaubte und vor allem für die Erkennung mancher anderer Krankheiten von eminenter Bedeutung wurde. Ein anderer genialer Beitrag zur Augenheilkunde war Helmholtz' großes Werk über die physiologische Optik, das sich mit dem Wege des Lichtstrahles durch das Auge, mit den durch die Lichtstrahlen in Sehnerven hervorgerufenen Gesichtsempfindungen und mit den aus diesen Empfindungen sich zusammensetzenden Gesichtswahrnehmungen beschäftigt,

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts begann mit seiner Wirksamkeit der bisher wohl größte Augenarzt, der leider schon 1870 im Alter von 42 Jahren verstorbene, in Berlin wirkende *Albrecht von Gräfe*, der fast alle damals bekannten Augenoperationen wesentlich verbesserte und mit der von ihm erfundenen Regenbogenhautausscheidung, der Iridektomie, zum erstenmal eine Heilungsmöglichkeit für das Glaukom, den sogenannten grünen Star, angab, dem gegenüber man bis dahin so gut wie völlig machtlos gewesen war. v. Gräfe war nicht nur ein genialer Lehrer, sondern auch ein unerreichter Kliniker, der jährlich etwa 10.000 Patienten behandelte. Seine Schüler saßen später auf Lehrstühlen in der ganzen Welt.

Zu den größten Leistungen des 19. Jahrhunderts gehören die Einführung der in vielen Ländern inzwischen gesetzlich vorgeschriebenen Augenprophylaxe bei Neugeborenen durch den Leipziger Gynäkologen und Geburtshelfer Credé, mit der die Hauptursache für die damals so zahlreichen Erblindungen, das Trippergift in den Geburtswegen, unschädlich gemacht wurde, sowie die — ebenfalls 1884 veröffentlichte — Einführung des Kokains zur örtlichen Betäubung des Auges durch den damals in Wien und später in New York wirkenden Augenarzt *Carl Koller*.

Im letzten Viertel des vorigen und in den ersten zehn Jahren des 20. Jahrhunderts waren die Hauptforschungsgebiete auch der Augenheilkunde die pathologische Anatomie und die Bakteriologie.

Durch die Gräfe-Schule in alle Welt getragen, wurde die Augenheilkunde fortan natürlich an sämtlichen ausländischen Universitäten zu einem der wichtigsten Fächer, so daß von einer Führung der deutschen Augenärzte nicht mehr gesprochen werden kann. In das Jahr 1911 fällt die Erfindung der Spaltlampe durch den Schweden Allver Gullstrand, eines Beleuchtungsgerätes, mit dem mikroskopische Untersuchungen am lebenden Auge möglich sind.

Eine der wichtigsten Errungenschaften der neuen Jahrhunderte sind ohne Zweifel die

hauptsächlich von Zeiß entwickelten modernen Brillengläser, von denen das Punktalglas, das auch bei schrägem Durchblick scharfe Bilder liefert, am bekanntesten geworden ist. Die größte therapeutische Leistung unserer Zeit aber ist die um 1930 herum von dem Lausanner Ophthalmologen *Jules Gonin* erarbeitete, mit dem Nobelpreis belohnte operative Heilung der Netzhautablösung, durch die inzwischen Unzählige vor der völligen Erblindung bewahrt worden sind. Daß im übrigen alle in der Medizin gemachten Fortschritte auch der Augenheilkunde zugute kamen, versteht sich von selbst. Auch sie haben dazu beigetragen, daß die Augenheilkunde heute das am besten durchgearbeitete Spezialfach der Medizin darstellt, mit einer kaum noch zu verbessernden Operationstechnik und mit einem Höchststand auch ihrer übrigen Therapie.

FRANZISKA GRÜNWALD

Ein schweres, aber zufriedenes Leben

Als ich Mitglied der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs wurde, war ich sehr zufrieden, denn dort gab es etwas für mich, was ich so nötig brauchte: die Blindenschrift. Diese Schrift hilft mir nicht nur über meine blinden Augen, sondern auch über meine tauben Ohren hinweg. Und ich kann mich mit meinen Schicksalsgefährten verständigen.

Als man mich das Alphabet lehrte, war es für mich eine Leichtigkeit, denn das Schreiben lernte ich selbst, und ich glaube sagen zu können, daß ich eine gute Schreiberin geworden bin.

In meinem Haushalt schalte und walte ich ganz allein, habe keinen Handgriff fremder Hilfe. Meine Einkäufe in der Nähe besorge ich selbst. Hochherzige Menschen helfen mir über die Straße. Habe ich weite Wege zu machen, dann geht eine treue Kollegin mit mir, obwohl sie auch nur um ein Haar besser sieht als ich. Aber sie verläßt mich nie.

Nie war es mir früher vergönnt gewesen, aufs Land zu fahren, aber seit ich in der Hilfsgemeinschaft bin, kann ich jedes Jahr drei Wochen in unserem schönen Heim in Unterdambach in Ruhe und süßem Nichtstun verbringen. Meine einzige Zerstreuung ist das Lesen von Büchern in Blindenschrift. Sonst habe ich nichts vom Leben. Meine Blindheit nimmt mir die Möglichkeit, die Schönheiten in der Natur zu sehen und durch die Taubheit bin ich in ewige Stille versetzt.

Für mich gibt es kein Vogelgezwitscher, keine Musik und auch das Radio ist für mich nicht da.

Nur wer so zu leben verurteilt ist, kann die große Bedeutung ermessen, welche das Buch mit seiner tastbaren Schrift für mich und natürlich auch für alle blinden Kollegen besitzt.

Sehr verständnisvoll kommen mir meine Schicksalsgefährten in der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten entgegen. Mit welcher Geduld schreiben sie mir ihre Gedanken in meine Hand und ich bin überaus froh, mich mit ihnen wenigstens auf diese Weise verständigen zu können.

Der Leiter der Blindenbücherei in der Wittelsbachstraße sucht mir immer schöne Bücher heraus, welche mir durch die Post vollkommen kostenlos ins Haus gebracht werden. Es gibt doch viele gute Menschen.

Blinde werden nie mehr sehend, und so trage ich mit Mut und Geduld mein Schicksal und habe nur den einen Wunsch: es möge sich nicht zum Schlechteren wenden.

Sie wollen kein Mitleid, sie wollen glei

Fast jeder Blinde übt heute einen Beruf aus. Wir zeigen hier Blinde bei der Arbeit. Aber die Zahl der von den Blinden ausgeübten Berufe ist weitaus größer.

Blinde an ihrer Werkbank in der Montagehalle der Firma „Eumig", Elektrizitäts- und Metallwarenindustrie, Wien X.

Ernst Novacek, Akkordeonspieler und Pianist. Wie seine auf Schallplatten aufgenommenen Kompositionen verraten, ist er auch ein talentierter Komponist.

Prof. Josef Hanausek, Musiklehrer und Klavierstimmer

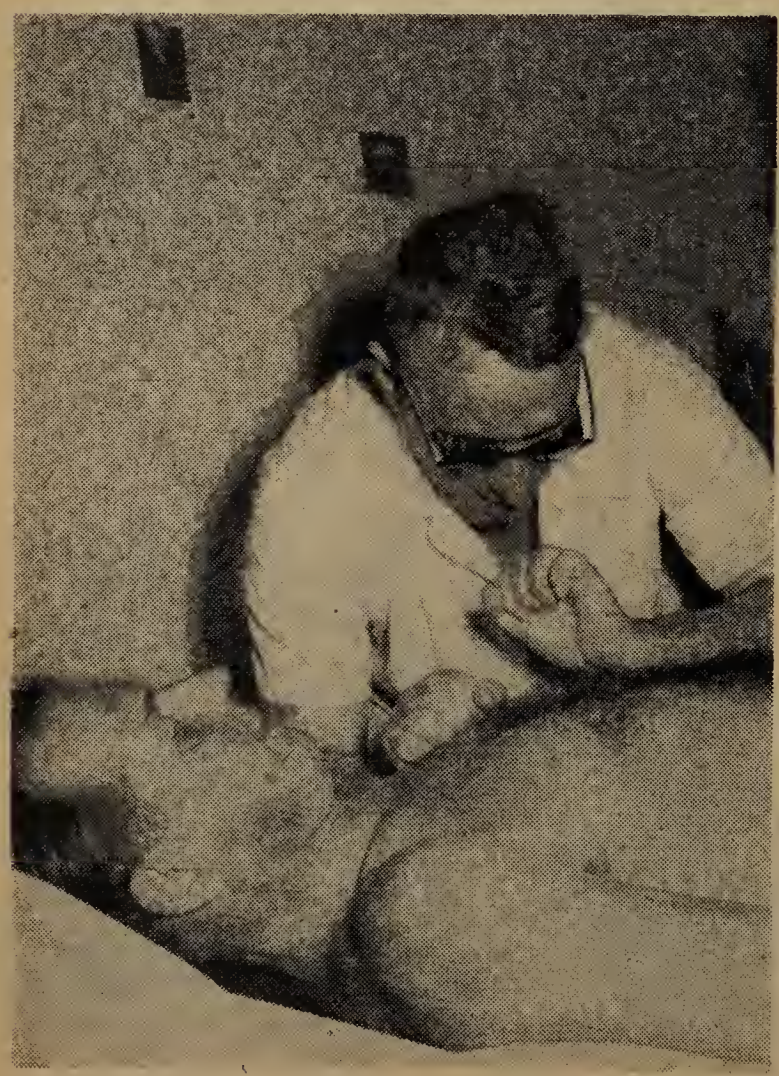
echtigte Mitglieder der Gesellschaft sein

Diese blinde Telephonistin kennen viele unserer Leser.

els einer ganz einfachen Vorrichtung ist es der den Weberin möglich festzustellen. wann sie die Farbe der Fäden wechseln muß.

Blinden-Tischlerwerkstatt in der Steiermark.

Robert W. Gunderson (USA), der über dreißig Prüfgeräte für die Elektrotechnik entwickelte, wurde im Jahre 1956 prämiiert.



Fritz Schober, Heilmasseur, der Mann mit den goldenen Händen, brachte bereits vielen Menschen Heilung von schmerzhaften Leiden.

Auch die blinde Hausfrau stellt ihren Mann.

HANS JÜLLIG

Zwei blinde Freunde aus meiner Jugendzeit

Ein altes Gebäude an der Ecke der Mariahilfer Straße und Kasernengasse. Ich durchschreite das altmodische, schwere Tor und steige zum ersten Stock hinauf. Auf mein Schellen öffnet eine hübsche junge Frau und führt mich durch ein dunkles Vorzimmer mit großen Schränken in das Allerheiligste, aus dem wundervolles, virtuoses Klavierspiel erklingt.

„Ein neuer Schüler", sagt Frau Herz, indem sie mich an das Klavier führt, von dem sich ein noch junger Mann mit schönem ausdrucksvollem Gesicht mit tiefschwarzem Assyrerbart erhebt und mir freundlich die Hand reicht.

Ich darf mich ans Klavier setzen und meine „Kompositionen" vorspielen. Herz hört geduldig zu, lobt meinen Eifer und meint, daß man nun ganz von Anfang an aufbauen müsse. Ja, vom Anfang aufbauen, das will auch ich. Es waren ja nur die dilettantischen Versuche eines unglücklichen dreizehnjährigen Knaben, den ein tückisches Augenleiden ereilt hatte und welcher in der Einsamkeit einer Dunkelkur diese von Richard Wagner betauten Erstlingsfrüchte hervorgebracht hatte. Herz gab mir eine messingene Reglette, braunes, dickes Papier und einen Griffel und lehrte mich die Brailleschrift. Ich erlernte sie und bald konnte ich die Geheimnisse von unerlaubten offenen oder verdeckten Oktaven und Quinten mit dem mühsam tastenden Finger erahnen. Daneben erschloß mir der Meister in seiner geistreichen und fesselnden Art die Schönheiten von Johann Sebastian Bachs Präludien und Fugen. Wenn ich aber als romantisch veranlagtes Kind Sehnsucht nach Wagners wunderbarer Chromatik und Enharmonik äußerte, dann bewies er mir immer wieder an Beispielen, daß ganz ebensolche seltsame Harmonien im logischen Durchgang in der alten Musik vorkommen, und ich mußte mich darein finden, daß auch die schönste und abstrakteste aller Künste, meine heißgeliebte Musik, ihre strengen Gesetze habe, die man vorerst kennen müsse, um sie dann vielleicht einmal bewußt zu umgehen oder zu brechen.

Entmutigungen wußte Professor Herz mit dem schmunzelnd ausgesprochenen Wort zu zerstreuen: „Alles ist lernbar." Und darin floß mir nun seine liebe Gestalt mit der des alten Sokrates zusammen, der ja bekanntlich sogar die Tugend für erlernbar erklärt hatte. Herz selbst aber war das deutlichste Beispiel eines Menschen, der an die Lehrbarkeit der Dinge glaubte und alles erlernt hatte, sogar das Singen, obgleich seine Stimme von Natur eher heiser und rauh war.

Zu meiner und meiner Eltern Freude kam Meister Herz später öfters zu uns in unser Döblinger Heim, und ich durfte ihn nach der Stunde über die Gymnasium- und Billrothstraße zur Straßenbahn begleiten, die ihn an eine größere Stätte seiner Lehrtätigkeit, in das Blindeninstitut auf der Hohen Warte, führte. Unvergeßlich werden mir die Stunden mit diesem geistvollen Mann sein, der ein so ausgeprägtes Raumgefühl besaß, daß es sich erübrigte, ihm durch Zeichen anzugeben, wann beim Straßenüberqueren die Stufe des Gehsteiges kam. Er hatte alles bereits vorausgefühlt. Mein Mitgehen war lediglich ein Akt besonderer, nicht unbedingt nötiger Fürsorglichkeit.

Herz war von vielseitigster Belesenheit. Sein Fleiß war ebenso groß wie sein Wissen, seine Charakterfestigkeit und die Klarheit und Lauterkeit seines Wesens. Aus dem wenig schönen Haus, das er zuerst bewohnt hatte, konnte er bald in das neue, gegenüberliegende übersiedeln. Hier prangte nebst seinen zwei Konzertklavieren seine prachtvolle Zimmerorgel, und ich durfte oftmals bei seinen kontrapunktisch komplizierten Improvisationen lauschend den Balg betätigen.

Bis zu dem Zeitpunkt, da mich meine besondere Neigung zur Geige in die Arme des berühmten Otakar Sevcik trieb, war ich ein treuer und dankbarer Schüler von Josef Herz, der in mir einen breiten musiktheoretischen und praktischen Grund legte. Ihm ist das folgende Gedicht in meinem Buch „Gangolf" gewidmet:

DER BLINDE LEHRER

Er, dem nie gegeben
unser liebes Licht,
folgt durchs dunkle Leben
innerem Gesicht.

Klar in seinen Grenzen,
heiter, unverwandt,
sieht er Sterne glänzen,
die uns unbekannt.

Über rauhe Blätter
tastet er dahin,
aus der Punktschriftletter
lernt sein inn'rer Sinn.

Vorgestreckt die Hände,
geht er durch den Raum,
Ecken, Stufen, Wände
ahnt er wie im Traum.

Ohne Augenschimmer
geht der Ton ihm vor
und er trägt ihn immer
absolut im Ohr.

Schwierigkeit besiegt er
unbegreiflich mir,
viele Stimmen fügt er
spielend am Klavier.

Hat die Tongesetze
fest in seinem Sinn,
breitet Wissensschätze
freundlich vor mich hin.

Bringt Musik mir näher
und bald dünkt es mich,
daß der blinde Seher
weit mehr sieht als ich.

Läßt mich Trost gewinnen,
wenn mein Aug' versagt,
daß auch mir von innen
einst die Sonne tagt.

Ein zweiter Blinder trat viele Jahre später in mein Leben: Rudolf Braun, den ich auf einer nächtlichen Bahnfahrt nach Eisenerz kennenlernte. Auch ihm eignete nebst den hohen Fähigkeiten, welche vielleicht über die von Herz noch hinausgingen, ein sonniger Humor. Noch sehe ich vor mir sein fröhliches, mit geschlossenen Augen und schön geschwungener Nase in die Welt hinein schnupperndes Gesicht, seine frischen roten Wangen und sein seidenweiches, graumeliertes Lockenhaar, das er bis zum Genick zurückgekämmt trug. Mit seiner hellen Stimme nannte er den Knaben, der ihn gegen Entgelt täglich führte, sein „Automobil" und den hübschen Spazierstock mit dem eleganten Silberknopf, der ihn überallhin begleitete, seinen „lieben Silvio".

Braun hatte in frühen Jahren bereits Erfolge aufzuweisen, wie sie Sehenden seiner Zunft nicht leicht beschert worden waren. Gustav Mahler hatte seine Pantomime „Marionettentreue" an der Wiener Hofoper zehnmal aufgeführt, die Universal-Edition hatte seine Klavierstücke gedruckt. Emsig schuf er an seinen Klavierwerken, seinem Streichquintett, einer Violinsonate und vielen anderen Werken. Seinen musikalischen Scherz „Die Wäscherin", worin er in reizender, humorvoller Weise alle Nationen musikalisch zu Wort kommen läßt, wird wohl niemand vergessen, der ihn von Meister Braun singend und sich selbst am Flügel begleitend vorgetragen hörte. Dieses Werkchen wäre wohl wert, in den lustigen Vorträgen eines Heinz Conrads zu glänzen.

Seine Oper „Ovid bei Hof" wurde leider nicht aufgeführt, und dies dürfte ihn in den letzten Jahren — er starb 1927 — wohl ein wenig verstimmt haben.

Ich kann mir nicht versagen, seinen einst so sonnigen Humor in folgender kleiner Anekdote zu charakterisieren.

In trefflicher Nachahmung in Stimme und Tonfall erzählte er von seiner Wirtin auf dem Land. „Wenn ich mich an den Tisch setzte und sie fragte, was es heute zu essen gäbe, antwortete sie:

‚All's können S' haben, Herr Braun, alles, was S' wollen! Brauchen nur anschaffen!'

‚Alles? Fein! Also, dann bringen S' mir einen Schweinsbraten mit Sauerkraut!' Darauf die Wirtin gedehnt: ‚Laider, Herr Braun, das ham mer grad net . . .'

‚Also, dann bringen Sie mir einen Kalbsbraten mit Reis . . .' Die Wirtin wie oben: ‚Laider, Herr Braun — des ham mer grad a net!'

‚Na, dann bringen S' mir ein Wiener Schnitzl mit Salat . . .'

‚Laider, Herr Braun, des ham mer erst gestern g'habt . . .'

‚So bringen S' mir halt ein Paar Würsteln mit Saft . . .'

‚Laider, Herr Braun, die kommen erst morgen!'

‚Himmel, Sie haben doch gesagt, daß ich alles haben kann, was ich möcht'!'

‚Na möchten S' denn kan Aierspeis?'" Allerdings, die mochte er, und er bekam sie alle Tage.

Als Braun meine Spielmannslieder zur Geige kennenlernte, machte er sich sogleich aus freien Stücken daran, mein Repertoire zu vervollständigen und komponierte mir drei dieser Art.

Was ich über die Blinden denke

Aus Aufsätzen von Hallstätter Rotkreuzkindern verschiedenen Alters

. . . Die Blinden tun mir sehr leid, deshalb hab' ich zu Weihnachten etwas hergegeben.

Franziska Heiniger, 6 Jahre alt

. . . Das Kind, das schon blind auf die Welt kommt, besucht eine Blindenschule. Der treue Begleiter des Blinden ist der Hund. Als Kennzeichen, daß er blind ist, trägt er am Arm eine gelbe Schleife mit drei schwarzen Punkten. Der Blinde ist sehr feinfühlig, kennt jedes, ob Münze oder Papiergeld. Viele Blinde beschäftigen sich mit Heimarbeit.

Raimund Winzer, 8 Jahre alt

. . . Die Blinden tun mir leid. Die Tante Metta ist fast blind, aber sie hat eine starke Brille. Sie kann nicht mehr lesen, sie kann nicht mehr stricken. Sie muß immer mit dem Stock gehen. Bei uns in Hallstatt ist ein blinder Mann, der hat eine gelbe Binde. Er hat einen Führerhund und heißt Kettelgruber. Er fährt mit seinem Auto selbst aus seiner Garage heraus. Er schwimmt mit seinem Hund in den See hinaus. Es geht sicher allen Blinden nicht so gut wie dem Herrn Kettelgruber.

Josef Amon, 9 Jahre alt

. . . Ich bin fast täglich bei einer fast blinden Godi (Firmpatin). Samstag und Sonntag gehe ich dorthin kochen. Sie sieht nur mehr ganz wenig. Beim Kochen muß ich ihr helfen, denn wenn sie Palatschinken backt, so muß sie immerfort zum Fenster laufen, um zu schauen, ob sie schon verbrannt sind. Ich koche schon ganz alleine. Aufräumen und andere Sachen macht sie selbst.

Ein anderer Mann ist ganz blind. Er schwimmt mit seinem Hund in den See hinaus. Er fährt auch mit dem Auto aus der Garage. Mit seiner Frau geht er auch ins Kino. Die Blinden tun mir alle leid, weil sie die Hilfe anderer Menschen brauchen.

Sonja Dreier, 11 Jahre alt

. . . Es ist schade, daß es auf der Welt so viele Menschen gibt, die erblindet sind. Leider kann man jetzt dagegen nichts anwenden. Hoffentlich wird die Wissenschaft auch das noch erfinden. Darum habe ich mich entschlossen, Blinden oder schlecht sehenden Menschen immer behilflich zu sein. Zum Beispiel in einem Kaufhaus war einmal ein Mann, der sah sehr schlecht und sagte, ich solle der Verkäuferin das Geld aus der Börse geben. Da dachte ich mir, daß der sehr viel Vertrauen zu mir habe. Denn manche Blinde oder schlecht sehende Leute sind oft sehr mißtrauisch.

Hermine Amon, 11 Jahre alt

. . . Dem Blinden fehlt ein Sinn. Er hat ein feines Gefühl. Er ist sehr mißtrauisch. Er tastet und fühlt mit den Händen. Er hat eine gelbe Schleife mit drei schwarzen Punkten. Der Hund ist sein Wegweiser. Er ist das Tier, das dem Menschen am treuesten ist.

Monika Wallner, 11 Jahre alt

. . . Es ist schade, daß es auf der Welt so viele Blinde gibt. Ich habe das Buch „Ihr bester Freund" gelesen; daraus habe ich mehreres über die Blinden erfahren. Daraus stellte ich fest, daß die Blinden sehr zurückgezogen und manchmal auch verdrießlich sind. Seit vorigem Jahr

ist ein Blinder in Hallstatt in der Trafik. Er gibt einem das Geld ganz genau heraus. Er nimmt das Geld in die Hand und mißt die Größe, dann weiß er ganz genau, ob das eine 20-Schilling-Note oder eine 10-Schilling-Note ist. Seine Frau hat ein Auto, das pflegt er selber. Besitzt einen Führerhund.

Margarete Lederer, 12 Jahre alt

. . . In Hallstatt ist ein kleines Mädchen, das nicht nur blind, sondern auch taub ist. Einmal habe ich es beim Arzt gesehen. Die Kleine wetzte auf dem Schoß ihrer Mutter umher und stieß ganz merkwürdige Töne aus. Jetzt hat sie noch ihre Eltern, aber was wird einmal später mit ihr sein? Gibt es Heime, in denen solche Unglückliche aufgenommen werden? Manche Blinde sind freilich so selbständig, daß man meint, sie brauchen keine Hilfe. Neulich sah ich in Steeg einen Blinden mit der Armbinde aus dem Zug steigen. Er war dabei so sicher, daß man es gar nicht glauben konnte, daß er nicht sehe.

Bei uns in Hallstatt lebt ein blinder Trafikant mit seiner Familie in ganz guten Verhältnissen. Es gibt aber so viele tausende Blinde, die nicht genug Geld verdienen können, um zu leben. Diese Armen brauchen die Hilfe der sehenden Mitmenschen, die für sie Geld sammeln.

Margarete Gruber, 13 Jahre alt

. . . Das traurigste Schicksal für einen Menschen ist wohl, blind zu sein. Wenn ich mir vorstelle, daß ich nicht sehen könnte, nur alles greifen müßte: meine Brüder, Eltern und alle Gegenstände! Mir ist auch ein bißchen eigen, wenn ich einen Menschen sehe, der einen gelben Streifen mit drei schwarzen Punkten trägt. Deshalb helfe ich gerne, wenn ich einen Blinden auf der Straße treffe. Ich wundere mich, daß die Blinden so geschickt sind, obwohl sie nicht sehen. Die Finger ersetzen ihnen die Augen. Man kann es fast nicht glauben, daß sie Bürsten und Sessel flechten oder Tücher weben, auf der Maschine schreiben oder Bücher in Blindenschrift lesen. Die von Geburt an blind sind, lernen es wohl leichter, sich als Blinde zurechtzufinden. Wie schrecklich muß es aber für die Leute sein, die zum Beispiel durch einen Unfall oder durch eine Krankheit plötzlich die Sehkraft verloren haben.

Gerhard Zauner, 12 Jahre alt

. . . Es tut uns schrecklich leid, daß es so viele Menschen auf der Welt gibt, die blind sind. Ich habe das Buch „Ihr bester Freund" gelesen. Vroneli, das Mädchen, von dem es handelt, ist erblindet. Vroneli schließt sich in ihr Zimmer ein und denkt immer nur: „Blind, blind, ich bin blind und werde nie mehr sehen können!" Sie will nicht mehr spazierengehen, denn alles verdrießt sie. Es hat nur einen Wunsch, einen Hund. Dieser Wunsch kann ihr aber nicht erfüllt werden, da der Hund zu teuer ist. Ihre Schulkameradinnen, Lehrer und Professoren haben Mitleid mit ihr. Als die Schüler am Morgen in die Klasse kommen, hat die Lehrerin eine Überraschung. Sie kaufen Vroneli den Hund. Wie ihr Monika, ihre beste Freundin, die Neuigkeit übermittelt, fällt ihr Vroneli vor Freude um den Hals. Die Freude dauert aber nicht lange. Vroneli wird im Spital das Augenlicht wieder hergestellt, daher hat sie den Hund einem anderen blinden Buben zu schenken. Nicht jeder ist so glücklich wie Vroneli, das Augenlicht wieder zu bekommen. Die, die aber immer in finsterer Nacht leben, denen will ich gerne zur Seite stehen.

Margarete Mayer, 13 Jahre alt

DER BLINDE UND DAS RADIO

Am kantigen Kasten ein drehender Griff:
Ich seh' mich zur See auf schlingerndem Schiff.
Ich mühe mich dürstend in glühendem Brand
Durchpflügend der Wüste glühenden Sand.

Ich lass' mich vom Schweigen der Eismassen bannen
Und heule im Überschalltempo von dannen.
Trotz Dunkel des Blindseins in taghellem Traum
Durchmess' ich per Rundfunk die Zeit und den Raum.

Heinz Appenzeller

LUDWIG ZANT

Aus den Erinnerungen eines Reporters

Wenn es alle eilig haben, dann hat es natürlich ein Reporter noch eiliger. Er ist stets auf dem Trab und sollte er einmal scheinbar untätig irgendwo verweilen, dann eilen zumindest seine Gedanken in die Weite. Ja, nicht umsonst heißt eine unserer aktuellen Sendungen „Reporter unterwegs" . . .

So eilte auch ich einmal durch die Argentinierstraße zum Funkhaus und war ganz in Gedanken verloren. Manchmal kamen mir Bekannte entgegen, die ich bestimmt nicht grüßte, dafür dürfte ich jemand mir Fremden freundlich zugenickt haben, denn der Betreffende blickte mich sehr erstaunt an. Ich hatte aber keine Zeit zu Erklärungen, denn ich hatte viel zu tun: Telephonate, ein Band war sendefertig zu machen und dann sollte ich noch zu einem Interviewpartner fahren. Also Tempo!

Knapp vor dem Funkhaus verlangsame ich jedoch mein Tempo, denn ich höre Klopfen eines Stockes — das typische Zeichen, daß ein Blinder seinen Weg sucht. Es ist ein Mann an die Fünfzig, der gleich vielen anderen Blinden sehr sicher geht und trotzdem biete ich ihm für eine kurze Strecke meine Hilfe an. Knapp vor dem Funkhaus ist eine Einfahrt für Fahrzeuge und dann ist noch eine Gehsteiginsel zu überqueren.

Der Blinde nimmt meine Hilfe sehr gern an, versichert mir aber, daß er sich hier sehr gut auskenne. Trotzdem freue es ihn, daß ich mich seiner angenommen hätte, denn er kenne meine Stimme . . .

So kamen wir einander auf eine Minute menschlich näher — der blinde Rundfunkhörer und der von den täglichen Ereignissen gehetzte Rundfunkreporter.

Diese Begegnung gab mir sehr viel. Ich kannte nun einen wirklich interessierten Hörer persönlich. Einen Hörer, der das gesprochene Wort weder als lästigen Lückenbüßer noch als bloße Geräuschkulisse empfängt. Er war für das gesprochene Wort sehr dankbar, aber er war auch sehr kritisch, denn er unterschied sehr genau die kalte Routinearbeit vom wahrhaft empfundenen Erlebnis und das kontaktlose Frage-Antwort-Spiel vom lebendig geführten Gespräch. Er hatte recht mit seiner Meinung und ich fühlte mich durch diese kurze Aussprache beglückt.

Seit dieser Zeit betrachte ich meinen Beruf als Berufung und ich habe dadurch viele Freunde gewonnen, denn die meisten Interviewten schätzen den persönlichen Kontakt mehr als die förmliche Zurückhaltung und sachliche Befragung. Mitunter mag dadurch etwas Zeit verlorengehen, aber eine Begegnung von Mensch zu Mensch ist wertvoll und derart geführte Aussprachen sind Erinnerungen fürs Leben.

Durch diese Art, dem Interviewpartner womöglich nicht als neugieriger Rundfunkreporter entgegenzutreten, wurden auch die Blinden, mit denen ich zu tun hatte, zu guten Bekannten, ja sogar in vielen Fällen zu wahren Freunden.

Da ich selbst einmal in meiner Jugend durch einen Unfall Gefahr lief, zu erblinden, hatte ich schon von Haus aus eine etwas andere Einstellung zu den Blinden und später Erblindeten. Ich lehnte das sogenannte Mitleid ab, denn auch mir war es mehr als peinlich, als man mich in jenen Tagen bedauerte, da meine Augen durch eine Binde verhüllt waren.

Natürlich fand ich auf diese Weise sofort eine Brücke zu den Blinden, die ich zu interviewen hatte. Aber bald genügten mir diese Gespräche nicht mehr und ich beschloß, auch Reportagen zu machen. Mich interessierte vor allem die Schulung blinder Kinder und Jugendlicher.

Dadurch kam es zu mancher Reportage in der Erziehungsanstalt in der Hofzeile und ich staunte stets über die Geschicklichkeit und die rasche Auffassung der Schüler. Hier wurden lebenstüchtige Menschen herangebildet, die wohl unser Verständnis, aber niemals unser Mitleid benötigen. Da ich durch Jahre hindurch immer wieder kam, verfolgte ich ganz besonders den Werdegang der kleinen Helga und es war einer meiner schönsten Tage, als mir Professor Dr. Mayer — er ist selbst blind und trotzdem ein hervorragender Pädagoge — mitteilte, daß aus dem kleinen Mädchen eine tüchtige Angestellte geworden sei. Wie oft staunte ich auch über

die flinke und gewissenhafte Arbeit blinder Stenotypisten und Telephonisten und ich kenne einige, die sich voll und ganz im Beruf bewähren.

Einmal hatte ich doch Hemmungen und Zweifel. Es war an jenem Tag, als mir der namhafte Ägyptologe Dr. Egon Komorzynski mitteilte, daß blinde Kinder die ägyptische Sammlung des Kunsthistorischen Museums besichtigen würden. Ich will es kurz machen — meine Zweifel waren fehl am Platz, denn die Kinder sahen mit ihren Fingerspitzen mehr als viele Sehende, die oft nur alles oberflächlich betrachteten, und die Reportage von diesem Blindenbesuch im Museum war eine der positivsten in meiner nahezu zehnjährigen Tätigkeit als Rundfunkreporter.

Bei meinen Erinnerungen kann ich auch nicht auf Obmann Hirsch vom Kriegsblindenverband vergessen. Er verlor sein Augenlicht als ganz junger Mensch in einer der mörderischen Isonzoschlachten des ersten Weltkrieges und büßte überdies beide Arme ein. Und trotzdem meisterte er das Leben und ist stets zuversichtlich und guter Laune. Wenn mir irgend etwas schief geht, dann bemühe ich mich, an diesen Bemeisterer des Lebens zu denken und dann wird gleich alles leichter.

Aber das Leben wird auch noch von vielen anderen später Erblindeten gemeistert und hier erscheint mir vor allem Obmann Vogel als beruhigendes Vorbild. Er war einer der ersten Blinden, die ich kennenlernte und es ist daher nur verständlich, daß ich mich bei ihm und seinen Mitarbeitern wie unter Freunden fühle.

Sehr oft konnte ich mit ihm über die Fortschritte in der Hilfsgemeinschaft sprechen, aber leider war es auch stets nötig, über die noch nicht erfüllten, dafür aber berechtigten Forderungen der Blinden zu diskutieren.

Um so mehr freute es mich, als mich Obmann Vogel einmal einlud, das ausgebaute Erholungsheim in Unterdambach zu besuchen. Hier war ein Werk entstanden, das von Blinden und Sehenden sozusagen in gemeinsamem Wirken geschaffen worden war. Ich suchte für meine Reportage einen Tag aus, an dem ein neuer Turnus von Erholungsuchenden nach Unterdambach gekommen war.

So mancher Blinde war nach vielen Jahren zum erstenmal wieder in einer Sommerfrische, und es war eine Freude, diese Menschen zu beobachten und mit ihnen zu sprechen. Den größten Eindruck erweckte in mir ein blindes Ehepaar, mit dem ich ins Gespräch kam. Der Mann ist zum Wohle seiner Schicksalsgefährten in der Hilfsgemeinschaft tätig und die Frau führt ohne Hilfe den ganzen Haushalt. Nun konnten sie auch einmal für einige Zeit ausspannen . . .

Diese Blinden brauchen kein Mitleid, aber unser Verständnis, und ich bin ständig bestrebt, die sehenden Mitmenschen auf meine blinden Freunde aufmerksam zu machen.

Deshalb galten meine Erinnerungen den Blinden. Hoffentlich sind Sie nicht enttäuscht?

Sie sind es nicht? — Ich danke Ihnen, denn wir haben ja gemeinsame Freunde: unsere Mitbrüder — die Blinden!

Eine der wenigen Freuden

Brief von Anna Laube an „Unser Schaffen"

Im Leben gibt es so karge Freuden. Eine dieser wenigen Freuden ist die, wenn der Postbote die Zeitschrift „Unser Schaffen" ins Haus bringt. Sie ist wirklich interessant und abwechslungsreich. Wir erfahren darin einerseits manches über das Blindenwesen, das uns bisher unbekannt war, beispielsweise das Schulwesen und den Werdegang der Blindenschrift; anderseits die wunderbare Selbsthilfe der Blinden. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß es keine blinden „Bettler" mehr gibt.

Wir finden in „Unser Schaffen" aber auch viel Interessantes, das die Sehenden betrifft, Gedichte, Kurzgeschichten und sehr aufschlußreiche, bebilderte Reportagen.

Die Zeitschrift ist glänzend redigiert und so vielfältig, daß sie jeder besitzen sollte. Außerdem erfüllt „Unser Schaffen" ein soziales Werk, nämlich die Förderung der Blinden.

Es drängt mich, der verehrlichen Redaktion meine aufrichtige Wertschätzung auszudrücken.

Märchen auf der Schulbank

Das Thema der Schularbeit war „Ein Märchen", ein selbst erfundenes Märchen. Arbeitszeit zwei Stunden. Der Lehrer hatte mir Einblick in die Aufsatzhefte seiner Schüler und Schülerinnen gewährt, und während er noch an den Schularbeiten korrigiert, korrigierte ich mein Urteil über die heutige Jugend. Heißt es nicht immer, die Jugend sei ein Produkt ihrer Zeit? Man müßte also annehmen, daß den jungen Leuten in einer Zeit der Technisierung und bittersten Wirtschaftskämpfe Sinn und Vorliebe für die Romantik fehlen, daß die Jugend heute wenigstens bis zu einem gewissen Grad nüchtern ist.

Wie kommt es aber dann, daß die Äußerungen ihrer Phantasie trotzdem einen spürbaren Zug von Romantik aufweisen? Wie ist es möglich, daß über den Märchen der Mädchen, die nun bald in das praktische Leben, ein Leben angestrengter Pflichterfüllung, gestellt werden, ein zarter, lyrischer Hauch liegt?

Nur eine verschwindend kleine Anzahl von Schülern steht noch unter dem Zwang des Überlieferten. Ihre Schularbeiten gleichen Nacherzählungen unserer Kindheitsmärchen. Da gibt es noch gewaltige Könige, böse Hexen und grausame Stiefmütter und das epische Element dieser Märchen ist alter Glaube und Aberglaube geblieben.

Dem überwiegenden Teil der hier auf der Schulbank entstandenen Märchen fehlt aber der bunte, rasch wechselnde Bilderreichtum, fehlen die „Wunder" der alten Märchenwelt. Ihr Stoff ist aus dem Leben, aus dem Alltag gegriffen, diese Märchen sind wirklichkeitsnah und enthalten fast immer einen moralischen, mitunter sogar einen sozialen Kern. Die Natur ist der befeuchtende Tau der Poesie, der über diesen Märchen der Gegenwart liegt, eine Natur, die der sportlichen Jugend vertraut ist als eine Stätte der Erholung — die jugendlichen Verfasser sind ja Großstädter! Mitunter ist die Natur allein in ihrer ganzen Gesetzmäßigkeit der Märchenstoff. (Blumenmärchen oder ein Märchen von den Jahreszeiten!) Es gibt hier auch noch eine Art von Märchen — Arbeiten der Maturantinnen an dieser höheren Fachschule! —, die, in philosophische Gedanken ausklingend, ein überraschend hohes Niveau erkennen lassen.

Beginne ich nun mit Beispielen aus den einfachen Märchen, dann sei vorerst die Geschichte einer „Bürste" angeführt, die als unbrauchbar in einen Bach geworfen wurde und die nun auf ihrer erlebnisreichen Fahrt durch die Welt noch manchem in das Wasser gefallenen Insekt und einigen spielenden Kindern nützt. Schließlich wird die Bürste auf ihrer Fahrt im Strom ans Ufer geschwemmt und von ihrem Finder wieder zu einer brauchbaren Bürste gebunden. Unwillkürlich vergleicht man mit Andersens sozialen Märchen: Ein niedriger Gebrauchsgegenstand wird zum Mittelpunkt der Handlung erhoben — hier eine abgenützte, verächtlich behandelte Bürste, die wie der ausgediente Mensch doch noch nützlich sein kann und Beachtung und Anteilnahme verdient. Die Natur lebt in diesem Märchen sowohl in dem gut beobachteten Kampf der Bürste mit den Wellen als auch in den reizenden lyrischen Partien ihrer Begegnung mit einem Schmetterling und einer Grille. Nicht zu übersehen ist der Gedanke, daß die Bürste durch Arbeit ihren Lebensinhalt erhält.

Ganz reizend ist ein Märchen, das die Großmutter den Kindern von einem Schneemann erzählt, den plötzlich die Wanderlust packt und der, nach langem Marsch in einer Höhle eingeschlafen, eines Tages mit „Glockenblumenklang und Maiglöckchengebimmel" vom Frühling geweckt wird. „Da rieb er sich seine Kohlenaugen und kroch aus dem Versteck. So etwas Herrliches hatte er noch nicht gesehen! Er jubelte vor Freude und klatschte in seine dicken Hände, daß die Rübe im Gesicht bedenklich zu wackeln begann. Gleich lief er auf die Wiese und setzte sich mitten ins Gras und spielte mit den Blumen." Selbstverständlich wird der Schneemann immer weniger, und schließlich bleiben von ihm nur zwei Kohlen, ein Zylinderhut und eine Rübe übrig. „Ein Häslein fraß die Rübe mit Behagen, in dem Hut baute später eine Vogelfamilie ihr Nest und die

Kohlen nahm eine arme Frau mit." Das Märchen klingt in die Lehre aus: Es bleibe jeder bei seinem Leisten.

Und nun noch zwei Märchen mit faustischen Gedanken: Das eine beginnt mit einer stimmungsvollen Schilderung der Praterau, in die sich die Verfasserin, hoch zu Pferd, hineinträumt. In Sehnsucht nach Reife und Erkenntnis über Aufgaben und Ziele des Lebens meditierend, hat sie plötzlich eine wundersame Erscheinung: ein blondgelockter Jüngling, Helios gleich, stellt ihr einen Wunsch frei, wenn sie sich binnen einer Minute entscheidet. In der Fülle der aufkeimenden Wünsche überschreitet sie die Zeit — der Jüngling verschwindet. Sie aber greift in die Zügel, und wie sie dem Pferd die Sporen gibt und durch das Gelände dahinjagt, an den knospenden Bäumen vorbei, die im Frühlingshauch zu neuem Leben erwachen, reift in ihr der Gedanke: nur der verdient die Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß. Nicht durch die Erfüllung eines Wunsches soll ihr mühelos das Glück in den Schoß fallen. Es wird auch hier wieder die „Arbeit" gepriesen.

Ein zum Teil sogar in gebundener Sprache erzähltes Märchen handelt von einem weit außerhalb der Welt thronenden König, der seine zwei Diener auf die Erde schickt, mit dem Wunsch, daß sie sich seiner immer wieder erinnern mögen. Doch nur der eine ist dieses Wortes eingedenk. Er geht durch die Fährnisse des Lebens, an Versuchungen vorbei, fast schon verzweifelnd, da erhebt ihn das Wort des Herrn: „Sieh, wie nach dem Wetter die Kraft sich erneuert, so gehe auch du kraftvoll den Weg, noch wird manch Gewitter die Saatfelder prüfen, bis in der Fülle das Gold sich wiegt. Gehe nur weiter, du wirst nicht zuschanden, wenn auch noch manches dir widerfährt!" Als ein Bote dem Geprüften die Rückkehr in das Reich des Königs freistellt, kehrt der Diener ohne Zögern dahin zurück und wird nun, wie versprochen, an Kindes Statt angenommen. Vorerst ein Diener, hat er sich durch seine Läuterung die Kindschaft erworben. Auch hier wieder Naturschilderung, Romantik und zutiefst der faustische Gedanke: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

HERBERT LIEGL

Für dich und mich

Haben Sie bitte keine Angst, daß ich Sie jetzt schulmeistern möchte. Aber vielleicht können Sie aus meinen Erlebnissen mit den „Sehenden" einiges Nützliches erfahren, falls Sie einem Blinden einmal helfen wollen. Denn ich nehme natürlich an, daß Sie nicht zu jenen Leuten gehören, die uns Blinde an einer Straßenecke stehenlassen, obwohl Sie bemerkt haben, daß wir gerne hinüber möchten.

Und dabei ist es doch so einfach, einen Blinden über die Straße zu führen. Es genügt ein leichter Druck oder Griff an den Unterarm — gehen können wir dann schon selber. Sehr oft nehmen uns aber hilfreiche Sehende irgendwo am Rockzipfel und zerren uns hinüber. Daß dies für den Blinden unangenehme Erinnerungen an einen Almabtrieb auslösen kann, mag verständlich sein.

Sonderbar finde ich es, wenn mich jemand mit den Händen an beiden Armen faßt und vor sich herschiebt. Dies löst bei mir ungefähr dasselbe Gefühl aus, das jemand haben muß, der in einen Bach gefallen war und nun, triefend und von Schlingpflanzen umwunden, herausgezogen wird. Und natürlich blicken alle Umstehenden den armen Hilflosen mitleidig an.

Auch in der Straßenbahn erlebt man manchmal so seine Überraschungen. Da wurde ich einmal beim Rockärmel gefaßt und zu einem freien Sitzplatz geschleppt. Als ich mich dort glücklich wieder in meinen Kleidern zurechtgefunden und freundlich bedankt hatte, war die Station, an der ich aussteigen wollte, auch schon da. Nun mußte ich erst wieder hastig aus dem Wageninneren hinaus stolpern. Diesmal wäre es mir lieber gewesen, in einem Winkerl auf der Plattform zu stehen.

Zu Hause, in den vertrauten vier Wänden, bewegen wir uns ziemlich sicher. Um so

erstaunter sind wir und unsere Angehörigen, wenn es doch einmal wo scheppert. Die Ursache war dann in der Regel, daß der Besen oder Schemel nicht an seinem angestammten Platz gestanden hatte. Unser gewohnter Weg war dadurch — wenn auch vielleicht nur um eine Handbreite — verändert. Ja, wir sind schon rechte „I-Tipferl-Reiter" geworden. So können wir uns darüber ärgern, wenn die Schere einmal nur um 10 cm weiter links liegt und wir sie daher nicht finden. Unser Ortssinn hat sich so ausgeprägt, daß wir immer wieder genau an jene Stelle greifen, an die wir einen Gegenstand legten. Jeder Platzwechsel bedeutet für uns natürlich ein Problem.

Nun kann es aber auch umgekehrt vorkommen, daß wir Blinden den Sehenden das Gruseln beibringen . . .

So werden es unsere sehenden Mitmenschen niemals fassen können, daß wir in völliger Dunkelheit ein Buch lesen, einen Brief schreiben oder gar die Milch abkochen können. Sie überlegen meistens nicht, daß für uns Blinde auch am Tag die Gegenstände genau so unsichtbar sind wie in der Dunkelheit. Ihr Erschrecken, uns beim Anknipsen des Lichtes gemütlich lesend vorzufinden, ist daher verständlich. Wir sollten deshalb, wenn die Abendzeit herankommt, das Licht aufdrehen. Dies ist zwar für uns Blinde ein Luxus, aber es schont die Nerven unserer Angehörigen.

Aber auch sonst können wir manchmal noch etwas für unsere sehenden Begleitpersonen tun. So erinnere ich mich an einen Besuch bei Bekannten, der sich etwas länger hinzog. Beim Weggehen gab es im Stiegenhaus kein Licht. Und nun zeigte es sich, daß mein Begleiter plötzlich unsicher mit seinen Füßen schlürfend, sich an der Wand entlang tastete. Da müßten wir Blinde schon den „hilflosen Sehenden" helfen; wir haben ja beim Betreten des Hauses ganz automatisch die Stiegen gezählt und uns alles gemerkt. So fällt es uns nicht schwer, nun in der Dunkelheit einmal die Rollen zu vertauschen.

Ausländische Freunde schreiben uns

Anläßlich der Tatsache, daß es im April dieses Jahres zehn Jahre sind, daß die Hilfsgemeinschaft ihr fruchtbringendes Werk wieder aufnahm, darf ich vor allem auf den großen Anteil hinweisen, welchen „Unser Schaffen" daran gehabt hat.

Dieses vielseitige und sehr gefällig aussehende Blatt stellt einen Kulturbeitrag von nicht zu unterschätzendem Wert dar.

Unsere besten Wünsche begleiten es auf seinem weiteren Weg.

Johan van den Berg
Propagandagist des Niederländischen Blindenbundes

Ihre Mitteilung über die geplante Festnummer hat mich sehr gefreut. Ich wurde erst, ich glaube im Jahre 1955, durch Ihre Verlautbarung im Wiener Radio auf Ihre Hilfsgemeinschaft aufmerksam und dann als Mitglied aufgenommen. Als ich im vorigen Jahre hierher übersiedelte, wollte ich doch durch die mir liebgewordene Monatszeitschrift mit Ihnen in Verbindung bleiben. Ich freue mich jedesmal über die sehr schönen Beiträge und über die Mitteilungen über die Erfolge des Verbandes. Ich glaube, daß dieses kleine Blatt eine wertvolle Verbindung zwischen allen Mitgliedern der Hilfsgemeinschaft und ihren „sehenden Freunden" bildet und wünsche vom Herzen vollen Erfolg für den Weiterbestand desselben.

Selma Schiller
Harrison N. J., USA

. . . Ihre Zeitschrift „Unser Schaffen" unterrichtet uns von der segensreichen Arbeit, die die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs leistet.

Wir sind geborene Wiener und daher mit unserer Geburtsheimat noch immer sehr verbunden und lesen mit großem Interesse alle Ihre auf hohem Niveau stehenden Artikel.

Wir gratulieren dem Obmann und allen seinen sehr geschätzten Mitarbeitern zu den großen Erfolgen, die sie durch ihren immensen Fleiß und ihre Intelligenz für die vom Schicksal so schwer betroffenen Menschen erreicht haben.

Möge allen Ihren Mitarbeitern weiterhin die Freude und die Kraft erhalten bleiben, an dem schönen Werk weiterzuarbeiten . . .

Grete und Siegfried Winter
Tel Aviv, Israel

. . . Die Hilfsgemeinschaft mußte gedeihen und der nächste logische Schritt war eine eigene Zeitschrift „Unser Schaffen". Ihr habt wohl viele Freunde gemacht, und wenn ich in weiter Ferne Eure Zeilen lesen darf, da kommt mir vor, daß ich meinen lieben, blinden Freunden ganz nahe bin, sozusagen nur ums Eck.

Bevor ich mich wieder empfehle, will ich noch berichten, daß wir hier in Australien, dem großen Land der Sonne, viel Sport betreiben, und unsere Weltherrschaft in Cricket, Tennis, Laufen und Springen spricht eine überzeugende Sprache. Bowls oder Rasenkegel wird von tausenden Australiern im Freien gespielt und wurde vor kurzem von den Blinden aufgenommen. Drei Blinde mit einem sehenden Kapitän spielen gegen dieselbe Zahl von Blinden oder sehenden Spielern. Das beweist wieder einmal, was der alte Spruch lehrt: Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg.

Dr. W. Winterton
Hawthorn, WA

DAS TONBAND

EIN NEUER FREUND DER BLINDEN

Für manchen glücklichen Besitzer eines Tonbandgerätes ist dieses nur ein Spielzeug, das ihn nach einiger Zeit vielleicht ebenso wenig interessiert wie andere moderne technische Errungenschaften, welche er sich angeschafft hat.

Da kam die Schwiegermutter neulich auf Besuch und sie wußte noch nichts von dem neuen Zauberkasten. Natürlich war das Mikrophon eingeschaltet, und man hat sie noch animiert, über ihre Nachbarn und die lieben Verwandten, die gerade nicht da waren, loszuziehen, das sollte doch ein Riesenspaß werden.

Anfänglich erkannte sie ihre Stimme nicht und sah sich ein wenig verwundert um. Das Gesprochene hatte sie doch schon einmal gehört?

„Nun, was sagst du zu deiner Stimme? Die haben wir jetzt, während du so rückhaltlos über die lieben Mitmenschen sprachst, auf dem Tonband festgehalten."

„Also, wenn ich es nicht wüßte, ich hätte meine Stimme niemals erkannt. Könnt ihr das aber wieder auslöschen?"

„Wir können schon, aber ob wir es tun werden . . ."

Dann haben sie ihren raunzenden Jüngsten auf dem Tonband aufgenommen und dieses feierlich dem Familienarchiv einverleibt.

Eines Tages ist Franz zu Besuch gekommen. Er hatte keine Ahnung, daß sein „aufrichtiger" Freund ohne sein Wissen ein Mikrophon versteckt aufgestellt hatte und bald gab es eine flotte Unterhaltung. In bester Stimmung mußte ein anderer guter Freund herhalten, wurde nach allen Regeln der Kunst ausgerichtet und als dieser eines Tages bei dem Magnetophonbesitzer erschien, bekam er, nachdem er selbst auf dem Kunststoffband verewigt wurde, die Stimme seines Freundes zu hören. Das Ende war eine zerstörte Freundschaft.

Immer mehr wurde unser Tonbandbesitzer von seinen Freunden und Familienangehörigen gemieden, denn man fühlte sich bei ihm nicht mehr wohl. Man war nicht mehr frei bei ihm, es war ein „Spion" da.

Das Tonband, das bei vielen Firmen, bei Kongressen, bei Aufnahmen für den Rundfunk und anderen Gelegenheiten verwendet wird, kann aber auch zur großen Freude werden. Es kann den Blinden und vor allem den später Erblindeten, denen die Erlernung der Blindenschrift Schwierigkeiten macht, schöne, erbauliche Stunden bereiten und ihnen einen Teil der verlorengegangenen Unabhängigkeit zurückgeben.

Als wir noch sehend waren, haben wir gerne Bücher und Zeitschriften gelesen, und die Lektüre eines guten Buches ist wirklich ein großes Vergnügen. Dann kam die Erblindung und aus war es — wie viele schöne Bücher zu lesen hatten wir uns doch noch vorgenommen: manche von ihnen hatten wir schon gekauft.

Übrigblieben die Familienangehörigen, die mit mehr oder weniger Begeisterung dem Erblindeten vorlesen. So wurde und blieb er abhängig. Das Radio kam und machte die Blinden zu seinen dankbarsten Hörern. Das Rundfunkgerät konnten sie allein bedienen, ohne Schwierigkeit und ohne Mühe die verschiedenen Stationen finden und es war alles auf Gehör eingestellt.

Die Blinden spitzten die Ohren, als sie von der neuen technischen Errungenschaft,

dem Magnetophon, erfuhren und erstmalig das Wort „Gesprochenes Buch" hörten.

Auch diese Neuheit brauchte einige Jahre für ihre Entwicklung, die wir gerne überspringen wollen. Gegenwärtig gibt es in vielen Ländern Hörbüchereien, aus denen die Blinden, soferne sie schon ein Tonbandgerät besitzen, die schönsten Werke der Weltliteratur, von hervorragenden Schauspielern auf Tonband gesprochen, entlehnen können.

Wir sind im Begriffe, auch in Österreich eine Hörbücherei für die Blinden aufzubauen. Die Post befördert Tonbandsendungen, auch eingeschriebene, vollkommen kostenlos.

Nach richtiger Anleitung und ein wenig Übung können die Tonbandgeräte von jedem Blinden allein und ohne jede Hilfe bedient werden.

Die auf Tonbänder gesprochenen Werke bestehen je nach Umfang aus vier bis zehn und noch mehr Bändern. Jedes Band hat zwei Spuren. Von links nach rechts läuft das Band durch den Tonkopf von seiner Spule auf eine Leerspule über. Ist die eine Spur abgehört, wird die volle Spule wieder links aufgesetzt und läuft wie vorher auf die rechte Spule.

Die Hörbüchereien geben Kataloge heraus, aus denen sich der blinde Tonbandfreund vorlesen läßt. Er stellt dann eine Liste zusammen, sendet diese an die Hörbücherei und erhält regelmäßig seine geistige Nahrung ins Haus geschickt.

Darüber hinaus haben die Nichtsehenden auch die Möglichkeit, mit Schicksalsgefährten in anderen Ländern in Verbindung zu treten und eine Tonbandkorrespondenz zu eröffnen.

Mit dem Tonbandgerät ist eine Möglichkeit geschaffen, daß sich Blinde selbständig, ganz unabhängig von fremder Hilfe, in das kulturelle Leben einreihen können, daß sie teilnehmen können an internationaler Zusammenarbeit und daß sie durch die willkommene Zerstreuung, welche ihnen mit dem Tonband geboten wird, leichter über ihr schweres Schicksal hinwegkommen können.

Die Geräte sind noch sehr teuer und die Anschaffung dieses neuen Freundes und Helfers der Blinden wird manchen von ihnen wegen der meist noch zu geringen Einkommen vorläufig ein unerfüllbarer Wunschtraum bleiben. Wir hoffen aber, daß die Industrie bald mit einem Gerät herauskommen wird, welches ausschließlich für das Abhören von Bändern bestimmt und dadurch in der Anschaffung bedeutend billiger sein wird.

Es gibt bereits einige internationale Tonbandklubs der Blinden. Diese Klubs lassen Tonbänder durch einige Länder die Runde machen. Belgien, Holland, Deutschland und Österreich haben sich zum ersten Rundbandklub zusammengeschlossen. Dieser ist auf Anregung des blinden Telephonisten *Hessel Reek*, Rijswijk, Holland, zustande gekommen und bildet eine praktische Grundlage für gute Zusammenarbeit, welche sich für das Blindenwesen in der Welt nur fruchtbringend auswirken kann. 150 Blinde in Amerika interessieren sich für einen Austausch von Tonbändern.

Und was ist mit jenen Blinden, welche sich vorläufig noch kein Gerät anschaffen oder aus irgendeinem Grunde damit nicht umgehen können?

Wir sind eben daran, auch dieses Problem zu lösen und hoffen, schon in der allernächsten Zeit Interessantes berichten zu können.

Ein schmales Band, ein Druck auf einen Knopf und eine Welt öffnet sich uns wieder, von der wir geglaubt haben, daß sie uns für immer verschlossen sei.

Wir ziehen mit hinaus in ferne Länder, verbringen köstliche Stunden der Entspannung bei fremden Völkern, erleben durch Franz Werfel das Lied der Bernadette und besuchen mit Max Reisch Opiumhöhlen im fernen Asien.

Von unaussprechlicher Dankbarkeit erfüllt für alle Menschen, welche uns auf diese Weise helfen, wieder froh sein zu können, nehmen wir uns vor, keine Mühe zu scheuen, um alle Blinden an dieser so segensreichen Einrichtung teilhaftig werden zu lassen.

R. V.

Neue Ausstattung

Ein Mann vom Land besuchte ein großes Museum und sah lange Zeit einigen Kunstschülern zu, die dort alte Meister kopierten. Schließlich näherte er sich zaghaft einem der jungen Künstler und fragte: „Sagen Sie bitte, mein Herr, was geschieht mit den alten Bildern, wenn die neuen fertig sind?"

Briefe an „Unser Schaffen“

. . . Ich danke all den Männern und Frauen, die sich in edler Menschlichkeit in den Dienst der Hilfsgemeinschaft gestellt haben und bitte sie, in ihren Bestrebungen nicht zu erlahmen, sondern fortzufahren, die Öffentlichkeit zur Hilfe für die Blinden aufzurufen. Vor einem Jahr trat ich der Hilfsgemeinschaft als Mitglied bei, und wie viele Freuden und Anregungen habe ich schon durch sie empfangen! Wie freute ich mich, als ich als erstes Geschenk der Hilfsgemeinschaft das Osterpaket erhielt, das so praktisch und fürsorglich zusammengestellt war. Aber noch gerührter war ich, als ich auch zu meinem Geburtstag mit einer Liebesgabe bedacht wurde. Ich hätte nie gedacht, daß fremde Menschen meines persönlichen Festtages gedenken würden.

Wie gerne höre ich zu, wenn mir liebe Menschen aus „Unser Schaffen“ vorlesen. Jeden Monat lege ich ein Heft in das Wartezimmer des Arztes und eines in das des Dentisten. Vielleicht wirft einer der Patienten doch ab und zu einen Blick hinein und erfährt, daß blinde Menschen einer ganzen Ortschaft zu gutem Trinkwasser verholfen haben oder macht sich Gedanken darüber, daß die oft schwer um ihre Existenz kämpfenden Blinden durch die Öffentlichkeit besser versorgt werden sollten. Ich erinnere nur daran, daß es unser Verein war, der die Blindenbeihilfe durchsetzte, weil er laut und oft genug auf den Notstand seiner Mitglieder hinwies.

Und zum Schluß noch das: Möge unsere liebe Hilfsgemeinschaft den Ehrentitel „Motor der Blindenbewegung“ auch weiterhin mit vollem Recht tragen und in allen Bestrebungen erfolgreich sein.

Melitta Adler
Hallstatt

. . . Damals standen die Blinden ohne jedes Verständnis seitens der Sehenden da, und was sie von gutherzigen Menschen bekamen, war nur aus Mitleid gegeben. Das aber konnte die ärgste Not nicht lindern.

Da wurde von einigen mutigen Menschen, die zwar kein Geld und auch keine guten Beziehungen, dafür aber den festen Willen besaßen, ihren Schicksalsgefährten in ihrer Not beizustehen und zu versuchen, sie aus ihrer bedrängten Lage zu befreien, die Hilfsgemeinschaft gegründet. Der Blinde ist ein ebenso wertvoller Mensch wie jeder andere, der einzelne aber wäre nie imstande gewesen, seine Interessen wirksam zu vertreten. Auch mußte die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft einen Einfluß auf die seelische Verfassung der von Blindheit betroffenen Menschen haben. Wir wollen immer wieder versichern, daß wir die Hilfe der Sehenden benötigen, wir wollen aber für unser unverschuldetes Unglück kein entwürdigendes Mitleid.

Heute, nach zehn Jahren, hat sich dank der unermüdlichen Aufklärungsarbeit der Hilfsgemeinschaft das Schicksal der Blinden in vielerlei Hinsicht gebessert. Die Hilfsgemeinschaft besitzt in Unterdambach ein Heim, das allen Mitgliedern durch drei Wochen im Jahr nicht nur Erholung und gute Verpflegung, sondern vor allem ein gemütliches Beisammensein mit Schicksalsgefährten gewährt. Dieses Beisammensein gibt dem oft ganz Vereinsamten neue Kraft und frischen Lebensmut für den grauen Alltag in der Großstadt. Er nimmt das Gefühl mit nach Hause, nicht mehr abseits stehen zu müssen und seinen Kummer und seine Sorgen jederzeit zu seiner Hilfsgemeinschaft tragen zu dürfen.

Wir wollen heute all denen, die einst die Hilfsgemeinschaft gegründet haben und die stets ihre ganze Kraft und ihren Einfluß in den Dienst der Blinden stellen, unseren Dank sagen und sie bitten, in ihrer Arbeit zum Wohle dieser vom Schicksal so schwer Betroffenen nicht zu erlahmen. Dann können wir trotz aller Unbill hoffnungsfroh in die Zukunft schauen.

Irma Eberwein
XVIII. Scheffelgasse

. . . Dank dem Bemühen vieler Stellen und nicht zuletzt der Hilfsgemeinschaft ist es gelungen, daß wir Zivilblinden eine monatliche Blindenbeihilfe bekommen, die wir sehr gut brauchen können. Weiters möchte ich den Um- und Ausbau des Erholungsheimes in Unterdambach erwähnen, wo vielen meiner Leidensgenossen eine Erholung für verhältnismäßig geringes Entgelt geboten wird.

Besonders spricht mich auch der familiäre Ton in den Briefen der Hilfsgemeinschaft an und die liebenswürdige Art und Weise, wie man uns Feste verschönert. Ich will dabei anführen, daß ich mich immer sehr über die Weihnachts-, Oster- und Geburtstagsgeschenke freue. Schon allein die Verpackung rührt mich jedesmal und dann erst der so mit Liebe ausgewählte Inhalt.

Auch sorgt man für Zerstreuung, und ich bedaure, daß ich an den Bunten Nachmittagen nicht teilnehmen kann. Ich bin da immer nur auf die Berichte in unserer Zeitung „Unser Schaffen“ angewiesen. Ja, unsere Zeitung, die ist erst das richtige Bindeglied zwischen uns allen.

Jedenfalls bin ich der Ansicht, daß die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten eine Institution ist, die für uns Zivilblinde eine enorme Bedeutung hat . . .

Johanna Gebhart
Steyr, Oberösterreich

. . . Seitdem ich durch die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten mit Nichtsehenden in nähere Fühlung gekommen bin, habe ich die Überzeugung gewonnen, daß es sich wirklich nicht um bemitleidenswerte Geschöpfe handelt. Sie wollen ja gar kein Mitleid, sondern ausschließlich unser Verständnis und unsere Hilfsbereitschaft.

Was würde ihnen auch mit Mitleid gedient sein?

Wir, die wir das große Glück haben, gesunde Augen zu besitzen, um uns an der Schönheit der Natur zu erfreuen, sollen immer daran denken, daß alles vergänglich ist. Wir wollen selbstverständlich unsere Pflichten gegenüber unseren weniger glücklichen Mitmenschen nicht versäumen. Dann werden wir wohl unseren Teil dazu beigetragen haben, auch ihr Leben etwas schöner zu gestalten . . .

. . . Im Herbst vorigen Jahres war ich anläßlich der feierlichen Eröffnung der Wasserleitung mit in Unterdambach, und was ich dort miterleben durfte, wird mir unvergeßlich bleiben.

Besonders fiel mir der gute Humor der Blinden auf, sie lachten und unterhielten sich in fröhlichster Stimmung.

Das Erholungsheim ist sehr schön gelegen und ich kann mir wohl vorstellen, daß sich diese Menschen dort in ihrem eigenen Hause sehr wohl fühlen und jedes Jahr gerne wiederkommen . . .

. . . Ich möchte nur wünschen, daß alle sehenden Menschen sich einmal die Zeit nehmen mögen, um sich für das Leben der Blinden etwas mehr zu interessieren, dann würden sie ganz bestimmt diese gute Sache noch viel lieber unterstützen . . .

Hermine Winkler
Wien XV.

Blinde in aller Welt

ÄGYPTEN

Gegenwärtig verfügt die moderne Heilkunde über die Möglichkeit, die gefürchtetste aller Augenkrankheiten, Trachom, welche häufig zur Erblindung führt, durch Antibiotika und Sulfonamide zu bekämpfen. In Ländern, wo diese Augenkrankheit vielfach vorkommt, müssen umfangreiche Aktionen zu ihrer Bekämpfung organisiert werden. In Ägypten wird dazu ein Teil der Schuljugend herangezogen.

Hunderte ägyptischer Schulkinder tragen voll Stolz auf ihrer Kleidung rote Metallabzeichen, welche anzeigen, daß sie dem „Gesundheitskomitee" ihrer Schule angehören. Es ist die Aufgabe dieses Komitees, Schüler und Schullokale auf Hygiene zu inspizieren und — noch wichtiger — auf die Augen ihrer infizierten Klassenkameraden antibiotische Salben aufzulegen.

Die begeisterte Mitarbeit dieser Kinder trägt in großem Maße dazu bei, daß die durch die ägyptische Regierung, die Weltgesundheitsorganisation und die Unised eingeleitete Kampagne einen günstigen Verlauf nimmt, wobei man sich das Ziel gestellt hat, das Auftreten von Trachom im Versuchsgebiet Qualliub ganz unter Kontrolle zu bekommen. Das Programm sieht vor: Gesundheitsfeldzüge in den Dörfern des Gebietes, Bekämpfung der Fliegen, insbesondere der „Musca Sorbens", die, wie man annimmt, eine bedeutende Rolle bei der Übertragung von Augenkrankheiten spielt. Außerdem Aufklärung über Gesundheit und Hygiene für Eltern, Kinder, Lehrer und andere.

5000 vorschulpflichtige Kinder erhalten einige Zeit vor der Saison, in welcher das Ausbrechen akuter Augenerkrankungen erwartet wird, Sulfonamide, und 2500 Kinder werden 40 Tage hindurch zweimal täglich mit antibiotischer Salbe behandelt. In einer Anzahl eigens dafür bestimmter Dörfer wird diese Behandlung in Gruppen von ca. 100 Kindern fortgesetzt, um genaue Unterlagen über das Ergebnis der angewandten Methode zu erhalten. Sollte sie erfolgreich sein, wie man erwartet, dann würde dieses Versuchsprojekt ein erster Schritt zur Verhinderung der Blindheit in Ägypten sein.

ENGLAND

Arthur Barlett, einem Korbflechter, der taubstumm und blind ist, wurde beim Wettstreit der Model-Engineer-Ausstellung in London das höchste Diplom zugesprochen. Er stellte ein Modell-Motorboot aus, das vollkommen ausgestattet und mit allem versehen ist.

JAPAN

Professor *Dr. Jasuschi Hoschino* von der Technischen Hochschule in Tokio hat die sprechende Zeitung erfunden.

Die Vorderseite jedes Blattes enthält die normal gedruckten Meldungen. An der Rückseite aber ist zeilenweise eine Tonspur aufgedruckt. Läßt man diese Tonspur durch einen gleichfalls von Professor Hoschino erfundenen Apparat abtasten, dann kann man die auf der Vorderseite gedruckten Meldungen und Artikel als gesprochenen Text hören.

Noch in diesem Jahr soll mit der Serienerzeugung dieser „Lesemaschine" begonnen werden, die auch bei der Brüsseler Weltausstellung zu sehen sein wird.

ÖSTERREICH

Die junge blinde Stenotypistin *Inge Koretny*, die sich am Wettbewerb für Stenographie und Maschinenschreiben beteiligt hatte, gehörte zu den Besten der Bewerber. Sie erreichte in Stenographie 320 Silben und im Maschinenschreiben 110 Silben in der Minute. Sie wurde von der Gemeinde Wien als Stenotypistin im Allgemeinen Krankenhaus angestellt.

SCHWEIZ

Der siebzehn Mitglieder zählende Blindenchor in Zürich, der vom blinden Organisten *Werner Graf*, St. Gallen, geleitet wird, ist Ende des Vorjahrs erstmalig in die Öffentlichkeit getreten.

Die Blindenfreundin *Anna Auer* in Zürich hat es übernommen, ohne Entgelt Führhunde für Blinde auszubilden, dadurch werden die erhöhten Kosten, die durch die Ausbildung in ausländischen Führhundeschulen entstehen, vermieden.

Frau Auer hat bereits mit großem Erfolg in Deutschland Hunde für die Blinden ausgebildet und in zweijähriger Arbeit in Slowenien eine Führhundeschule für jugoslawische Blinde aufgebaut, geleitet und zwei Männer als Ausbilder herangebildet. Zudem hat sie kürzlich in England ihre Kenntnisse auf diesem Gebiet noch erweitert.

TSCHECHOSLOWAKEI

Die Zeitung „Tvorba" berichtet, daß sich unter den Blinden nunmehr auch Lehrer, prominente Pädagogen und Psychologen befinden. „Unser neues Leben", heißt es, „gibt nun auch unseren Blinden reale Hoffnungen. Darüber hinaus sollte man auch darüber nachdenken, ob wir auch wirklich alles getan haben für 8000 Blinde, die in unserer Republik wohnen."

PORZELLAN

In einer Vitrine vergang'ner Zeit
Ein Rokoko-Pärchen im prächt'gen Kleid,
Ein grinsender Faun stand nebenan
Aus kostbarem Meißener Edelporz'lan.
Still saß der Kunstfreund da und sann —
Da brach ein Luftzug jäh sich Bahn
Und leise klang das Porzellan.

Schon Mittnacht war's, die Weihestunde
Und Stille herrschte in der Runde,
Da fing zu schlagen an tsin, tsin,
Die Säulenuhr dort am Kamin.
Ein neuer Luftzug brach sich Bahn
Und Schlaf fiel den Ästheten an.
Da fing der Faun zu kichern an.

Das Pärchen lief den Schrank hinunter
Bis aufs Parkett, vergnügt und munter,
Verbeugung, Knicks, gar schön und nett
Tanzte das Paar ein Menuett
A la Louis Quinze.
Ein neuer Luftzug brach sich Bahn
Und wieder klang das Porzellan.
Da sprang der Faun auch aufs Parkett
Zu stören bös das Menuett.

Erwachend sprang der Kunstfreund auf
Zu schützen seine Lieben.
Da lagen sie in arger Not!
In Weiß und Gold und Blau und Rot. —
Nur Scherben war'n geblieben —
Ein neuer Luftzug brach sich Bahn
Und leise klang das Porzellan.

Rudolf Scholz

WIENER ALLIANZ
VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

WIEN I. OPERNRING 3—5

TEL. 52 55 51

SEIT 1860 FÜR VERSICHERUNGEN
EIN BEGRIFF

GESCHÄFTSSTELLEN IM GESAMTEN BUNDESGEBIET

Man spart
wenn man bei
A. Gerngross
kauft.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

Kaffee

von Julius Meinl

"ELIN"

ELEKTRISCHE MASCHINEN
GERÄTE UND ANLAGEN

für Energiewirtschaft - Bergbau - Industrie - Verkehr
Gewerbe und Landwirtschaft

In gleicher Qualität auch

Elin

HAUSHALTGERÄTE

wie Kompressor-Kühlschränke - Elektroherde
Wasch- und Bügelmaschinen
Staubsauger - Bodenbürsten - Mixer - Kleingeräte

DIE MARKE, DER MAN TREU BLEIBT

dieser Nummer:

H. Appenzeller, Dr. Kainrath, F. M. Wiesenberger, I. Wicherek

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

In Niederösterreich geht es vorwärts

Schenken macht Freude

Soziales Verständnis ist die Voraussetzung für eine humanitäre Entwicklung

Die Wunderwelt des Auges

PREIS S 3.50
DM 0.60
S. fr. 0.60

JAHRGANG HEFT 5 MAI 1958

In Niederösterreich geht es vorwärts

Wir haben wiederholt in „Unser Schaffen" darauf hingewiesen, daß die vor einem Jahr in Kraft getretenen Blindenbeihilfengesetze noch einiger Verbesserungen bedürfen. Es muß anerkannt werden, daß mit der Schaffung dieser Ländergesetze den Zivilblinden erstmalig ein gesetzlicher Anspruch auf einen Härteausgleich gesichert wurde. Vergleicht man die materielle und soziale Lage der Blinden mit der vor etwa zwanzig Jahren, so kann man feststellen, daß auf diesem Gebiete schon beachtliche Fortschritte erzielt worden sind.

Immer mehr setzt sich die Erkenntnis durch, daß man diese ganz unverschuldet in eine so schwere Lage geratenen Menschen nicht einfach ihrem Schicksal überlassen kann, sondern ihnen vielmehr ein wenig die harte Last erleichtern soll.

Durch verschiedene sozialrechtliche Bestimmungen, haben sich die Lebensbedingungen der Blinden soweit gebessert, daß man ruhig sagen kann, die Zeit des blinden Bettlers sei vorüber. Es soll damit aber keineswegs gesagt sein, daß es den Blinden schon so gut geht, daß ein weiterer Ausbau der gesetzlichen Bestimmungen nicht mehr notwendig ist.

Während das Steiermärkische Blindenbeihilfengesetz vorsieht, daß die Blindenbeihilfe des Landes allen Blinden ohne Berücksichtigung sonstiger Einkommen gewährt wird, und zwar auch jenen Blinden, welche als Sozialrentner nebst ihrer Vollrente einen Hilflosenzuschuß beziehen, hält das Niederösterreichische Blindenbeihilfengesetz an einer Einkommensgrenze fest und gewährt Hilflosenzuschußempfängern keine Blindenbeihilfe.

Es besteht aber begründete Aussicht, daß demnächst eine Novellierung des Niederösterreichischen Blindenbeihilfengesetzes durch den Landtag beschlossen werden wird, wonach der Hilflosenzuschuß der blinden Sozialrentner auf S 450 angeglichen wird. Das heißt, wenn ein Hilflosenzuschuß beispielsweise S 300 beträgt, so erhält der Anspruchsberechtigte S 150 zusätzlich als Blindenbeihilfe.

Wir waren sehr erfreut, als uns kürzlich der Sozialreferent der Niederösterreichischen Landesregierung, *Emerich Wenger*, ausführlich über die bevorstehende Novellierung berichtete und uns in einer längeren Unterredung bewies, daß er selbst sowie die gesamte Landesregierung der Sache der Blinden mit Verständnis und Wohlwollen gegenüberstehen. Wir haben bei dieser Gelegenheit verschiedene offene Wünsche dargelegt, welche bei dem Leiter des niederösterreichischen Sozialwesens gute Aufnahme fanden.

Wir berichteten mit begreiflichem Stolz über unser schönes Erholungsheim in Unterdambach bei Neulengbach und dankten für die große Unterstützung, welche wir seitens der Niederösterreichischen Landesregierung bei dem Anschluß der Gemeinde Unterdambach an die 2. Wiener Hochquellenleitung erfahren haben.

Landesrat Wenger äußerte sich auch sehr lobend über „Unser Schaffen" und anerkannte die große Bedeutung dieser Monatsschrift bei der Propagierung unserer Bestrebungen. Er schätze die Arbeit der Blinden hoch ein und erblicke in der Neueinstellung von immer mehr Blinden in das Berufsleben eine große soziale Tat.

Landesrat Wenger zeigte für das Bestreben der Blinden, ihr Leben ständig zu verbessern, volles Verständnis, „denn in der Unzufriedenheit liege schließlich der Fortschritt". Selbstverständlich müsse man mit Geduld an die Erfüllung der Wünsche herangehen. Es fiel uns nicht schwer, ins Treffen zu führen, daß man durch den Mut, mit dem man das schwere Schicksal der Blindheit trägt, schon große Geduld bewiesen habe. Wir erwarten aber auch, daß alle öffentlichen Stellen das Möglichste tun, um den Blinden jene Voraussetzungen zu schaffen, die es ihnen ermöglichen, die Blindheit weniger hart zu empfinden und als vollwertige, gleichberechtigte Menschen im modernen Sozialstaat zu leben.

Wir können der Meinung des Herrn Landesrates nur zustimmen, daß es von großem Vorteil für die Interessen aller Blinden wäre wenn sie sich zu einer Interessengemeinschaft zusammenschließen würden. Die vielen

Sammelaktionen, die von den verschiedenen Gruppen an die Bevölkerung herangetragen werden, könnten Ärgernis erregen.

Mit großem Interesse hörte sich Landesrat Wenger einen kurzen Bericht seiner blinden Besucher aus ihrem eigenen Leben an und stimmte vollkommen mit ihnen überein, daß Blinde, wenn man ihnen nur die erforderliche Hilfe bietet, durchaus imstande sind, ihren Mann zu stellen und, gleich ihren sehenden Mitmenschen, vollwertige nützliche Arbeit zu leisten.

Es ist zu hoffen, daß die neue Bestimmung des Niederösterreichischen Blindenbeihilfengesetzes bereits in den nächsten Monaten in Kraft treten und den blinden Sozialrentnern eine lang gewünschte Erhöhung ihres keineswegs zu großen Einkommens bringen wird.

R. Vogel

FRANZ JOSEF SCHICHT

FEUER!

Ein kleiner Junge und eine große Sensation, das paßt gut zusammen! Der kleine Junge tritt mit Gelassenheit auf die große Sensation zu und verleiht ihr ein wortloses, echtes Pathos.

Sehr viele Leute schrien:

„Ein Waldbrand! Unser Wald brennt!"

Sie rannten aus der Stadt und wichen nur der Feuerwehr respektvoll aus, die natürlich mit alarmierender Quart zur Brandstelle fuhr, obwohl sie eigentlich nicht löschen konnte. Es sah bedeutend ärger aus, als es war. Die Brandfläche war nicht klein, doch hatte sie in breiten Wegen und einer Felswand ihre natürliche Abgrenzung gefunden. Auch brannten nur Gras und Unterholz, der richtige Wald war durch einen leeren Wassergraben vor einem Übergriff geschützt.

Trotzdem war es sehr eindrucksvoll und heiß.

„Wie ist die Windrichtung?" fragte jemand. „Es könnte von Bedeutung sein für die Katastrophe. Wenn die Brunst über den Graben schlägt und den Wald erreicht, frißt sie ein unauslöschliches Mal in das tausendjährige Antlitz der Welt."

„Schrecklich! Wie schön Sie das gesagt haben! Welche Qual für die leidende Erde!"

Auch ein kleiner Junge stand da und schaute zu. Er war sicher schon vierzehn Jahre alt, doch wann werden kleine Jungen eigentlich groß? Manche vielleicht nie, Gott sei Dank!

Mitten drin ist unser Fußballplatz, dachte er. Sehr klein, ja, aber mit viel Mühe plattgetreten. Eigentlich nur ein Plätzchen. Eine Insel im Feuer. Eine Festung im Feuerwall. Die Augen des kleinen Jungen leuchteten. Siegfried reitet durch die Lohe zu Brunhilde! Großartig! Was ein Pferd aushält! Ob das Fahrrad . . . ? Ich habe es unter mir wie ein Pferd, dachte er. Es gehorcht mir, ich dirigiere es im miserabelsten Gelände. Eine richtige Straße kennt es kaum. Ich nenne es auch immer: mein Pferd. Siegfried — toller Kerl! Der kleine Junge wirft plötzlich den Kopf zurück, verzerrt kühn sein hübsches Gesicht und schwingt sich in den Sattel. Die Leute kreischen vor entsetztem Vergnügen. Jetzt erst lohnt es sich wirklich!

Der kleine Fußballplatz war wie ein Kamin, in dem sich die Hitze verfing. Am besten fährt man rasch darüber und durchquert auf der anderen Seite noch einmal den Wald. Dann hat man die ganze Sache in einem Zug erledigt. Vorläufig sind nur die Strümpfe angesengt. Er fuhr ja auch sehr schnell. Aber was ist das? Der kleine Junge traut seinen Augen kaum. Zwar tritt ihm nicht Brunhilde befreit entgegen, aber ein noch viel kleinerer Junge rennt ihm brüllend und jammernd beinahe ins Rad.

„Hilfe! Hilfe! Ich komme da nicht heraus!"

Jetzt wird er aber zornig:

„Was heulst du Rotz und Wasser, anstatt dich durchzuschlagen?"

Der ganz kleine Junge faßt sich schnell:

„Idiot! Auf dem Rad ist's ja keine Kunst, aber zu Fuß verbrenne ich."

Der kleine Junge sieht ein, daß die Zeit zu heiß ist, um hier zu debattieren.

„Los! Auf die Stange!" kommandiert er. Zu zweit ging es weit langsamer. Das Hemd des kleinen Jungen, der sich über den noch kleineren zur Lenkstange hinbeugte, litt sehr, und darunter auch ein wenig die Haut.

„Mein Hemd bezahlst du!“ entscheidet er. „Es ist, weil ich so langsam fahren muß.“

Der noch kleinere Junge nickt erschrocken, doch er sieht es ein.

Kurze Zeit später — so etwas geht wirklich schnell — steht der kleine Junge, in langen Hosen, als Lebensretter vor seinem Bürgermeister. Auch der Schulinspektor ist dabei und der Herr Direktor, auch Damen und Herren aus der Hauptstadt. Alles ist feierlich, selbst der kleine Junge kann sich der erhebenden Stimmung nicht erwehren. Kerzengerade steht er da, mit wunderbar frisierten Haaren. Der Bürgermeister hält eine dankbare Rede, die den Erwachsenen außerordentlich gefällt. Mit Tränen in den Augen blicken sie auf den Lebensretter. Dann kommt der Herr Direktor, und der spricht ihn ganz persönlich an. Stolz schaut er ihm in die Augen und sagt:

„Tapferer, feiner Junge, was dachtest du, als du dein Leben einsetztest für einen kleinen Kameraden? Was fühltest du, als du bedenkenlos ins Feuer stürztest, dein kostbarstes Gut, deine Gesundheit, wagtest, um ein fremdes Menschenleben zu retten?“

Stille umgibt den kleinen Jungen, ein großes, ergreifendes Schweigen. Er ist tief davon berührt, wird ganz weich und so seltsam gefügig. Soll ich — denkt er verträumt —, soll ich es wirklich sagen? Siegfried — Feuerwall — Brunhilde? Eigentlich Siegfried, der tolle Kerl, und sein Pferd! Doch es ist nicht die reine Wahrheit. Ich wollte ja auch wissen, ob das Rad . . . Zum Teufel auch, das hat seine Schuldigkeit getan! Völlig ohne Widerstand unter meinen Händen! Laut und erklärend setzt er seine Gedanken fort:

„Pariert hat es mir wie ein Pferd. Fabelhaft! Nur die doppelte Belastung hat das Tempo aufgehalten, daß das Hemd Feuer fing. Brannte aber sehr schlecht. Echter Schafwollstoff!“

Die Versammlung ist tief gerührt von diesem Kinde. Der Direktor erfaßt die Hand des kleinen Jungen und schüttelt sie freundschaftlich. Er, in dessen Schule man so erzogen wird.

Ein kleiner Junge weiß nicht, wie lächerlich und übertrieben eine große Sensation ohne ihn wäre.

Ein Mutterherz

Dort, wo im dämmernden Haine
das Dorfkirchlein steht,
auf dem Hügel in schlafmüder Stille,
dort, wo der Atem des ewigen Friedens weht,
tragen vier Männer die irdische Hülle.

Tragen sie fort aus dem Leben
mit stampfenden Tritten,
im Antlitz nur Gleichmut und Pflicht.
Daß sie ein Mutterherz halten,
das liebend gelitten,
dies ahnen die Träger der Toten
wohl nicht

DR. KAINRATH

Bunter Nachmittag im Schwechaterhof

Für den 9. März 1958 hatte die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ihre Mitglieder und deren Angehörige zu ein paar heiteren Stunden eingeladen. Es tat den mehr als 500 Gästen sehr gut, wieder einmal nach Herzenslust lachen zu können.

Das von Prof. *Dechantsreiter* bestens zusammengestellte Programm war ganz auf die speziellen Wünsche nichtsehender Menschen abgestimmt.

Vor allem die Ohren sollten auf ihre Rechnung kommen. Dies ist den Mitwirkenden, die sich — wie schon so oft — in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hatten, auch wirklich gelungen.

Franz Fialka umrahmte mit seiner witzigen Conférence die ausgezeichneten Darbietungen.

Den Reigen eröffnete Dr. *Karl Kainrath* mit Violinvorträgen, meisterhaft begleitet von seinem zehnjährigen Sohn Peter und der „etwas größeren" Sonja Vogel.

Die Liebhaber der Wiener Operette kamen ganz besonders auf ihre Rechnung, denn *Maria Stöckler* und *Georg Kepplinger* erwiesen sich als ausgezeichnete Interpreten. Unermüdlich sangen und tanzten sie und ließen unsere Schicksalsgefährten für einige Zeit alles Leid vergessen.

Elfriede Glumpner spielte sich mit ihren kunstvollen Vorträgen auf der Singenden Säge in die Herzen unserer blinden Freunde.

Als dann „Gino" mit seiner musikalischen Virtuosität die Zuhörer geradezu verblüffte, kannten die Beifallsstürme keine Grenzen.

Wie alle anderen Mitwirkenden stellte sich Prof. *Josef Mayer-Aichhorn*, der bewährte Begleiter am Flügel, vollkommen uneigennützig in den Dienst der guten Sache. Der reiche Beifall war den Künstlern der schönste Lohn. St.

EINE JUNGE MUTTER

Stolz im ersten Blütenkleide
Steht verklärt ein junger Baum,
Bangend in den selgen Träumen
Vor den Winden aus dem Raum —
Dicht an seinen Stamm geschlossen
Hält, gehüllt in weiße Seide

Eine Mutter neues Leben,
Blickt empor zur Blütenpracht
Und sie strahlt in weite Räume
Reinsten Glanz aus ewgem Schacht. —
Langsam fällt der letzte Schleier —
Sanft in klaren Lichtgeweben

Wächst sie aus dem Kranz der Lieder
Zu der Lebenshymne Stern,
Schmeichelnd klingt die Gotteslyra
In ihr Herz aus nah und fern
Und es schweben Blütenblätter
Über ihre zarten Glieder.

KURT KLEBERT

DOKTOR LOTHAR RING:

DIE VIERFÜSSIGE FREUNDIN

Die Katze hat entgegen dem schlechten Ruf, der ihr zu Unrecht zuteil geworden ist, dem Menschengeschlecht schon viel Gutes und Angenehmes erwiesen und genoß daher die Verehrung, die ihr vor Jahrtausenden in Ägypten zuteil wurde, mit aller Berechtigung. Wehe dem, der es damals gewagt hätte, einer Katze an den Leib zu rücken. Wer im alten Ägypten eine Katze tötete, verfiel der Todesstrafe, und die „Hinterbliebenen" der Katze rasierten sich zum Zeichen der Trauer Kopfhaare und Augenbrauen.

Mochte auch ein solcher Grad von Katzenverehrung zu weit gereicht haben, so ist anderseits die häufig gebrauchte Redensart von der Falschheit der Katze eine Verleumdung. Die Katze benimmt sich trotz ihres Raubtiercharakters dem Menschen gegenüber treu und anhänglich. Sie hat dies durch zahlreiche Beispiele erwiesen. Kein Geringerer als der große Astronom Newton war ein besonderer Katzenfreund. Er hielt in seinem Arbeitszimmer eine Katze, und das zutrauliche Tier war die einzige Gesellschaft des Gelehrten. Als die Katze Junge bekam, nahm sich Newton auch dieses Nachwuchses in liebevoller Weise an.

Eine besondere Rolle unter den Katzen spielen die sogenannten Schiffskatzen. Sie sind richtige Weltenbummler und verbringen häufig viele Jahre auf ein und demselben Schiff. Manche Seeleute fürchten besonders die schwarzen Katzen als Unheilsboten. Andere aber schwören gerade auf diese Farbe. So hatte einmal eine schwarze Katze dem englischen Fischereidampfer „Queen Mary" viel Glück gebracht. Dies geschah unter merkwürdigen Umständen. Die Katze war der Liebling des Kapitäns, aber die Matrosen wollten sie nicht leiden und verlangten, er solle das Ties ins Meer werfen. Der Kapitän lehnte diese Forderung natürlich ab und sperrte die Katze in seine Kajüte. Dort gefiel es aber der an Gesellschaft gewohnten Vierfüßlerin auf die Dauer nicht. Die Katze nahm einfach Reißaus und kletterte in die Takelage. Dort wurde sie vom Kapitän entdeckt und heruntergeholt. Bei dieser Gelegenheit bemerkte der Kapitän einen mächtigen Heringsschwarm. Nun wurden sofort die Boote ausgeschickt, um die kostbare Beute einzufangen. Das Unternehmen glückte, und das Resultat war ein Gewinn von mehr als tausend Pfund Sterling. Die Stimmung der Matrosen schlug schnell zugunsten der Katze um. Sie stifteten ihr dankerfüllt ein daunengefülltes Ruhekissen.

Häufig wird die Katze auch als Wetterprophet angesehen. Frißt sie Gras, so bedeutet dies nahen Regen. Trinkt sie Wasser, gibt es bald Schnee, kratzt sie den Boden auf, muß man mit einer Änderung des Wetters rechnen.

Unter den Dichtern gab es viele Katzenfreunde. So besaß Victor Hugo eine große, schwarze Katze, die würdevoll wie eine Dame von Welt neben ihm auf der Ottomane saß und die eintretenden Gäste mit freundlichem Schnurren willkommen hieß. Dagegen aber wollte sie es nicht leiden, wenn ein anderer als ihr Herr sie streichelte und liebkoste.

Auch Mark Twain war ein Katzenfreund. Seine beiden Lieblingskatzen, „Satan" und „Sünde", erstere schwarz, letztere scheckig, erlangten Berühmtheit. Sie waren des großen Dichters beste Freunde.

FRÜHLING

Frühling ist's wieder,
Mein Herz, fühlst du ihn?
Er legt einen Teppich
Voll Blüten dir hin.

Küßt linde die Luft,
Die schmeichelnd dich kost
und gleicht auch dem Bergbach,
Der aufschäumend tost.

Übertönend dabei
Das lenzholde Lied,
Das singet ein Vogel
Über taufrischem Ried.

Frühling kam wieder
Mit vollen Händen,
Will Blumen und Lieder
An dich verschwenden.

Emmi Behr

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

„Achtung, Achtung, Herr Schrefler zum Telephon!“

Diese aus einem Lautsprecher kommende Aufforderung unterbrach für wenige Augenblicke ein interessantes Gespräch, das wir mit dem Mitinhaber des Bankhauses Pinschof, Herrn Kommerzialrat Direktor *Edmund Lechner*, kürzlich führten.

„Die Stimme, die Sie soeben hörten“, erklärte uns Direktor Lechner, „ist die unseres blinden Telephonisten Franz Nowak. Er ist der Nachfolger einer gleichfalls erblindeten Angestellten, Frau *Leopoldine Burger*, die unserem Bankhaus durch Jahrzehnte ausgezeichnete Dienste geleistet hat.“

„Ja, eben deswegen sind wir ja bei Ihnen, Herr Kommerzialrat“, bemerkten wir. „Frau Burger ist nämlich ein langjähriges Leitungsmitglied der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Mit großer Freude erzählt sie ihren Schicksalsgefährten immer wieder von jener Zeit vor mehr als dreißig Jahren, da sie noch als Vollsehende in den Dienst des Unternehmens eingetreten war. 1926 erkrankte sie an grünem Star und erblindete während der Operation. So mußte sie also die Arbeit in Ihrem Hause aufgeben?“ erkundigten wir uns.

„Wir wollten auf die wertvolle Mitarbeit von Frau Burger keinesfalls verzichten und ließen unsere Hauszentrale durch die Firma Siemens von optischen auf akustische Signale umbauen.“

„Verfügte man dabei schon über Erfahrungen mit Blinden?“

„Nein“, entgegnete Kommerzialrat Lechner, „Frau Burger war die erste blinde Telephonistin in Österreich und ihre Leistungen waren geradezu bewundernswert! Um in keiner Weise in ihrer Tätigkeit behindert zu sein, erlernte sie bald nach dem Verlust ihres Sehvermögens die Blindenschrift. Gehör und Tastsinn waren an die Stelle ihrer gesunden Augen getreten. Zähigkeit und unbeugsamer Wille ließen sie die größten Schwierigkeiten überwinden, die namentlich bei der Einführung der Vollautomatisierung aufgetreten waren.“

„Wenn wir bedenken, daß gegenwärtig bereits eine ganze Reihe von Blinden als Telephonisten tätig ist, so kann die Leistung unserer Kollegin Burger als Pionierarbeit gewertet werden.“

Leopoldine Burger, die erste blinde Telephonistin in Österreich.

Dieser unserer Meinung stimmte auch Kommerzialrat Lechner vollauf bei.

Dem Bankhaus Pinschof, welches bereits auf ein fast hundertjähriges Bestehen zurückblicken kann, gebührt das große Verdienst, daß es eine treue erblindete Angestellte nicht sich selbst und ihrem Leid überlassen hatte, sondern sofort bereit war, ihr ein neues, geeignetes Betätigungsfeld aufbauen zu helfen. Die große Menschenfreundlichkeit, welche die Firma auszeichnet, blieb auch uns nicht verborgen.

„Ich kann allen Betrieben nur bestens empfehlen, sich der Arbeitskraft und des unermüdlichen Eifers intelligenter und gutwilliger Blinder zu bedienen. Diese Unternehmen werden es bestimmt nicht zu bereuen haben und auch ihrerseits wieder gute Fürsprecher für die Einstellung von Blinden in modernen Berufen sein.“

Wiederholt wurde unsere Unterhaltung mit Herrn Direktor Lechner durch telephonische Anrufe unterbrochen, doch ließ sich der warmherzige Blindenfreund nicht davon abhalten, sein Interesse für unsere positiven Bestrebungen zu bekunden.

Anschließend an den freundlichen Empfang bei einem der Chefs des Bankhauses Pinschof erhielten wir Gelegenheit, die Telephonzentrale mit ihren modernen Einrichtungen zu besichtigen und den Nachfolger unserer Kollegin Burger bei seiner Arbeit zu beobachten. Wir erfuhren von ihm, daß die Firma ihm alle benötigten Hilfsmittel zur Verfügung stellt, um ihm die Arbeit in jeder Weise zu erleichtern.

Wir merkten die Zufriedenheit dieses jungen Schicksalsgefährten, welcher nach längeren Bemühungen und fleißigem Lernen hier in diesem vorbildlichen Haus eine gute Existenz gefunden hat, welche ihm nicht nur das tägliche Brot sichert, sondern ihm darüber hinaus die Genugtuung schenkt, trotz schwerster Behinderung vollwertige Arbeit leisten zu können. So ist die gute Saat der Kollegin Burger auf fruchtbaren Boden gefallen, zum Wohle vieler ihrer Kollegen und Kolleginnen.

Vom Bankhaus Pinschof fuhren wir in das freundliche Heim unserer Kollegin Burger, um auch von ihr noch einiges aus ihrem Berufsleben zu erfahren.

„Wir haben von Ihrem früheren Chef soeben viele anerkennende Worte über Sie und Ihre Arbeit gehört und jetzt möchten wir auch Sie noch ein wenig befragen."

Man merkte deutlich die Rührung in ihrer Stimme, als sie uns erzählte, daß sie nach ihrer Erblindung Selbstmordabsichten gehegt habe, und daß sie neuen Mut und neue Lebensfreude gewann, war ausschließlich dem Umstande zu danken, daß die Inhaber des Bankhauses Pinschof hochherzig bemüht waren, ihr eine neue Existenz zu schaffen.

„Wir haben mit Herrn Direktor Lechner gesprochen", berichteten wir. „Hatten Sie mehrere Chefs?"

„O ja, es waren ihrer drei, und zwar Direktor Vinzl, Kommerzialrat Direktor Edmund Lechner und Kommerzialrat Steiner, und jeder von ihnen war von beispielhafter Güte. Ich werde sie nie vergessen und ihnen zeitlebens dankbar dafür sein, daß sie mich damals nicht auf die Straße, sondern zu einer Telephonzentrale gesetzt haben. Ich habe mich aber dafür immer redlich bemüht, mein Bestes zu geben, um die Achtung und Anerkennung meiner Vorgesetzten und Mitarbeiter zu erringen. Ich bin sehr stolz und glücklich, eine Vorkämpferin für die Sache der Blinden gewesen zu sein, ist es mir doch bekannt, daß heutzutage sehr viele Kollegen und Kolleginnen den Telephonistenberuf ausüben."

Diese schöne Decke ist das Werk unserer blinden Kollegin Pecher.

Schenken macht Freude

Dieses alte Sprichwort hat sich bei der Osterbescherung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs wieder einmal so recht bewährt.

Für den 2. April hatte der Osterhase seine blinden Schützlinge in das Vereinshaus eingeladen. Dem besonderen Anlaß entsprechend prangte das ganze Haus im Grün des reichen Blattpflanzenschmuckes, welchen uns Hofrat *Maschkal* von der Schönbrunner Schloßhauptmannschaft in freundlichster Weise zur Verfügung stellte.

Aus Lautsprechern erklangen bekannte Frühlingsmelodien und erfüllten die Herzen der blinden Besucher und ihrer Begleitpersonen mit froher Zuversicht.

Mit großer Freude wurden die Geschenkpakete entgegengenommen. Mit viel Mühe und Liebe war alles vorbereitet worden und sogar an der Verpackung konnten die Blinden fühlen, daß diese Feier der Auferstehung einem echten Herzensbedürfnis entsprungen war, den Schicksalsgefährten einen schönen festlichen Tag zu gestalten. Der Osterhase hatte sich wirklich sehr brav eingestellt, denn es fehlte nichts in seinem Gabenpaket. Rollschinken, gefärbte Eier, Osterstriezel, Kaffee, Zucker, Schokolade und viele andere gute Sachen.

Als jedem Besucher gewissermaßen zur Krönung ein Gläschen Eierlikör verabreicht wurde, kannte die Begeisterung über diese schöne Osterbescherung keine Grenzen.

Den kranken Mitgliedern brachte die Fürsorgerin, Kollegin Frank, das Ostergeschenk ins Haus; den Mitgliedern in den Bundesländern wurde es durch die Post zugeschickt.

Den vielen sehenden Freunden der Hilfsgemeinschaft, welche es sich nicht nehmen ließen, einige Stunden bei ihren blinden Freunden zu verbringen, fiel besonders die herzliche Art auf, in der in dieser Organisation Geschenke überreicht werden.

DR. FRITZ KAHN

DIE WUNDERWELT DES AUGES

Hier sind die Bilder, hier die Farben,
hier alle Teile des Weltalls in einem Punkt
gesammelt,
und dieser Punkt ist ein solches Wunder.
LEONARDO DA VINCI

I

Die Entstehung des Sehorgans

Kein Organ erscheint innerhalb der Entwicklungsreihe in so vielen Formen und Abarten wie das Lichtorgan; keines ist in Bau und Funktion so gut erforschlich und so gut erforscht. Denn seiner Bestimmung nach muß es an der Oberfläche des Körpers liegen und ist hier mehr als jedes andere den Gestalt verändernden Einflüssen der Umwelt ausgesetzt. Obwohl durchaus nicht unentbehrlich — es gibt genug Tiere, die blind sind —, wird es doch für die Mehrzahl seiner Besitzer so wichtig, daß sie es mit der ganzen ihnen innewohnenden Entwicklungsenergie vervollkommnen, so daß es bei den meisten Geschöpfen, auch beim Menschen, den unstreitig leistungsfähigsten Sinnesapparat darstellt, dessen Studium seit Jahrhunderten das Entzücken der größten Geister, das jahrzehntelange Mühen eines Leonardo da Vinci und Dürer, eines Goethe und Helmholtz gebildet hat.

Vereinzelt findet man Augen bei vielen Geschöpfen der niederen Welt, sogar bei Einzellern und bei Pflanzen. Aber diese „Augen" sind Ausnahmeerscheinungen, sozusagen Privatanlagen von Naturbastlern, die sich zu ihrem Vergnügen oder Spezialbedarf Augen konstruieren, so wie sich schon im Altertum vereinzelte findige Köpfe Wasser-, Sand- oder Sonnenuhren anschafften. Lichtsinnesapparate als typischer Besitz aller Glieder einer Familie, Augen gleichsam als Fabrikationsprodukt wie in der Menschenwelt heutzutage die Taschenuhren — diese Entwicklung setzt erst unter den größeren vielzelligen Tieren ein. Lichtsinnesorgane einfachster Art findet man unter unseren heimischen Geschöpfen beim Regenwurm, weil seine Beziehungen zum Licht die denkbar primitivsten sind. Als „Augen" dienen ihm seine über die Oberhaut zerstreuten Lichtsinneszellen, mit denen er natürlich nichts sehen, sondern das Licht nur ebenso dumpf und unbestimmt empfinden kann wie wir einen Schmerz.

Der erste Schritt zur Vervollkommnung ist die Sammlung. Die Lichtsinneszellen vereinigen sich zu Gruppen. Beim Egel reihen sich die Zellen in der Längsrichtung des Körpers aneinander und sind von denen der anderen Körperseite durch eine lichtundurchlässige Pigmentwand geschieden. Pigmentwände zur Abblendung des Lichtes sind — nächst den Lichtsinneszellen — die ersten Zusatzteile des Auges in der Entwicklungsgeschichte. Am menschlichen Auge tritt ein Teil der Pigmentwand in der blau-braunschwarz gefärbten Umrahmung des Sehloches, der Regenbogenhaut (Iris), zutage. Durch die Vereinigung der einander genäherten Lichtzellen zu einem geschlossenen Arbeitsverband entsteht das Lichtorgan, das Auge.

Alle größeren Tiere, mit Ausnahme der wenigen festsitzenden, schaffen sich Fernaugen an. Das Prinzip des Fernauges ist nicht die Wölbung, sondern die Einsenkung. Zunächst liegen die Sehzellen noch flach nebeneinander im Niveau der Haut und bilden eine Art Sehplatte. Mancher Seestern hat seine Sehzellen zu einer Grube eingesenkt. Die Vorzüge eines Grubenauges sind leicht einzusehen, da nur mehr der der Öffnung gegenüberliegende Teil von einem Lichtstrahl getroffen wird. Wandert die Lichtquelle, so verschieben sich Licht und Schatten auf der Hinterwand und das Tier kann Richtung und Schnelle der Verschiebung registrieren.

Besitzt die Hohlkugel des Auges nur eine kleine Lichtöffnung, und ist sie ansonsten ganz verdunkelt, also ganz obskur, so haben wir eine natürliche Camera obscura.

Und so wie sich aus der Patriarchenzeit Ägyptens in unverminderter Primitivität die einsam nomadisierenden Beduinenstämme erhalten haben, man möchte sagen, Steinzeitmenschen im Zeitalter der Elektrizität, so hat sich aus dem untergegangenen Riesengeschlecht der vorzeitlichen Muscheltiere ein einziger Vertreter in unsere Tage hinübergerettet und treibt noch heute auf seiner Perlmuttergaleere wie ein mittelalterlicher

JOHANNES SCHMUTZER
gestorben

Am 10. April dieses Jahres starb nach kurzem, schwerem Leiden der Juniorchef der Druckerei Brüder Rosenbaum in der Blüte seiner Jahre.
Johannes Schmutzer war der Sohn des berühmten Radierers und Malers Professor Ferdinand Schmutzer und der Schwiegersohn des Seniorchefs der Druckerei Brüder Rosenbaum, in welcher unsere Zeitschrift gedruckt wird.
Der Verblichene war ein Mann, der wie wenige seine bedeutenden Fachkenntnisse mit einer hohen ethischen Berufsauffassung verband.

Die Blindenschaft betrauert in dem Dahingegangenen einen guten Freund und Helfer.

Seeräuber über den Atlantik dahin, den unterdes Vierschraubendampfer und Äroplane überqueren. Dieser Spätling aus der Muschelkalkepoche ist der Nautilus. Sein Auge ist eine mit Seewasser gefüllte Grube, mit der er sicher nur einen unbestimmten Lichtschein wahrnimmt. Kommt ihm aber eine Beute nahe, so zieht er die Grube bis auf eine feine Öffnung zu und empfängt nun durch die Camera obscura das Lichtbild seines Gegenübers. Der offensichtliche Vorteil des Camera-obscura-Sehens veranlaßte die Tiere, die Sehgrubenöffnung nicht nur vorübergehend, sondern dauernd zu verengen, so daß aus der Augengrube die Augenhöhle wurde. Da die so geschaffene Höhle formbeständig war, konnte sie statt in primitiver Weise mit Seewasser nun mit einer Dauermasse gefüllt werden, die natürlich durchsichtig, glasig sein mußte. Die Höhlen aller feiner organisierten Augen sind mit einem lichtdurchlässigen Gallertgewebe ausgefüllt, dem Glaskörper. Zum Schutz des Glaskörpers und der Sehzellen überzieht sich die Augenöffnung mit einer zwar ebenfalls durchsichtigen, aber als Schutzdecke natürlich derben hornartigen Haut, der Hornhaut. Camera-obscura-Augen mit Glaskörperinhalt und Hornhaut-Deckglas findet man bei zahlreichen niederen Tieren.

Sowohl die gewölbte Hornhaut wie der kugelige Glaskörper wirken infolge ihrer gekrümmten Oberflächen als Sammellinsen. Eine Linse bricht das Licht um so stärker, je dichter ihr Material ist. Um die Lichtbrechung zu erhöhen, verdichtet sich schon bei vielen niederen Tieren die Gallerte des Glaskörpers und es entsteht die für alle hochorganisierten Augen charakteristische Linse. Die ersten Linsenverdichtungen beobachtet man im Zentrum des Glaskörpers. Da aber die Lichtstrahlen die zentral gelegene Linse erst erreichen, nachdem sie schon eine beträchtliche Trübung und Schwächung erfahren haben, schiebt das Tier die Linse allmählich vor, bis sie dem Glaskörper vorgelagert ist.

Die Linse ist ein ebenso einfaches wie leistungsfähiges Werkzeug zur Verstärkung der Lichtwirkung. Kein Wunder, daß sie unzählige Male in Natur wie Menschenwelt unabhängig voneinander „erfunden" wurde. Überall im Tierreich, vereinzelt sogar im Pflanzenreich, bilden die Geschöpfe dort, wo Lichtsammlung erwünscht ist, Linsen. Die peruanische Pflanze Fittonia trägt an der Oberfläche ihrer Blätter Kegelzellen mit glasartig verdichteten Plasmaspitzen, die das Licht sammeln und es verstärkt den Chlorophyllkörnern der tieferen Zellschichten zuführen. Selbst Einzeller bilden Linsen! Der Einzeller Pouchetia cornuta, ein Geschöpf, so winzig, daß es in einem Wassertropfen herumschwimmen kann wie ein Fisch im Aquarium, und so primitiv, daß man nicht sagen kann, ob es Pflanze oder Tier sei, trägt nahe der Oberfläche seines Körpers eine Mikrolinse, überdeckt von einer durchsichtigen Hornhaut und abgeblendet durch eine Schicht von Pigment.

Der Linse haftet eine Reihe von Fehlern an. Diese werden beseitigt durch die Blende, die verstellbare, konzentrisch sich vom Linsenrand her verengende Blende, die jeder photographische Apparat, jedes Mikroskop, jedes Fernrohr und jedes Wirbeltierauge tragen, und die in der Tierwelt Regenbogenhaut oder

Iris und in der Technik wegen ihrer Übereinstimmung mit der Iris des Auges Irisblende genannt wird.

Neben der Abblendung der unscharfen Randzone reguliert die Blende sowohl beim photographischen Apparat wie im Auge durch ihre wechselnde Weite die Lichtmenge, die je nach der Helligkeit des Objekts zur deutlichen Projektion nötig ist. Durch den gemeinsamen Besitz von Linse, Blende, Camera obscura und lichtempfindlicher Rückwand gleichen sich Wirbeltierauge und photographischer Apparat wie zwei Schwestergebilde.

So wie die Menschen zum Überschreiten von Flüssen überall auf Erden Brücken konstruiert haben und, wenn die Menschheit unterginge, neue Kulturgeschöpfe immer wieder zur Überschreitung von Flüssen dieselben Brücken erdenken würden und nichts anderes, so gelangt jede Tiergattung und jede Technik zum Zweck des Bildfangs zur Camera obscura und bei weiterer Entwicklung dieser zum photographischen Apparat, weil eben das Prinzip der Camera obscura mit lichtempfindlicher Rückwand eine sehr einfache und doch befriedigende Lösung des Problems bedeutet. Daß diese Lösung nicht die einzige und auch nicht die beste und folglich nicht die letzte ist, können wir Zeitgenossen der Fernseher-Konstruktion, die unvergleichlich leistungsfähiger ist als der photographische Apparat oder das Menschenauge, wohl mit Recht behaupten, und es ist durchaus nicht von der Hand zu weisen, daß es im Weltall auf anderen Planeten Geschöpfe gibt, die statt der Camera-obscura-Augen Fernsehorgane in ihrem Kopf tragen und möglicherweise sogar von ihren Jenseitswelten die Ereignisse auf anderen Gestirnen beobachten. Hoffen wir zur Ehrenrettung des Menschengeschlechts, daß unser Planet ihnen noch unentdeckt blieb und daß sie unsere Welt erst dann zu Gesicht bekommen, wenn auf ihr die Menschheit ein betrachtungswürdiges Dasein führt, wenn es keine Großstädte mehr mit Mietskasernen, keine hungernden und verprügelten Kinder, keine brotlos sterbenden Greise, keine Kanonen und keine Parforcejagden mehr gibt, in denen Menschen zum Nachmittagsvergnügen mit Halali! in roten Röcken hinter einem gehetzten Hirsch herjagen, der noch im Sterben mehr Stolz besitzt als seine Jäger im Sieg. Wenn nicht mehr jene fürchterliche Maxime des „Sacro egoismo" die Räson der Völker und die angebetete Lebensformel des Einzelnen ist, sondern jener Prozeß der Entmittelalterlichung, in dem sich die Menschheit seit 150 Jahren befindet, durchgeführt und hiermit die Basis für eine wirkliche Weltkultur geschaffen ist. Dann, aber auch dann erst wird ein Jenseitsauge auf diese rollende Kugel schauen können, ohne, von Grausen und Mitleid ergriffen und von Zorneswut gepackt, sich besseren Gestirnen zuwenden zu müssen.

DER BLINDE UND DER AUGENARZT

„Sag an, mein Freund", frug einst ein Augenarzt,
Dem mancher Eingriff schon geglückt und der
Das Augenlicht schon manchem wiedergab,
Den armen Blinden, der ihn konsultierte,
„Was ist wohl mehr wert, so du es bedenkst,
Ein sehend Auge oder ein Vermögen?
Was hülfe dir wohl von den beiden mehr?
Was wär dir lieber, wenn du wählen könntest?
Schau, ich bin reich und kann dir beides geben." —
„So nehm' ich beides, wenn ihr beides gebt!
Kann ich doch beides gar zu gut gebrauchen!
Und hohen Lohn und vielen Dank dafür
Schenkt euch des Himmels Güte ganz gewiß." —
„Ei", spricht der Arzt, „du bist ein kecker Kerl!
Nein, so war's nicht gemeint, du Schlaukopf, du!
Man muß im Leben allzeit sich entscheiden!
Man kann den Fünfer und den Weck nicht haben!"
Der Blinde schweigt für eine kleine Weile.
Und ruft dann laut: „So gebt mir euer Geld!
Denn sehen kann ich auch auf andre Art!
So muß ich nicht ins Aug des Geizes blicken,
Und eure Kunst bleibt euch dann unbenommen."
Da senkt der Arzt den Blick, zieht auf die Lade
Und zahlt dem Blinden ein Vermögen aus.
Das Herzblut stockt. Voll Dankbarkeit und Rührung
Entquillt ein Tränenstrom den toten Augen.
„Helft, Herr, und setzt jetzt alles Können dran
Und nehmt zurück dafür das viele Geld!
Jetzt glaub' ich es, jetzt weiß ich es genau:
Bald schau' ich wieder helles Sonnenlicht,
Die Fenster öffnen sich erneut der Sicht.
Durch eure Gnadenhand wird Gott sie schenken.
Dann will ich jubelnd knieen und mein Blick
Soll tief in eure Augen sich versenken,
Die voller Reichtum sind und Gönnerkraft,
Was mildes Schaun und Seelenfrieden schafft."

Heinz Appenzeller

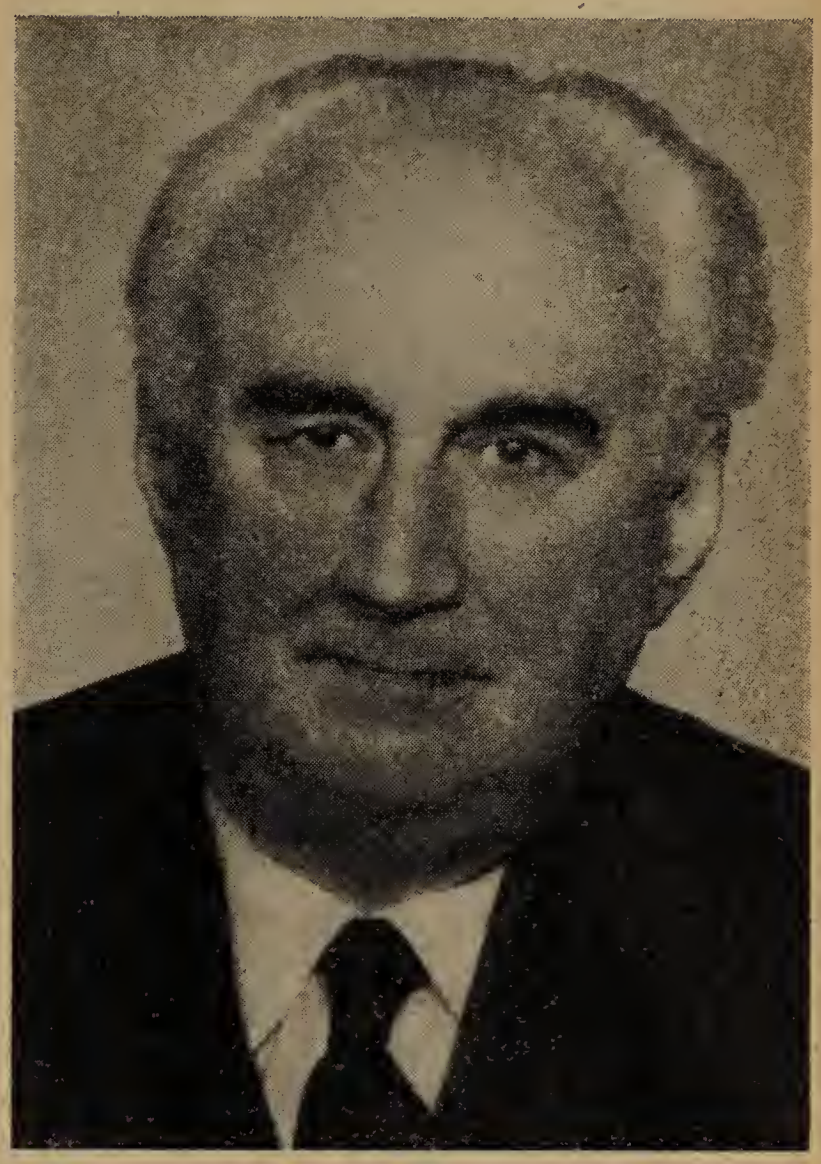
FRIEDRICH MARIA WIESENBERGER

Am 29. April feierte der Dichterkomponist, Regierungsrat *Friedrich Maria Wiesenberger*, der einer angesehenen alten Wiener Polizeibeamtenfamilie entstammt, in aller Stille, wie es seinem ganzen Wesen entspricht, seinen 65. Geburtstag. Den Radiohörern ist Wiesenberger kein Unbekannter mehr. Zahlreiche seiner Kompositionen werden immer wieder gesendet. Im Jahre 1946 wurde ihm anläßlich eines Preisausschreibens der RAVAG für das beste Wienerlied von der Jury der 1. Preis zuerkannt. Aber schon Hofballmusikdirektor C. M. Ziehrer erkannte seinerzeit die musikalische Begabung Wiesenbergers und hob besonders dessen Einfallsreichtum und Melodienfülle hervor.

Als Lyriker trat er mit seinen tiefempfundenen, sprachschönen, meist philosophischen Gedichten in verschiedenen in- und ausländischen literarischen Zeitschriften vor die Öffentlichkeit und erhielt aus dem Publikum anerkennende Zuschriften.

Bekannt ist auch sein Marsch, den er dem Polizeipräsidenten Holaubek gewidmet hat.

Wir bringen nachstehend zwei Gedichte aus der Feder Friedrich Maria Wiesenbergers.



DER ALTE

Sein Haar ist bleich, das Antlitz voller Falten,
das Auge trüb, der Körper müd und schwach,
die Hoffnung nur, die eine, die nicht brach,
will ihn am Leben aufrecht noch erhalten.

Zu Ende ist sein emsig' Schaffen, Walten,
zufrieden sinnt er seinem Gotte nach,
die Jungen aber schelten ihn zur Schmach:
„Wie dumm und kindisch sind doch diese Alten!"

Der Lenz entflieht, verstummt sind seine Lieder,
die Sonne scheidet und der Wind geht kalt,
bald drückt auch euch der Zeiten Kummer nieder;

nun werdet ihr so müde, schwach und alt
und höret eure eignen Worte wieder —
die Jugend macht bei keinem einz'gen halt!

LACHE!

Lache auf allen Wegen,
lache, wenn Sorge dich plagt,
lache dem Tode entgegen,
sei nie betrübt, nie verzagt.

Nichts ist das Leben — Komödie —,
Schicksal dein Regisseur,
mach es dir nicht zur Tragödie,
bist ja nur Spieler — nicht mehr!

ILSE WICHEREK:

Der Arzt und der Inder

In unserem Hause verkehrte ein alter Arzt, ein Freund unserer Familie. Eines Abends erzählte er meinen Eltern folgendes.

Als ich mein Studium erfolgreich beendet und mein Doktorat gemacht hatte, gestattete mein Vater mir, zur Erholung und Belohnung, eine Reise. Ich hatte Indien gewählt. Die Entfernung war groß und mein Aufenthalt dort daher entsprechend kürzer. Trotzdem war ich sehr glücklich, daß mein Vater eingewilligt hatte.

Nach langer, aber guter Reise kam ich in Kalkutta an und wurde von der unserem Hause befreundeten Familie abgeholt. Hier verbrachte ich nun den größten Teil meines Aufenthaltes in Indien. In diesem Hause lernte ich einen alten Inder kennen. Er war hier in der Stellung eines Haushofmeisters und wurde von allen sehr geachtet und geliebt. Er war noch ein Brahmane, vertraut mit der alten Weisheit seines Volkes. Als ich vernahm, daß er magische Kräfte besäße, bat ich ihn, mich ein wenig einzuweihen, doch er wich immer höflich und klug aus. Wir sprachen über vieles. Ich erzählte ihm von meiner leidenschaftlichen Liebe zu meinem Berufe und wie ich den Menschen helfen wollte. Als wir einmal von Gaben und übernatürlichen Fähigkeiten plauderten, sagte ich, wie wertvoll so etwas für einen Arzt wäre, wenn er Menschen dem Tode entreißen könnte oder wenigstens erkennen würde, welche Kranke zum Sterben bestimmt, welche aber noch zu retten wären. Da lächelte mein indischer Freund nur und erwiderte: „Wenn ich Euch diese Gabe verleihen könnte, Ihr würdet es mir nicht danken!“ Ich war nun überzeugt, daß er so etwas machen könnte, und bat und drängte ihn unablässig darum. Er aber lächelte milde über meinen jugendlichen Eifer und schwieg.

So kam der Tag meiner Heimreise heran. Als ich mich von allen verabschiedet hatte, suchte ich meinen Freund, den Inder, in seinem Bungalow auf, da er mir versprochen hatte, mich selbst nach Diamont Harbour zum Schiff zu begleiten. Und nochmals, die weiche Abschiedsstimmung benützend, flehte ich ihn an, mir eine Gabe zu verleihen, die mir bei meinem Berufe helfen sollte. Es war gewiß viel ehrliche Menschenliebe in mir, aber doch auch ein wenig Ehrgeiz und Ruhmsucht. Lange sah mich der Inder an. Dann drückte er mich in einen Sessel. „Gut denn...“, hörte ich ihn murmeln. Mit weichen Händen strich er mir langsam über Gesicht, Stirn und Schläfen. Mir wurde einen Augenblick ganz sonderbar zu Mute. Doch schon rief er mir zu. „Dein Wunsch ist erfüllt, nun kannst du in die Heimat zurückkehren.“ Wir fuhren zum Seehafen. Unterwegs begegnete uns eine alte Hindufrau. Sie bat um ein Almosen. „Warum hatte diese Hindu ein schwarzes Kreuz auf der Stirn?“ fragte ich den Freund. „Weil sie in kurzer Zeit sterben muß“, antwortete ruhig der Inder. Nun wußte ich es. Ich hatte also die Gabe, den Menschen, welcher innerhalb weniger Wochen sterben mußte, an dem schwarzen Kreuz zu erkennen. Und wieder wurde mir ein wenig seltsam.

„Sei stark, du wirst viel Kraft brauchen!“ sagte mir mein indischer Freund, als er mir zum letzten Abschied die Hand drückte.

Auf dem Schiffe ging noch alles gut. Nur ein junger Mann wurde krank. Seekrankheit! Ich wußte es besser. Der Schiffsarzt, mit welchem ich mich angefreundet hatte, lachte mich weidlich aus, als ich ihm sagte, daß ich fürchte, der junge Reisende würde bald sterben. Aber kaum war die Woche um, war er tot. Ich hatte das schwarze Kreuz auf seiner Stirn gesehen.

Daheim angekommen, begann ich nun mit meiner Spitalspraxis. Hier begann es nun aufzufallen, daß ich mit so treffender Sicherheit die Todeskandidaten erkannte. — Mich hinwieder nahm es wunder, wie sehr sich oft alte erfahrene Ärzte um einen Todgeweihten mühten und ihn selbst noch so unnütz quälten, während sie wieder andere so leicht aufgaben, die hernach noch lange lebten.

Ich wohnte bei unserer Mutter und den Schwestern zu Hause. Die Jüngere hatte einen netten Husarenleutnant gern, mit welchem sie sich verloben wollte. Als sie ihn mir vorstellte, sah ich zu meinem Schrecken das schwarze Kreuz auf seiner jungen Stirne.

Bald darauf stürzte er mit dem Pferde und verunglückte tödlich. Später heiratete meine ältere Schwester. Doch welches Entsetzen erfaßte mich, als ich auf der Stirn der strahlenden Braut das verhängnisvolle Zeichen sah! Ich flehte die Eltern an, sie nicht auf die Hochzeitsreise zu lassen. Sie zurückzuhalten. Meine Mutter und der Schwiegervater hielten mich für verrückt. Als ich das Brautpaar zum Bahnhof geleitete, sah ich, zu meinem maßlosen Schrecken, auf den Stirnen der meisten Mitreisenden das schwarze Kreuz. Nochmals bot ich alles auf, sie zurückzuhalten. Vergebens. Nun wartete ich zu Hause in qualvoller Unruhe auf Nachricht. Um Mitternacht kam das Telegramm. Der Zug war verunglückt. Der größte Teil der Passagiere, auch meine arme Schwester, hatten den Tod gefunden. Mein Schwager war schwer verletzt. Hoffnungslos. Ich reiste sogleich hin. Zum größten Staunen der Ärzte wollte ich ihn retten. Ich brachte ihn durch. Als Arzt hatte ich mich nun schon ein klein wenig daran gewöhnt, den Tod so klar vor mir zu sehen, aber dieses schmerzliche Ereignis erschütterte mich tief. Nun folgte meine Großmutter, welche ich sehr verehrt hatte. Langsam fing ich an zu begreifen, warum man „viel Kraft" brauchte, um eine solche Gabe zu tragen. Jeden Morgen trat ich in geheimer Angst in das Frühstückszimmer, fürchtend, auf einer Stirne meiner Lieben das Zeichen zu sehen.

Als ich mich nun doch endlich verlobte, wurde meine Unruhe noch ärger. Sooft ich meiner Braut begegnete, sie in die Arme schloß, starrte ich heimlich auf ihr geliebtes Antlitz, bebend vor Furcht, dort das entsetzliche Kreuz zu erblicken. Wir heirateten. Fast hatte ich für wenige Stunden meine „Gabe" vergessen, so glücklich war ich. Ein blondgelocktes Mäderl brachte uns nach der Trauung weiße Rosen. Doch wie entsetzlich erschrak ich, als ich das verhängnisvolle Zeichen auf der lieblichen Kinderstirne gewahren mußte. Eine Woche später bekam die Kleine, es war das Töchterchen meines ältesten Bruders, Masern. Ich konnte nichts tun, als die Eltern vorbereiten. Das Kind starb an dieser harmlosen Krankheit. Immer schwerer begann mein Wissen auf mir zu lasten. Tag für Tag forschte ich in den Zügen meiner jungen Frau nach dem fürchterlichen Zeichen und konnte niemals restlos glücklich

LEISTUNGSSTEIGERND
ASTRALUX
KÜNSTLICHE SONNE

sein. Unter dieser ständigen Angst litten meine Nerven sehr, und meine heiteren Augenblicke wurden selten. Was mich in meinem Beruf ruhig und sicher machte, raubte mir zu Hause fast den Verstand. Langsam begann ich auch zu bereuen, daß ich meinen Freund dazu gebracht hatte, mir diese unglückselige Gabe zu verleihen. Meine gute Mutter erkrankte schwer, doch, Gott Lob, sah ich das Zeichen nicht bei ihr.

Da kam meine Frau mit dem ersten Kinde nieder. Alles ging gut. Als ich an ihrem Bett stand und man mir das Neugeborene in den Arm legte, sah ich auf der Stirn meines Knaben das schwarze Kreuz. — Eine Woche später war er tot. Am folgenden Tage geschah das Entsetzlichste. Das Zeichen, welches ich voll Schmerz auf der Stirn des Kleinen gesehen, es stand nun deutlich auf der meines Weibes. — Da brach ich zusammen. Auf den Knien lag ich vor meiner Mutter und flehte sie an, mir zu helfen, als ich ihr alles gesagt. Sie streichelte meine ergrauten Schläfen und riet mir, noch einmal nach Indien zu fahren und meinen alten Freund zu bitten, diese entsetzliche Gabe von mir zu nehmen. Ich schrie vor Schmerz und Verzweiflung, und immer noch streichelte meine Mutter mir die Schläfen.

Da schlug ich die Augen auf. Ich saß in dem Sessel im Bungalow, und der Inder stand mit ernstem Lächeln vor mir. „Bist du nun bereit, wir müssen zum Hafen?" fragte er ruhig. Endlich schaute ich auf die Uhr. Es waren kaum achtzehn Minuten vergangen, seit ich den Freund hier abholen gekommen war. Nun begriff ich erst alles. Schweigend drückte ich ihm die Hände. Dann gingen wir. Bequem erreichte ich mein Schiff, welches mich nach etwas stürmischer Fahrt wieder in die Heimat brachte.

Seither sind über vierzig Jahre vergangen, aber das Erlebnis in Indien steht noch heute so deutlich vor mir, als wäre ich erst in diesem Augenblick im Bungalow aus dem magischen Schlaf erwacht.

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

Sozial
ist die Vorausset
gesellschaf

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Blinden in besonderer Beziehung zu den Sozialversicherungsträgern stehen. Es war daher naheliegend, daß wir einen bedeutenden Fachmann auf dem Gebiete der Sozialversicherung aufsuchten, um mit ihm verschiedene, die Blinden betreffende Probleme zu erörtern. Es tut uns Nichtsehenden immer wohl, wenn wir Menschen begegnen, die uns so viel Verständnis und Herzlichkeit entgegenbringen wie Nationalrat Robert Uhlir, der Direktor der Pensionsversicherungsanstalt der Arbeiter.

Lange und eingehend sprachen wir über Fragen der Sozialversicherung im Zusammenhang mit den Problemen der Blinden. Und Nationalrat Robert Uhlir gewann uns durch seine liebenswürdige und sachliche Art.

Einleitend wurde von uns, den Vertretern der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, auf die große Bedeutung des Allgemeinen Sozialversicherungsgesetzes (ASVG) hingewiesen, welches Bestimmungen enthält, wonach blinden Rentnern ein Hilflosenzuschuß zu ihrer Rente gewährt wird.

„Es ist richtig", erklärte NR Uhlir, „daß die Nichteinbeziehung der blinden Witwenrentnerinnen in den Hilflosenzuschuß eine Härte und Lücke im ASVG darstellt, welche vom Gesetzgeber nicht beabsichtigt war; doch besteht die begründete Aussicht, daß voraussichtlich schon im Zuge der fünften Novellierung des ASVG auch die blinden Frauen, welche ihren Er verloren haben, in den Genuß des Hilf zuschusses gelangen werden." Wir waren diese hoffnungsvolle Auskunft sehr erfreu erfuhren ferner, daß auch dem dring Wunsche der Empfänger von Hilflosenzusch nach einer Erhöhung derselben, entspr werden soll.

„Es ist erforderlich", meinte NR Uhlir, Blinden in jeder nur erdenklichen We helfen, damit sie sich in ihrem Lebens behaupten können und das Gefühl haben der Gemeinschaft nicht im Stich gelass werden. Vielfach hat sich gezeigt, da Blinden willens und imstande sind, we Arbeit zu leisten. Wenn ihnen dabei di wendige Hilfe zuteil wird, sind sie in der lichen Lage, ihr tägliches Brot selbst zu ver und der öffentlichen Fürsorge nicht zu zu fallen. Sie leisten sogar noch ihre versicherungsbeiträge und erwerben gleich sehenden Berufskollegen ihre künftigen R ansprüche.

Wir wollten gerade in dieser Frage mit Beispiel vorangehen und haben in der Pe versicherungsanstalt der Arbeiter zwei Telephonisten angestellt, mit deren Leis wir überaus zufrieden sind.

Es freut mich", bemerkte Direktor U seiner ruhigen freundlichen Art, „daß sehenden Mitarbeiter ihren blinden K

ndnis
eine humanitäre
twicklung

dnis und Wertschätzung entgegen-
."

wollten wissen, ob der Herr National-
on früher Kontakt mit Blinden gehabt

onalrat Uhlir erzählte uns dann von
Jugenderlebnis, das ihn tief beeindruckt

ar nach dem ersten Weltkrieg mit dem
Ehepaar Gross bekannt geworden. Frau
Gross, eine Vorkämpferin in der öster-
nen Blindenbewegung, imponierte ihm
hre Klugheit und Tüchtigkeit.
Ehepaar Gross hatte ein Töchterchen,
iber alles liebte; das Kind war im Gegen-
seinen Eltern vollsehend und versprach,
ne große Stütze zu werden. Im Rahmen
inderaktion fuhr die Kleine mit einem
rt nach Italien. Eines Tages traf die
ernde Nachricht ein, daß diese zwei
Blinden ihr Kind verloren hätten —
mtückische Krankheit hatte es hinweg-

ewigen Gesetze des Lebens legen uns
ie Verpflichtung auf, für einander zu
und zu trachten, jedem Menschen
st günstige Lebensbedingungen zu schaf-
. Ich bewundere", erklärte NR Uhlir,
ers jene Menschen, welche sich durch
es Schicksal nicht beugen lassen und
ßer Behinderung nützliche Arbeit leisten.

Nationalrat Robert Uhlir,
Direktor der Pensionsversicherungsanstalt der Arbeiter.

Ich erachte soziales Verständnis als die Voraussetzung für eine humanitäre gesellschaftliche Entwicklung. Wenn es uns Sozialpolitikern einmal gelungen sein wird, Elend und Not überall zu bannen, dann werden wir unsere Aufgabe erfüllt haben."

Die Zeit, die wir mit Nationalrat Uhlir verbringen konnten, war für uns in jeder Hinsicht ein Gewinn und als wir diesen guten Freund der Blinden verließen, war es uns klar, daß NR Robert Uhlir auch in Zukunft alle Kraft daransetzen werde, um mitzuhelfen, die Sozialversicherungsgesetze so auszubauen, damit sich auch unser Dasein immer schöner und lebenswerter gestalte.

HERBERT LIEGL

FAMILIENURLAUB

Christophorus, der Beschützer der Autofahrer.

Wenn Sie zum Wochenende mit Ihrem Wagen in Richtung St. Pölten fahren, dann benützen Sie doch einmal nicht die Bundesstraße Nr. 1 über den Riederberg, sondern die alte Wiental-Straße. Diese führt durch schattige Wälder an kleinen Dörfern vorbei und ist dabei sehr gut asphaltiert. Zwar ist sie für ein Straßenrennen nicht geeignet, denn sie schlängelt sich — wie alte Straßen dies gerne tun — kurvenreich durchs Land. Aber wenn Sie den Rand des Wienerwaldes erreicht haben und das Schloß Neulengbach vor Ihnen aufragt, werden Sie mir recht geben: Es hat sich gelohnt.

Falls Sie keinen Wagen haben, können Sie hierher natürlich auch mit der Westbahn kommen. Ihr Ziel ist dann die Station Neulengbach-Markt. Ein gemütlicher, halbstündiger Fußmarsch bringt Sie von dort in den kleinen Ort Unterdambach am Westrande des Wienerwaldes.

Den Kraftfahrern ist natürlich das benachbarte St. Christophen besser bekannt, handelt es sich doch um den berühmtesten Auto-Wallfahrtsort unseres Landes. Eine geweihte Christophorus-Plakette aus St. Christophen an der Kühlerhaube, wenn das nicht hilft . . .

Sie haben es sicher schon erraten, daß es uns nach Unterdambach zieht, denn dort erwartet uns das Erholungsheim der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten, die „Harmonie". Und wer einmal dort war, wundert sich nicht mehr, daß diese zum Wallfahrtsort von uns Blinden geworden ist. Alljährlich kommen in zahlreichen Turnussen Hunderte von Kolleginnen und Kollegen hierher, um einige Wochen der Entspannung und Erholung zu finden.

Dazu ist aber auch alles vorbereitet. Das schöne Heim mit seinen freundlichen Zimmern, den bequemen Stiegen und versenkten Fußabstreifern kennen wir schon aus dem vergangenen Jahr. Auch der Park mit den gemütlichen Tischchen, den betonierten Wegen und dem beliebten Führungsgeländer rundum ist uns bereits vertraut. Aber eine Überraschung erwartet uns heuer: Das perlende, erfrischende Hochquellwasser in jedem Zimmer!

Und wie war es doch schon im vergangenen Jahr so gemütlich gewesen, da uns noch jeden Morgen das Quietschen des alten Brunnens weckte.

Zu einer großen Familie geworden, verbrachten wir die schönen Tage in diesem Heim. Viele Schicksale, viele verschiedene Menschen unterschiedlichen Alters vereint so ein Turnus. Da sind die beiden Kollegen aus

Bald kommt das gute Mittagessen.

einem Blindenheim; sie sind glücklich, einmal bei freundlichen Menschen zu sein. Das Essen schmeckt ihnen besonders gut. Oder die einsame Kollegin, die das ganze Jahr allein lebt inmitten der Großstadt. Sie hat sonst nur ihren Wellensittich zur Unterhaltung. Natürlich ist er jetzt auch mitgekommen — er soll sich ebenfalls erholen —, denn hier gibt es ja für sein Frauerl so viele Schicksalsgefährten zum Plaudern. Und der Kollege, der mit Frau und Kind hier weilte, wußte den Wert des Erholungsheimes wohl ebenso zu schätzen wie alle anderen Gäste.

Ja, wir sind eine große Familie geworden durch dieses Heim. Von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs geschaffen und betrieben, wurde es zum Herzstück unserer Organisation. Alljährlich verschönert, soll es auch in Zukunft der Treffpunkt unserer großen Familie von Schicksalsgefährten sein.

Besuchen Sie uns doch einmal, wenn Sie vorbeifahren. Wir werden uns bestimmt darüber freuen. Heuer ist das Erholungsheim „Harmonie" vom 19. Mai bis zum 10. September geöffnet.

Autorenvorlesung eines Schicksalsgefährten

Wenn der Künstler und insbesondere der Dichter dazu berufen erscheint, die Menschen durch sein Werk mit dem Geist wahrer Liebe der Völkerversöhnung und des Friedens zu erfüllen, so wird der blinde Dichter *Hans Jüllig* dieser Sendung in hohem Maße gerecht.

Seine kürzlich in der URANIA stattgefundene Autorenvorlesung fand bei den zahlreichen Zuhörern begeisterte Aufnahme.

Frau Margarete Kolbe-Jüllig las mit feinster Einfühlung die großartige Schilderung über Johannes, den Künder der Apokalypse.

Die gewaltige aufwühlende Vision der geheimen Offenbarung verfehlte nicht ihre Wirkung auf das mit großer Hingebung lauschende Publikum.

Nach der von Frau Margarete Kolbe-Jüllig meisterhaft auf der Geige vorgetragenen A-Dur-Sonate von Brahms, die von Frau Erika Brandtner am Flügel ausgezeichnet begleitet wurde, gestaltete der bekannte Sprecher Dr. Erich Schenk in überaus interessanter Weise vier historische Begebenheiten, die Hans Jüllig Anlaß boten, auf die große Bedeutung hinzuweisen, welche dem friedlichen Zusammenleben der Völker, Rassen und Religionen zukommt. Er zeigte den Weg der Gewaltlosigkeit auf, der allein der Welt das Heil bringen kann.

Die Zuhörer zeigten sich von den feinsinnigen Dichtungen unseres Schicksalsgefährten Hans Jüllig sehr beeindruckt und spendeten ihm und allen Mitwirkenden herzlichen Beifall. *St.*

HANS NÜCHTERN

Das Weekendhaus der Träume

Jetzt ist es so an der Zeit, da sie aus dem Winterschlaf zu erwachen beginnen, die Weekendhäuser an der Alten Donau, in Klosterneuburg und Kritzendorf, ringsum draußen an der Peripherie der großen Stadt. Hie und da tut schon eins die Fensterläden verschlafen auf, es wird geputzt und hergerichtet, im kleinen Garten wird alles vorbereitet, Bäumchen werden gesetzt und alles für den Frühling und Sommer bestellt.

In unserer Zeit nimmt etwas deutlich zu und ist bezeichnend für die Sehnsucht von uns allen: aus des Alltags Haltlosigkeit zu einem Stückchen Grund und Boden zu kommen, der einem gehört, zu ein paar Pfählen, deren Tür man vor ungebetenen Besuchern schließen kann, zu einem Garten, dessen noch so bescheidene Früchte einem selbst gehören; das ist vielleicht der tiefere ethische Gedanke, der hinter dieser Weekendhaussehnsucht steckt. Genau so, wie der Traum nach der Ferne um den Besitz des eigenen kleinen Wagens geht, der einen, wenn die Zeit langt, hinausträgt, aus dem Häusermeer der Stadt, irgendwohin ins Grüne, in die Weite, ins Freie. Die Zeit der Väter und Ahnen hat noch mit dem eigenen Landhaus gerechnet, mit der prunkvollen Karosse, auf die ein Abglanz der goldenen Räder des Hofes fiel. Wir leben in anderen Tagen, unsere Träume wollen nicht so hoch hinaus, wir haben gesehen, wie rasch große Besitze zerfallen, Vermögen zerstieben können, und in den herrlichen Wagen fährt dann wer anderer. Der Traum vom erhofften Glück des Besitzes kreist um Weekendhaus und eigenen kleinen Wagen, er ist der Inhalt so manchen gekauften Loses, die Sehnsucht des zu machenden und so oft nicht gemachten Treffers, die Ursache, daß sich so viele sehnen, auf ihrem eigenen, noch bescheidenen Grund zu wohnen.

Zwar scheint das Zitat „dort, wo du nicht bist, ist das Glück" auch für diesen Traum zu gelten, denn es geht die Sage, beim eigenen Hause gebe es zwei glückliche Tage, den Tag, wo man es hat, und den, wo man es und alle damit verbundenen Sorgen wieder los wird. Aber das ist schon so Menschenart! Das hindert nicht, daß aus den braunen, frischen Brettern der kleinen Weekendhäuser, um die noch der Ruch von Holz und Wald zu schweben scheint, das Gefühl eines eigenen Glückes steigt, seltsam lockend für den, der es nicht besitzt, sondern draußen daran vorübergeht. Das Weekendhaus hat ein bißchen was vom Aladinschloß unserer Zeit, Geister können es im Handumdrehen aufstellen, es an einen anderen Ort schaffen — und das Glück des Besitzes und des Eigentums wandert mit. Karl Schönherr schuf den Dichterbegriff vom Hoamatl, das jeder Mensch haben muß und immer wieder sucht und sich bewahren will. Vielleicht ist für uns Großstädter, deren Nerven vielfach hin und her gezerrt werden, das kleine Weekendhaus so ein Überrest oder eine Neuerschaffung des alten Begriffes vom Hoamatl.

König im kleinen Reich

Wer zum Beispiel auf der Frühjahrsmesse die vielen Menschen gesehen hat, die sich da von Stand zu Stand drängten und stoßen ließen und die dann plötzlich alle leise und fast mit Lächeln, gleichsam auf Zehenspitzen, durch die kleinen Häuser auf dem Freigelände der Rotunde marschierten, der hat etwas von der Sehnsucht der vielen Menschen unserer Zeit, und der Stadt vor allem, begriffen; man stand vor kleinen Glasveranden und gedeckten Vorbauten, sah förmlich die glitzernde See- oder Stromfläche vor sich, empfand die Gesundheit und die Freude der Weite, die in dem kleinen Glück der Beschränkung und des erreichten Besitzes liegen mag. Man sah von netten giebelüberdachten Balkonen herunter und dachte sich als König in seinem kleinen Reich. Vor engen Nischen und anderen Räumen drängten sich Menschen, gestrenge Herren der Schöpfung, die sonst vor dem Reiche des Kochlöffels gern Reißaus nehmen, standen wie Kinder vor dem Märchenland kleiner Herde und Abwaschvorrichtungen, die verkündeten, so klein alles ist, ich habe alles im Hause und bin mein eigener Herr. Dabei war nicht Strom, Berg und See in der Nähe, sondern nur das Messegelände der Ausstellung, von Ruhe war auch nicht viel zu spüren, die Füße taten einem weh vom vielen Stehen, auch wollte der nächste Trupp

schon herein, aber die Phantasie macht alles wunderbar und schön. Und auf Zehenspitzen schlich man wieder aus dem kleinen erträumten Reich, die Taschen vollgestopft mit Prospekten, das Gehirn voller Zahlen, die berechneten, was man wünschte im Raum und im Traum, und was in der Wirklichkeit des Geldes leider fehlte und wieder zu Wasser wurde; etwaige Rechnungen, die am nächsten Tage kamen, betrachtete man besonders grimmig, als trügen sie unwiederbringlich ein Stückchen Traumland auf grauen, unerbittlichen Wogen von dannen.

Die Wirklichkeit

Es ist möglich, daß dies alles in Wirklichkeit gar nicht so schön ist, daß man im Besitz der Freude vergißt und nur die Gelsen notiert, daß man erst nach dem Erreichen merkt, was einem an Bequemlichkeit fehlt, und daß die schönste eigene Laube die faule Behaglichkeit eines Kaffeehausschwarzen vermissen läßt, da einem kein Ober ins Weekendhaus sämtliche Tagesblätter und die Regalia media nachtragen wird; und der nächste erreichbare Wirt führt nur feuchte Kuba oder traurige Virginia aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Ja, das ist alles möglich, aber der Traum ist doch schön, die Sehnsucht arbeitet an seiner Verwirklichung und baut an den Luftschlössern des eigenen Herdes und des eigenen Häuschens weiter. Gewiß, es ist auch möglich, daß man, wenn alles erträumte Wahrheit geworden, zwischen Nachbarn sitzt, die einem das Leben verleiden und man ihnen, es ist möglich, daß die Wasserleitung, wenn es eine gibt, dauernd rinnt oder gar nicht, aber im Luftschloß, Verzeihung, im Weekendhaus der Träume, ist eben alles an Ort und Stelle, kein Mensch kann beschreiben, wie herrlich! Und, der Gedanke, daß, wenn man sich aufs Bett legt und die Füße gegen die Tür hält, kein Mensch bei der Tür herein kann, ist auch nicht zu verachten. Eine derartig praktische und persönliche Absperrmethode ist in Großstadthäusern eben doch nicht möglich.

Freilich, es wird wieder bei den Träumen bleiben, man fährt doch wieder irgendwohin, und denkt sich, wie schön es im eigenen Weekendhaus wäre, wenn man für sich allein sein könnte; gewiß, wenn dort dann das Licht ausginge oder die Konservendose nicht auf, weil man den Öffner vergessen, dann würde man sich nach dem befrackten Ober und dem fertigen Schnitzel sehnen. So ist einmal schon der Mensch.

Aber schön wäre er doch, der Traum vom eigenen Weekendhaus! Vielleicht wird er einmal wahr, wie manchmal das seltsam Schöne im Leben.

Wir empfehlen den Lesern unserer Zeitschrift
den Ankauf
von Brennmaterial bei der Kohlengroßhandlung

STOCKINGER & CO.

WIEN II. NORDBAHNHOF, WAAGHAUS 4
55 13 64

(Besonders günstiger Sommerrabatt, auch Teilzahlungsmöglichkeit)

GRETE SCHOEPPL

DIE KATZE ALS LEBENSRETTER

Nach einer wahren Begebenheit

Leonhard Cyrianski aus Opatija hatte vom Leben genug. Er war nicht der erste und der letzte, dem das Dasein übel mitgespielt hatte und der nur im Freitod die einzige Lösung dieses unerträglichen Zustandes erblickte.

Er begab sich in die Rumpelkammer seines Hauses, befestigte einen Strick am Balken und war eben dabei, seinen Kopf in die Schlinge zu stecken, als er seine Hauskatze in einer Ecke des Raumes kläglich wimmern hörte.

Sie bekam gerade Junge. Leonhard Cyrianski zog seinen Hals wieder aus der Schlinge heraus, um dem Kätzchen beizustehen, und statt daß er dem Tod einen Gefallen erwiesen hätte, stand er Pate bei jungen allerliebsten Lebewesen. Das Leben hatte gesiegt, Leonhard steckte seinen Kopf nicht wieder in die Schlinge . . . Seine Hauskatze hatte ihm das Leben gerettet, und dies alles auf die natürlichste und selbstverständlichste Art, als ob es gar nicht anders sein könnte.

Was ist von der „Abmagerung“ zu halten?

Vielfach besteht die Tendenz, überhöhte Körpergewichte dadurch zu normalisieren, daß man alle Nahrungsmittel auszuschalten trachtet, die Fett enthalten. Diese Auffassung bedeutet jedoch, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Der Organismus braucht doch ausreichende Mengen von Nähr- und Wirkstoffen, um die Lebensvorgänge aufrechtzuerhalten. So sind gerade die im Milchfett enthaltenen fettlöslichen Vitamine A, E und F von höchster Bedeutung für die Ernährung der Arterienwand, deren Elastizität vor allem in höheren Lebensjahren erhalten werden muß. Wollte man in Nachahmung übertriebener Auffassungen Milch, Rahm und Butter aus der Ernährung des älteren Menschen ausschalten, so würde dies nur die natürlichen Abwehrkräfte des Körpers schwächen.

Gerade beim Menschen in der zweiten Lebenshälfte muß die natürliche Widerstandskraft gegen Umwelteinflüsse und Zeitgefahren gestärkt werden. Es ist statistisch nachgewiesen, daß bei Verkehrsunfällen 80% auf menschliches Versagen zurückzuführen sind. Vielfach werden ältere Menschen von solchen Unfällen betroffen, weil ihr Aufmerksamkeitsvermögen gelitten hat und sie dem modernen Verkehr nicht gewachsen sind.

Hieran ist oft eine mangelhafte Versorgung mit den Nervenaufbaustoffen Lecithin und Vitamin B_1 schuld. Mangelhafte Anpassungsfähigkeit von Auge und Ohr an Umwelteinflüsse hängt vielfach mit unterwertiger Zufuhr von Vitamin A zusammen, das die Sehkraft stärkt, gegen Reize des Auges durch plötzliche Blendwirkung schützt, das Gehör stärkt und somit im ganzen verkehrstauglicher macht.

Im Milchfett ist reichlich Vitamin A vorhanden und man sollte nicht dem älteren Menschen vom Milchgenuß abraten, sondern im Gegenteil alles Erdenkliche unternehmen, um Milch auch für den Menschen in der zweiten Lebenshälfte verlockend und bekömmlich zu machen. Dazu dient zunächst die Empfehlung, die Milch in jener Form zu genießen, wie sie individuell am besten vertragen wird; während der eine sie gern im ursprünglichen Zustand, also süß, genießt, bildet für den anderen hauptsächlich Sauermilch eine willkommene Labung.

Es gibt kaum jemand, der Milchfruchtgemische nicht schätzen würde. Tatsächlich bilden diese sehr wichtige und außerordentlich wertvolle Bestandteile einer zeitgemäßen Vollnahrung.

Wesentlich erscheint hierbei der Hinweis, daß Korpulenz keineswegs durch Fettverzehr allein zustande kommt, sondern meist durch übermäßige Aufnahme von Stärke und Zucker, durch Weißmehlspeisen und Süßwaren hervorgerufen wird. Diese sollten weitgehend aus der Kost des Menschen in der zweiten Lebenshälfte ausgeschaltet werden.

Schließlich ist für die Menschen bei zunehmenden Lebensjahren die Erhaltung eines festen Knochengerüstes von Bedeutung, wozu Kalk und Phosphor in richtigen Proportionen nötig sind. Auch diese Aufbaustoffe werden von Milch und Milchprodukten in bester Weise geliefert, da in ihnen das Verhältnis von Kalzium zu Phosphor gerade demjenigen der Knochensubstanz entspricht.

Man sollte stets bedenken, daß auch im höheren Alter ständig Vorgänge der Zellneubildung stattfinden, wozu die Aufnahme der Aufbaustoffe, insbesondere von höchstwertigem Eiweiß, wesentlich gehört. Zur Erhaltung einer richtigen Blutzusammensetzung, zum Aufbau lebenswichtiger Fermente und Hormone ist Eiweiß unentbehrlich. Viele Fermente werden im Körper aus Nahrungsbestandteilen aufgebaut, aus Eiweiß und Vitaminen, vor allem der B-Gruppe. Für die Zufuhr ausreichender Mengen dieser Wirkstoffe bieten unsere Schutznahrungsmittel (Milch, Vollkornerzeugnisse, Obst und Gemüse) wesentliche Grundlagen, die auch zur Erhaltung eines normalen Körpergewichtes wesentlich beitragen können.

Prof. Dr. W. Halden

Leben ist, was uns zustößt, während wir ganz andere Absichten haben.

Übermäßiges Lob ist wie zehn Stück Zucker im Kaffee: kaum jemand kriegt das hinunter.

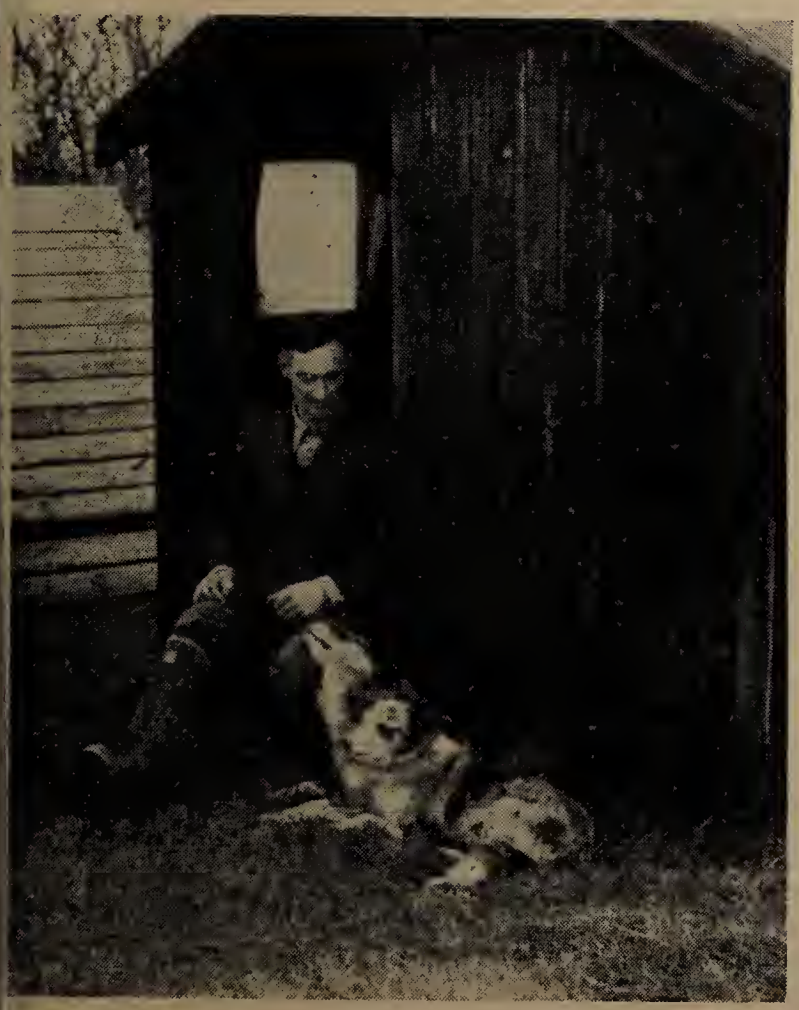
PETER GILES (London)

Blinder englischer Landwirt als Geflügelzüchter

Blinde, die gern ein unabhängiges, materiell gesichertes Leben im Freien führen möchten, sollten sich Mr. John Fisher zum Vorbild nehmen. Mr. John Fisher ist ein von Geburt an blinder Landwirt im Norden Englands, der Küken aufzieht — und den gleichen Erfolg dabei hat, wie jeder andere Besitzer einer Hühnerfarm. Bis achttausend Junghühner verlassen pro Jahr Mr. Fishers Farm in Evegill in Cumberland, die er selbständig bewirtschaftet: er kauft einen Tag alte Küken, zieht sie in Brut- und Heukasten groß und verkauft sie im Alter von einundzwanzig Wochen.

Daß ihm das ohne große Schwierigkeiten gelingt, hat er der Entwicklung besonderer Gasbrutkasten mit Braille-Thermostaten zur Wärmeregulierung zu verdanken. Solche Gasbrutkasten werden durch kleine Gasflammen in einem „Ofen" in einer Ecke des Brutkastens erhitzt, und der Blinde kann leicht fühlen, wie weit entfernt die Küken sich vom Ofen aufhalten und ob die Temperatur im Brutkasten höher oder niedriger sein muß — etwas, das er durch Bedienen der Braille-Knöpfe an den Thermostaten leicht nach Wunsch regeln kann.

Der Hund sorgt auch für Ordnung.



John Fisher mit seinen Schäferhunden.

Die Heukasten, in die die Küken nach drei Wochen übersiedeln, sind Mr. Fishers eigene Erfindung: er glaubt, daß sie in ihnen selbst bei niedrigen Außentemperaturen gesund und munter bleiben, und man muß ihm recht geben, wenn man hört, daß er einmal tausend Küken befreite, die in ihren Heubehausungen durch Schneewehen völlig begraben worden waren. Keines dieser Küken war erfroren.

Übrigens werden die Heukasten nicht künstlich erwärmt.

Mr. Fisher will seine Küken so früh wie möglich abhärten und an die rauhen Lebensbedingungen gewöhnen, die sie im Alter von acht Wochen in Reihenkasten antreffen. Diese Kasten, deren vierte Wand aus Klappen besteht und die auf Rädern fortbewegt werden können und deren Boden kühler ist, als in den bisherigen Kükenheimen, nehmen die Küken vier bis sechs weitere Wochen auf,

bevor sie in ihre endgültige Behausung, Reihenschuppen aus Draht mit einem nach allen Seiten etwa 45 cm weit vorspringenden Dach, einziehen.

Mr. Fishers treueste Helfer bei der Arbeit sind seine beiden schottischen Schäferhunde, die an ihren Halsbändern Glocken tragen, so daß der Blinde ihnen leicht überall hin folgen kann. Diese Hunde jagen nicht nur die Küken in den Kasten, sondern sorgen auch für Ordnung in der Farm, indem sie ihren Herren an alle Stellen führen, an denen er Hühnerfutter oder irgendwelche Geräte vergesseu hat. Indem sie ihre Wange an den betreffenden Gegenstand legen, zeigen sie Mr. Fisher, was er aufheben muß, und überall auf der Farm herrscht peinliche Ordnung. Mr. Fisher hat ein so feines Gehör, daß er schon allein dem Piepsen seiner Küken im Brutkasten entnehmen kann, ob sie gesund und munter sind, obwohl seiner Meinung nach jeder Geflügelzüchter dazu in der Lage sein sollte.

Sein Erfolg dürfte vielen Blinden neue Hoffnung geben.

ROBERT KNOTEK

DER WAGENDIEB

Peter fuhr gedankenvoll um einen Häuserblock herum, dann um einen andern, nirgends fand sich ein Platz zum Abstellen des Wagens. Wer aber lang fährt, hat endlich das Glück des Entdeckers und findet eine neu entstandene Lücke. Peter prüfte die Bremsen, vergewisserte sich, daß die Türen des Wagens ordentlich geschlossen waren, drückte den Blumenstrauß an sich und ging.

Man kennt das und spürt weder jedem Wort noch jedem Schritt eines Mannes in Stimmung nach.

Ob Peter sehr oder minder beschwingt war, als er nach einer längeren Weile wiederkehrte, war schwer zu erkennen. Er ging aufrecht seinem Wagen zu, mit ruhigem Gewissen einer Alkohol-Blutprobe gewachsen. Wo aber war sein freundliches Gefährt? Die Straße auf und ab war ein Vehikel an das andere gereiht. Man mußte sie alle abgehen. Die Laternengarage machte ihrem Namen wenig Ehre, da es nur wenig Beleuchtungskörper mit spärlichem Licht gab. Warum hatte Peter vergessen, das Haus zu notieren, vor dem er den Wagen geparkt hatte? Das Gehen tat wohl. Arme Automenschen, wie sehr laßt ihr eure Gehwerkzeuge verkümmern!

Nachdem er eine Richtung lang genug verfolgt hatte, wandte sich Peter einer andern zu. Aber auch er wurde verfolgt. Längst hatte sich ein Hüter des Gesetzes für ihn und sein Gehaben interessiert und hielt sich in immer gleichem, direktem Abstand von ihm. Peter fluchte leise. Er sollte noch ein paarmal Gelegenheit dazu haben, bis er ihn gefunden hatte, den Zweiundvierzigpferdigen. Es war eine rechte Wiedersehensfreude.

Als er nach dem Schlüsselbund in der Tasche langte, fühlte er eine Hand auf der Schulter und blickte, sich umwendend, in zwei mißtrauische Augen. Selbst in der Dunkelheit war diese Feststellung möglich.

„Was suchen Sie hier“, herrschte ihn der Mann in Uniform an. Es war eine arge Dämpfung von Peters Hochgefühl, wenn der brave Staatsbürger auch den Amtston gewöhnt war.

„Wie kommen Sie dazu, mich aufzuhalten?“ fragte er mit möglichster Mäßigung.

„Wenn jemand so lang herumschleicht wie Sie, dann ist er verdächtig. Wo doch jeden Augenblick ein Wagen gestohlen wird! Ihre Papiere!“

Ja, die lieben Papiere, die alleinseligmachenden.

Während Peter befolgte, was ihm geheißen worden war und sich derart vom Verdacht, ein Wagendieb zu sein, befreite, kam ein Mensch voll Angst gerannt und rief: „Herr Inspektor, schnell, gerade ist mein Wagen entführt worden.“

Der Mann des Gesetzes amtierte unter dem Schein der Laterne weiter und zuckte die Achseln. Peter stieg ein, startete und gönnte sich nur zwei Worte. „Sehen Sie“, sagte er zum Herrn Inspektor.

ADÈLE ZAUNEGGER

Tempora mutantur . . .

Als wir als fünfzehn-, sechzehnjährige Mädel in die Tanzstunde gingen, wunderten wir uns höchlichst, wenn eine Achtzehn- oder Neunzehnjährige aufschien, und wir murrten, was denn eine so „alte" in einem Tanzkurs zu suchen hätte. Mit achtzehn Jahren aber erschienen uns Dreißigjährige schon alt, mit Dreißig aber blickten wir geringschätzig auf Vierzigjährige und so ging das weiter. Unser aller Einschätzung für höhere Jahrgänge verschob sich aber mit den Jahren wesentlich. Ebenso erging es dem hier geschilderten Ehepaar:

Noch standen die Rosen frisch und duftend am Erkertisch: Frau Käthe hatte nämlich gestern ihren vierzigsten Geburtstag gefeiert. Sie saß mit ihrem Gatten am Frühstückstisch, als die Hausgehilfin Minna die Post hereinbrachte, unter der sich auch ein Brief von Tante Rosa fand, der nebst der Gratulation auch einen Bericht über Leben und Sterben ihrer Bekannten enthielt. „Was sie nur immer von den Sterbefällen in ihrem Bekanntenkreis berichtet! Wohl kenne ich diese Leute auch, aber was interessieren mich deren Erkrankungen, von deren letalem Ausgang die Tante immer schreibt", sagte Käthe. „Ferner schreibt sie auch von ihren Großnichten, die jetzt, siebzehn- und achtzehnjährig, über die Ferien ins Gebirge gefahren sind. Siebzehn und Achtzehn — schönste Zeit des Lebens, so jung, so herrlich jung!" setzte sie hinzu, mußte aber plötzlich auflachen: „Wie sich doch die Zeiten ändern und mit ihnen unsere Ansichten und Einschätzungen: In der Tanzstunde kamen uns die vereinzelten Achtzehnjährigen unseres Kurses ganz entsetzlich alt vor und wir, die wir ohnehin nur um ungefähr zwei Jahre jünger waren, maßen sie verächtlich, diese ‚alten Dinger', wie wir sie nannten."

Käthes Gatte, Bruno, lächelte: „Ja, in diesem Punkt verschieben sich allerdings unsere Anschauungen gewaltig: Mir, zum Beispiel, ist bis vor kurzem ein Mann Ende der Vierzig schon recht bejahrt erschienen! Aber da ich jetzt selbst schon achtundvierzig Jahre alt bin, finde ich, daß das eigentlich ein recht schönes Alter ist für einen Mann!" — „Ja, und als ich Dreißig war, da fand ich eine Frau von Vierzig schon beträchtlich ‚hors concours'! Jetzt aber fände ich ein solches Urteil äußerst ungerecht und verletzend!"

Galant küßte ihr Bruno die Hand: „Du machst das Rennen schon noch recht gut mit, mein Schatz", sagte er lächelnd und begab sich auf den Weg zu seinem Büro. Käthe sah ihm vom Fenster aus nach: „Er ist doch ein recht lieber Kerl! Und läßt einen etwas gelten!" Und zufrieden machte sie sich emsig an ihre Hausarbeit.

Nach dem Mittagessen, beim Abservieren, sagte Minna plötzlich: „Grad' hat ma die Hausbesorgerin gsagt, daß der Herr Heimann gstorben ist." — „Was? Der Heimann?!" rief Käthe. „Ja, was hat denn dem gfehlt?!" Und Bruno mischte sich ein: „Das war ja der Tapezierer von der 2. Stiege, scheint mir, der hat aber recht gut ausgschaut vor nicht langer Zeit!" — „Ja, einundfünfzig Jahr war er erst alt und vor a paar Wochn hat er die Gripp' ghabt, da hat er sich nimmer so recht derfangen können — und jetzt hat's 'n erwischt." — „Was?! Einundfünfzig Jahr?! Na, da könnt' einen ja so eine blöde Grippe am End' in zwei, drei Jahren den Garaus machen!" rief Bruno. „Ah, der gnä Herr braucht net ängstlich sein, der Heimann hat's a bißl mit 'm Herz ghabt, hab' i ghört, da is das was anders!" sagte die Minna und verließ mit den letzten Tellern das Speisezimmer. „Na ja, freilich, wenn's Herz nicht in Ordnung ist, dann ist alles gleich viel gefährlicher, weißt Käthi", wandte sich Bruno an seine Frau. Sie stimmte ihm bei, aber die Unbeschwertheit des Ehepaares, deren es sich zumeist erfreute, war dahin, und mehrmals noch kam das Gespräch auf Grippe und Todesfall.

Nach einigen Wochen berichtete Bruno seiner Frau, daß einen der Direktoren des Konzerns, dem auch er angehörte, der Schlag getroffen habe. „Ach, der Arme", rief Käthe. „Wie alt war er denn?" — „Anfangs der Sechzig." Käthe hob die

Augenbrauen und senkte die Mundwinkel. Bruno meinte: „Nun, ein paar Jahre hätte man ihm schon noch gern gegönnt; er war ja alles in allem noch recht rüstig. Aber freilich — der Sechziger ist ja die Pforte zum Greisenalter, da kommt bald was daher!“ — „Eben, eben“, pflichtete ihm die Gattin bei, „da muß man schon auf der Hut sein!“

Von Jahr zu Jahr flog nun die Zeit immer schneller dahin, und als wir wieder einmal bei Käthe und Bruno einen kurzen Besuch machen, finden wir, daß auch an ihnen die Jahre nicht spurlos vorbeigegangen sind, obwohl sie beide noch „ganz gut erhalten“ aussehen. Sonderbarerweise gehen sie jetzt an den Erkrankungen und Todesfällen in ihrem Bekanntenkreis nicht mehr so unbeteiligt vorüber wie einst . . . Sie sprechen oft über beides und zeigen einen etwas bedrückten Eindruck. Und als an ihrem vierzigsten Hochzeitstag der Kreis der Gratulanten schon wesentlich enger gezogen war, kam eine wehmütige Stimmung über beide, denn allzu viele hatten sie schon in den jenseitigen Gefilden zu suchen . . . „Merkwürdig“, sagte Bruno, „daß die Leut' jetzt verhältnismäßig so früh dahinsterben. Schließlich — Sechzig, Fünfundsechzig und etwas drüber — das ist doch noch kein Alter! Ich fühl' mich gar nicht alt mit meinen Sechsundsechzig! Nein, nein, gar nicht alt komm' ich mir vor. Absolut nicht!“ Und er straffte vor dem großen Spiegel seine Gestalt und ging in strammer Haltung auf und ab. Frau Käthe, wenn sie einmal im Gang war, auch noch ganz beweglich, kam etwas erhitzt aus der Küche, gefolgt von der noch immer jugendlichen Minna, die zur Nachfeier ein wundervoll braungebratenes, knusperiges Ganserl auf den Tisch stellte. Der geschmückte Tisch, der duftende Braten verscheuchte bald die etwas gedrückte Stimmung des Hausherrn und er ließ sich samt seiner Gattin das leckere Mahl wohl schmecken. Und so waren sie beide bald wieder in bester Stimmung. Bruno sagte seiner Frau einige nette Worte über ihr Aussehen und trank ihr mit dem prickelnden Nußberger lächelnd zu, und so fanden sie, daß sie immerhin ein noch ganz respektables Paar vorstellten und noch lange nicht zum alten Eisen gehörten.

Und so ging es nun von Jahr zu Jahr: Ohne daß sie sich dessen bewußt wurden, verschob sich der Gesichtswinkel mehr und mehr. Und da beide nicht allzusehr unter unliebsamen Alterserscheinungen zu leiden hatten, fanden sie, daß die Fünfundsechziger und auch die Siebzigjährigen und vielleicht auch noch etliche höhere Jahrgänge eigentlich ganz selbstverständlich mitzureden hätten. Gab es doch genügend Beispiele, daß gerade die „höheren Semester“, auf Weisheit, Abgeklärtheit und reichliche Erfahrungen gestützt, oft weit bessere Leistungen aufzuweisen hatten als mitunter die um vieles jüngere Generation! „Freilich, ganz richtig!“ rief Frau Käthe eifrig. Aber sie setzte lächelnd hinzu: „Du, aber das hätte uns jemand vor zwanzig oder gar vor dreißig Jahren sagen sollen . . . !“ Da lachten sie beide herzlichst und ihre Gläser gaben, als sie einander berührten, einen ganz feinen silbernen Klang. Wie aus einem Munde sprach das Ehepaar: „Ja, tempora mutantur et nos in illis! Aber trotzdem: Ad multos annos!“

Illustration: Klumbies

Der Baum war schuld . . .

Ein entwurzelter Baumstamm, der in Ketten von einem Kranwagen herunterhing, fing plötzlich an zu schaukeln und schlug gegen einen geparkten Wagen. Die Fahrerin sprang heraus und besah sich den Schaden. „Sie müssen mit mir kommen und es meinem Mann erklären“, sagte sie zu einem der Männer.

Der versicherte ihr, daß seine Firma die Reparatur schon bezahlen werde, aber die Dame blieb unerbittlich. „Es ist nicht wegen des Geldes“, erklärte sie. „Ich will nur einen Zeugen dabei haben, wenn ich meinem Mann erzähle, daß mich ein Baum angefahren hat.“

MELITTA ADLER

Wie meine kranken Augen mein Leben beeinflußten

Schon als kleines Kind muß man es mir angemerkt haben, daß ich die Dinge meiner Umgebung nicht so ausnahm wie meine Altersgenossen, denn schon vor dem Eintritt in die Schule erhielt ich dicke Brillen. Ich glaube, in der Stärke von fünf bis sechs Dioptrien. In der Schule saß ich immer in den vorderen Bänken, weil ich sonst nicht auf die Tafel gesehen hätte. Die größten Hemmungen gab es im Handarbeiten und Turnen. Eine sicher sehr gewissenhafte Lehrerin verbot mir beim Absprung von einem hochgestellten Brett, die Augengläser aufzubehalten. Der Erfolg war, daß ich den Sprung überhaupt nicht wagte, weil ich ja mein Ziel nicht erkennen konnte. Beim Handballspiel wurde ich zur geschickten Schwindlerin, die sich immer hinter den anderen herumtrieb, um aus dem Gesichtskreis der Turnlehrerin zu gelangen. Auch bei den privaten Spielen behinderte mich meine mangelhafte Sehkraft. Einmal stürzte ich auf dem Kies des Volksgartens auf das Gesicht, zog mir aber, o Wunder, nur eine Schramme am Kinn zu. Ein andermal fiel ich auf weichem Wiesengrund. Eine zerbrochene Brille und ein Schnitt im Augenlid waren die Folgen . . . Solche Erlebnisse machten mich feig und unentschlossen in allen körperlichen Belangen.

Dann kam der Tag, an dem ich meine Berufswahl treffen sollte. Seit der ersten Volksschulklasse war es mein sehnlichster Wunsch, Lehrerin zu werden. Die Aufnahmsprüfung in die Lehrerinnenbildungsanstalt hatte ich gut hinter mich gebracht, aber nun begann der Leidensweg der ärztlichen Untersuchungen. Der Augenarzt erklärte, die Kraft meiner Augen werde nur für die Studienzeit reichen. Nach langem Hin und Her wurde ich aber doch aufgenommen, nachdem ich dem Arzt der Lehranstalt versprochen hatte, Volksschullehrerin zu bleiben und nicht weiterzustudieren. Nach Ablauf meiner Ausbildungszeit bewarb ich mich um eine Stellung. Damals beging ich vielleicht den folgenschwersten Fehler meines Lebens. Wäre ich Blindenlehrerin geworden, könnte ich wahrscheinlich heute noch meinen Beruf ausüben . . . Aber ich ging die ausgefahrene Straße der anderen und wurde zuerst Volksschullehrerin, obwohl man damals am Ende des ersten Weltkrieges gewiß Lehrer für die kriegsblinden Soldaten gebraucht hätte und mir die Unterweisung in der Methodik des Blindenunterrichtes viel Interesse abgenötigt hatte. Unbedachte Jugend!

Als Lehrerin merkte ich bald, daß meine musikalischen Fähigkeiten den Anforderungen des Unterrichtes nicht entsprachen. Das war neben meinem Ehrgeiz der Grund, daß ich mein Versprechen brach und Hauptschullehrerin wurde. Dabei mußte ich Deutsch als Hauptfach wählen, weil bei den anderen Fachgruppen Gegenstände wie Naturgeschichte oder Zeichnen vertreten waren, die ich mit meinen schwachen Augen nicht bewältigen konnte. Deutschunterricht . . . fast jedes Jahr hundert Schülerinnen in drei Klassen, was jeden Monat hundert zu verbessernde Schularbeiten, jede Woche ebenso viele durchzusehende Übungshefte bedeutete. Sechzehn Dienstjahre hielt ich trotzdem durch, dann aber kam der Augenblick, da ich in den Heften n und m nicht unterscheiden konnte und wenn ich das Wort „Baum" lesen wollte, nur das B und das m sah, während über dem au ein schwarzer Fleck lag. Da wurde mein Augenarzt Dr. Subal zu meinem Retter. Hatte er sich schon bisher stets bemüht, mir helfend zur Seite zu stehn, so gelang es ihm jetzt, mir das Augenlicht so weit wieder zu schenken, daß ich noch zehn Dienstjahre durchzuhalten imstande war.

Dann kam die schrecklichste Zeit meines Lebens. Zu Weihnachten 1943 erklärte Dr. Subal, länger als zum Schulschluß 1944 könne ich unmöglich in der Schule bleiben. Tatsächlich wurde im Frühjahr 1944 eine Dienstfähigkeitsüberprüfung eingeleitet, die zu meiner Pensionierung führte. Dabei lag ich mit einer Lungenentzündung im Bett und konnte über mein Elend nachdenken. Aber auch diese Zeit der Verzweiflung ging vorüber. — Eine mütterliche Freundin forderte mich auf, mit ihr in ihrem kleinen Häuschen in Hallstatt zu leben. Ich nahm die Einladung

mit heißem Dank an, wollte ich doch kein Wiener Kind mit einer Schultasche auf den Straßen sehen.

Jetzt sollte ich nicht einmal fremde Kinder um mich haben dürfen, da es mir doch versagt war, eigene Kinder zu haben, um meine erbkranken Augen nicht an sie weiterzugeben. Das Leben erschien mir trostlos. Vergessen fand ich nur in ruheloser Tätigkeit, in häuslichen Geschäften und in der Pflege meiner lieben Hausgenossin, die von ihrem 76. Lebensjahr an nicht mehr gehen konnte. Nun ruht sie schon drei Jahre auf dem Hallstätter Friedhof, aber ihr Häuschen ist mein Asyl geblieben.

Allmählich sammelte sich eine Schar von Kindern um mich, die freilich ständigem Wechsel unterworfen ist. Die einen treten ins Leben, in die Arbeit, die ganz Kleinen rücken nach. Wenn es nottut, helfe ich ihnen bei den Schularbeiten. Da gedenke ich mit Dankbarkeit meines Lehrers in der Bürgerschule, der mir das mündliche Rechnen so vorzüglich beibrachte, daß ich heute noch Rechnungen wenigstens schätzungsweise im Kopfe zu lösen vermag, zu denen andere unbedingt Papier und Bleistift benötigen.

Meine Sehkraft hat während der vierzehn Jahre meines Ruhestandes ständig abgenommen und zu der progressiven Myopie und den Veränderungen auf der Netz- und Aderhaut ist noch ein komplizierter grauer Star getreten. Nur mit dem linken Auge kann ich noch Umrisse unterscheiden. Trotzdem ist mein Lebensschiff jetzt in einen ruhigen Hafen gelaufen. Die Stürme der Verzweiflung sind verebbt. Nur selten vermögen hochgehende Wellen meine Seelenruhe zu stören. Etwa damals, als man in der Augenklinik meinen Star operieren wollte. Doch erklärte mein langjähriger Augenarzt, dieser Eingriff sei bei meinen mitgenommenen Augen zu riskant. Bei seinem Gelingen werde der Erfolg kaum der Rede wert sein. Sein Mißlingen hingegen könne mich um das Wenige bringen, was ich noch besitze.

Mir genügt der kleine Wirkungskreis, der mir noch geblieben ist. Ich bin zufrieden, wenn ich recht und schlecht ein bißchen kochen und aufräumen kann (freilich passiert bei diesen Tätigkeiten oft manches Unheil) und wenn mein Radio gut funktioniert. Ich freue mich, wenn Kinder zu mir kommen, bei mir lernen oder spielen, mir vorlesen oder sich an schulfreien Tagen als kleine Köchinnen betätigen. Auch genieße ich lange Wanderungen in Gesellschaft lieber, rücksichtsvoller Menschen und bin meinem Schicksal trotz allem dankbar, daß es so glimpflich mit mir umging.

Unter vier Ohren

Paul und Toni gehn spazieren.
Manchmal bleiben sie auch stehn.
Toni scheint es, daß die Leute
Sich nach ihm den Kopf verdrehn.
„Diese Blicke sind mir peinlich“,
Klagt er, aber Pauli sagt:
„Lieber Freund, laß sie doch schauen,
Wenn die Leut' die Neugier plagt.

Jeder, der durch etwas auffällt,
Wird den andern interessant.
Würde man uns nicht beachten,
Wär' kein Mensch zu uns galant.
Und zum Trost laß dir gesagt sein:
Jeden Menschen drückt ein Schuh.
Mancher möchte das vertuschen,
Doch der Kluge gibt es zu.“

GRETE SCHOEPPL

DAS OSTERSCHWEIN

Frei aus dem Englischen

Ich hatte ein Schwein gewonnen. Hatte mir gleich gedacht, daß ich etwas recht Törichtes gewinnen würde. Nun, ich esse Schweinernes sehr gerne, aber dies war ein besonderes Schweinernes, denn es war lebendig und — schlug nach hinten aus!

Auf einem Wohltätigkeitsfest hatte ich's gewonnen. Dieses Schwein war ausgelost worden, um ferne Negerstämme mit warmen Kleidern zu versorgen.

„Sogar dieses gewöhnliche Schwein kann einer großen Sache von Nutzen sein!" sagte der Vikar, und jeder dritte Mann der Gemeinde nahm dies persönlich auf sich gemünzt.

Sei es wie immer, ich gewann dieses Schwein. Nach der Auslosung traf ich meinen Vetter Georg, der gegenwärtig mit mir zusammenwohnt. „Sieh her, dieses infernale Schwein habe ich gewonnen!" sagte ich gereizt. „Was um alles in der Welt soll ich damit tun?"

„Was du mit ihm tun sollst?" rief Georg begeistert. „Denkst du denn nicht an die lieblich duftende braune Kruste eines Schweinebratens, nicht an knusprige Koteletts, nicht an gefüllten Schweinskopf, an Schinken? Vergegenwärtige dir doch, wie nahe Ostern ist! Mensch, hier haben wir unser vollkommenes Ostermahl!"

„Willst du damit andeuten, daß ich ein Vielfraß wäre?"

„Keine Spur! Wir werden alle unsere Verwandten einladen, aber du wirst sehen, ein ganzes Schwein ist für uns alle noch viel zuviel!"

Wir nannten das Schwein Plato, es kam in den Schweinestall, den wir ihm rasch im hintersten Teil des Gartens errichtet hatten, und Georg übernahm das Kommando. „Ein Schwein", sagte er, „will aber auch etwas essen!" Plato bekam jeden Morgen den besten Schweinetrank, den es nur gibt. Und bald wurde unser Plato im Dorfe bekannt. Die Dorfkinder kamen, mit ihm zu spielen. Sie tanzten um Platos Stall und sangen im Chor:

„Ach, du liebes, kleines Schwein,
Bald wird mit dir vorbei es sein!"

Und dann begannen die Briefe zu kommen. Die Neuigkeit mußte also schon herumgekommen sein.

Tante Linda schrieb:

„Mein teurer Neffe! — Es muß doch zu wundervoll für Dich sein, ein Schwein gewonnen zu haben! Du wirst Dich freuen, zu hören, daß wir uns in Südhof niedergelassen haben und Onkels Furunkeln weniger geworden sind. Es war so klug von Dir, ein Schwein zu gewinnen. Ich nehme an, daß der Tag kommen wird, wenn — ich wage es kaum auszusprechen — wenn . . . gut, an diesem Tage werden wir alle kommen, mein teurer Neffe! Onkel und ich würden eine Keule sicher nicht verschmähen. Deine Dich liebende Tante Linda.

P. S. Mein Asthma hat sich gebessert.

P. P. S. Oder ein Kotelett."

Onkel Jim schrieb: „Teurer Denis! Gib ein bißchen Rum in den Trank, das macht ein gutes, würziges Fleisch! Sende mir eine Keule vor Freitag, wenn ich zur Stadt gehe. In Eile. Onkel Jim."

*

Das war erst der Anfang. Verwandte von allen Ecken und Enden mußten von dem Schwein gehört haben und in der ersten frohen Erregung unseres Besitzes waren wir in unseren Antworten übertrieben freigebig. Georg versprach dem Waisenhaus eine Keule,

---

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt das Sekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs jederzeit entgegen.

und ich deren zwei der Freistätte für bedürftige Droschkenkutscher.

Während dieser ganzen Zeit kostete uns Plato etwa sechs Pfund in der Woche. Eines Morgens nahm Georg ein Stück Papier und einen Bleistift zur Hand und machte eine kleine Rechnung. „Denis", sagte er mit leiser Stimme, „nach dieser Rechnung würden wir ein Tier mit 132 Keulen, 245 Lenden, 9 Köpfen und 33 Mägen benötigen!"

Ostern kam unaufhaltsam näher und Bartels, der hiesige Schlächter, fing an herüberzukommen und Plato mit Kennerblick zu betrachten. Ich sah Georg an und er mich. Mit Angst im Blicke sagte er: „Denis, wir können das nicht machen! Es wäre Mord! Dieses Schwein hat sich in unsere Herzen eingeschlichen. Es grunzt jedesmal, so oft es mich erblickt!"

„Ich kann es nicht tadeln", murrte ich, „aber was hältst du von der knusprigen Rinde eines Schweinebratens?"

„Kannibale!" knurrte Georg.

„Denke an kalten Schweinskopf und Kotelettes!" schielte ich boshaft von der Seite.

*

„Nein, nein!" sagte Georg mit weicher Stimme.

Es war der Tag vor dem Osterfest. Wir hatten unser Schwein allmählich liebgewonnen. Es war ein Teil von uns geworden. Das kleine Schwein war die Wunde unserer Herzen! Würden wir es je mit Grün umwinden können und mit Salbei vollstopfen, um einen Osterbraten aus ihm zu machen?

„Nein!" donnerte Georg.

Aber vor uns war eine Horde von gefräßigen, heißhungrigen, fleischlosen Verwandten, Institutionen, Wohltätigkeitsanstalten, denen allen wir Portionen von Plato versprochen hatten.

Am Morgen des Ostertages knallte Georg plötzlich die Faust auf den Tisch und sagte: „Sie sollen ihr Schweinernes haben! Komm, Vetter!"

Zuerst gingen wir zum Schlächter. Bartels stand hinter seinem Ladentisch.

„Geben Sie uns 47 Kilo Würste!" sagte Georg.

„Wa-a-a-a-s?" würgte Bartels hervor.

„Eingepackt in 47 Paketchen!" sagte Georg.

„Mit ‚Fröhliche Ostern' daraufgeschrieben!" fügte ich hinzu.

Plato war gerettet und die Verwandten waren trotzdem mit Schweinefleisch versehen.

*

Der Ostertag dämmerte für uns traurig. Die Würste hatten uns ruiniert. Nur einige Kupfermünzen waren uns geblieben. Plato liebevoll an der Schnauze streichelnd, machten wir uns auf, unser Osteressen irgendwo einzunehmen. Wir fanden eine Kaffeestube.

„Was wünschen die Herren?" fragte der Eigentümer.

Mit einem bleichen, gezwungenen Lächeln, in welchem das Licht des Martyriums und eines süßen Verzichtes wie ein Juwel glitzerte, sah ihn Georg an und sagte: „Geben Sie uns eine Portion kalte Wurst — wir werden sie teilen!"

D. ZAMPACH

ORCHIDEEN

Es ist mir immer eine große Freude, einen Abend bei Renate verbringen zu können. Sie ist eine reizende Kunstgewerblerin und hat Feenhände, denn die herrlichen Dinge, die sie aus starrem und ganz belanglosem Material hervorzaubern kann, sind einzigartig. Freilich wird das heute nicht bezahlt.

Mein Freund Alf, der ein ganz prachtvoller Maler ist, hätte dabei verhungern können, und da er eine ganz entzückende Frau hat und sie noch keine Wohnung hatten, als das Kind kommen sollte, da wurde er Zimmermaler. Nun hat er soviel zu tun, daß sie eine Wohnung kaufen konnten und eine Wiege und alles, was Ruth für das Kleine brauchte. Und Alf lachte und meinte: „Ihr Künstler seid zu dumm! Man muß sich heute umstellen, und wenn ich dann einmal ein Bild von Ruth malen will, dann male ich sie eben." Aber nicht jeder kann sich umstellen oder es gelingt ihm nicht, und dazu gehöre ich.

Wenn ich also zu Renate gehe, dann überlege ich, was ich ihr mitbringen könnte, damit wir einen gemütlichen Abend feiern und bei einer Tasse Tee zusammensitzen und plaudern können.

Als ich wieder auf dem Weg zu ihr über die Ringstraße ging, blieb ich vor einem

wundervollen Blumenladen stehen und betrachtete die bezaubernd schönen Blüten, die hier ausgestellt sind. Herrliche Nelken mit schweren Köpfen, wie sie die baskischen Bauern an der Riviera in Roquebrune ziehen, die dann mit dem Flugzeug zu uns kommen und ein enormes Geld kosten. Rosen aus den Treibhäusern, die unendlich viel Mühe und Sorgfalt beanspruchen und mitten unter dieser Flut der prachtvollsten Blumen ganz allein und einsam in einer hohen schlanken Vase, eine unwahrscheinlich schöne Orchidee. Ich stand da und betrachtete dieses Kind des Orients, das wie deplaciert hier zwischen den andern stand, eine Aristokratin, in Farbe und Form einfach überwältigend.

Wenn ich doch diese Orchidee Renate bringen könnte. Nicht auszudenken, wie schön das wäre! Ich war schon versucht, hineinzugehen und zu fragen, was sie koste. Aber dann überlegte ich, daß es doch wohl wichtiger wäre, eine Flasche Wein und ein gutes Abendbrot einzukaufen, und zu beidem angte es nicht . . . So ging ich fort und kaufte ein Abendbrot. Zufrieden mit mir stieg ich die vielen Stöcke zu Renates Atelier hinauf, sie empfing mich freudig, stellte ihre Arbeit beiseite und wir setzten uns gemütlich in eine warme Ecke. Ich hatte meine Schätze ausgepackt und Renate deckte den Tisch, wir setzten uns anstatt zu einer Tasse Tee zu einem guten Glas Wein und all den guten Dingen, die ich eingekauft hatte. Und während wir gemütlich aßen, schaute ich Renate an und mußte denken: Wie schön würde nun dieser reizende Frauenkopf gegen die graue stumpfe Farbe der Wand stehen, wenn dort auf dem kleinen Tischchen diese herrliche Orchidee stünde. Renate fragte, warum ich sie so anstarre, und ich erzählte ihr von der wundervollen Orchidee, die ich ihr so gerne geschenkt hätte, aber ich mußte gestehen, daß ich dann den Wein und das gute Abendbrot nicht hätte einkaufen können. Ich hoffte schon, Renate würde mich darob loben, aber sie schaute mich lächelnd an und meinte: „Ich denke, du bist ein Dichter! Und ich bin ein wenig enttäuscht, denn denke nur, wie herrlich wäre es nun, wenn wir hier bei einer einfachen Tasse Tee säßen und dort drüben die Orchidee in der hohen Vase stünde. Wir hier zusammensitzen würden, sie genießen und in ihrer Gesellschaft wären. Ich bin sicher, dir würde ein herrliches Gedicht einfallen und ich würde für meine kleinen Zauberwerke neue Formen finden. Meinst du nicht?“

An diesem Abend ging ich beschämt von Renate fort und mußte mir sagen, daß der Künstler Schönheit zuweilen nötiger braucht, als ein Stückchen Brot, daß ihm Dinge, die außerhalb des Lebens stehen, oft unentbehrlicher und kostbarer sind.

Illustration: Klumbies

Unwahrscheinliche Uhrmacherei

Unser Papa hat eine unbezwingliche Leidenschaft, Dinge auseinanderzunehmen und wieder zusammenzusetzen. Als er sich eines Sonntagnachmittags an die neue Kuckucksuhr machte, standen wir alle gespannt um ihn herum. Sie auseinanderzunehmen war einfach. Papa nahm zuerst den Vogel heraus, dann alle Schrauben und Schräubchen, Muttern, Federn, Achsen und Rädchen. Nun kam der Wiederaufbau: mit geschickten Fingern vereinigte er Muttern mit Schrauben; Federn fügten sich ohne Widerstreben an ihren Platz. Kein Schräubchen blieb übrig, und um drei Uhr fünfundvierzig war auch der Kuckuck wieder in seinem Käfig.

Die Minuten schlichen. Eine Minute vor vier hielt alles erwartungsvoll den Atem an. Vier Uhr! Stille. Aller Augen hingen an dem kleinen Türchen und warteten auf den Kuckuck. Da kam er heraus — rückwärts, drehte sich herum, starrte zu uns hinunter und kreischte: „Weiß hier vielleicht jemand, wie spät es ist?“

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

SÜSSWAREN
LIKÖRE

Lasali

dieser Nummer:

. Fuchs, Dr. L. Ring, E. Scheibelreiter, Dr. O. Wanecek, L. Zant

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

10 Jahre Verkaufabteilung der Hilfsgemeinschaft

Blinde in Lourdes

125 blinde Mütter wurden geehrt

Vom Schafberg zum Cho Oyu

Dann wird auch uns die Sonne scheinen . . .

PREIS S 3.50
DM 0.60
S. fr. 0.60

HRGANG HEFT 6 JUNI 1958

10 Jahre Verkaufsabteilung der Hilfsgemeinschaft

Nachdem die Leitung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs am 10. April 1948 beschlossen hatte, die bereits vor 1938 ausgeübte fruchtbringende Tätigkeit wieder in vollem Umfange aufzunehmen, wurde am 15. Juni 1948 die Verkaufsabteilung eröffnet.

Es war ein Glück, daß sich einige Firmen bereit erklärten, unserer noch jungen und finanziell schwachen Einrichtung Waren auf Kredit zu liefern und auch die benötigten Drucksorten brauchten nicht sofort bezahlt zu werden.

Der Bedarf an den von Blinden hergestellten Waren war zu dieser Zeit sehr groß, denn schon während der Kriegs- und der ersten Nachkriegsjahre konnten keine für die Erzeugung erforderlichen und hauptsächlich aus Übersee stammenden Rohstoffe eingeführt werden. Die verwendeten Ersatzstoffe hatten nur kurze Lebensdauer.

Auch Roßhaar für die Herstellung von Besen und Bartwischen war nur spärlich im eigenen Lande vorhanden, denn auch unter den Pferden, den treuen Helfern der Menschen, hatte die Kriegsfurie grausam gewütet.

Wir unternahmen größte Anstrengungen, um irgendwelche Waren aufzutreiben, durch deren Verkauf wir doch einen Reingewinn erzielen und damit ein festes Fundament für unsere spätere Tätigkeit legen konnten.

Verschiedene Vertreter, welche bereits vor 1938 bei der Hilfsgemeinschaft mit Erfolg tätig gewesen waren, meldeten sich wieder. Sie fanden beim Publikum gute Aufnahme.

Hätten wir damals nur einigermaßen den Bedarf der Kunden decken können, dann wären wir wohl heute eine reiche Organisation. Von Monat zu Monat aber besserten sich die Verhältnisse auf dem Rohstoffmarkt und zum Erstaunen unserer Kunden konnten wir bald wieder Erzeugnisse liefern, welche jenen der Vorkriegszeit nicht nachstanden.

Die Leitung der Hilfsgemeinschaft, unter ihrem Gründer und ersten Obmann Jakob Wald, hatte Kollegen Robert Vogel zum Geschäftsführer der Verkaufsabteilung bestellt, welcher auf Grund der gewerberechtlichen Voraussetzungen in seiner Funktion amtlich bestätigt wurde. Er stürzte sich mit Eifer in seine Arbeit und war immer bemüht, seinen Schicksalsgefährten möglichst viel Arbeit und Verdienst zu verschaffen.

Von unseren blinden Kollegen erzeugt.

Es gehört mit zu den Aufgaben der Blindenorganisationen, ihren Mitgliedern im Existenzkampf zu helfen und einen Teil der Last im Ringen um ein besseres Leben abzunehmen.

Nicht nur der bei der Arbeit erzielte Verdienst ist von großer Bedeutung, sondern vor allem auch die große Genugtuung, welche den Blinden geschenkt wird, daß sie auch am Produktionsprozeß teilnehmen können. Sie werden von ihren pessimistischen Gedanken abgelenkt und leisten wirtschaftlich wertvolle Arbeit.

Obwohl sich auf dem Gebiete der Arbeitsbeschaffung manches geändert hat, vor allem durch die Erschließung neuer Berufe, wird doch lange Zeit notwendig sein, auch für jene Blinden, welche in den herkömmlichen Berufen tätig sind, Arbeit zu beschaffen.

Die Verkaufsabteilung der Hilfsgemeinschaft bietet diesen Kollegen reichlich Absatzmöglichkeit für ihre Erzeugnisse und enthebt sie in dieser Hinsicht jeder Sorge.

Selbstverständlich können die tüchtigen blinden Handwerker nicht in Konkurrenz treten mit modernen vollautomatischen Stanzmaschinen, aber sie verwenden für ihre in Handarbeit hergestellten Waren nur allerbeste Rohstoffe und sind stets bestrebt, die Kunden, welche bereit sind, für diese Erzeugnisse etwas mehr als für andere zu bezahlen, zufriedenzustellen.

In den zehn Jahren ihrer Tätigkeit konnte unsere Verkaufsabteilung den Blinden dauernde Beschäftigung sichern.

Die selbständigen blinden Meister erhalten Werkaufträge, stellen selbst das Material bei oder erhalten dieses, wenn sie kapitalschwächer sind, mit dem Auftrag zur Verfügung gestellt. In jeder Weise ist die Verkaufsabteilung bemüht, den Blinden entgegenzukommen.

Die blinden und sehenden Beschäftigten der Verkaufsabteilung werden kollektivvertraglich entlohnt, die blinden Angestellten erhalten darüber hinaus einen Blindenzuschuß. Zwischen der Leitung und allen Mitarbeitern, von denen die Kollegen *Franz Pechar* und *Hilde Geischläger* bereits auf ein zehnjähriges Beschäftigungsverhältnis zurückblicken können, besteht das beste Einvernehmen.

Trotz Blindheit ist Josefine Popper seit vielen Jahren Bürstenbinder-Meisterin.

Photo Cerny

Alle Mitarbeiter sind sich dessen bewußt, daß sie in einem sozialen Betrieb tätig sind und sie sind den Blinden zuliebe, für die sie doch arbeiten, immer bereit, über das unbedingt Notwendige in ihrer Leistung hinauszugehen.

Wer den Blinden praktische Hilfe bringen und sie in ihrem unter sehr schweren Bedingungen geführten Lebenskampf unterstützen will, vergesse nie, seinen Bedarf an den Artikeln, welche von Blinden hergestellt werden können, auch nur bei diesen zu decken.

Während die Finger des Blinden im Dunkel, das ihn umgibt, über das Bürstenholz gleiten, um tastend ein Bündel nach dem anderen durch die vorgebohrten Löcher zu ziehen und wenn schließlich, nach vielfacher Wiederholung dieses Vorganges, wieder ein Stück fertig ist, gehen seine Gedanken hinaus zu jenen Menschen, welche ihm diese Arbeit ermöglichen und er ist, nachdem er

anfänglich glaubte, sein Schicksal nicht überwinden zu können, von dem beglückenden Gefühl durchdrungen, doch noch für etwas nützlich zu sein.

Daran wollen wir immer denken und durch den Kauf der von der Verkaufsabteilung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs angebotenen Waren mithelfen, daß kein arbeitswilliger blinder Handwerker auch nur eine Stunde ohne Beschäftigung bleibt.

Verschiedene einschlägige Artikel werden von uns mit vertrieben; der dabei erzielte Gewinn soll mithelfen, die Spesen des Vertriebes der Blindenerzeugnisse zu vermindern.

Zehn Jahre Verkaufsabteilung der Hilfsgemeinschaft, von einem Blinden für Blinde geleitet, von unseren sehenden Mitarbeitern auf das Beste unterstützt, sind ein stolzer Markstein in der Geschichte der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs.

Auch diese Waren sind bei den Kunden sehr beliebt.

Chorkonzert des Leopoldstädter Männer-Gesangsvereines

Das Jubiläums-Konzert anläßlich des 90jährigen Bestehens des Leopoldstädter Männer-Gesangsvereines stand auf einer bemerkenswerten künstlerischen Höhe.

Nach einem fesselnden Einführungsvortrag von Ing. *Hermann Demel* über die Entwicklung des Leopoldstädter Männer-Gesangsvereines folgte eine Reihe ausgezeichneter Chorvorträge, von denen besonders die klangschönen Kompositionen des Ehrenchormeisters *Karl Führich* sowie der Chor „Abendbild" — nach den tiefempfundenen Versen des sehbehinderten Arbeiterdichters *Rudolf Biczic* überaus stimmungsvoll vertont von *Hanns Zügner* — besonderen Anklang fanden.

Zu den ausgezeichneten Solisten *Erna Kittner*, Sopran, sowie *Peter Stockhammer*, Bariton, kann man den Leopoldstädter Männer - Gesangsverein nur beglückwünschen.

Alle Darbietungen wurden von dem zahlreich erschienenen Publikum mit begeistertem Beifall aufgenommen. *B.*

ERNST SCHEIBELREITER

Der Rundfunk und die Unsterblichen

Ein Traum hatte mich in den Himmel der Unsterblichen entrückt, in das Elysium der großen Geister, allwo sie ihre Werke fortsetzen und dabei noch größer werden; obgleich ein gescheiter Kopf einmal festgestellt hat, daß vor Gott niemand ein Genie ist. Aber vielleicht war auch der gewisse irdische Neid bei dieser Feststellung . . . Also Heine war es, der ebenso neugierige als gewandte Heine, der die erste Kunde vom Rundfunk in jenes Elysium brachte. „Da", rief er aus, und hielt ein paar Wellenrößlein in seiner Geisterfaust, „seht nur, das sind die unbegreiflichen Pferdchen, auf denen die Gedichte der Konkurrenten jetzt über den Globus hinreiten!"

Die anderen Unsterblichen eilten herzu und betrachteten den Fang des großen Romantikers. Zuerst nahm Hoffmann, der Gespenster-Hoffmann, das Wort: „Man müßte eine recht gruselige Geschichte über diese Ätherrößlein erfinden!" meinte er. Mörike, der danebenstand, zuckte die Schultern: „Geschichte? Das geht vielleicht: aber ein Gedicht wie über den Turmhahn, kann man über sie leider nicht schreiben!"

Hoffmann schaute ihn an: „Das wundert mich, Pfarrer, daß du da so absprechend bist! Und warst doch auf Erden neben deiner schönen Lyrik ein unermüdlicher Bastler!"

„Na und, was hat mein Basteln mit jenen Wellenpferdchen zu tun, bester Kammergerichtsrat?"

Der kleine zierliche Hoffmann reckte sich: „Hör einmal, Pfarrer! Hast du deine Phantasie drunten vergessen? Diese Rößlein stammen doch aus einem irdischen Stall. Oder sie werden in seinem solchen zugerichtet und bepackt! Es müßte dir doch herrlich vorkommen, auch so etwas zu versuchen: dieses leichte Geistervieh einzufangen und eigene Gedichte auf ihren Rücken über die Welt hin zu schicken! Ganz ohne Post und Porto! Donnerwetter!"

Mörike schmunzelte noch dem Gedanken des Kammergerichtsrates nach, als Heine wieder auffuhr: „Geniale Idee, das! Seine Gedichte immer wieder um die Erde herumschicken, wunderbar!" Aber gleich nach diesem Ausruf stoppte er seine Bewunderung ab, und machte ein sorgenvolles, nachdenkliches Gesicht: „Doch wie steht es mit den Honoraren? Wer zahlt mir die, wenn ich jene Geisterpferdchen meine unsterblichen Verse entführen lasse? . . . Nein, da bin ich schon lieber für den bewährten Buchdruck und streite mich mit dem alten Campe um Vorschüsse!"

Etwas abseits von jenen lauten Romantikern standen zwei Klassiker beisammen: Schiller und Voltaire. Der Deutsche voll Feuer für den Rundfunk. Natürlich klassisch veredelt und gedämpft. „Was für unerhörte Möglichkeiten, maître Arouet, also für die ganze Menschheit zu sprechen, wie ein Gott! Zu Fürsten und Taglöhnern zu reden, ohne daß eine Zensurpolizei unser Wort einmal in süßen Schleim und dann wieder in eine drohende Faust verwandelt!" Der Franzose hüstelte. Schiller wollte ihn nicht unwillig machen und fuhr fort: „Natürlich müßten Sie selber mit solcher Rundfunkbotschaft beginnen, maître Arouet!" Voltaire blickte bescheiden auf seine Schnupftabaksdose, die ein Gesckenk der russischen Kaiserin war: „Ach nein, ich müßte nicht anfangen, ich würde auch einem andern gerne den Vortritt lassen, wenn er etwa über mich und meine Werke reden wollte!"

Inzwischen war Grillparzer mit vorsichtigen Beamtenschritten zwischen den beiden Gruppen aufgetaucht. Hörte die Romantiker streiten und den Schiller schwärmen.

„Na, Hofrat", wurde er angerufen, „was sagen denn Sie zu dieser Erfindung unserer Nachkommen?"

Grillparzer hielt seinen weißen Kopf noch um eine Nuance schiefer und meinte: „Gar nichts sag' ich dazu!" Für sich selber murmelte er freilich zwei Blankverse:

„Und wenn die Menschen einen Gott erfänden,
es würde schließlich doch der Teufel draus!"

War die ablehnende Antwort des großen Wieners dran schuld oder konnten sich die verschiedenen Geister sonst nicht einigen; jedenfalls wurde plötzlich der Ruf nach

Goethe laut. Man wollte ihn und sein Urteil hören, was diese neue Erfindung der Irdischen betraf. Und die Geister machten sich auf, ihn zu suchen, denn er zeigte sich nicht, war nicht einmal auf seinem Thronsessel zu finden, von dem aus er so oft in das Werden und Vergehen der Sternwelten hineinsah. Da die Geister immer unruhiger nach ihm suchten, machte ich, daß ich aus Elysium fortkam. Denn wenn mich auch bloß ein Traum eingeschmuggelt hatte, wer weiß, mit welchem Schimpf die Unsterblichen mich sehr Sterblichen davonscheuchen möchten! So etwas kann man sich ja ersparen. Ich schaute also meinem Traum ins Gesicht; der verstand mich und brachte mich auf die Erde zurück und gleich ins Funkhaus. War das noch eine Folge des eben verlassenen Erlebnistraumes? Ich weiß es nicht. Weiß nur, daß ich plötzlich in einer Apparatekammer stand, wo ein Techniker redete. Oh, er redete nicht etwa für mich, sondern für einen Herrn, der vor ihm saß und manchmal mit freundlichstem Interesse dazwischenfrankfurterte. Das war Goethe selber, der sich das Wesen des Rundfunks erkären ließ. Einmal fiel sein großes freundliches Auge auch auf mich Traumgast: da machte ich eine tiefe Verbeugung — und erwachte . . .

BARBARA DÖLLER

Blinde in Lourdes

Dienstag nach Ostern. Am Westbahnhof herrscht reges Leben. In der Halle links versammelt sich eine kleine Gruppe Blinder und einige Begleitpersonen. Es sind die Wiener Lourdes-Pilger.

Auch ich gehörte dieser kleinen Gruppe an; wir hatten einen eigenen Waggon und fuhren frohgemut um 20.50 Uhr der unbekannten Ferne entgegen.

Unsere Reiseleitung bemühte sich immer wieder um den Anschluß des Waggons und wir kamen ohne Umsteigen am Donnerstag um 11.52 Uhr ganz fahrplanmäßig in Lourdes an. Im Hotel gab es eine Enttäuschung: wie in Frankreich üblich, waren die meisten Zimmer mit Doppelbetten ausgestattet. Zwei Schlafstellen konnten erst abends freigemacht werden. Die Reiseleitung vom Blinden-Apostolat Wien, Sr. Hochwürden Pater Gruber und Ing. Gutscher samt Frau, die während der Fahrt schon allerlei ungewohnte Tätigkeiten, wie Nachtwachen, Wasserholen, Gepäcktragen, verrichtet hatten, betätigten sich schließlich auch als Stab und Stütze beim Ein- und Aussteigen.

Eine gute Mahlzeit brachte Leben und Begeisterung in die ermüdete Gruppe. Auch der Himmel, der während der Fahrt Regen und Schnee in Mengen hatte fallen lassen, hatte sich aufgeheitert und im Gedränge von tausenden Pilgern ging es in den heiligen Bezirk.

Den Eindruck, welchen die Sakramentsprozession und die Krankensegnung auf uns alle machte, kann man überhaupt nicht schildern. 30.000 Menschen, darunter 4000 Blinde aus verschiedenen Ländern Europas, jeder leidbeladen, jedoch betend, jeder um Hilfe zu Maria bittend, zogen durch die Anlagen. Wieviele Tränen werden an solchem Orte wohl stündlich geweint?

Alle Ansprachen wurden in sechs Sprachen durch Lautsprecher übertragen, der Gottesdienst in lateinischer, dadurch allen wohlvertraut.

Noch erhebender, als Bild für die Sehenden gewaltiger, war die Lichterprozession. Geordnet und diszipliniert zogen unübersehbare Scharen stundenlang an der Grotte und Basilika vorbei und obwohl jeder Pilgerzug das Lied der hl. Bernadette in seiner Muttersprache sang, vereinte der Refrain: „Ave, ave, ave Maria . . .“ alle 30.000 zur gemeinsamen Bitte. Jede Viertelstunde schlug auch noch die Kirchenuhr denselben Gruß „Ave, ave, ave Maria . . .“ dazu.

Den ganzen Freitag bis zur Lichterprozession regnete und schneite es, trotzdem pilgerte unsere kleine Gruppe unentwegt inmitten des Zuges von einer Zeremonie zur anderen. Fast alle Teilnehmer badeten in der heilbringenden Quelle und jeder nahm von dem segenspendenden Wasser etwas in die Heimat mit. Erst nach Mitternacht kamen

wir ins Hotel zurück, alle müde und erschöpft, und doch tat es keinem leid.

Die Zöglinge einer Klasse der Klosterschule Notre-Dame aus Besançon stellten sich in aufopfernder Weise den ganzen Freitag Nachmittag, trotz des schlechten Wetters, als Begleitpersonen zur Verfügung, so daß jeder einzelne Blinde von einem Sehenden betreut wurde. Diese jungen Damen haben sich dadurch, ebenso wie unsere anderen sehenden Begleitpersonen, unseren innigsten Dank verdient und werden uns, für die ja diese Lourdes-Fahrt ein einmaliges Erlebnis war, unvergessen bleiben.

Samstag früh fuhren wir mit dem Autobus nach Bartrés, zum Haus, in dem die hl. Bernadette einen Teil ihrer Jugend verbracht hatte. Vor dem Hause zelebrierte ein Priester aus Ostberlin die hl. Messe. Anschließend hielten die deutschsprachigen Pilger eine kleine Andacht. Zum Mittagessen waren wir wieder in Lourdes. Am Nachmittag versammelten wir uns zu einer Schlußandacht vor der Grotte, bei der eine persönliche Botschaft des Heiligen Vaters verlesen wurde.

Bei der Rückfahrt hatten die Sehenden noch das Glück, daß gerade ein Schiff in den Hafen von Cette einfuhr, was für die österreichischen Landratten ein ungewöhnliches Schauspiel war. Wir Blinde, die daneben standen und auch Ausschau hielten, sahen wohl nichts, aber mit viel Einbildung behaupteten manche, das Meer zu riechen. Ich hatte eher den Eindruck, daß es der Thunfisch war, der im Abteil nebenan in der Dose lag.

Die vom kath. Blindenapostolat geführte Gruppe der österr. Pilger vor der Schäferei in Bartrés.
Photo: Kath. Blindenapostolat, Wien

Die Rückfahrt ging glatt vonstatten und als wir am Montag um 8 Uhr früh in Wien ankamen, gab es nur den einen Ausspruch: „Es war schön!“

Noch immer höre ich im Ohr ein leises Klingen: „Ave, ave, ave Maria . . .“

Besonders herzlichen Dank verdient die Reiseleitung, die alle Mühen und Plagen als selbstverständlich auf sich genommen hat.

Brief an „Unser Schaffen“

An Ihrer Zeitschrift „Unser Schaffen“ habe ich eine große Freude . . .

In den Jahren 1898—1902 war ich externer Zögling der Lehrerinnenbildungsanstalt im Zivilmädchenpensionat, das damals noch in der Josefstädter Straße war. Da bin ich öfter am Blindenheim vorübergekommen. Ich glaube mich auch zu erinnern, daß ich blinde Kinder paarweise mit einer Halteschnur ausgehen gesehen habe.

Im Jahre 1901 oder 1902 ist Herr Direktor Mell öfter zu uns gekommen, hat uns Vorträge gehalten und zwei Kinder mitgebracht, daß wir einen Begriff vom Blindenunterricht bekommen. Einige von meinem Jahrgang mußten praktische Übungen mit zwei Kindern machen. Auch ich bin „drangekommen“. Damals war in Wien der Zirkus „Barnum und Bailey“ zu Gast; dort wurde gleichzeitig in drei Manegen gearbeitet. Bei meiner praktischen Übung mit den blinden Kindern machte ich den Fehler, beim Vergleich zwischen Schreibtisch und Schultisch nicht beide Mädchen zugleich zu beschäftigen. Da ermahnte mich Direktor Mell: „Denken Sie an Barnum!“

Wir haben auch das damals neue Blindeninstitut besucht. Auch die erste Klasse mit dem blinden Lehrer. Auch an die Schreibstube mit den Apparaten kann ich mich noch erinnern, ebenso an die Lieder, welche die Zöglinge mit großem musikalischem Feingefühl vorgetragen haben.

Es wird also ein Stück Jugend für mich lebendig, wenn ich Ihre Zeitschrift lese . . .

R. Finger, Villach

DR. LOTHAR RING

Kleine Geschichte aus dem Orient

Hassanin Ben Soleiman hatte das Zeitliche gesegnet. Da er ein frommes, Allah und dem Propheten wohlgefälliges Leben geführt hatte, standen ihm die Pforten des Paradieses offen. Darüber freuten sich seine beiden Vettern Achmed und Farid, denen der kinderlose Hassanin ein nicht unbeträchtliches Erbteil zurückgelassen hatte. Schwierig gestaltete sich lediglich die Teilung des Nachlasses, da an die beiden Brüder just drei Frauen sowie drei Beutel mit Geld zur Verteilung gelangen sollten. War eine Teilung der drei Frauen in zwei Teile von Natur aus unmöglich, so war eine Teilung der Geldbeutel in zwei gleiche Teile laut Verfügung des Erblassers gleichfalls ausdrücklich untersagt. Es mußte sich demnach ein ungleiches Teilungsergebnis einstellen, dessen möglichst schonungsvolle Durchführung den Erben überlassen blieb.

Um Streitigkeiten zu vermeiden, hatten sich Achmed und Farid gemeinsam nach der Wohnung des Verstorbenen begeben. Dort nahmen sie den lebenden wie den toten Nachlaß ihres Vetters in Augenschein und schritten sodann zur Erbteilung.

Erst sollte Achmed, dann Farid wählen, denn diesem stand als dem älteren das Vorrecht zu.

„Hassanin Ben Soleiman hat bestimmt, daß zuerst die Frauen zur Verteilung gelangen sollen", sprach Nissim, der Verwalter.

„Wähle Bruder, unter den Frauen", sprach Farid, „aber handle dabei im Geiste des Buches der Bücher, das da besagt, Du mögest den Bruder in keiner Weise benachteiligen."

„Das will ich gerne befolgen", gab Achmed zur Antwort und blickte nach den Frauen, die verschleiert und stumm in einer Ecke kauerten.

„Drei Frauen sind unter uns aufzuteilen", begann Achmed und schöpfte tief Atem. „Das ist nur in der Weise möglich, daß einer zwei, der andere eine bekommt." „So ist es", bekräftigte der Jüngere und sah den Bruder erwartungsvoll an. Dieser dachte eine Weile nach, dann sagte er:

„Miriam zählt fünfundvierzig Jahre, Sobeide und Zephira sind je zwanzig, zusammen also vierzig Jahre. Vierzig ist weniger als fünfundvierzig, deshalb begnüge ich mich mit den beiden Zwanzigjährigen und überlasse dir gerne Miriam."

Farid machte ein Gesicht, als ob er eine bittere Mandel verspeist hätte und erwiderte: „Du hast recht, Bruder, gestatte mir aber nun anderseits die Teilung der Geldbeutel vorzunehmen." „Das magst du tun", erwiderte Achmed, „aber erlaube, daß ich dich auch meinerseits an das Buch der Bücher erinnere, in dem geschrieben steht, du sollst den Bruder nicht benachteiligen."

„Dessen kannst du gewiß sein", gab der Jüngere zur Antwort.

Der Verwalter brachte mit undurchdringlichem Gesicht die drei geldgefüllten Beutel herbei und klopfte mit einem Stäbchen daran. Man unterschied deutlich den Klang des Kupfers, des Silbers und des Goldes.

„Höhre meine Entscheidung", sagte Farid mit leichtem Lächeln. „Zwei sind mehr als eins. Darum nehme ich mir bescheidenerweise einen Beutel und überlasse dir die beiden anderen." Rasch griff er nach dem goldklingenden Beutel und schob dann die beiden anderen dem Bruder zu.

Zähneknirschend mußte sich Achmed, der sich in seiner eigenen Schlinge gefangen hatte, fügen. Mein Herr, der seine beiden Vettern nicht leiden mochte, hat diese Entscheidung vorausgesehen, ging es dem Verwalter Hassanins durch den Sinn. Aber er hütete sich, seine Meinung auszusprechen, denn er wußte, daß die Gedanken, die man für sich behält, noch kostbarer als Gold sind.

DIE MUTTER AN IHR KIND

Noch blickst du gläubig zu mir auf,
doch morgen ziehst du schon von dannen!
Und auch mein Herz kann diesen Lauf
in deine eigne Welt nicht bannen!

Zieh hin, mein Kind, Gott segne dich!
Nur beten kann ich, warten, hoffen!
Und weinst du dereinst bitterlich,
das Mutterherz ist stets dir offen!

Dr. Kainrath

125 blinde Mütter wurden geehrt

Seitdem die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs im Jahre 1948 ihre Tätigkeit wieder aufgenommen hat, veranstaltet sie alljährlich auch eine stimmungsvolle Muttertagsfeier.

Immer mehr blinde Mütter wurden in den Kreis der Festteilnehmerinnen einbezogen. Die blinde Frau hat es durch die Schwierigkeiten, welche ihr das Alltagsleben aufbürdet, besonders notwendig, daß ihre bedeutende Leistung, welche sie zum Wohle ihrer Familie vollbringt, auch entsprechende Würdigung findet.

Es ist aber nicht nur an dem einen Tag im Jahre, daß die Hilfsgemeinschaft ihren Teil zur Erleichterung des Lebenskampfes ihrer Mitglieder beiträgt.

In seiner Begrüßungsansprache bei der Muttertagsfeier, am Sonntag, den 11. Mai, im Schwechaterhof, wies Obmann Vogel auf die verschiedenen, von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs geschaffenen Einrichtungen hin, welche geeignet sind, allen Blinden, besonders aber den blinden Müttern und Hausfrauen, praktische Hilfe zu bringen. Er sprach von der Nähstube für Blinde und ihrem großen Wert, weil es gerade die Flick- und Näharbeiten sind, welche den blinden Frauen überaus große Sorgen bereiten.

„In wenigen Tagen schon, liebe Freunde, wird sich das Tor unseres Blindenparadieses in Unterdambach für Sie wieder öffnen und dann werden es gerade unsere Kolleginnen sein, welche die Wohltat eines Urlaubes in unserem eigenen Heim besonders genießen werden. Drei Wochen werden sie nicht einkaufen gehen, nicht kochen, kein Geschirr abwaschen und nicht aufräumen müssen. Es werden für sie herrliche unvergeßliche Tage sein.

Sie werden im Kreise ihrer Schicksalsgefährten für einige Zeit das eigene Los in den Hintergrund stellen und mit Freuden teilnehmen an allem, was ihnen unser Heim unter der Leitung unserer Kollegin Frank an Annehmlichkeiten und Zerstreuungen zu bieten haben wird.

Unseren jahrelangen Bemühungen um die Erlangung gesetzlicher Ansprüche auf eine

Der Humorist Franz Pfister im Gespräch mit blinden Müttern.

Photo H. Vogel

Blindenbeihilfe ist es zu danken, daß nun endlich auch die blinde Frau und Hausmutter zu eigenen Einkünften gekommen ist, über die sie nach ihrem Ermessen und Gutdünken verfügen kann. Damit war wieder ein Schritt getan auf dem Wege zur Verbesserung der Stellung der blinden Frau innerhalb der Familie. Alles, was beizutragen vermag, um erblindeten Menschen wenigstens einen Teil der verlorengegangenen Unabhängigkeit zurückgewinnen zu helfen, ist geeignet, ihr Leben glücklicher zu gestalten.

So sehen wir, liebe Freunde, daß unsere Gemeinschaft nicht nur heute anläßlich des Muttertages, sondern das ganze Jahr über um das Wohl ihrer Mitglieder bemüht ist.

Wir wollen aber auch allen sehenden Frauen herzlichst danken, welche durch ihre aufopfernde Fürsorge mithelfen, schweres seelisches Leid zu mildern."

Die Ausführungen des Obmannes wurden von den Anwesenden mit Begeisterung aufgenommen; hierauf folgte ein ausgezeichnetes

Rudy Mayer singt das „Mutterllied" aus der „Schützenliesel" von Edmund Eysler.
Photo H. Vogel

künstlerisches Programm, welches von Professor Dechantsreiter, dem besonderen Geschmack unserer Gäste entsprechend, zusammengestellt wurde.

Beliebte Künstler, wie Rudy Mayer, Hedy Seiler, Karl Liko, Franz Pfister, Karl Storm und Kapellmeister Fritz Linha, von denen jeder einzelne mit ganzem Herzen bei der Sache war, hatten sich wieder zur Verfügung gestellt. Besonderen Anklang fand der virtuose Akkordeonvortrag unseres Kollegen Ernst Novacek sowie seine entzückenden Kompositionen. Der hochbegabte junge Künstler wurde mit besonders herzlichem Beifall bedacht.

Diese schöne Muttertagsfeier schenkte den Blinden wie den Sehenden vielfältige Eindrücke, die ihnen noch lange in Erinnerung bleiben werden. Jeder Mutter wurde ein Geschenk überreicht, den in der Provinz lebenden Müttern brachte die Post ein solches ins Haus.

Den Abschluß der Feier bildete eine gemeinsame Jause, die alle Besucher bei Kaffee und Gugelhupf vereinte. *Y. B.*

HERBERT STRUTZ

Ein Mann namens Fasching

In der Einschicht hausen oft seltsame Käuze: richtige Narren oder ernste Leute, die sich nur närrisch stellen, weil die Welt ihre Unzulänglichkeit lieber aus heiterem als aus ernstem Munde hört.

Primus Fasching, der einsam auf einem hohen Berg sein kleines Anwesen bewirtschaftete, war ein solcher Kauz. Irgendein schelmischer Vorfahr hatte seinen Namen Faschnig durch die launige Vertauschung zweier Buchstaben in Fasching abgeändert — und diesem spitzbübischen Hinweis auf die Zeit der Narrenfreiheit entsprach auch Primus Fasching, hinter dessen lustig verkniffenem Gesicht sich die Weisheit ebenso wunderlich versteckte, wie die panische Dämonie der Natur hinter der spöttischen, komischen Grimasse einer Ziege. Eine Art Ziegenbart, dünnborstig, grauhaarig und spitz, stand denn auch von seinem Kinn ab und bildete mit den lustig gefächerten, zartrunzeligen Falten der Schläfen ein Schalksgesicht, das zwei wasserblaue Augen wie eingefrorene Tümpelchen neben dem steilwandigen Nasenkamm unter den zerzausten Büscheln der struppigen Brauen barg. Doch mit diesen Augen war es so, daß sich unter ihrer vermeintlichen Eisschicht allerlei Verborgenes regte, wie unter der mattschimmernden Kruste eines winterlichen Teiches. Die Gedanken-Fischlein darin waren zwar nicht zu sehen, aber sie hüpften, sprangen und schossen quicklebendig hin und her, sobald Primus seinen Mund nur auftat. Gab man ihm Gelegenheit dazu, dann rührte sich sofort der Spaßvogel in ihm, plusterte sein Gefieder und strahlte aus seinem Eulenblick fröhliches Staunen und freundlichen Spott.

Daß er als Narr galt, kränkte Primus Fasching nicht. Er tröstete sich mit der Weisheit der Abgeklärten, die Frieden in der heiteren Betrachtung der Welt finden. Obwohl ihm das Leben mitunter recht übel mitgespielt hatte, verstand er es, Grimm und Groll von seinem Herzen fernzuhalten. Sein kleiner Besitz gedieh gut und genügte ihm,

sich und sein Weib hinreichend zu ernähren. Und als er die treue, langjährige Begleiterin eines Tages in den Sarg betten mußte, war dies zwar ein harter Schlag, der ihn ein wenig taumeln ließ, aber nichts gegen die Kraft vermochte, die bald wie ein unerschütterlich treibender Keim das Dunkel um die webende Wurzel mit dem Licht um die Blüte vertauschte. Dennoch schien der Tod der Frau das Denken Primus Faschings ein wenig verrückt zu haben, da er etliche Monate nach ihrem Heimgang plötzlich in einem ganz seltsamen Aufzug den kleinen Marktflecken besuchte, der einige Wegstunden bergabwärts von seinem einschichtigen Hof im Tal lag. Dieser Aufzug — ein Kopftüchlein und ein brauner Weiberkittel, der weit um die rotbestrumpften Waden des mächtig ausschreitenden Mannes schlenkerte — brachte rasch alt und jung auf die Beine. Wäre Primus Fasching nicht der graue Bart vom Kinn gestanden, hätte man ihn wahrhaft für eine dürre Sennerin mit altem, scharf geschnittenem Gesicht halten können. Eine blaue Schürze lüpfte ihre Zipfel bei jedem Stoß der hartknochigen Knie, und unter einem langfransigen Umhängetuch bauschte sich eine zerknitterte, schwarze und schinkenärmelige Bluse vor einer Brust, die in genießerischen Zügen den Qualm einer altmodischen Porzellanpfeife ein- und ausatmete.

Schon vom ersten Haus des Marktes an folgte eine Schar kichernder Kinder und spottender Bengel dem Weg des wunderlich Verkleideten, der über den Kirchenplatz — unbekümmert um das Aufsehen, das er erregte — dem Gerichtsgebäude zustrebte. Die Leute, die sich um die Jahrmarktsbuden und die Verkaufsstände, um die Tische der Lebzelter, um die von riesigen Sonnenschirmen behüteten Mietplätze der Faßbinder, Geschirrhändler, Korbflechter und anderer Marktfahrer drängten, wendeten sich ihm lachend und kreischend zu. Und da schließlich die erregte Kinderschar, mit Händen und Ellbogen stoßend, hinter ihm wie ein reißender Bergbach rücksichtslos Platz im Gewoge der Feilschenden und Neugierigen begehrte, kam es da und dort bald zu heftigen Äußerungen der Menge, die der von dem Narren angeführte Zug hin und her stieß, bis — über die umgefallenen Stangen einiger wackeliger Stände hinweg — das Menschengeschiebe endlich das Gerichtsgebäude erreichte.

Dort trat der Torhüter dem Unruhestifter mit gebieterischem Halt entgegen. Primus Fasching jedoch schob ihn mit sanfter, aber unbändiger Kraft zur Seite, ließ den Schwall seines tollen Gefolges und den Lärm scherzhafter und ernster Flüche, Hänseleien, spottenden Gelächters fröhlicher und verärgerter Rufer hinter sich und drang bis in die Amtsstube vor, in der die hohe Obrigkeit saß, die sein Kommen gefordert hatte.

Starr erhob sich der Beamte von seinem Sitz, blitzte das Gedränge, das hinter Primus Fasching den Rahmen der Tür zu sprengen drohte, durch seine scharf funkelnden Gläser unmutig an, begehrte und ertrotzte Ruhe und fragte dann, was denn diese die Würde der Obrigkeit verletzende Maskerade bedeuten solle. Aber so schnell, wie der Beamte es ererwartete, klärte Primus den empört schnaubenden Hüter des Gesetzes nicht auf. Erst nach längerem Hin und Her nestelte der Verkleidete langsam und höchst umständlich eine gerichtliche Vorladung aus dem Ausschnitt seiner Bluse, hielt das Papier, das die Unterschrift des Beamten trug, vor dessen Nase, stieß mit dem tabakbraun gebeizten Zeigefinger auf eine bestimmte Stelle des Textes und sagte, daß es hier ja schwarz auf weiß zu lesen sei, daß er, Primus Fasching, als Erbe seines verstorbenen Weibes „in Sachen seiner Frau“ vor dem Gericht zu erscheinen habe.

„In Sachen Ihrer —? Aber Mann“, stotterte der brillenblitzende Beamte, „das soll doch heißen . . .“

„Das heißt, was es heißt und was ich befolgt habe“, sagte Fasching verschmitzt und lüpfte das Tüchelchen von seinem Haupte, ehe er vor den verdutzten Lachern aus den Weiberkleidern stieg und in Wams und Lederhose vor dem überraschten Beamten stand. Nachher bekümmerte es ihn nicht, daß ihm dieser eine Buße wegen unstatthaften Benehmens vor der Behörde auferlegte. Das Vergnügen, das ihm der Scherz bereitete, war ihm den geringen Betrag wert, den er verschmitzt und lächelnd auf den tintenbefleckten Amtstisch blätterte.

Ein wirklicher Narr oder weiser Schelm —? Nein, kurz und bündig ein Mann namens Fasching.

DR. FRITZ KAHN

DIE WUNDERWELT DES AUGES

II

Der Aufbau des menschlichen Auges

Die denkbar beste Ergänzung zur historischen Entwicklungsgeschichte des Auges ist die Keimesgeschichte des werdenden Geschöpfes im Mutterleib. Die Tiergeschichte ist das Bilderarchiv, die Ahnengalerie der irdischen Wesen. Die Keimesgeschichte ist ein Film, der zwar nur das Schicksal eines einzelnen Wesens, dieses aber in der lückenlosen Folge einer sich logisch abrollenden Handlung demonstriert.

Als erste Offenbarung enthüllt uns dieser Film, daß das Auge des Wirbeltieres kein Hautgebilde, sondern ein Produkt des Gehirns ist. Daß das Wirbeltierauge tatsächlich auch historisch seinen Ausgang vom Zentralnervensystem genommen hat, lehrt uns in überzeugender Weise jenes für die Wissenschaft unschätzbare Geschöpf, das als ein entwicklungsgeschichtlicher Faulpelz ohnegleichen ungefähr dort stehen geblieben ist, wo die übrigen heutigen Wirbeltiere vor etlichen hundert Millionen Jahren den Start zu ihrer Welteroberung begonnen haben: der Lanzettfisch. Dieses Ur- oder besser gesagt Vorwirbeltier ist entwicklungsgeschichtlich so träge, daß es gar keine Organe ausbildet, sondern sich mit der Keimanlage begnügt und sozusagen als ein davongelaufener Embryo durchs Leben trollt. Ihm genügen als Sehapparat jene Hirnzellen, aus denen sich bei seinen fortgeschrittenen Geschwistern auf einem umständlichen und langen Weg die Augen bilden. Mitten in seinem embryonal gestalteten Nervenrohr sieht man die Ur-Sehzellen als große, von einer Pigmenthaube umgebene Nervenzellen liegen, kaum unterschieden von den übrigen, aber durch ihre Pigmenthaube deutlich als Lichtsinnesapparate charakterisiert.

Während diese Sehzellen bei den größeren Wirbeltieren von hier an die Oberfläche rücken müssen, um die Lichtstrahlen zu empfangen, verharren sie beim Lanzettfisch im Rückenmark, denn sein gelatinöser Körper ist halb durchsichtig, und für sein anspruchloses Dasein im Sande der Nordsee genügen ihm die Lichtmengen, die von seinen Rückenmarkszellen aufgenommen werden. Bei allen höheren Wirbeltieren wandern die Sehzellen in geschlossenem Zuge gegen die Körperoberfläche und bilden hierdurch eine blasenförmige Auftreibung, die Augenblase. Dort wo die Blase die Haut berührt, wehrt diese sich gegen den Druck durch Zellwucherung, so daß vor der Augenblase ein Hautwulst entsteht, der durch Gegenwachstum nach innen die vordringende Augenblase einstülpt, wodurch die einschichtige Augenblase sich in einen doppelwandigen Augenbecher verwandelt.

Die hintere der beiden Zellschichten produziert, da sie durch die vordere vom Lichtempfang abgedrängt ist, Pigment und wird hierdurch zur Pigmentschicht, die durch ihre Schwärze die bisher helle Augenblase in eine dunkle Camera obscura verwandelt. Die vordere Zellschicht entwickelt sich ihrer Herkunft entsprechend zu einem typischen Hirnrindenteil und bildet die lichtempfindliche Sehzellentapete oder Netzhaut. Sie bleibt mit ihrem Mutterboden, dem Gehirn, durch die von den Zellen ausgehenden Nervenfasern in Verbindung. Die Summe dieser Nervenfasern bildet den Sehnerv. Die in das Innere der Augenblase eindringenden Hautzellen schnüren sich von der Oberhaut ab und ballen sich im Innern des Augenbechers zu einer Kugel, deren Zellen sich fest zusammenpressen, gegenseitig abplatten und durchsichtig werden, so daß eine glashelle Zellkugel entsteht, die Linse.

So wie jede Stelle der Oberhaut, wenn man sie entsprechend reizt, wuchern und hierdurch etwa eine Warze oder ein Hühnerauge bilden kann, so kann jede Hautstelle Linsen hervorbringen.

Die wachsenden Teile des werdenden Auges brauchen natürlich Nährmaterial. Um dieses herbeizuschaffen, dringt eine Ader aus dem Hintergrund gegen das Auge vor. In Begleitung dieser Ader wandern wie bei jeder Organbildung embryonale Bindegewebszellen des mittleren Keimblatts mit in das Auge ein. Ein Ast der Ader wächst direkt in das Innere der Augenkugel und füllt den

SUPERSHELL

für maximale Motorleistung!

Raum zwischen Linse und Netzhaut mit Blutgefäßen und gallertweichen Bindegewebszellen. Auch diese drängen sich im Lauf der weiteren Entwicklung stark zusammen, verglasen hierdurch und bilden eine durchsichtige Gallertkugel, den Glaskörper.

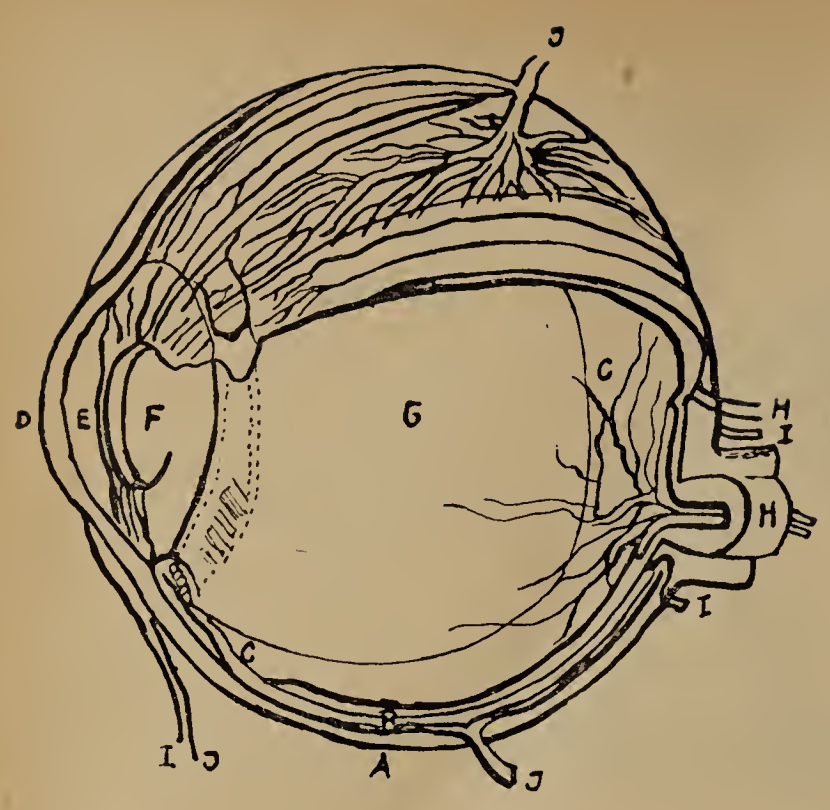
Die Hauptmasse der Adern dringt aber gar nicht in das Innere des Auges, sondern schlängelt sich an den Außenwänden entlang und verfilzt sich hier zu einer ganzen Haut von Adern, der Aderhaut. Diese umspannt die Augenkugel bis vorn zur Linse und zum Sehloch. Hier muß sie natürlich enden, um den Lichteinfall nicht zu stören, und bildet folglich rings um das Sehloch einen Kranz von Aderschlingen. Von außen erscheint dieser in der Augenlymphe schwimmende Aderkranz durch seinen Blut- und Pigmentgehalt farbig, grau-blau-braun-schwarz, und wird daher Regenbogenhaut oder Iris genannt.

Die Bindegewebszellen, die mit den Adern vordringen, verwandeln sich im Bereich der Schlingen zu Muskelfasern, die sich ringförmig gruppieren und durch ihren Zug das Sehloch verengen können. Diese Muskelfasern befähigen die Iris, als Blende des Auges zu wirken.

Außen über den Geflechten der Aderhaut verdichtet sich das Bindegewebe zu einer vierten Gewebsschicht, der Lederhaut, die eine bläulich-weiße Porzellanfarbe besitzt und als der helle Überzug des Augapfels, das Weiße des Auges, sichtbar ist. Vorn, vor Sehloch und Linse, verglasen die Bindegewebsfasern der Lederhaut, um den Eintritt des Lichtes nicht zu hindern und hellen sich so zur durchsichtigen Hornhaut auf.

Seine pralle Spannung verdankt der Augapfel der Lymphe, die alle Innenteile durchtränkt und alle Lücken zwischen den Häuten und Einzelteilen ausfüllt, so daß Linse und Iris gewichtslos in der Lymphe schwimmen. Zur Erhaltung des Gleichgewichts muß der Lymphdruck einen gewissen Grad erreichen, diesen aber unvermindert bewahren. Um den Lymphdruck auf gleicher Höhe zu halten, sondern die Adern der Iris fortgesetzt Lymphe in den vorderen Augenraum ab. Der Rückfluß dieser Lymphe in die Lymphadern ist durch die Enge der Abflußkanäle erschwert, so daß sich das Augeninnere in einem Dauerzustand des Überdrucks befindet, der den Augapfel prall erhält. Da sich die Lymphe vor allem in den Räumen vor und hinter der Linse, in der vorderen und hinteren „Kammer" sammelt, nennt man sie das Kammerwasser.

Das vordere Fünftel der Augapfelwandung ist glasartig, derb, elastisch wie Horn und wird daher Hornhaut genannt. Schaut man auf die kristallklare Vorderfläche des Auges, so möchte man unbedingt annehmen, die Hornhaut sei strukturlos wie das Glas. In Wahrheit aber setzt sie sich aus 60 bis 100



A = Lederhaut
B = Aderhaut
C = Netzhaut
D = Hornhaut
E = Iris
F = Linse
G = Glaskörper
H = Sehnerv
I = zuführende Arterien
J = ableitende Venen

einander dicht anliegenden Bindegewebsplatten zusammen, zwischen denen in besonderen Fächern, den Saftlücken, große Bindegewebszellen liegen. Durch diese Saftlücken strömt ununterbrochen warme Lymphe, um die Hornhaut, die mehr als jedes andere Organ ungeschützt der kalten Luft ausgesetzt ist, warm zu halten.

Bei Wassertieren ist dieses Lymphsystem wegen der noch größeren Abkühlungsgefahr besonders reich entwickelt, bei manchen Fischen laufen sogar spezielle Heizadern um oder durch die Hornhaut. In den Lymphräumen findet man stets Wanderzellen, die hier lebhafter als in anderen Organen umherkriechen, weswegen man die Hornhaut gern als Objekt zum Studium der Wanderzellenbewegung benutzt. An ihrer Oberfläche werden die Bindegewebsplatten von etwa fünf Lagen Epithelzellen in ungefähr $^1/_{10}$ mm Dicke bekleidet. Da sich die oberen Schichten durch Abkühlung, Luftzug, Staubanflug und Tränenfluß ständig abnutzen, ergänzt sich das Epithel fortgesetzt durch Zellteilungen der untersten inneren Grundschicht. Wie an ihrer Außenfläche, so wird die Hornhaut auch an ihrer dem Augeninnern zugekehrten Rückwand von Epithelzellen bedeckt.

Zwischen der mittleren Bindegewebsschicht und den beiden Epitheldecken außen und innen ist je eine elastische Membran ausgespannt, die sich durch Verglasung der Randschichten des Bindegewebes bildet. Diese „Glasmembranen" sind zwar nur $^1/_{100}$ mm dick, aber sehr widerstandsfähig. Namentlich die innere ist so zäh, daß sie weder durch Kochen noch durch Säuren oder Laugen zu zerstören ist. Sie muß derb sein, denn sie bildet die eigentliche Schutzplatte des inneren flüssigkeitserfüllten Auges gegen die Gefahren der Außenwelt. Kommt man in die Lage, einen Eisen- oder Steinsplitter aus der Hornhaut entfernen zu müssen, so ist man von der Widerstandskraft dieser feinen Membran überrascht. Man kann, ohne bei vorsichtigem Hantieren einen Durchbruch fürchten zu müssen, mit einem spitzen Messer den Fremdkörper aus der durch Kokain unempfindlich gemachten Hornhaut herausschaben.

Zunächst erscheint es höchst verwunderlich, wenn nicht geradezu widersinnig, daß ein Deckglas wie die Hornhaut, das der Durchsichtigkeit dienen soll, Fasern, Zellen, ja sogar Wanderzellen enthält. Tatsächlich aber stören diese Elemente die Klarheit des menschlichen Objektivs so gut wie gar nicht, und zwar weniger darum, weil sie so klein sind, als wegen ihrer Lage zum optischen System des Auges.

Nähert man sich dem Auge eines Menschen mit einem für diese direkte Beobachtung besonders konstruierten Mikroskop, wie es das Gullstrandsche Spaltlampenmikroskop ist, so kann man die feineren Einzelheiten im Bau der Hornhaut, der Regenbogenhaut, der Linsenvorderfläche, ja sogar des tiefer gelegenen Glaskörpers und selbst der Netzhaut des Augenhintergrundes erkennen und hier so schön und klar wie nirgends sonst Struktur und Leben des unzerstörten Körpers beobachten. Das ist ein aufwühlendes Erlebnis! Einem Menschen gegenübersitzen und sich mit ihm über die neueste Opernaufführung unterhalten und gleichzeitig durch ein Mikroskop gewahren, daß dieser Mensch ein Bündel Bindegewebsfasern, ein Ameisenhaufen Wanderzellen, eine Röhrenanlage von Adern, ein Behälter träufelnder Flüssigkeiten ist.

Der Mund, 10 cm tiefer, spricht von Fidelio und Zauberflöte, das Hirn, 10 cm dahinter, denkt und fühlt, erinnert sich und phantasiert, trägt den ganzen Kulturschatz einer Menschheitsgeschichte in sich, weiß von Sternen, Gott, Kunst und Musik, und vorn

schauen wir durch ein Mikroskop und sehen Wanderzellen kriechen, Blutkügelchen rollen, Nervennetze wie Telegraphendrähte ausgespannt, und das, was wir hören, sehen, fühlen, denken, ist der geheime Strom in den Nervennetzen dieser Milliardenanlage Mensch, die da vor uns sitzt. Jeder Mensch sollte einmal, nicht in einem lauten, jedes Feingefühl erstickenden Panoptikumsaal, sondern in einem stillen, dunklen Zimmer, Mensch dem Menschen gegenüber, so durch ein Spaltlampenmikroskop gleichsam in die sezierte Seele des Menschen hineingeschaut haben, um alsdann über das Wunder der Schöpfung, über die Mystik dieser Stoff- und Geistgeburt des Phänomens Mensch andachtsvoll zu träumen wie zwischen den dämmernden Säulen und Altären eines Doms; nicht zu klügeln, sondern zu träumen, denn mehr als in Andacht versinken kann man vor diesen letzten, durch keinen Gedanken auszusinnenden Urgeheimnissen nicht.

EINE TASCHENUHR ERZÄHLT

Zusammen mit vielen meiner Schwestern wurde ich dem Verkaufsladen übergeben. Dort blieb ich zunächst eine ganze Weile. Mir war die höchst wichtige und ehrenvolle Aufgabe zugedacht, einem Blinden immer die richtige Zeit anzugeben. Das stellte ich mir schon damals sehr schön vor und wollte es stets auf das Gewissenhafteste ausführen.

Eines schönen Tages kam auch jemand mich holen. Er betrachtete mich von allen Seiten und hielt mich ans Ohr, um auf meinen Pulsschlag, den Pulsschlag der Zeit, zu hören. Und ich bin ganz sicher, ich habe Eindruck auf ihn gemacht. Auch ich war mit ihm zufrieden. Er sah — besonders zuerst — sehr oft nach der Zeit, und das haben wir Uhren doch sehr gern. So ging mein Alltag eine ganze Zeit im gleichmäßigen Ticktack dahin.

Plötzlich bekam ich heftige Schmerzen. Meine Pflicht ohne Stocken zu erfüllen, war mir nicht mehr möglich. Ich mußte dann und wann eine Verschnaufpause einlegen, und bald war es auch ganz aus. Die sachkundige Hand eines Mannes, den man Uhrmacher nennt, machte mich jedoch bald wieder voll einsatzfähig. Da ich Taschenuhr aber kein Schlagwerk habe, blieb ich stehen. Ich überstand eine schwere Operation. Ich war fest überzeugt, nun könne es zu keinen Stillstandszeiten mehr kommen.

Seit einer Woche bin ich aber schon wieder in der Klinik für kranke Uhren, und mein Freund sagt, beim nächstenmal würden ihm meine Reparaturen schon genau so viel gekostet haben wie eine neue Uhr, die er selbst hätte bezahlen müssen. Scheinbar gefalle ich ihm gar nicht mehr. Und dabei hatte ich mir meine große Aufgabe so schön vorgestellt. Was kann ich jetzt nur tun? Am Ende bringt mein Freund mich doch wieder in den Verkaufsladen zurück, um es mit einer anderen zu versuchen. Was ist aber dann aus meiner Aufgabe geworden? Wenn das nur meine Hersteller wüßten. Doch sie können jetzt wohl auch nichts mehr daran ändern.

Ich wünsche aber keiner meiner Schwestern aus einer neuen Serie, daß sie das gleiche Schicksal zu ertragen hat wie ich. Das werden meine Hersteller sicher zu verhindern wissen.

Ticktack

YVONNE-BLAUENSTEINER-STEPAN

Vom Schafb

Schon das erste Mal, als ich Dr. Herbert Tichy, den international bekannten Weltreisenden und Schriftsteller, anrief, fühlte ich mich von seinem schlichten freundlichen Wesen angenehm berührt. Daher kamen Kollege Vogel und ich seiner Einladung, ihn doch zu besuchen, gerne nach. Als uns dann Dr. Tichy in seinem am Schafberg gelegenen Heim mit großer Herzlichkeit begrüßte, hatten wir das Empfinden, mit ihm schon viele Jahre bekannt zu sein.

Wir fühlten uns in Dr. Tichys „Museum", denn als solches konnte man nach den Schilderungen unseres sehenden Begleiters das Empfangszimmer bezeichnen, sehr bald wie zu Hause. Unser Gastgeber, liebenswürdig und bescheiden, wie die meisten bedeutenden Menschen, war in rührender Weise um unser Wohl besorgt. Er braute für uns einen Kaffee, der in den Schalen aus hauchzartem chinesischem Porzellan besonders gut mundete. Dabei ließen wir die Fülle der uns umgebenden exotischen Kostbarkeiten auf uns einwirken. Wir erlebten die Schönheit fremdartiger Gemälde, die farbenfrohe Pracht chinesischer Seidenmalereien und ostasiatischer Wand-

teppiche. Viele Gegenstände, wie Schnitz und Plastiken, konnten wir jedoch durc Tastsinn wahrnehmen. Uns war ein eigenartig zumute, als unser Obmann mi edelgeformten krongezierten Haupt einer sischen Göttin und ich mit einer Buddha auf dem Schoß dasaßen, oder afrika Holzmasken befühlten.

Selbstverständlich war zwischen dem des Hauses und uns eine angeregte Unterh im Gange. Es freute uns, daß Dr. Tich uns Aufschluß über verschiedene mit dem gelnden Sehvermögen zusammenhängend gen begehrte. Mit besonderem Interesse h der Erklärung zu, daß wir die Eindrücl Außenwelt mittels der übrigen uns verbli Sinne aufnehmen und dadurch eine leb Vorstellung der Dinge erhalten, so daß sic unsere Welt schön und erlebnisreich ge Dr. Tichy erzählte uns nun seinerseits: „Ic

Zu Besuch bei Dr. Tichy. Photo H

m Cho Oyu

blinden Freund, welcher hauptsächlich den Rundfunk ein beträchtliches Wissen en hat und einer der gebildetsten Menschen ich kenne. Ich werde in meiner Meinung das Gespräch mit Ihnen nur bestärkt, ie Nichtsehenden ausgesprochen positiv ellt und meistens sehr fröhlich sind!"

unsere Bitte hin berichtete uns Dr. Tichy iniges über sein Leben. „Ich bin hier am erg geboren und träumte schon als Bub einstmals in die weite Welt zu ziehen. der Matura studierte ich bei Professor lem Sohn des Erbauers der Wiener Hoch- leitung, Geologie. Plötzlich, mitten im n, packte mich die Abenteuerlust und ich schnurstracks nach Indien. Mein Vater r vernünftigerweise kein Geld dazu, doch ch damals durch einen Zufall Max Reisch . Maxi war tüchtiger als ich und ver- sich ein Motorrad. So zogen wir los hrten erst sechs Monate später nach Wien . Das erste Mal in der Geschichte wurde iatische Kontinent mit dem Motorrad uert."

d wurden Ihre Vorstellungen über den Osten erfüllt?"

Gefragte lächelte versonnen: „Oh, sie sogar übertroffen, denn als blutjunger findet man alles wunderbar und märchen- llerdings muß ich feststellen, daß ich auch d meiner späteren Reisen durch Indien, und auch andere Länder ganz großartige cke empfangen habe."

haben doch als erster Europäer Nepal uert und den Gipfel des Cho Oyu be- n — ist es nicht ein überwältigendes , eine so schwindelnde Höhe erreicht zu "

stimmt schon, aber die vielen Vor- ngen, die Kosten, ob sich das für den unkt, den man erreicht hat, lohnt?"

re Neugierde gilt nun den Schneemännern. tten schon wiederholt davon gehört und darüber die Meinung eines Berufenen

es gibt diese, ich habe auch schon öfters von ihnen entdeckt, aber es handelte ht um Menschen, sondern um noch un- te Tiere."

Wir machten nun mit Dr. Tichy einen gewaltigen Sprung nach dem schwarzen Erdteil und erkundigten uns über seine letzte Reise durch Ostafrika. Wir erfuhren von einer zahmen Löwin, Elsa genannt. Zwar ist dieser Name nicht afrikanisch —

„Aber warum", meinte Dr. Tichy, soll eine Löwin nicht auch Elsa heißen können?"

„Ein Wildheger", erzählte Dr. Tichy, „mußte eine menschenfressende Löwin schießen, einige ihrer Jungen blieben verwaist zurück. Der Wildheger erbarmte sich der Löwenkinder, nahm sie in Pflege und ich betreute das schwächlichste von ihnen, welches sich aber zu einem stattlichen Tier auswuchs. Wir brachten es nicht übers Herz, diese zahme Raubkatze, die unter Umständen doch einmal gefährlich werden konnte, wieder in die Wildnis zu schicken, da sie von ihren eigenen Artgenossen sicherlich angefallen werden würde; so landete sie im Tiergarten von Rotterdam."

„Sind die Neger gastfreundlich und bereiten sie gute Speisen?"

Dr. Tichy tut einen komischen Seufzer.

„Na ja, gastfreundlich sind sie schon, aber man kann wegen der Eigenart ihrer Tafelfreuden davon keinen ausgiebigen Gebrauch machen. Da ist z. B. der Stamm der Massai, sie halten große Kuhherden. In die Halsschlagader der Kühe wird ein hohler Pfeil geschossen, durch den das Blut abrinnt. Dann wird die Wunde vernäht. Der Kuh ist nichts passiert, aber aus Blut und Milch wird eine sehr beliebte Speise bereitet. Dazu können wir Europäer nur sagen: ‚Mahlzeit!'"

Unser Gastgeber freute sich darüber, daß wir in der Lage sind, seine Interpretationen von visuellen Eindrücken so lebendig in uns aufzunehmen.

Er freute sich auch, davon zu hören, daß gerade die Blinden besonders dankbare Zuhörer seiner zum Teil auch schon auf Tonbändern gesprochenen interessanten Reiseschilderungen sind.

Wir sind schon sehr gespannt auf das neueste Buch von Dr. Tichy über seine letzte Reise durch Ostafrika.

Es war wirklich ein fröhliches und gemütliches Beisammensein, welches uns Blinden, aber wie wir glauben, auch Dr. Tichy in guter Erinnerung bleiben wird.

Gerne werden wir seiner herzlichen Einladung, ihn recht bald wieder zu besuchen, nachkommen.

„Dann wird auch uns die Sonne scheinen . . .“

Dies waren die Schlußworte der mitreißenden Festansprache, welche der Obmann der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, *Robert Vogel*, anläßlich der am Sonntag, den 13. April, in den Sofiensälen veranstalteten Akademie an die zahlreich erschienenen Gäste richtete.

Es war begreiflich, daß wir das 10jährige Wiederbestehen unserer Hilfsgemeinschaft besonders schön und würdig begehen wollten.

Nach einem Trio von Haydn, welches von *Dr. Karl Kainrath*, Violine, *Professor Walter Koch*, Cello, und *Inge Joanelli* mit großer Innigkeit und Virtuosität vorgetragen wurde, zeigte Robert Vogel in seiner Begeisterung weckenden Rede die großen Leistungen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten auf.

Nach Begrüßung der Festgäste führte der Redner aus, daß die Hilfsgemeinschaft, die im Jahre 1948 mit 100 Schilling ihre bereits vor 1938 ausgeübte Tätigkeit wieder aufgenommen hatte, auf sehr beachtenswerte Leistungen hinzuweisen vermag. Alle Sparten der Fürsorge ließ sich die Leitung dieser Organisation angelegen sein, besonders aber die Erholungsfürsorge. Das schöne Erholungsheim der Hilfsgemeinschaft in Unterdambach bei Neulengbach, von den Blinden und Sehenden „Paradies“ genannt, legt dafür ein beredtes Zeugnis ab.

Um die immer hilfsbereiten Mitmenschen mit den Problemen der Blinden vertraut zu machen, entschloß sich die Leitung Ende 1955 zur Herausgabe der Monatsschrift „Unser Schaffen“. Durch diese Monatsschrift, der einzigen ihrer Art in Österreich, konnten den Blinden viele neue Freunde gewonnen werden.

Der Sprecher erwähnte auch die jahrelangen Bemühungen um die Erlangung gesetzlich verankerter Ansprüche auf eine Blindenhilfe.

Es wurden den Blinden Einrichtungen geschaffen, die ihnen helfen, mit den erschwerten Lebensbedingungen fertig zu werden. Immer für die Blinden bereit und von Blinden geleitet, bildet diese Organisation einen wertvollen Bestandteil des österreichischen Blindenwesens.

„Die Blindheit“, sagte Robert Vogel, „ist durchaus kein Grund zur Verzweiflung. Sie kann überwunden werden, dafür haben wir, die von diesem Unglück betroffen worden sind, den Beweis erbracht. Viele, sehr viele unserer Schicksalsgefährten stehen heute im Berufsleben und leisten wertvolle Arbeit.

Die Blinden freuen sich an allem, was sie mit den ihnen verbliebenen Sinnesorganen in sich aufnehmen können, und entdecken immer wieder neue Schönheiten. Wir können bestehen in einer Welt, die für das Sehen und nicht für das Blindsein geschaffen ist, wenn uns unsere glücklicheren Mitmenschen anstatt Mitleid, Verständnis und Hilfsbereitschaft entgegenbringen.

Liebe sehende Freunde, widmen Sie doch einmal eine Stunde einem Blinden, lesen Sie ihm vor oder führen Sie ihn spazieren. Er wird dann das Gefühl haben, nicht verlassen zu sein, und sein Glück wird Ihnen reichlicher Lohn sein. Begegnen uns die Sehenden solcherart, dann wird auch uns die Sonne scheinen!“

Professor Dechantsreiter bemühte sich um die Programmgestaltung und hatte auch die Ansage des ersten Teiles übernommen. Er konnte dem Publikum Frau *Ilse Charlemont-Zamara*, die bekannte Harfenvirtuosin, vorstellen, deren erlesene Kunst uns große Eindrücke schenkte.

Opernsängerin *Jetty Topitz-Feiler* sang den „Frühlungsstimmenwalzer“ und entzückte das Publikum mit ihrer herrlichen Stimme.

Unser Schicksalsgefährte *Professor Otto Binder* erwies sich in der Interpretation von zwei Klavierstücken von Liszt als Künstler ganz großen Formats.

Im zweiten Teil brachten *Anita Spitzak-Trojan*, *Carlo Nodari*, *Rudi Mayer* und *Lotte Vojowsky*, am Flügel wirkungsvoll unterstützt von *Professor Josef Mayer-Aichhorn*, italienische und Wiener Lieder zum Vortrag und ernteten gleich den Künstlern des ersten Programmteiles reichen Beifall.

Möge es der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs gegönnt sein, noch viele Veranstaltungen durchzuführen und noch lange zum Wohle der Blinden zu wirken.

Allen, die zum Gelingen dieser festlichen Stunden beigetragen haben, sei an dieser Stelle herzlichst gedankt. *St.*

FRANZ JOSEF SCHICHT

Er nahm nur eine . . .

Sie hieß Susanne und war so anders als alle anderen. Niemand konnte sie richtig verstehen, niemand war so einsam wie sie, denn sie war siebzehn Jahre alt. Ihr einziger Freund war ihr Fahrrad.

Er hieß Wolfgang und war so anders als alle anderen. Er stand so fremd und verschlossen zwischen ihnen und ihrer Oberflächlichkeit, niemand vermochte dem kühnen Flug seiner Gedanken zu folgen, denn er war neunzehn Jahre alt. Seiner würdig war allein sein Fahrrad.

Und dies nicht ohne Grund.

Es begleitete ihn auf allen seinen Wegen, es ertrug seine stürmischen und seine schwermütigen Tage, es liebte mit ihm die Landschaft und den roten Klatschmohn am Rain. Es wartete auch geduldig auf ihn, wenn er es in einer Scheune stehen ließ, um schnell einen Berg zu besteigen.

Nur dieses Fahrrad hielt ihm die Treue zu einer Zeit, da alle Menschen ihn allein ließen und alle Freunde ringsum versagten.

Und zuletzt war es sein Fahrrad, das ihn rettete aus dieser neunzehnjährigen Not.

Es stand in einer Scheune und wartete geduldig, bis er wieder herunterkam vom Berg. Durch die Ritzen der Holzwand fiel die Frühlingssonne in breiten Streifen. Er hatte eine Aurikel im Knopfloch und öffnete das Scheunentor. Doch siehe da, sein Fahrrad war nicht allein! Ein anderes war darangelehnt, und als er es wegschieben wollte, hatten sich die fremden Pedale ganz fest in seine Speichen gesetzt. Er mußte sehr vorsichtig hantieren, um jeden Schaden zu vermeiden, und noch ehe er mit seiner Arbeit fertig war, kam Susanne.

„O weh", sagte sie, „entschuldigen Sie! Ich hatte es so eilig, um noch rechtzeitig zu den Aurikeln zu kommen."

Wolfgang richtete sich auf, so daß sein geschmücktes Knopfloch sichtbar wurde. Susanne errötete heiß, ihre Hand sank beschämt an ihrer hellen Schürze herab und sie sagte leise:

„Ich weiß, sie sind geschützt. Aber ich habe sie so gerne! Das nächste Mal nehme ich auch nur eine — bestimmt."

Von nun an ging es ihnen beiden gut. Den ganzen Sommer hindurch fuhren sie zusammen über die sonnigen Straßen. Und während sie irgendwo saßen und einander von ihrer großen, unermeßlichen Einsamkeit erzählten, während jeder endlich einen Menschen gefunden hatte, der seine Einsamkeit verstand, lagen ihre Fahrräder Sattel an Sattel, Pedal an Pedal im grünen Gras, und ein jedes von ihnen wurde vom Besitzer des anderen glühend geliebt. Denn es trug diesen einzigen, wunderbaren Kameraden durch den Sommer, es durfte abends mit ihm nach Hause gehen, und es war überhaupt schuld daran, daß ihnen die Welt so offen stand.

Wolfgang hatte auf jedes Rad eine kleine Fahnenstange montiert, und Susanne hatte ihm einen himmelblauen Wimpel genäht. Er hatte es so gewünscht. Sie selbst führte einen silbergrauen, denn sie schwärmte von Mondlicht und Sehnsucht.

„Traust du dich freihändig diesen Berg hinunter?" fragte er.

„Wenn du mich an deiner Schulter anhalten läßt!"

Und sie fuhren freihändig den Berg hinunter.

„Prachtvoll, was du für ein Kerl bist, Susanne!"

In Susannes Augen blitzte himmelblau der Stolz, und das paßte so gut zu ihren schwarzen Haaren.

„Wie blöd die Leute sind", lachte sie, „die halten uns alle für ein Liebespaar. Sie haben keine Ahnung von Kameradschaft".

„Das können nur unsere Räder verstehen, Susanne. Die wissen, wie schön der Sommer ist und die ganze Welt, und die wissen, wie gut wir einander verstehen."

Ihre Räder lagen Sattel an Sattel, Pedal an Pedal, im grünen Gras und wußten es. Ein schlanker Halm, der zitternd seine Samen trug, schlang sich durch ihre Speichen.

Eines Tages, tief im Herbst, begann Susanne sich zu schminken. Sie zeichnete sich hohe, erstaunte Augenbrauen, und ihr Mund lächelte so, daß er zu diesen Brauen paßte.

„Ich kann heute nicht weit fahren", sagte sie zu Wolfgang, „ich muß bald zurück sein."

Sie fuhren kaum über den Stadtrand hinaus und hielten an einem Hügel.

„Setz dich auf meinen Rock, Susanne, der Boden ist schon feucht."

Susanne setzte sich langsam nieder und pflückte einen lezten, verkümmerten Wiesenknopf, der gerade neben ihr wuchs. Den drehte sie lange zwischen zwei Fingern hin und her.

„Unser Sommer ist vorbei", sagte sie, „der Herbst ist gekommen".

Wolfgang beachtete nicht den tiefen Gehalt ihrer Worte, er betrachtete ihre Augenbrauen und fragte so plötzlich, daß er selbst ein wenig erschrak:

„Bist du verliebt?"

Susanne fuhr auf.

„Nein, Wolfgang, nein, das darfst du nicht sagen! Ich bin nicht verliebt, ich liebe! Fühlst du den Unterschied? Du, du allein mußt den Unterschied fühlen, denn niemand versteht mich so wie du."

„Auch er nicht?" fragte Wolfgang.

Schweigen.

„Stell dir vor", sagte sie, „er ist noch nie mit dem Fahrrad gefahren! Mit Siebzehn bekam er dann ein Motorrad, der Arme. Er ist noch nie bei einer Blume stehengeblieben, um sie zu pflücken. Aber er war schon zweimal in Italien und einmal in Frankreich. Am Meer, stell dir vor! Alles hat eben zwei Seiten".

Als er wieder aufstand, nahm er den silbernen Wimpel von ihrem Rad.

„Laß mir den, bitte", sagte er.

Zum erstenmal, seit sie ihn kannte, verstand sie ihn nicht.

„Frag doch mein Rad, ob es ohne Wimpel fahren will? Wir werden noch oft miteinander fahren."

„Nein", sagte er, und sie trennten sich.

Beim Abschied geriet sein Pedal in ihre Speichen, aber er hatte heute keine Geduld, und so fuhr sie mit einer gerissenen Speiche davon.

Dann vergingen viele Jahre. Das Leben kam, und der Krieg und der Frieden. Wolfgang brauchte jetzt ein Auto, denn er hatte sehr viele Patienten. Als er wieder so einsam war wie mit neunzehn Jahren, holte er sein altes Rad vom Dachboden, und das war seine große Hoffnung. Wieder Blumen am Straßenrand, wieder Sonne und Wind und einen Wimpel, so blau wie der Himmel. Man soll seiner Jugend treu bleiben, dachte er, wenigstens am Sonntag. Und er fuhr nach und nach alle die herrlichen Straßen von einst, einen ganzen Sommer lang.

Und als er sich eines Tages an einem ganz alten, vertrauten Ort Zyklamen geholt hatte, kam er zurück und sein Fahrrad war nicht mehr allein.

Ein anderes stand davor, ein altes, frisch gestrichenes, mit einer kleinen, leeren Fahnenstange am Lenker. Ihm wurde anders zumute, er riß einigen seiner Zyklamen die Köpfe ab und hielt dann erschrocken inne.

Er wartete.

Ein sehr junges Mädchen kam um das Rad, vielleicht sechzehn Jahre alt.

Verlegen trat er näher und erinnerte sich plötzlich daran, daß er schon einige graue Haare hatte.

„Was verlangen Sie für dieses Rad?" fragte er.

Das Mädchen kicherte ihn verständnislos an.

„Unverkäuflich, mein Herr! Sie haben doch selbst eines. Außerdem weiß ich ein Geschäft, dort gibt's billige alte Räder. Tadellos aufgefrischt übrigens."

„Haben Sie Ihres dort gekauft?"

„Nein, ich habe eine sportliche Mama. Sie hing zwar sehr an dem Rad, obwohl sie natürlich nicht mehr darauf fuhr. Heuer gab sie mir's endlich."

Wolfgang war bedenklich aufgeregt.

„Haben Sie keinen Wimpel?"

„Sentimentalitäten!" Die junge Dame dachte sehr real. „Das war die letzte Bedingung, daß ich diesen verbogenen Draht weder abmontieren noch beflaggen darf."

Wolfgang stotterte bereits.

„Und — und — der Herr Papa — hat der nicht Ihre Partei ergriffen?"

„Der ist im Krieg gefallen, erwiderte sie, „darum geht es uns ja so dreckig."

Es endete so, daß Susette zu Weihnachten vom Doktor ein neues Rad bekam und Susanne das ihre zurücknahm.

Und Susette sagte zu ihrem besten Freund als es Frühling wurde:

„Jetzt schlägt's dreizehn, mein Lieber! Stell dir vor, meine alte Dame besteigt wieder ihr Rad."

„Wie alt ist sie eigentlich?"

„Zweiundvierzig", lachte das junge Mädchen. „Außerdem hat der Doktor ein Auto in der Garage stehen, verstehst du das?"

Der beste Freund dachte eine Weile nach. Ihm dämmerte eine Ahnung auf, von Dingen, die es auch noch gab auf dieser Welt.

„Ich glaube, du verstehst es auch, Susette", sagte er.

Und dann dachten sie beide nach und fuhren ganz langsam aus der Stadt.

Draußen irgendwo saß Susanne auf Wolfgangs Rock, denn der Boden war noch feucht.

„Wieso haben wir es eigentlich damals nicht gewußt?" fragte sie leise und rückte noch ein wenig näher zu ihm.

Wolfgang schwieg und zog einen silbergrauen Wimpel aus seiner Tasche.

„Ja, du", sagte sie, „du warst immer gescheiter. Du hast auch nur eine Aurikel genommen".

„Komm", sagte Wolfgang und stand auf. „Eigentlich haben wir immer nur an die Gegenwart gedacht."

„Jetzt — auch?" fragte sie.

„Frag doch dein Rad, ob es den Wimpel noch einmal hergibt. Wenn die Stange den Reformgeist deiner Tochter überstanden hat, dann ist sie ehrlich konservativ. Werden wir nicht sentimental, wir haben graue Haare."

„Ich nicht!" rief Susanne laut, und dabei ließ sie irrtümlich ihr Rad fallen. Das konnte sich eine gute Weile von dem Sturz erholen, denn niemand hatte hier seine Hände frei.

KURT KLEBERT

Das Neydhartinger Moorheilbad

Wir, die wir langsamer und ruhiger leben, die wir nicht der Hast des Alltags verfallen sind, wenden uns den Naturheilbädern zu. Kataloge, Broschüren und Prospekte weisen vielfältige Wege, aber der Naturquell zieht uns an und der wirkende Strom des ewigen Lebens ruft uns. Österreich ist an Mineralheilbädern und Mineralquellen gesegnet, aber kaum eines ist an naturwirksamen Stoffen so reich, wie das Moorbad Neydharting.

Eine Pflanzenwelt von vielfältiger und üppiger Pracht ist versunken. Das Moor, das über dem Sprießenden herrscht, birgt alle Nähr- und Heilkräfte in sich. Moorbutter, Moorkäse, Spezialitäten des Gaumens, erfrischen den Körper und enthalten wirksame, belebende Aufbaustoffe. Die Moorkosmetik soll hier nicht vergessen sein, sie bringt über eine eigene Drogerie naturbelassene Moorprodukte für Apotheken, Drogerien, Spitäler, Kliniken, Kuranstalten, Kosmetikinstitute, Friseursalons und einschlägige Fachgeschäfte an die Verbraucher heran. Zahlreich sind die Artikel, welche Moorstoffe in ihrer eigenen Wirksamkeit enthalten und der Gesundung dienen. Die Moorprodukte in ihrer besonderen Art werden in geeigneten Gebinden für Hauskuren zugestellt. Dieser Versand hat bereits ein erhebliches Ausmaß angenommen.

Der Bevölkerung Österreichs, und vor allem den Großstädtern, ist es viel zu wenig bekannt, welche Heilstoffe unsere Heimat in seinen Heilbädern birgt und den Besuchern abzugeben vermag. Neydharting ist eines der hervorragendsten europäischen Naturheilbäder und es ist nicht zu verwundern, daß viele ausländische und überseeische Besucher die Heilwirkung dieses Bades in Anspruch nehmen.

Lage und Indikationen:

Moorbad in einem voralpinen Talbecken, umgeben von Wiesen und Wäldern. Autobus von Schnellzugstation Wels oder Lambach. Klima: mild, subalpin, windgeschützt. Kurmittel: Moorerdelager, Moorwasser. Indikationen: Chronische entzündliche Frauenkrankheiten. Vegetativ-endokrines Syndrom der Frau, primäre und sekundäre Sterilität. Alle subakuten und chronischen rheumatischen Erkrankungen einschließlich Arthrosen und chronischen Nervenentzündungen. Lokalbehandlung von Entzündungsresten nichtspezifischer Art der Gelenke und des Bauchraumes. Verletzungsfolgen (bzw. Versteifungen nach Unfällen). Lokalbehandlung chronischer Leber- und Gallenleiden.

Unter den Moorheilbädern muß Neydharting besonders angeführt werden. Wie schon erwähnt, ist das Moorbad Neydharting von internationaler genereller Bedeutung. Österreich vermag darüber hinaus für spezielle Leiden Heilbäder mit besonders abgegrenztem Wirkungskreis zu empfehlen.

EMILIE WOCHNER

EIN SCHWERES LOS

Im Jahre 1952 brachte mich mein Mann in die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, denn ich wollte die Blindenschrift lernen.

Ich war sehr erfreut, wie freundlich ich dort aufgenommen wurde und wie gut man für mich sorgte, da ich doch erst so kurze Zeit Mitglied war.

Zu Ostern, Weihnachten und zum Geburtstag erhielt ich ein wertvolles Geschenk. Auch erhielt ich eine Straßenbahnfreikarte für mich und meine Begleitperson, eine Kohlenlieferung und eine Hunde-Freimarke.

Anfänglich war ich — ich muß es gestehen — von der Blindenschrift nicht sehr begeistert, wozu konnte sie mir schon nützen? Aber ich wurde bald eines Besseren belehrt, und heute bin ich meinem Lehrer, dem Obmann Vogel, vom Herzen dankbar, daß er sich die Mühe genommen hat, mir sie beizubringen. Ich war keine besonders eifrige Schülerin. Hätte ich geahnt, was mir die Blindenschrift in kurzer Zeit bedeuten wird, hätte ich mir sicher mehr Mühe gegeben, sie rascher zu erlernen.

Die Blindenschrift ersetzt mir vieles Wertvolle, was mir meine Augen und mein Gehör nicht mehr geben können. Jetzt bekomme ich Briefe und kann diese auch selbst beantworten; so bin ich von der Außenwelt nicht ganz abgeschlossen. Durch die Blindenbibliothek in der Wittelsbachstraße erhalte ich regelmäßig schöne Bücher und sie kommen mir viel schöner vor als die, welche ich früher lesen konnte. Das Lesen dieser Bücher ist für mich die einzige Unterhaltung.

Durch die Bemühungen der Organisation bekomme ich jetzt auch eine Blindenbeihilfe, wodurch meine Lage etwas verbessert wurde.

Für uns Blinde ist das Leben besonders teuer, weil die Blindheit außergewöhnliche Auslagen verursacht. Ich glaube, daß wir ein Recht auf Hilfe haben, denn schließlich haben wir doch — solange unsere Augen gesund waren — als arbeitsame Menschen unseren Teil geleistet, unsere Steuern und Sozialversicherungsbeitrag entrichtet.

Im Sommer fahre ich jetzt jedes Jahr durch die Hilfsgemeinschaft ins Erholungsheim. Als Arbeiterin mußte ich meinen Urlaub zu Hause verbringen. Drei Wochen habe ich ein Himmelreich auf Erden; keine Sorgen, keinen Kummer. Ich vergesse, daß ich blind und taub bin. Das Essen ist gut und reichlich. Jeden Tag Fleisch und Mehlspeisen. Jeden Tag frischgekochtes Abendessen, Sonntag Schnitzel oder Kalbsbraten und eine feine Torte. Ja, unsere brave Köchin kann es pickfein. In der nächsten Nähe befindet sich eine kleine Kapelle, wo wir dem Herrgott ein Vaterunser schenken können.

Für ein gutes Tröpferl und Gemütlichkeit sorgt der Ortswirt.

An schönen Tagen gehen die meisten Gäste auf Wanderschaft, die übrigen bleiben im Garten. Ich bleibe im Liegestuhl sitzen oder schlafe. Auch an Regentagen ist es nicht langweilig. An solchen Tagen sind die Wanderer die Schlafratten. Kommen nur, wenn sie Hunger haben, sonst sieht man sie den ganzen Tag nicht. Die anderen plaudern im Speisesaal, hören Radio oder spielen Karten. Da geht es lustig zu. Wenn eine Partie zu Ende ist, bricht ein schallendes Gelächter los, daß das ganze Haus scheppert. Ich kann deutlich die dabei verursachte Erschütterung an Möbelstücken und Fußboden spüren und den Vorgängen auf diese Art folgen.

So gehen die Tage dahin und langsam rückt der letzte Sonntag heran; die braven Hausgehilfinnen opfern wieder einmal ihren freien Sonntag-Abend, breiten weiße Tücher auf, bringen einen großen Korb und jede bekommt eine Flasche Freibier. Und die lieben Kolleginnen und Kollegen spielen und auf. Es wird gesungen, musiziert und getanzt. Ja, auch der Tanz macht uns Spaß. Lang dauert dieses schöne Abschiedsfest, sehr lange, und diese Freude bereiten uns jene, die — obwohl selbst blind — nicht nur an ihr eigenes, sondern auch an das Schicksal ihrer Mitglieder denken. Die „Harmonie" ist mein höchstes Glück, ist Sonnenschein in meinem trüben Dasein!

Meine Hausarbeit mache ich allein; am schwersten fällt mir das Kochen. Schon oft war ich so verzweifelt, daß ich am liebsten

Kollegin Emilie Wochner ist blind und taub.

lles hingeworfen hätte. Dann kam doch wieder der Stolz; nein, ich will kein Feigling sein, es muß gehen, und es geht. Guten Willen muß man haben und viel Geduld. Aber auch gute und praktische Einfälle sind notwendig und nützlich, dann geht alles!

Nur wer sich selbst aufgibt, ist verloren.

Wenn mein Mann von der Arbeit kommt, geht er mit mir die Einkäufe besorgen, da ich mich allein nicht auf die Straße traue. Alles andere mache ich allein. Fremde Hilfe möchte ich nicht im Haushalt, denn ich habe leider auch schon schlechte Erfahrungen gemacht. Wenn ich mich einmal über eine mir getane Benachteiligung beklagt habe, erhielt ich zur Antwort: „Tun Sie sich doch nichts an wegen der paar Schilling! Bei Ihrer hohen Rente!"

Ja, ich habe eine hohe Rente. Wie gerne würde ich aber auf diese Rente verzichten; arbeiten wollte ich, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorkommt, wenn ich dafür nur ein halbwegs gutes Auge hätte, um meine Wege allein machen zu können. Aber meine Augen sind blind, mein Gehör ist taub. Dafür, und nur dafür, habe ich die „hohe Rente" (Invalidenrente S 600 und Hilflosenzuschuß S 300 = 900 S), weil ich ein Krüppel bin.

Auch an der Nähmaschine kann ich arbeiten, Strümpfe stopfen, Laufmaschen aufnehmen. Hier kommt es nur auf den Griff an. Was die Augen nicht mehr können, müssen die Finger machen. Ich kann ja meine Näharbeiten in die Nähstube der Hilfsgemeinschaft bringen. Dort wird für Mitglieder kostenlos gearbeitet, aber ich habe meine Freude daran, wenn ich selbst noch etwas machen kann. Leicht ist es wahrlich nicht, doch bin ich dem Herrgott trotz allem dankbar, daß ich überhaupt noch arbeiten kann. Sollte es aber nicht mehr gehen, was Gott verhüten möge, dann bleibt mir das Blindenheim, dort kann ich mich vielleicht noch nützlich betätigen.

Ich bin immer allein, kann nirgends hingehen, nur mittags, denn da muß ich meinen Hund hinunter führen. Zwischen zwei Ecken unseres Häuserblockes pendeln wir dann einige Male hin und her. Aber auf diesem Zehn-Minuten-Spaziergang kann ich viel erleben, wenn Kinder in der Gasse sind.

LUDWIG ZANT

Im Kampf um den magnetischen Südpol

Wenn irgendwo von der Erforschung der Antarktis die Rede ist — dieses Thema ist durch die erste Durchquerung des sechsten Erdteiles, die *Dr. Vivian Fuchs* gelang, wieder aktuell geworden —, denkt man meistens nur an den Wettlauf nach dem Südpol, in dem der Norweger *Roald Amundsen* Sieger blieb. Der kühne Forscher betrat am 14. Dezember 1911 als erster den Südpol, und sein Name ist dadurch wohl für immer in den Annalen der Forschungsgeschichte verzeichnet. Zur gleichen Zeit war auch Kapitän *Robert Falcon Scott* nach dem Südpol aufgebrochen. Die Engländer erreichten das heiß ersehnte Ziel aber erst am 16. Jänner 1912. Ihre Enttäuschung war furchtbar, aber noch furchtbarer ist die Tatsache, daß Scott und seine vier Begleiter auf dem Rückmarsch den Tod fanden. Die Grabstätten von *Edgar Evans* und *Lawrence Oates* konnten nicht mehr gefunden werden, denn die beiden kamen unterwegs um. Hingegen war es einem Suchkommando nach acht Monaten möglich, die drei anderen toten Helden in einem verschneiten Zelt aufzufinden: Kapitän Scott, den Führer der Expedition — er hielt in seinen erstarrten Händen das Tagebuch —, sowie *Dr. Edward Wilson* und *Henry Bowers*. Aber diese Forscher waren nicht die einzigen, die in der unzugänglichen Antarktis ihre letzte Ruhestätte fanden. Zum Ausgang des Jahres 1912 ereignete sich in der Antarktis eine Tragödie, die jener Kapitän Scotts zu vergleichen ist. Da diese Episode der Forschungsgeschichte nahezu vergessen ist, wollen wir heute auch jener Helden gedenken, die im Kampf um den magnetischen Südpol ihr Leben opferten.

Bevor wir uns jedoch diesem Ereignis zuwenden, müssen wir uns mit dem Begriff des megnetischen Poles vertraut machen.

Die Magnetnadel ist zwar ständig in nordsüdlicher Richtung eingestellt, aber sie weist keineswegs nach den geometrisch fixierten Polen der nördlichen, beziehungsweise südlichen Hälfte unseres Erdballs. Der magnetische Pol liegt zwar in der Nähe der beständigen Erdpole, aber er wandert, denn er wird vom Kosmos aus beeinflußt. Die Erdströme werden weitgehend durch die Sonnenfleckenhäufigkeit beeinflußt, und im Laufe der Beobachtungen konnten sogar regelmäßige Intervalle festgestellt werden. Um diese gesetzmäßigen Veränderungen kennenzulernen, war es natürlich notwendig, die magnetischen Pole so oft als möglich zu erreichen.

Da die polaren Gebiete des Nordens bis in den nordamerikanischen Kontinent reichen, konnte der magnetische Nordpol bereits im Jahre 1831 durch *James Clarke Roß* erreicht werden. Viel schwieriger war es jedoch, den magnetischen Südpol zu entdecken, denn die Antarktis liegt von den Kontinenten der südlichen Erdhälfte viel weiter entfernt. Vom Jahre 1837 an waren die bedeutendsten Polforscher der damaligen Zeit bemüht, den magnetischen Südpol zu erreichen oder zumindest seine Lage zu errechnen. Anläßlich dieser Fahrten entdeckte der Franzose *Dumont d'Urville* das Adelieland und der Amerikaner *Charles Wilkes* ein Land, das später nach ihm benannt wurde. Der große Erfolg wurde jedoch wieder Roß zuteil, dem Entdecker des magnetischen Nordpols, denn er kam dem südlichen Gegenpunkt am nächsten. Seinen Messungen und Berechnungen hatten spätere Forscher viel zu danken.

Als *Carsten Borchgrevink*, der Führer einer englischen Südpolexpedition, um die Jahrhundertwende zum erstenmal auf dem antarktischen Kontinent überwinterte, war damit der Auftakt für zahlreiche andere Erkundungsfahrten gegeben. Bis zum Jahre 1910 wurden bereits sechs Expeditionen unternommen, und jedem Forscher gelangen weitere Entdeckungen bisher unbekannter Landflächen des vor keinem Menschen bewohnten sechsten Erdteiles. Am erfolgreichsten waren in dieser Zeit die Engländer Scott und Shakleton. Scott stieß bis zum inneren Hochland des einsamen Erdteils vor, und Shakleton war vom eigentlichen Südpol nur mehr 175 km entfernt. Noch größer war der Erfolg seines Mitarbeiters *Professor Edgeworth David*, denn er erreichte am 16. Jänner 1909 als erster den magnetischen Südpol oder zumindest jenen Punkt der als Zentrum der erdmagnetischen Ströme zu gelten hatte.

Von diesem Zeitpunkt an erfolgte ein wahrer Ansturm zum Südpol. Amundsen, der Bezwinger der Nordwestpassage, und Kapitän Scott sahen ihr Ziel am geometrischen Südpunkt des Erdballs, und zugleich startete auch eine japanische Expedition unter Führung des Leutnants *Shirase* zur weiteren Erkundung der Antarktis. Der Deutsche *Wilhelm Filchner* — er hatte sich bereits als Tibetforscher einen Namen gemacht — sah sein Ziel im Wedellmeer, und der Australier *Douglas Mawson* beschloß, im Bereich des magnetischen Südpols kartographische Aufnahmen und Vermessungen durchzuführen.

All den Forschern, die zu dieser Zeit in die Antarktis aufbrachen, waren große Erfolge zuteil, die für die Wissenschaft wichtigste Expedition war jedoch die Mawsons.

Am 2. Dezember 1911 startete die Expedition des Australiers von Tasmanien und erreichte nach zehn Tagen die Macquarieinsel, auf der fünf Mann zurückblieben, um meteorologische Beobachtungen vorzunehmen. Die Hauptabteilung erreichte knapp vor Weihnachten das antarktische Festland. Das Hauptlager wurde in Adelieland aufgeschlagen, und hier verblieb auch Mawson mit siebzehn Mitarbeitern. Eine andere Gruppe von acht Mann zog weiter und bildete die sogenannte Westgruppe. Die Besatzung des Schiffes „Aurora" sollte während der Überwinterung das Meer zwischen der Antarktis und Australien erforschen.

Mawson begann zunächst mit meteorologischen Beobachtungen, und überdies wurden für die diversen Teilexpeditionen verschiedene Depots angelegt. Im November des Jahres 1912 konnten endlich die Fahrten ins Innere des Landes angetreten werden. Mawson, der seinerzeit Shakleton begleitet hatte, sah sein Ziel in der kartographischen Aufnahme jenes Landes, das nach König Georg V. benannt war. Eine andere Gruppe brach zum magnetischen Südpol auf und konnte weitere wichtige Ergebnisse für die Erforschung erbringen.

Mawson fuhr mit Hundeschlitten und war von Leutnant *Ninnis* und dem Schweizer *Dr. Mertz* begleitet. Am Anfang ging alles gut, aber bald wurde die Lage im Hochland schwierig. Es gab furchtbare Schneestürme, und bald gingen die ersten Hunde verloren. Am 14. Dezember 1912 kamen die Forscher in ein Gebiet, das von Spalten zerrissen war, und hier stürzte Leutnant Ninnis in die grauenhafte Tiefe. Er war nicht mehr zu retten, und Mawson mußte mit seinem Begleiter den Rückweg antreten.

Es war ein Kampf auf Leben und Tod, denn bei der furchtbaren Katastrophe war auch der Schlitten mit den meisten Lebensmitteln verlorengegangen. Die restlichen Hunde dienten als Proviant für Mensch und Tier — und trotzdem war die Lage für die Forscher verzweifelt. Der letzte Hund war schon längst verzehrt worden, und noch immer war das Hauptlager nicht erreicht. Am 8. Jänner 1913 erlag Dr. Mertz den ungeheuren Strapazen, und von da an mußte sich Mawson allein durch das Grauen durchkämpfen. Am 8. Februar erreichte er endlich, schwer verletzt, halb verhungert und mit erfrorenen Gliedmaßen, das Hauptlager. Die meisten seiner Gefährten waren bereits von der „Aurora" aufgenommen worden, denn die Abholung der Forscher war durch die klimatischen Verhältnisse zeitlich sehr beschränkt. Eine kleine Gruppe hatte noch auf Mawson und seine Gefährten gewartet, und diesen wenigen Forschern blieb nichts anderes übrig, als noch einmal in der Antarktis zu überwintern.

Aber auch diese Zeit ging vorbei, und Mawson unternahm mit seinen Gefährten noch weitere Beobachtungen. Am 12. Dezember kam endlich die „Aurora" zum zweitenmal nach Adelieland, und nun konnte nach all den Strapazen die Heimfahrt angetreten werden.

Trotz der furchtbaren Erlebnisse blieb Douglas Mawson auch weiterhin der Antarktisforschung treu, und er entriß auch in späteren Jahren gemeinsam mit dem Norweger Riiser Larsen dem sechsten Erdteil noch so manches Geheimnis.

DER ATOMKERN

Es kreisen unbeschwert die Eelektronen
um einen festgefügten Vaterkern
und suchen Kräfte, die sein Herz bewohnen,
im Spiel herauszufordern, nah und fern.

Je näher diesem Pol, so mehr am Tode.
Und doch scheint jegliches ihm zuzufließen:
Der Mensch ersann die treffliche Methode,
den Kern mit Elektronen zu beschießen!

Dr. Kainrath

WILHELM FUCHS

ZUKUNFTSMUSIK

EINE GAR NICHT SO UTOPISCHE VORSCHAU

Brief des jungen Atomulus an seine Braut im Jahre 2.000

Geliebtes Mondkälbchen!

Seit Wochen hänge ich täglich zwischen 22.30 und 24 Uhr (mittelstratosphärischer Zeit) zehn Kilometer über Dir und Du gehst mir Tag und Nacht nicht mehr aus meinem Elektronengehirn.

Denke Dir nur, ich habe heute die letzte Rate an die Satelliten-Bausparkasse bezahlt und bin nun glücklicher Besitzer eines der entzückendsten atomsicheren Kugeleigenheimes; es ist übrigens nach bester Aluminium-Reihenbauweise errichtet.

Geliebtes Sternschnüppchen! Ich habe bereits die Klimaanlage und den Sphärenmusikapparat auf Sonntag gestellt. Durch das Fenster unseres künftigen Heimes sehe ich den Mondgipfel A.O. 37, wo sie gerade einen Kugelgondellift für die Raumausflügler bauen, den ich gestern für meine Gesellschaft, die „Universum-Universal Rückversicherung", gegen Totalschaden durch Sterneinschläge versichert habe. Denn auf dem Mond ist doch das Problem der beschränkten Kometen-Übergänge noch immer nicht gelöst.

Geliebtes Venussternchen! — Im Geiste sehe ich Dich bereits zum ersten Besuch bei uns vor mir stehen. Du wirst einen hochmodernen Raumanzug mit eleganten Schrauverschlüssen tragen und goldig darin aussehen! — Wie Modeschmuck wird sich der Sauerstoff-Schlauch unter Deinem Stupsnäschen ringeln und die rückwärtige Heizbatterie läßt Deine ausgeprägten weiblichen Formen noch plastischer erscheinen. — Ach wann endlich darf ich sie aufladen ??? ——— Zu unserem Verlobungsfestmahl ist schon alles im Eiskasten bereit gestellt. Vorerst einige Pillen Rindsuppen-Aroma, hernach für jeden von uns zwei prima synthetische Schnitzel-Tabletten und zum Dessert gibt es eine Messerspitze voll Sachertortenpulver samt Schlagobersgeschmack. — Nach Tisch machen wir zwei ganz allein einen Spaziergang am Mars-Kanal-Strand, wo es lauschige Mondkraterwinkel gibt.

Du Schnuppelein, ich habe noch eine Überraschung für Dich! Für unseren künftigen Haushalt habe ich eine Leichtmetall-Hausgehilfin selbst konstruiert. Ich muß nur noch eine neue Fassung für das linke Elektronenauge kaufen und zwei Drähte umlöten; denn sie bekommt jetzt noch manchmal Kurzschluß und dann wirft sie das Geschirr zum Fenster hinaus und den Sternenstaub leert sie aus dem Staubsaugersack in die Waschmuschel. Aber bis Sonntag habe ich das alles bestimmt schon in Ordnung gebracht.

Morgen fliege ich zur Raumschiff-Ausstellung am Großen Bären. Die Modelle „Sirius" und „Himmelswagen" sollen großartig sein! Die Scheibenwischer sind gleichzeitig als automatische Rasierapparate verwendbar und in dem Auspuffgasspeicher kann man Wäsche sterilisieren. Aus dem Speicher bellen nachts dann, in regelmäßigen Abständen, die Auspuffgase wie richtige Höllenhunde, so daß man sich die Gebühren für die Wach- und Schließ-Roboter ersparen kann. Solche Fahrzeuge kann man in drei Lichtjahren leicht abzahlen. Himmlisch, nicht wahr?

Ach Schnüppchen, mir wird ganz irdisch zumute, wenn ich an Deine Raumäuglein denke, die im Sternenglanz erstrahlen. Komm bitte Sonntag pünktlich zu uns und, bitte bringe das Rezept zur Herstellung eines Erdsatellitenbabys mit, damit wir uns, gleich nach der Hochzeit, einen Sohn mixen können einen Viertelliter Stratosphärengeist besorge ich dann von der Milchstraße. Wir wollen doch eine richtige Weltraumfamilie gründen.

In ewiger Roboter-Liebe, mit Satellitengruß an Deine lieben Eltern,

Dein Mondmännchen e. h.

Nicht nur schlank werden — schlank bleiben!

Es wird höchste Zeit, daß einmal ein offenes Wort über den Nutzen von Schlankheitskuren gesagt wird. Seit Jahren hören wir von „garantiert erfolgreichen Entfettungskuren", von „verblüffend rasch wirkenden Abmagerungsmitteln", die alle überflüssigen Pfunde schnell, mühelos und sicher dahinschwinden lassen. Von einigen Kuren wird sogar behauptet, daß man während der Durchführung ruhig essen könne, soviel man wolle, oder daß man auf den Kaloriengehalt der Speisen überhaupt nicht zu achten brauche. Die bittere Wahrheit ist jedoch, daß Schlankheitskuren eine erhebliche Strapaze bedeuten. Sie sind keineswegs so einfach durchzuführen und erfordern ärztliche Aufsicht.

Fettsucht ist ein chronisches Leiden, gegen das die Wissenschaft bisher noch kein Mittel gefunden hat. Das ist der Grund, daß so viel Quacksalberpräparate im Handel sind. Heilen kann man Fettsucht mit Diät ebensowenig wie Zuckerkrankheit mit Insulin. Bestenfalls kann man durch entsprechende Ernährung das Leiden in Schach halten. Schlimmstenfalls — wie bei den sogenannten Abmagerungskuren — gerät man in einen Circulus vitiosus, in einen ständigen Wechsel von Gewichtsabnahme und -zunahme. Die Wissenschaft hat zweifelsfrei bewiesen, daß die Menschen dick werden, weil sie zu viel essen, oder genauer gesagt, täglich mehr Kalorien zu sich nehmen, als ihr Organismus verbrennen kann. Umgekehrt verliert man an Gewicht, wenn man seinem Körper weniger Kalorien zuführt, als er verbrennt, weil so der Organismus gezwungen ist, die benötigte Energie aus den Fettreserven zu beziehen. Daher wird jeder, der täglich nur 1000 Kalorien zu sich nimmt, unweigerlich an Gewicht verlieren, gleichgültig, welcher Art die Nahrungsmittel sind, die er verzehrt.

Wenn Sie zu Korpulenz neigen, werden Sie immer darauf achten müssen, daß Sie nicht zu viel essen. Und mit jedem Jahr müssen Sie strenger mit sich verfahren. Denn wenn Sie einmal das fünfundzwanzigste Lebensjahr überschritten haben, verbraucht Ihr Organismus alle zehn Jahre 5 Prozent weniger Kalorien. Das heißt also, Sie dürfen — wenn Sie mit fünfundzwanzig ohne Bedenken täglich 2500 Kalorien zu sich nehmen konnten — sich mit fünfundvierzig nur noch 2250 Kalorien zuführen. Nicht umsonst neigen die Menschen im mittleren Alter zu dem bekannten Fettansatz. Das Problem besteht demnach nicht darin, überflüssige Pfunde loszuwerden. Weit wichtiger — und zehnmal schwieriger — ist es, sie nicht wieder anzusetzen. Das ist eine lebenslängliche Aufgabe, bei der Sie scheitern müssen, wenn Sie nicht — sobald Sie sich zum Abnehmen entschlossen haben — nach einem vernünftigen Plan vorgehen. Ein solcher ernährungsmäßig wie psychologisch vernünftiger Plan ist eine Diät, bei der Sie bestehen können. Eine Diät also, die Ihnen — wenn Sie erst einmal Ihr Gewicht reduziert haben — bis ans Ende Ihrer Tage als Richtschnur für Ihre Ernährung dienen kann.

Von der Gemeinde Wien vor sechzig Jahren zur Deckung des Versicherungsbedarfs des „kleinen Mannes" gegründet, ist die Städtische Versicherungsanstalt heute der größte Versicherungsbetrieb Österreichs und bietet für Industrie, Handel und Gewerbe, für Gemeinden, Länder und sonstige Körperschaften wirksamen Versicherungsschutz. Mit Vorliebe und Stolz bleibt sie dabei immer auch die Versicherungsanstalt des kleinen Mannes, der breiten Bevölkerungsschichten Österreichs, also jedermanns Versicherer. Wenden auch Sie sich stets an die „Städtische".

ROBERT VOGEL

Die Mohnblume

Eigentlich habe ich mir vorgenommen, über diese Geschichte Gras wachsen zu lassen und nicht mehr davon zu reden. Schließlich liegt sie auch schon 35 Jahre zurück und gehört meiner frühen Jugend, der Vergangenheit meines bewegten Lebens, an.

Alljährlich, wenn der Sommer warme Lüfte über die Erde schickt und ich auf schmalen Karrenwegen zwischen Feldern dahinschreite, taucht in meiner Erinnerung das Bild der flammendroten Mohnblume auf. Vor meinem geistigen Auge, wachgerufen von einer unauslöschlichen Erinnerung, bewegt sie sich auf ihrem zarten lichtgrünen Stengel, leicht schaukelnd, im leisesten Windhauch. Inmitten von Kornblumen und Margeriten bietet ihr purpurnes Kleid einen majestätischen Anblick. Dann bitte ich meine sehenden Begleiter, eine Mohnblume für mich zu pflücken und ihre federleichten Blütenblätter betastend, taucht immer wieder aufs Neue die Erinnerung auf an jene Geschichte, über die ich eigentlich Gras wachsen lassen wollte.

Ich besuchte die zweite Klasse der Bürgerschule. Es tut nichts zur Sache, wo. Mohnblumen wachsen ja überall. Jetzt würde man von der dritten Klasse Hauptschule sprechen. Als Kind armer Eltern und Bruder von fünf Schwestern war meine Kindheit nicht mit den besten Gütern der Erde gesegnet. Auch unsere aus Küche und Zimmer bestehende sonnenlose Hofwohnung war nicht geeignet, das Glück des Knaben zu vergrößern. Innige Liebe verband mich mit meiner Mutter, die sich alle Mühe gab, das Leben ihrer Kinder so schön wie möglich zu gestalten. In der Schule gehörte ich bis auf Turnen, Singen und Zeichnen zu den guten Schülern. Ich empfand immer helle Freude an den vielen Farben in der Natur und ließ meine Augen über die Wiesen und Felder gleiten, welche es damals noch vielfach in den äußeren Bezirken Wiens gab und ich bewunderte den tiefblauen Sternenhimmel. Es gab viel Schönes zu schauen in dieser herrlichen, einzigartigen Welt.

Alle Bemühungen, gewonnene Eindrücke auf dem Zeichenblatt wiederzugeben, blieben fruchtlos. In meinem Inneren, in meiner Vorstellung, sah alles so schön aus. Nein, es ging nicht, obwohl ich in der Klasse von guten Zeichnern und Malern umgeben war. Ich brachte es zu nichts. Waren vielleicht die Farben schuld, die da wahllos in dem alten Familienstück von einem Malkasten herumlagen? Viel Glück hatte dieser Malkasten mit seinen Wasserfarben meinen älteren Schwestern, die ihn vor mir benützt hatten, auch nicht gebracht. Auch sie hätten in einer Kunstausstellung keine große Rolle gespielt.

Eines Tages war ich ganz allein zu Hause. Ich fühlte mich wie ein erwachsener Mensch. Ich stöberte in dem mageren Büchervorrat im Waschtisch. Da fiel mir ein Buch in die Hand, auf dessen Umschlag „Naturgeschichte" stand. Eifrig blätterte ich und konnte mich nicht sattsehen an den vielen Blumen. Das waren herrliche Farben! Besonders fesselte mich ein Bild mit einer Mohnblume auf leicht wellenförmig gebogenem Stengel und daneben eine Knospe. Ganz vorsichtig guckte die Spitze eines roten Blütenblattes hervor. Wenn ich das doch malen könnte, dachte ich. Ich erhob mich vom Fußboden, auf dem ich die Bücher ausgebreitet hatte, suchte ein Zeichenblatt, holte den Malkasten hervor und setzte mich an den Tisch beim Fenster. Ungestört und durch nichts als den herrlichen Anblick der Mohnblume beeinflußt, ging ich an die Arbeit. Erst die Zeichnung — und sie gefiel mir recht gut. Jetzt aber die Farben. Werde ich das Rot, dieses flammende Rot treffen und das zarte Grün? Hier gab es auch Schattierungen. An einer Seite, wohl jener dem Licht zugekehrten, war das Rot heller, an der anderen, vermutlich der Schattenseite, war es ein an Blut erinnerndes Dunkelrot. Ich malte und malte und verglich immer wieder mit dem Vorbild. Ich mischte Karmesinrot mit Zinnober und Weinrot und probierte noch einige andere Farben meiner ohnehin kleinen Auswahl. Da stellte ich plötzlich eine verblüffende Ähnlichkeit zwischen meiner Zeichnung und der Vorlage fest und es wurde mir etwas unheimlich

zumute. War es möglich, daß ich diese Mohnblume hier vor mir gemalt hatte? Ich konnte also doch malen? Was wird meine Mutter, was werden meine Schwestern sagen? Mein erstes Kunstwerk verschwand in der Zeichenmappe, nachdem ich es mit dem Datum und, wie es Künstler zu tun pflegen, mit meinem Namen versehen hatte.

Langsam füllte sich wieder unsere viel zu kleine Wohnung. Ich erntete großen Beifall und die Augen meiner Mutter glänzten sichtlich vor Stolz über das Kunstwerk ihres Sohnes. „Das hast du ganz allein gemalt?" fragte sie und zog mich fester an sich, als ich ihre Frage mit einem stolzen „Ja, Mutter" beantwortete. Zur Belohnung für meine Mühe versprach sie, mir einige neue Wasserfarben zu kaufen.

Was würde mein Fachlehrer, der auch unser Klassenvorstand war, am nächsten Tage sagen, wenn ich ihm in der Zeichenstunde mein Kunstwerk, meine Mohnblume, zeigte? Ich konnte den Anbruch des Tages kaum erwarten, so aufgeregt und erwartungsvoll war ich.

Die Zeichenstunde begann und ich legte mein Blatt sowie die Vorlage auf mein Zeichenpult. „Herr Fachlehrer", sagte ich, als er zu mir kam, „ich habe diese Mohnblume nach diesem Bild in dem Naturgeschichtsbuch gemalt".

Er besah mein Zeichenblatt. „Das hast du nicht selbst gemalt!" war sein Urteil.

„Bitte, Herr Fachlehrer, ich habe es wirklich allein gemalt."

„Das werden wir ja sehen, ob du mich angelogen hast. Da setz dich jetzt hin, nimm dein Buch und mal die Mohnblume noch einmal. Kannst du es, werde ich dir glauben, kannst du es nicht, bekommst du, weil du mich angelogen hast, einen ‚Zweier' im Betragen."

Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich diesem Schiedsspruch zu beugen. Der Spott einiger meiner Mitschüler richtete sich gegen mich. Ich nahm mir vor, mich sehr zu bemühen, um diese Probe siegreich zu bestehen. Wie sehr ich mich aber auch plagte, es wollte nicht gelingen. Die Farben ähnelten nicht mehr meinem Bild vom Vortag. Alles war wie verhext und mich packte die Verzweiflung. „Herr Fachlehrer, ich kann es nicht", rief ich weinend, „aber diese Mohnblume habe ich wirklich ganz allein gemalt. Niemand hat mir dabei geholfen. Meine Mutter weiß es auch".

„War deine Mutter bei dir, als du maltest?"

„Ich war ganz allein zu Hause, als ich malte. Sie ist erst später gekommen, als ich schon fertig war. Ich habe wirklich nicht gelogen."

„Du bekommst einen Zweier im Betragen", herrschte er mich unter allgemeinem Gelächter der Klasse an. Ich nahm vor Wut das Zeichenblatt mit meiner Mohnblume, von der ich gehofft hatte, daß sie der Beginn einer Entwicklung zum Besseren werden würde, und zerriß es vor den Augen meines Fachlehrers in viele kleine Stücke. Jetzt war das Schicksal meines Zweiers im Betragen aber endgültig besiegelt, denn durch mein Verhalten hatte ich mir die Möglichkeit genommen, durch eine Vorsprache meiner Mutter beim Klassenvorstand die Rücknahme seines Entschlusses zu erwirken.

Niedergeschlagen, verlassen von meinen Schulkollegen, trat ich den Heimweg an. Die Mutter würde mich schon verstehen und mir auch verzeihen, aber der Vater? Das würde einen großen Krach geben und vielleicht noch mehr. In mir war alles zusammengebrochen. Dem Zeichnen war die Gesangsstunde gefolgt und wir hatten für die Abschlußfeier den schönen Mozartchor einstudiert „Brüder reicht die Hand zum Bunde". Wer hätte mir, in den Augen meines Lehrers ein Lügner, die Hand reichen sollen? Dann hatte es weiter geheißen „Führ uns hin zu lichten Höhn, laßt, was irdisch ist, entfliehn". Mir hatte es die Kehle zugeschnürt und dicke Tränen waren über meine Wangen gerollt. Ich hatte mich so gefreut und nun war alles aus. Ich nahm mir vor, nie wieder zu malen.

Einige Jahre vergingen. Eine tückische Augenerkrankung machte mich farbenblind. Die Erblindung zwang mich, meinen mit Begeisterung ausgeübten Beruf aufzugeben. Wenn ich aber zwischen den Feldern und Wiesen dahinziehe und leichte Sommerwinde an mir vorüberstreichen, dann erwacht in meiner Seele die Erinnerung an meine Mohnblume.

Viele Enttäuschungen hat mir das Leben in diesen 35 Jahren wieder bereitet, aber ich habe erfahren und gelernt, daß man wegen einer Enttäuschung von dem als richtig erkannten Weg nicht abgehen darf.

J. ODELGA Apparate, Instrumente und Einrichtungen für Krankenhäuser, Laboratorien, chemisch-pharmazeutische Industrie und Ärzte

Ärztlich-Technische Industrie Aktiengesellschaft

WIEN XVI. KOPPSTRASSE 61 · TELEPHON 92 16 01 SERIE

Telegrammadresse: Medwaod Wien
VERKAUF: IX. SPITALGASSE 1

SIMMERING-GRAZ-PAUKER

AKTIENGESELLSCHAFT
FÜR MASCHINEN-, KESSEL- UND WAGGONBAU

ZENTRALVERWALTUNG:
WIEN VII., MARIAHILFER STRASSE 32

Besuchen auch Sie bitte...
das führende Haus für Technik im Haushalt

GEBRÜDER
GROH

EISEN- UND EISENWARENGROSSHANDLUNG

WIEN I. KÄRNTNERSTRASSE 11 · TEL. 52 15 35 SERIE

Dieser Nummer:

. Benesch, H. Nüchtern, H. Rein, O. Wanecek

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

Blinde aufs Land

Die sprechenden Bücher

Das Naturerleben der Blinden

Wie eine Taubblinde die Welt erlebt

Die Wunderwelt des Auges

PREIS S 3.50
DM 0.60
S. fr. 0.60

HRGANG HEFT 7/8 JULI/AUGUST 1958

BLINDE AUFS LAND

Am 19. Mai eröffnete das Blindenerholungsheim „Harmonie“ seinen diesjährigen Betrieb. Zwischen Neulengbach und St. Christophen liegt der kleine Ort Unterdambach, auf dessen Höhe ein schmuckes Haus steht. Es bietet alljährlich vielen erholungsuchenden Blinden und ihren Begleitpersonen angenehme Wochen der Entspannung und körperlichen Kräftigung.

Aus Wien und Niederösterreich, aus dem Burgenland, ja aus allen Richtungen unserer Heimat, strömen die Blinden in ihr Heim, sie nennen es „Paradies“.

Dieses Haus mit seinen dreißig Zimmern, welche alle gleich freundlich und praktisch eingerichtet sind, findet immer die Bewunderung seiner Besucher. Es bietet in Turnussen von je drei Wochen jeweils 40 bis 50 Personen Platz. Alle Zimmer sind an die Kalt- und Warmwasserleitung angeschlossen.

Monatelang freuen sich die Gäste schon auf den Aufenthalt in der „Harmonie“, denn in der Großstadt leidet ihr Nervensystem sehr durch den stets zunehmenden Verkehr, und die Kollegen und Kolleginnen, welche vom Land kommen, leben meistens sehr einsam, sind abgeschnitten von der Stätte unseres Wirkens und haben nur ganz selten Kontakt mit den Schicksalsgefährten.

Von Neulengbach-Markt brachte ein Autobus die Teilnehmer des ersten Turnusses bis zum Heim, und von dem Augenblick hatten sie sich um nichts mehr zu kümmern. Es gab helfende Hände genug, die Koffer ins Gebäude zu tragen. Vom Hause empfängt uns frohe Musik zur Begrüßung, und die selbst blinde Heimleiterin, Frau Frank, ist von ihren Schützlingen, für deren Wohl sie nun während drei Wochen sorgen wird, umringt. Längst hat sie sich den Namen „Vereinsmutter“ aller Mitglieder erworben.

Heute ist aber ein besonderer Festtag, denn um 15 Uhr soll eine im Flur des Hauses angebrachte Marmorgedenktafel enthüllt werden. Die gesamte Leitung ist aus diesem Anlaß nach Unterdambach gekommen, und Obmann Vogel hat persönlich die Führung durch das Gebäude übernommen. Man merkt ihm die Freude an, wenn er seinen Gästen Stück für Stück jenes Werkes erklärt, das von seinem Vorgänger Jakob Wald in Angriff genommen und im Sinne des vor mehreren Jahren Verstorbenen von ihm fortgesetzt wurde.

Er nimmt die Hände seiner blinden Freunde und führt sie zu jedem Gegenstand, vor allem zu den neuen Waschmuscheln.

„Viele Jahre mußten wir die Schwierigkeiten der Wassernot dieses Gebietes in Kauf nehmen, aber nun sind wir für alle Zeiten der Wassersorgen enthoben.“

Die Gesellschaft begibt sich in den zweiten Stock des Erholungsheimes, der zu Beginn des vergangenen Jahres noch ein Dachboden war. Jetzt sind dort acht saubere Zimmer, ein Bad und zwei Toiletten untergebracht. Alle Wände im Hause sind mit einem abwaschbaren Anstrich versehen.

Knapp vor 12 Uhr begrüßt Obmann Vogel alle Turnusteilnehmer und die anderen Gäste im freundlichen Speisesaal. Er erinnert daran, daß dieses Erholungsheim ein Werk ist, welches sich die Blinden aus eigener Kraft und mit Hilfe der vielen gutherzigen sehenden Mitmenschen geschaffen haben, die immer wieder gerne ein Werk echter Nächstenliebe und als solches darf dieses Heim wohl bezeichnet werden, unterstützen.

„Die Leitung der Hilfsgemeinschaft“, führte der Sprecher aus, „hat alles Mögliche getan, dieses Haus in jeder Weise den Bedürfnissen seiner blinden Besucher anzupassen, man kann hier einen schönen Urlaub verbringen. Wie schön Ihr Aufenthalt aber sein wird, liegt vor allem an Ihnen selbst und wie Sie es verstehen werden, das Ihnen hier Gebotene zu genießen.

Das Singen der Vögel, das Summen der Bienen, das Säuseln des Windes und das Krähen eines Hahnes, dies alles wird Ihnen Freude machen und Sie für einige Zeit die Alltagssorgen vergessen lassen.

Denken Sie aber vor allem immer daran, daß keiner unserer Schicksalsgefährten allein zurückbleiben soll, nehmen Sie diejenigen, die keine Begleitpersonen haben, auf Ihre Spaziergänge mit, sie sollen sich niemals einsam fühlen.“

Nachdem die Tageseinteilung bekannt gegeben wurde, begrüßte der Obmann noch

SUPERSHELL

für maximale Motorleistung!

anz besonders zwei Teilnehmerinnen vom rsten Turnus, und zwar die 85jährige *ranziska Seidl* aus St. Pölten und die 9jährige *Barbara Plsek* aus Wien. Beide linden Frauen haben in ihrem langen Leben um erstenmal das Glück, aufs Land fahren u dürfen und noch dazu mit Menschen, ie — gleich ihnen von einem schweren chicksal heimgesucht — für sie viel Verändnis und ein warmes Herz haben.

Frau Seidl lebt seit einigen Jahren im Altersheim in St. Pölten, wo selbstverständlich icht alles auf die Bedürfnisse einer blinden rau eingerichtet ist und auch nicht sein ann. „Aber so viel dürfen Sie mir nicht zu ssen geben wie heute Mittag!" erklärte sie ei einer gemütlichen Plauderei auf einem ankerl im sonnigen Garten. „Da werde ich viel zu dick!"

„Mutterl, du hast ja so kalte Hände!" ıgt eine jüngere Kollegin.

„Ach, die habe ich immer, aber von innen in ich noch ganz warm", erwidert unser 5jähriger Heimneuling.

„Viele Blumen gibt es hier im Garten", klärt eine sehende Begleitperson, „in allen arben sind sie da, und das Grün hat so viele chattierungen."

„Das kann ich alles schon lange nicht mehr sehen", erzählt unser Mutterl und spricht offenherzig über ihr hartes Los. Hier kann sie es doch tun, denn hier wird sie verstanden.

„Komm, Seidl-Mutter, gehn wir ein Stückchen spazieren." Liebevoll, ganz behutsam nimmt eine Schicksalsgefährtin sie mit, die den Garten und seine praktisch angelegten Orientierungswege schon sehr gut kennt.

„Das hätt' ich mir nie gedacht, daß ich auf meine alten Tage noch einmal auf Erholung fahren werde."

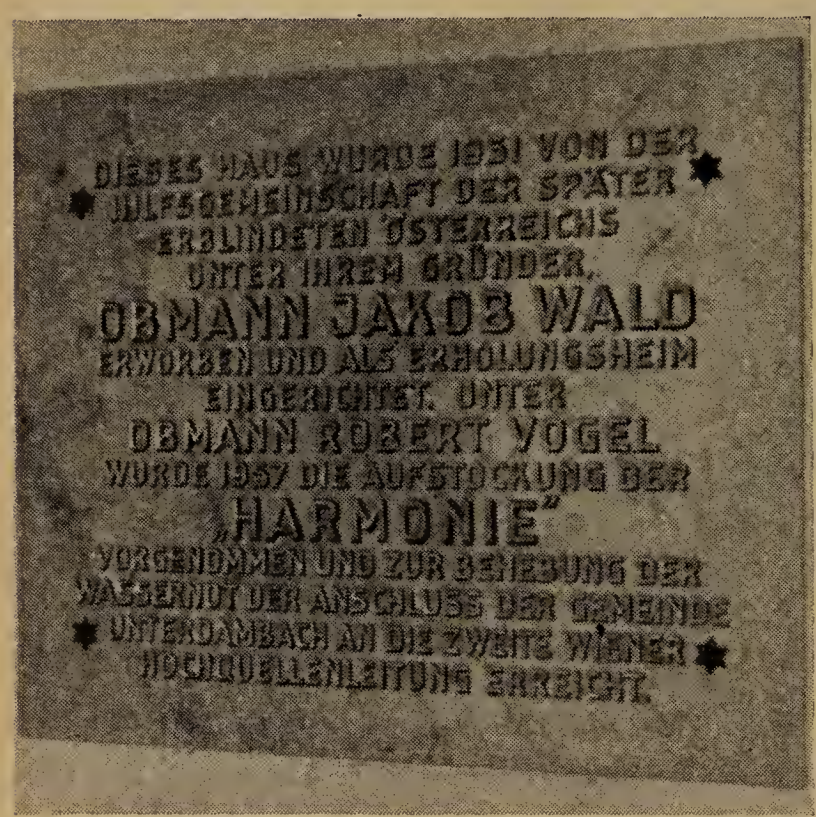
Um 15 Uhr enthüllt Obmann Robert Vogel die Gedenktafel aus Marmor.

„Mehr noch als die sehenden bedürfen die blinden Menschen einer Erholung, weil ihr Nervensystem durch das Getriebe des modernen, gehetzten Lebens bei weitem mehr in Anspruch genommen wird. Wir sind stolz darauf, unseren sehenden Helfern und Freunden zeigen zu können, wozu wir Blinde aus eigener Kraft imstande sind. Wir haben noch viele Pläne, deren Verwirklichung wesentlich zur Verbesserung der harten Lebensbedingungen der Blinden beitragen wird. Wir brauchen dazu die Hilfe der öffentlichen Stellen, weil wir auf die Dauer

alle erforderlichen Mittel auf dem Wege der privaten Wohltätigkeit nicht aufbringen können.

Diese Tafel soll eine bleibende Erinnerung sein und Ausdruck des Dankes für alle, die dieses Werk erstehen ließen."

Hierauf fiel die Hülle von der Marmortafel, und den Blinden wurde der Text vorgelesen:



Tief bewegt ergriff Kollegin Wald, die Witwe des Gründers der Hilfsgemeinschaft, Jakob Wald, das Wort. Sie dankte allen, die sich darum bemüht haben, das Erholungsheim, welches unter seiner Leitung erworben wurde, so schön und zweckmäßig auszugestalten.

Nach der Feier gab es Kaffee und Torte. Dann kam der Augenblick, wo die Festgäste ihre Heimfahrt antreten mußten, eine frohe Schar hoffnungs- und erwartungsvoller Freunde zurücklassend.

Möge ihnen in den kommenden Wochen recht viel Sonne scheinen, möge die gute Kameradschaft in ihr nicht immer leichtes Leben Freude bringen.

Der Gedanke aber, zu diesem Werk wahrer Nächstenliebe mit einer Spende beigetragen zu haben, möge alle unsere lieben sehenden Freunde mit Glück erfüllen.

So werden alle drei Wochen bis in den Herbst hinein die Turnusse wechseln, und die „Harmonie" wird neue Kraft und Hoffnung schenken.

Zwischen Neulengbach und St. Christophen, rechts von der Bundesstraße 19, biegt eine Straße zum Blindenerholungsheim „Harmonie" ab. Eine kleine Insel des Glückes inmitten einer bewegten Welt, dort finden blinde Menschen Entschädigung für alles, was ihnen ein grausames Schicksal genommen hat.

Sie können nicht mehr sehen und werden es vielleicht nie wieder können, sie fühlen aber die Hilfsbereitschaft ihrer Mitmenschen und sind für diese von tiefster Dankbarkeit erfüllt.

KARL VOJIR

Ein Wort an Klavierbesitzer

Es sei mir gestattet, an jene Leser heranzutreten, die im Besitze eines Klavieres sind. In meiner jahrelangen Praxis als Stimmer kommt es immer wieder vor, daß wertvolle Instrumente viele Jahre unbenützt stehen und nur selten erinnert man sich an diese. Es herrscht nämlich die Meinung vor, daß die Stimmung auch dann hält, wenn nicht gespielt wird. Diese Meinung ist falsch, denn maßgebend ist der häufige Temperaturwechsel, dem das Klavier im Laufe des Jahres ausgesetzt ist.

Nimmt man dann ein solches Klavier auseinander, was findet man da nicht alles: Nähnadeln, Haarspangen, ja selbst Spielzeug sind dann die Ursachen, daß Tasten steckenbleiben, aber dadurch auch in der Mechanik Schaden angerichtet wird.

Am gefährlichsten ist aber der Schmutz und Staub, der sich im Inneren des Klavieres ansammelt. Also für die gefürchteten Motten ein Unterschlupf, die an der Belederung und Befilzung ihre zerstörende Tätigkeit verrichten. So manche Hausfrau, die ihre Wohnung peinlich rein und sauber hält, wird sich oft wundern, woher diese Tierchen kommen. Macht sie dann den Deckel ihres Klavieres auf, dann fliegt ihr so ein „Viecherl" entgegen.

Nun, das ist das Ergebnis, wenn das Instrument nicht fachgemäß gereinigt wird. Wie jedes andere Instrument, wie jede Nähmaschine oder Schreibmaschine, so sollen Sie auch Ihrem Klavier die richtige Pflege angedeihen lassen, damit Sie vor größerem Schaden bewahrt bleiben.

HANS NÜCHTERN

DER ALTE DIREKTOR

Der alte Direktor stieg mühselig, langsam die wohlbekannte Treppe hinauf. Alles, alles noch so wie einst, überall, wie lang es auch her war, grüßten lauter gute Bekannte.

Noch immer die eine Stufe inmitten entzweigesprungen, noch immer am zweiten Geländerabsatz der fehlende Knauf . . . oh, der alte Herr erinnert sich wohl, wie es damit ergangen war; die Buben hatten wieder einmal gerauft, und da war das Unglück geschehen. Disziplinaruntersuchung hatte es gegeben, die Konferenz war für die Relegierung der beiden erwischten Hauptübeltäter, doch er, der alte Herr Direktor, der damals noch jung gewesen, er hatte es nicht übers Herz gebracht, die Buben so hart fürs Leben zu strafen. Gewettert und getobt hatte er wohl, aber in aller Stille wurde durch ihn die Strafe in ein gründliches Nachsitzen gewandelt. Die Mistbuben! Geschadet hatte es ihnen nichts! Heute aber war ihnen der alte Herr fast dankbar für ihre Rauferei; es hatten ihn diese Spuren des Einst wie ein Gruß schöner Vergangenheit berührt, da er hier noch über hundert junge Herzen gebot, die oft so ganz anders wollten als sie sollten. Er fühlte sich wie ein alter König, der wieder in sein Reich zurückgekehrt, um aufs Neue seine Krone zu tragen. Es war noch sein Haus, wenn er es auch schon seit Jahren verlassen. Er sah das beschädigte Geländer fast zärtlich an. Aber Mistbuben waren es doch gewesen!

Der alte Direktor schneuzte sich in nachträglicher Empörung. Es klang fast wie ein mühsam unterdrücktes Lachen. Da schnarrte auf einmal die Schulglocke in seine Träume hinein. Er zog die Uhr, wahrhaftig, er kam gerade in die große Pause. Oh, das freute ihn, nun würde er sie wieder einmal alle sehen, die vielen Jungen. Würde wieder in die blauen, grauen und braunen Augen blicken, die voll sehnsüchtiger Freude fröhlich der kurzen Pause entgegenlachten.

Es war doch schön gewesen, ein Lehrer zu sein!

Allerdings, stellte er tadelnd fest, das Läuten erfolgte drei Minuten zu spät. Das hätte unter ihm nicht vorkommen dürfen.

Doch da kam schon von oben das wohlbekannte, lange nicht mehr gehörte Trappeln und Scharren der Füße. Natürlich wie immer die jüngsten Klassen zuerst, die konnten es ja nicht erwarten, in den Hof zu kommen. Nun rannten auch schon die ersten an ihm vorbei — zwei, drei Stufen in einem Satz — die ganze freiheitslechzende, junge, hungrige Bande.

Der alte Herr lehnte sich an die Wand und ließ den Strom an sich vorüberbrausen. Wirr abgerissen schlugen einzelne Worte, Sätze an sein Ohr. Er mußte lächeln. Des alten Liedes ewige Schulsymphonie, er kannte sie auswendig.

„Du, heut' war er streng!" „Glaubst ein Fünfer?" „Die Schularbeit! Stier war sie!" „Schwach genügend!" „Ich hab' ein Sehr gut!" krähte von hinten eine triumphierende Stimme im Vollgefühl des Besitzes. „Ja, du Streber!" „Was? Wer ist ein Streber?" Und — hupps — ging schon die wilde Jagd los. Alles so wie einst, ganz so wie einst! Von unten klang das Klappern der Teller, Münzen klirrten, aha, beim Schuldiener war Handel und Feilschen wieder einmal im Gange. Alles so wie einst! Der alte Direktor schaute auf einmal befremdet drein. Aber was hatten sie nur heute, seine Buben? Sie liefen und gingen da eng an ihm vorbei, schauten ihm ruhig ins Gesicht, rannten dann weiter, ohne daß auch nur einer ihn grüßte. Was sollte das nur heißen! Die Mützen und Hüte flogen doch nur, wenn der Direktor über die Treppe ging, alle die glatten, lockigen, borstigen Köpfe neigten und ruckten wie an einer Schnur gezogen . . . Nun kamen schon Ältere, auch die grüßten nicht . . . und sonst . . . Sonst? Ach ja! Sonst!

Er hatte ganz vergessen, alt war er geworden, alt.

Die konnten ihn nicht mehr kennen. Er hatte zu sehr geträumt, der alte Direktor; er fuhr sich wie aus Gedanken erwachend leicht über die Augen. Die wollten oft schon gar nicht mehr! Jetzt kamen noch die Großen, das waren sicher Oktavaner. Fremde, ganz fremde Gesichter.

Noch einige Nachzügler — die junge Lebenswoge war vorübergebraust. Er sah ihnen lange nach.

Unten im Schulhof lag heller Sonnenschein, dort tollte es wirbelnd durcheinander. Der alte Herr stand und schaute. Die Jugend, die Jugend! Da erschien der erste Lehrer — auch ein fremdes, gleichgültiges Gesicht. Alt war man geworden. Ach ja! Aus den einzelnen Klassen, aus dem Konferenzzimmer kamen die anderen Lehrer. Keiner mehr, den er, keiner mehr, der ihn kannte. Wie weit zurück lag doch das Einst. Die alten Stufen, das alte Gebäude, das war geblieben, die grüßten mit treuem Hauch der Vergangenheit den alten Herrn, doch Menschen und Zeit, die waren anders geworden, ganz anders, zu ihnen paßte er nicht mehr. Ein alter Mann!

Über das kummervolle Greisenantlitz flog plötzlich ein heller Schimmer freudigen Erkennens. Dieser da — nein, nein — aber ja doch, ja — den kannte er, freilich, den kannte er! Er rieb sich erlöst die Hände und räusperte sich. Das war einst ein von den Schülern ersehntes Zeichen gewesen, daß der Alte, der damals noch kein Alter gewesen, bei guter Laune war. Endlich ein Mensch, mit dem man plaudern, den man fragen konnte. Eigentlich angenehm war er ihm nie gewesen, er erinnerte sich noch sehr gut der zwei Jahre, da der andere unter ihm als Supplent gedient hatte. Es war so etwas schmeichelnd Streberisches in seinem Wesen gewesen, das der alte Herr auf den Tod nicht leiden konnte. Jetzt war er auch schon grau. „Habe die Ehre, Herr Kollega!“

Der andere hielt nur halb ein. „Sie wünschen? Meine Sprechstunde ist doch von elf bis zwölf; ich muß sehr bitten!“

Der alte Herr blickte ihn seltsam an: „Sie werden doch Ihren alten Direktor nicht in die Sprechstunde schicken?“ Auf einmal war der Lehrer ein ganz anderer Mensch, der ihn freudig anlächelte: „Ah, Herr Regierungsrat! Welche Überraschung! Nein, ich hätte Sie gar nicht erkannt, so jung sehen Sie aus! Ich habe ja immer gesagt, der Herr Regierungsrat, das ist ein Mann, ein Vorbild des Lehrers. Jaja, gewiß. Und wie geht es, ja? Gut natürlich. Sie haben die Tretmühle hinter sich. Sie haben's gut. Und da kommen Sie noch freiwillig herein? Brächte mich kein Mensch dazu, wenn ich so weit wäre. Aber hat noch Zeit, noch ist man ja recht rüstig, Gottseidank! Jaja. Zu Hause alles wohl? Aber müssen schon entschuldigen, so sehr es mich auch gefreut hat. Inspektion im Hof. Die Pflicht, die Pflicht. Der neue Herr Direktor ist sehr genau. Ist übrigens in seinem Zimmer, wird sich gewiß sehr freuen. Entschuldigen vielmals. Empfehle mich, empfehle mich, Herr Regierungsrat!“ Ein kühler Händedruck, der Herr Professor ging eiligst über die Stiege. Je weiter er kam, desto anders ward sein Gesicht. Solch ein Unsinn! Was sucht der noch hier?! Er ärgerte sich wütend über die Dummheit und sah noch verkniffener drein als gewöhnlich. Die Schüler duckten sich scheu vor seinem Blick.

Der alte Herr stand noch immer und starrte vor sich hin. Was suchte er noch hier? Warum war er überhaupt gekommen? Er gehörte doch nicht mehr hierher, war vergessen, ein entthronter König, der sich selbst überlebt, in dessen Reich sich längst die Erben geteilt.

Erinnerung auf Erinnerung stieg empor, alles so wie einst. Wie einst! Der alte Direktor fühlte, wie ein würgendes, ersticktes Schluchzen ihm pressend heiß in die Kehle stieg. Gedemütigt stand er vor sich selbst da. Wie mit unsichtbarem Zwange hatte es ihn heute hergetrieben, in seine alte Schule. Es schien ihm, als wären die letzten grauen Jahre alle versunken. Jung fühlte er sich wieder, voll Sehnsucht nach seiner alten Schule, die sein Leben gewesen, aus der er so ungern geschieden. Und nun dieses Wiedersehen. Alt war er geworden. Alt und unnütz. Er fühlte sich mit einem Male schrecklich müde. Warum war er nur hergekommen? Jahrelang hatte er die Schule gemieden. Wo waren all die Menschen, die er kannte? Zerstoben, Tot. In den wohlverdienten Ruhestand getreten, gleich ihm. Der alte Direktor hörte wie jemand höhnisch lachte — er selbst hatte so gelacht.

Was war von seinem ganzen Leben, von vierzig Jahren voll Mühe, voll Lehrerfreude und Lehrerleid geblieben? Nichts, nichts, Vergessen. Ausgelöscht wie nie gewesen war nun alles. Daheim in seinen engen Pensionistenräumen, da hing wohl das Bild, er sah es deutlich vor sich: „Der Lehrkörper seinem unvergeßlichen Leiter.“ In goldenen Buchstaben war es geschrieben. Haha! Und da

stand er nun, ein ausgewiesener Fremdling, ein armer Bettler, nur zu eigenem Hohn gekommen, um sein eigenes Sterben zu fühlen. Heim! Heim! Sich wieder vergraben in seine Einsamkeit . . .

Die Schulglocke schrillt laut.

Der alte Herr schrak zusammen. Nur jetzt sie nicht sehen müssen, die frohe Jugendschar, für die er sein Bestes gegeben, die nun wieder heraufgestürmt kam, die Wangen gerötet, nur jetzt nicht der Jugend in die erbarmungslosen Augen sehen müssen. Er wandte sich wie zur Flucht, er wußte selbst nicht wohin . . .

Da stand er auf einmal in den wohlbekannten Räumen seiner einstigen Macht. Noch immer der schmale Tisch mit den zwei Stühlen für die Parteien, dieselbe graue Hauswand gegenüber, an der Tür noch immer das gelbe Messingschild: „Sprechstunde 10—11."

Wie er hereingekommen, was er getan, gesprochen, er wußte es nicht, es war wie traumwandelnd geschehen, der alte Herr fand sich erst wieder, als er zitternd die Tür ins Schloß drückte und durch den hallenden Gang zur Stiege ging.

Er sah ihn noch immer vor sich, den anderen, seinen Nachfolger, den neuen Herrn Direktor, fühlte den erstaunt fragenden Blick auf sich ruhen, der ihn so kalt gemessen. Was suchst du hier? Was willst du hier? Nun bin ich der Herr, ich bin, was du warst. Und dann langsam, leise ironisch, das aufdämmernde Verstehen im Gesicht: bist schon kindisch! Er hatte es wohl gelesen hinter den höflich-leeren Reden ärmlicher Freundlichkeit.

Müde war er, so unendlich müde und traurig.

Schwer fiel das Schultor hinter dem alten Direktor zu, er trat hinaus in den lachenden Frühlingstag, der mit seinem Leuchten ihn so häßlich betrogen hatte. Was war sein Leben? Was blieb noch von dem, was er geschaffen, wenn er erst da draußen lag! Oh, wäre nur nicht diese Stunde mit ihrer bitteren Erfahrung gewesen, er hätte wenigstens seinen unzerstörten Glauben mit sich genommen!

Vergessen! Vergessen!

„Herr Direktor! Herr Direktor!" Der alte Herr blieb stehen und blickte mit seinen kurzsichtigen, bebrillten Augen hilflos um sich. Es hatte ihn jemand gerufen oder — ach Täuschung. Er war vergessen, wer wollte noch etwas von ihm. „Herr Direktor!" Da stand der Rufer, ein hübscher junger Mann, vor ihm. Der alte Herr blickte ihn unsicher an. „Sie wünschen?"

„Aber Herr Direktor, erkennen Sie mich denn nicht mehr? Ich habe Sie sofort erkannt." Der alte Herr murmelte etwas, das wie „Sehr erfreut" klang und spähte ängstlich nach einem Ausweg zur Flucht. Heute mochte er niemand sehen, wollte er allein sein.

„Nein, so leicht entkommen Sie mir nicht, Herr Regierungsrat!"

„Gewiß, gewiß, entschuldigen . . ." — „Nein, kennen Sie wirklich Ihren alten Schüler nicht mehr? Ich habe mich so gefreut, als ich Sie von ferne sah. Wir haben erst letzthin von Ihnen gesprochen. Es müssen Ihnen die Ohren geklungen haben. Die alten Kollegen waren wieder einmal alle beisammen. Wenigstens die meisten. Der und der und der . . ."

Und Name auf Name längst seinem Gedächtnis entschwunden. Doch mählich, wie der an seiner Seite immer weiter und weiter spricht, tauchen langsam verschwundene Bilder wieder vor ihm auf, treten deutlicher und deutlicher hervor, aus den Namen werden Gestalten, aus dem Bilde wird Leben. Die alte Zeit, die er heute zu suchen ging, steht nun blühend jung wieder vor ihm. Immer weiter spricht der junge Mann neben ihm, sie gehen längst miteinander wie zwei gute Freunde, der Alte hat den Arm des Jungen genommen, sich darauf zu stützen, es tut ihm wohl, es wird ihm dabei so warm ums Herz.

Wie sie noch an ihn denken, wie sie erst jüngst von ihm gesprochen, daß sich der Junge unendlich freut, ihn getroffen zu haben.

Immer bunter, farbiger, leuchtend ersteht das Einst, er entsinnt sich nun jeder Einzelheit. In der ersten Bank ist er gesessen, einen Scheitel trug er, in Deutsch war er gut und er hat ihn gern gehabt, und ja der, der neben ihm gesessen, ja und der und der . . . An alle erinnert sich der alte Direktor.

Ach, seine Buben! Seine Jungen!

Sie haben ihn doch nicht vergessen. Er fühlt ein so liebes, dankbares Gedenken aus den einfachen Worten. Sie haben ihm seine Liebe doch gedankt. Und er hört in den Worten des andern so vieles, das er selbst einst mahnend gesprochen. „Herr Direktor

waren uns allen immer ein gütiger, väterlicher Freund", sagte er.

Der alte Herr fährt sich wieder und wieder über die Augen, nicht so wie dort oben, in dem trotz Frühlingssonne und Frühlingslicht kalten Gebäude. Nein, anders, ganz anders. Fast ängstlich wehrt er dem Lobe des einstigen Schülers und doch freut es ihn, freut ihn unendlich. Wie zwei Freunde gehen sie dahin, Erinnerungen tauschend, Vergangenheit aufs Neue erlebend. „Erinnern Sie sich noch?" Und dann stehen sie vor seinem Wohnhaus. Spät ist es geworden, die Sonne steht hoch im Mittag. Der alte Direktor mag lange nicht das erste Wort des Abschieds sagen. Er will die schöne Stunde nicht zerstören. Endlich faßt er des Jungen beide Hände. „Lieber Freund", die alte Stimme klingt wie gerührt und das faltige gütige Greisenantlitz lächelt heiter. „Lieber Freund, ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Worte, für Ihr . . . ich danke Ihnen, ich danke Ihnen . . ." Er drückt dem Jungen immer wieder die Hand. „Sie wissen nicht, wie wohl mir das getan. Es ist schön, wenn man noch seine eigene Grabrede hören darf, und sie mit solch glücklicher Freude hören kann wie ich. Pst, nicht reden, ich weiß, was Sie sagen wollen, lieber Freund, aber ich fürchte mich ja gar nicht. Sie haben mir meine letzte Freude gemacht . . . ich, ich danke . . ." Noch ein inniger Händedruck, der alte Direktor steigt langsam die Treppe hinauf. Ab und zu bleibt er tief atmend stehen. Es hat ihn doch angegriffen, was er heute erlebte. Es war fast zu viel für ihn.

Ja, man war eben schon alt.

Aber schön war es doch, ein Lehrer zu sein.

Seine Jungen, seine Buben . . .

Die Schlüssel klirren, die Tür schnappt leise ins Schloß . . .

Schön war es doch . . .

OTTO BENESCH

So hat es angefangen

„Aller Anfang ist schwer!" Wie recht das Sprichwort da hat, habe ich seit September vorigen Jahres erfahren, ich erfahre es täglich wieder. Aber lassen Sie mich, geschätzte Leser, von Anfang an berichten.

Es ist ein recht komisches Gefühl nach der Matura, besonders wenn man sie bestanden hat, und ich muß sagen, allzu schlecht habe ich sie gar nicht bestanden, zumindest nicht so, wie es mir mein Vater prophezeite, als ich öfters anstatt zu lernen, fortging. Das war keine gewöhnliche Matura, und das Maturazeugnis gilt eben auch für zweierlei: es berechtigt mich zum Studium an einer Hochschule, aber auch, an einer Volksschule zu unterrichten. Da ich annehme, daß Sie meine volkstümliche Ausdrucksweise verwirrt hat, möchte ich näher erklären. Ich habe an einer Lehrerbildungsanstalt maturiert. Wo, sage ich nicht, aber man hat mich dort in bester Erinnerung.

Zweimal zwei Stunden pro Woche durften wir, hinten saß ein Professorenkollegium, in einer Übungsklasse der Volks- oder Hauptschule Lehrer spielen, mit Vorbereitungen, auf die wir Noten bekamen, und vielen Unterrichtsbehelfen. Die übrige Zeit — und die kam uns oft recht lang vor — waren wir Schüler, mit allen Unarten, wie sie Schüler eben haben. Psychologen würden sicher ein sehr ergiebiges Feld finden, wenn sie die zwiespältigen Gefühle untersuchten, die uns überkamen: so ein Mittelding von Lehrer und Schüler, ich will wieder volkstümlich werden: nicht gesotten und nicht gebraten!

Ich hatte nun also, stolz wie ein Schneekönig, mein zweifaches Maturazeugnis nach Hause gebracht, sprach Mama — wir sind eine Lehrerfamilie — und Papa mit „Frau Kollegin" bzw. „Herr Kollege" an, was mir verschiedene Unannehmlichkeiten eintrug, weil sie sich nämlich noch immer als meine Vorgesetzten fühlen. Bei Papa stimmt es zumindest auch im Titel, aber daß sich Mama gegen diese neue Anrede stellte, hat mich sehr verstimmt. Auch mein Bruder stellte sich gegen meine Erziehungsversuche. Trotzdem war diese Zeit herrlich, ich fühlte mich mit allen berühmten Pädagogen im Bunde, bis . . . ja, bis. Mit Anfang des Schuljahres 1957/58 sollte ich wirklich Lehrer sein, und zwar in Graz im Blindeninstitut.

Mit einem Schlage war meine siegessichere Stimmung beim Teufel, auch das Herz lag nicht mehr an seinem ihm zugewiesenen Platz — es war einige Ellen tiefer gerutscht. Da hatte ich nun ein bißchen zur Lehrerei hinzugerochen, hatte einige Vorbereitungen geschrieben, wozu uns der betreffende Professor, bei dem wir die Stunde zu halten hatten, die notwendigen Unterlagen gab, und jetzt stand ich mit einem Schlage vor ganz anderen Problemen. Ich bemühte mich krampfhaft um Lehrplan, Lehrstoffverteilung für das ganze Jahr, las gierig verschiedene Büchlein, die mir als Helfer dienen sollten. Als ich dann hier angefangen hatte, mußte ich auch diese kleine Arbeit noch einmal machen. Damals, in den Ferien, erschien sie mir riesengroß. Nun, ich habe meine Ansicht seither geändert. Überhaupt mußte ich verschiedene Ansichten radikal ändern.

Was für eine Ahnung hatten wir doch von einem Blindeninstitut! Was wußten wir schon viel von Blinden! Im vierten Jahrgang machten wir eine Exkursion in das Wiener Blindeninstitut, und unser weiterer Umgang mit Blinden beschränkte sich meist auf das mitleidvolle Betrachten eines solchen, wenn er auf der Straße ging. Obwohl in unserem Hause öfters Blinde verkehrten, meist waren es Schüler meiner Eltern, konnte ich ebenfalls ein gewisses Gefühl ihnen gegenüber nicht loswerden. Ein dummes Gefühl, gemischt aus Mitleid und Interesse für das Objekt, mit einem Schuß Rührung dazu.

Vollgepropft mit vielerlei Kenntnissen, begleitet von allerhand guten Ratschlägen und mit sehr, sehr gemischten Gefühlen trat ich die Reise nach Graz an. Alles war ganz neu für mich, zum erstenmal in meinem Leben war ich ganz allein auf mich gestellt.

Nun, also der erste Eindruck war nicht der schlechteste, den ich von meiner neuen Tätigkeit gewann, es waren die Buben, denen ich mich, ein wenig tolpatschig, vorstellte. Einige von ihnen rauften nämlich, und ich sah mich veranlaßt, den Ringrichter zu spielen. Am nächsten Tag war es dann ernst, ich stand vor „meiner" Klasse. Ich bin gewiß nicht abergläubisch, aber ich war trotzdem nicht sonderlich begeistert, vor dreizehn Kindern unterrichten zu müssen. Das hat sich seither geändert, heute tut es mir leid, wenn ich mit weniger Kindern arbeiten muß. „Wenn Sie etwas brauchen", hatte Herr Direktor Friedl gesagt, „dann kommen Sie zu mir, und besonders, wenn Sie glauben, daß Sie nicht weiterkönnen!" Im Anfang war ich sehr oft bei ihm, aber er hat eine Engelsgeduld. Ich hätte mich wahrscheinlich öfters hinausgeworfen!

Zunächst mußte ich viel lernen, denn meine Schüler waren mir weit voraus. Ich konnte zum Beispiel weder lesen noch schreiben. Lachen Sie bitte nicht, aber bis dahin hatte ich wirklich keine Ahnung, wie man mit der Brailleschrift umgeht. Es entwickelte sich ein Wettkampf zwischen den Kindern und mir, sehr rücksichtsvoll, aber sehr anstrengend. Auch mit den Karten und Plänen mußte ich erst richtig umgehen lernen. Ich glaube, das Verhältnis in der Klasse ist deshalb so gut, weil wir alle wissen, daß keiner allwissend ist. Freilich gibt es manchmal Schwierigkeiten, und dann sprühen Funken, doch die Wogen der Erregung glätten sich bald, und nachträgerisch ist niemand von uns. Nun ist bald ein ganzes Schuljahr vergangen, und ich weiß eigentlich gar nicht, wohin die Zeit verschwunden ist. Ich habe ein bißchen Routine gewonnen, ja ich bin schon so weit, daß ich hospitierenden Schulklassen verschiedene „lichtvolle" Vorträge halten kann, ein reichlich aufregendes Gefühl, wenn ich nämlich daran denke, daß ich vor einem Jahr auch so staunend in solchen Klassen gestanden bin. Leicht ist die Arbeit nicht, und man darf sie sich nicht leicht machen, man braucht sehr oft das Herz dazu, aber das ist, so glaube ich zumindest, im Laufe der Zeit wieder an seinen richtigen Ort zurückgekehrt, und ich bilde mir sogar ein, daß es auch meistens richtig funktioniert. Die Kinder lassen es mir fühlen. Daß man sich darüber so freuen kann, habe ich bisher auch noch nicht gewußt. Ich bin in Wien aufgewachsen, wenn ich Ihre Nerven nicht über Gebühr beansprucht habe, lassen Sie mich mit etwas Wienerischem schließen, leicht, doch sehr ernst gemeint. Man sagt doch gern: „Was weiß ein Fremder?" Was weiß einer wirklich von Blinden und Blindenerziehung? Ich bin ein Neuling, aber ich glaube, diese Worte geben zu denken: es soll so wenig als möglich Fremde geben. In positivem Sinne nämlich! Es würde sich lohnen!

„ . . . hast mich in eine bess're Welt entrückt!“

Ein echtes Wiener Kind, am 20. März 1902 in der Brigittenau zur Welt gekommen, ausgestattet mit Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit, ursprünglichem Humor und einer großen Musikalität, das ist unser Kollege Prof. Otto Binder, der bekannte blinde Konzertpianist.

Für uns, welche diese Kunst nicht ausüben, uns aber an ihr immer wieder erfreuen, war der Besuch unseres Schicksalsgefährten Otto Binder eine wirkliche Freude.

„Es war für mich schmerzlich, als ich im Alter von zehn Jahren durch eine Infektion der Augen, welche ich mir beim Spielen mit einer toten Katze zugezogen hatte, völlig erblindete. Meine Mutter war eine wahre Lichtbringerin in meinem Leben. Während meines Spitalsaufenthaltes kam sie täglich und las mir vor; ich glaube, es waren mindestens 5000 Werke, die sie mir im Laufe ihres opferreichen Lebens vorgelesen hat.

Im Blindeninstitut in Purkersdorf erhielt ich meine weitere Schulausbildung, wobei dem Musikunterricht ein besonderer Platz eingeräumt wurde. Meinem damaligen Lehrer Ottokar Wanecek, dem späteren Direktor des Blindenerziehungsinstitutes, verdanke ich sehr viel. Ich war ein großer Bücherwurm, und mein Lehrer vermittelte mir immer wieder die schönsten Werke der Weltliteratur. So gelang es mir, mein Wissen zu erweitern und mir ein richtiges Bild von der Welt zu formen.

Ich war siebzehn Jahre alt, als mich ein neuer Schicksalsschlag traf. Mein Vater, an dem ich mit großer Liebe hing und von dem ich die Begeisterung für schöne Musik geerbt hatte, starb plötzlich und ließ mich und meine Mutter, eine arme Wäscherin, in recht dürftigen Verhältnissen zurück.“

Wir erkundigten uns, ob Prof. Binder nach dem Verlassen des Purkersdorfer Blindeninstitutes sein Musikstudium fortgesetzt habe.

„Ja freilich, ich ging an das Konservatorium und studierte bei Maria Baumeier, einer Schülerin von Clara Schumann und Jugendfreundin Brahms. Die Meisterklasse absolvierte ich bei Prof. Angelo Cessizoglu.“

„Und haben Sie nach Abschluß des Konservatoriums noch privat studiert!“

„Auch die beiden berühmten Pianisten Paul de Conne und Paul Pichler, letzterer war ein Schüler Leschetitzkys, zählten zu meinen Lehrern. 1928 gab ich mein erstes eigenes Konzert in der Hofburg. Ich habe auch Musikunterricht erteilt, und zwar in Geige, Klavier und Musiktheorie. Es war ein sehr schweres und mühsames Leben, das ich damals geführt habe. 1933 wurde ich für ein halbes Jahr nach England eingeladen, und ich muß sagen, daß dies wohl die schönste Zeit meines Lebens war.

Ich gab in verschiedenen Städten Großbritanniens Konzerte und hatte auch eine stattliche Anzahl von Schülern. Sogar an einem Empfang bei Hof habe ich mitgewirkt und durfte neben der Königin sitzen. Später folgten Konzerte in verschiedenen Ländern, vor allem in Deutschland, Holland und in der Schweiz.“

„Gehen Sie noch immer auf Konzertreisen?“

„Selbstverständlich! Ich bin ja ganz erfüllt von meinem Beruf. Übrigens möchte ich

feststellen, daß ich mich dem Impressionismus besonders verbunden fühle. Ich beschäftige mich in hohem Maße mit ihm, und Claude Debussy zählt zu meinen Lieblingskomponisten. Daß mir die Wiedergabe seiner Werke vortrefflich gelingt, wird von der Kritik immer wieder besonders hervorgehoben."

Wir fragten den großen Künstler, ob der im Vorjahr erfolgten Verleihung des Professortitels ein besonderer Anlaß zugrunde lag.

„Wissen Sie", erklärte Prof. Binder, „es war dies zur Feier meines 25jährigen Künstlerjubiläums, und ich habe mich selbstverständlich über diese durch das Staatsoberhaupt vorgenommene Auszeichnung sehr gefreut."

„Sind Sie der Ansicht, daß man bei der Blindenerziehung den Musikunterricht besonders berücksichtigen soll?"

„Ich trete dafür ein, daß jeder Blinde, ob begabt oder unbegabt, Musikunterricht erhalten soll. Dem Nichtsehenden ist im Leben doch vieles versagt, und gerade die Musik ist imstande, auf rein geistigem Gebiete einen Ausgleich zu schaffen. Auch bin ich unbedingt dafür, daß man bei unseren Schicksalsgefährten die Freude an schöner Literatur weckt."

Wir sind erfreut darüber, daß unser Kollege Binder mit seiner positiven Einstellung zu den Fragen des Blindenwesens und mit der großen werbenden Kraft, welche von seiner Kunst ausgeht, der gesamten Blindenschaft sehr wertvolle Dienste leistet. Es erfüllt uns mit Stolz, daß eine große österreichische Zeitung nach einem seiner Konzerte folgendermaßen berichtet:

„... Otto Binder gehört nicht mehr zu der Generation der ganz Jungen, seine Kunst ist reif und ausgeglichen, seine Leistung ist errungen und gültig.

Das Programm seines Klavierabends bot einen Querschnitt durch die Klaviermusik von Mozart bis Debussy, und es darf gesagt werden, daß im Laufe eines Jahres kein

Pianist von auch nur annähernder Vielseitigkeit aufgetreten ist, keiner, der die stilistische Eigentümlichkeit jedes einzelnen Meisters so prägnant erfaßt und wiedergegeben hätte wie er. Nichts liegt freilich dem Spiel Otto Binders ferner als der bravouröse Effekt, seine Gestaltungskraft tritt gerade an den technisch weniger schwierigen Schöpfungen am deutlichsten hervor, etwa in der d-Moll-Fantasie Mozarts, in dem C-Dur-Rondo Beethovens, in den beiden Chopin-Nocturnes oder in der großen Schumann-Fantasie, op. 17 — Werke, deren durchgearbeiteter und nacherlebter Vortrag bei dem Hörer den Eindruck erweckt, als höre er dies alles zum erstenmal. Aber nicht weniger gelingen ihm Kompositionen, welche zu den technisch anspruchsvollsten zählen, zum Beispiel die Präludien von Debussy. Nach den meisterhaft gespielten Brahms-Balladen des ersten Teiles war die Durchsichtigkeit der Klangschleier Debussys demselben Spieler kaum zuzutrauen. Und doch, wie echt und richtig wurden diese Zauberwerke der Klavierliteratur von Binder interpretiert! Die versunkene Kathedrale, diese aus Klangmassen aufgebaute Architektur inmitten einer unendlichen Stille, das zitternde Bild des ‚Wasserspiegels', das flüchtige Spiel der ‚Goldfische' und das sprühende ‚Feuerwerk'. Kein Tonschöpfer hat so sehr durch gesehene Bilder den Impuls für sein Schaffen empfangen wie Debussy, das Werk keines anderen bedarf so sehr der erinnernden Phantasie, um in seinem Gehalt richtig erfaßt zu werden, da es in seinem Aufbau oft der bloß musikalischen Logik entbehrt. Daß Otto Binder, der blinde Pianist, das Klavierkonzert Debussys wiederzugeben vermag, wie wir es in letzter Zeit von keinem zu hören bekamen, dem das Augenlicht uneingeschränkt zuteil wurde, das ist ein künstlerischer Triumph, der über den persönlichen Sieg ein Vorbild bedeutet, welches das musikalische Wien mit stolzer Freude dankbar anerkennen sollte."

Im Laufe des Gespräches mit Prof. Binder konnten wir feststellen, daß er mit der Wunderwelt der Musik verbunden ist und welche Kraft ihm durch die Musik immer wieder geschenkt wird. Es ist tröstend und beglückend zugleich, daß gerade die des Augenlichtes Beraubten in der Musik eine hehre Freundin finden, die stets aufs neue in eine bessere Welt entrückt.

HEINZ REIN

DIE WAHRE POESIE

Wir seien mit der Zeit schrecklich prosaisch geworden, sagte meine Frau, es sei daher wieder einmal dringend nötig . . . Nun was? fragte ich, nichts Gutes ahnend. Wir müßten, antwortete meine Frau sogleich, uns wieder einmal kräftig mit Poesie und Romantik anreichern, dann wäre der Alltag viel leichter, es sei ganz einfach und koste gar nichts, jedenfalls kein Geld, nur ein bißchen Überwindung, eine gewisse Portion Entschlußkraft. Und . . . Poesie und Romantik durch Bemühung und Anstrengung? wandte ich ein. Echte Poesie lasse sich nicht erzwingen, sie sei da oder sie sei nicht da, sie überkomme einen oder überkomme einen nicht, aber sich abstrampeln . . . Poesie sei immer da, entgegnete meine Frau, nur habe sie sich in dieser materialistischen Welt ein bißchen zurückgezogen, und deshalb müßten eben wir einen Schritt auf sie zu tun, denn . . .

„Nun gut", sagte ich ergeben. „Und worin besteht dieser eine Schritt?"

„Wir werden", antwortete meine Frau und holte ganz tief Atem, „einmal ganz früh aufstehen, noch vor Sonnenaufgang, und dann hinausgehen in die Natur, über tauige Wiesen schreiten, das Erwachen der Vögel und den Sonnenaufgang erleben . . . Erleben! Wie lange haben wir schon keinen Sonnenaufgang gesehen!"

Sie schwärmte noch eine ganze Weile, und ich widersprach ihr nicht mehr, erstens, weil es doch aussichtlos war und zweitens, und vor allem, weil sie so hübsch und so jung dabei aussah, daß ich fast vergaß, daß sie ja schon lange kein Backfisch mehr ist

Frauen bedürfen wohl der Poesie und der Romantik, um jung zu bleiben, sie zehren ihr Leben lang von ihren Jugendschwärmereien, sie geben sie, trotz aller Enttäuschungen, niemals ganz auf, und ich finde das gut so, auch wenn es für uns Männer manchmal ein bißchen unbequem und sogar unangenehm ist, wie zum Beispiel . . .

Also wir standen ganz früh, bei stockfinsterer Nacht, auf und gingen los. Da wir mitten in der Stadt wohnen, dauerte es eine hübsche Weile, bis wir die Natur erreichten, denn Straßenbahnen oder Autobusse fuhren um diese Zeit noch nicht. Es war sehr dunkel, nicht ein einziges Schaufenster war beleuchtet, und die Straßen waren menschenleer. Unsere Schritte hallten so laut, daß wir kaum richtig aufzutreten und nicht zu sprechen wagten. Einmal begegneten wir einem Polizisten. Der sah uns scharf an und folgte uns ein Stück, aber dann gab er es auf und blieb zurück. An einer Kreuzung waren Arbeiter dabei, die Straßenbahnschienen zu schweißen, und da hätte ich gerne ein bißchen zugeguckt, aber meine Frau drängte. Sie erinnerte mich daran, daß wir doch der Poesie und der Romantik wegen unterwegs waren.

Als wir den Stadtrand erreichten, dämmerte es bereits, aber wir warteten vergeblich darauf, daß die Sonne hinter dem Horizont heraufkam. Dabei war der Himmel ganz klar, so grünlichblau, die Sterne verblaßten, es wurde immer heller, aber keine Sonne . . . Da erst merkten wir, daß wir die Stadt nach Westen zu verlassen hatten.

Meine Frau lachte ein wenig verlegen, aber da die Wiese, die vor uns lag, nun zu glitzern und zu funkeln begann, war meine Frau rasch wieder getröstet. Es sah ja auch wirklich hübsch aus, aber ich war müde und hungrig dazu, und so konnte ich die Schönheit der Wiese nicht so recht würdigen. Ich nickte zwar, wenn meine Frau begeisterte Rufe ausstieß, aber das beschwichtigte meinen Magen leider nicht. Mägen sind wohl besonders unpoetisch.

„Wir wollen über die Wiese laufen, Hand in Hand, wie damals", sagte meine Frau.

Ich erinnerte mich, daß wir einmal, als Jungverliebte, über eine taufrische Wiese gelaufen waren, und ich hatte das damals sehr nett gefunden, weniger das Laufen und die Wiese, als das Hand in Hand und das sich bauschende bunte Röckchen. So konnte ich ihr das jetzt nicht abschlagen, ließ mich willig an die Hand nehmen, und dann liefen wir über die Wiese.

Wir hätten das lieber nicht tun sollen, denn Tau ist nicht nur bunt, er ist auch feucht. Meine Frau schrie daher plötzlich auf: „Ich kriege ganz nasse Füße!"

Ich hätte ja nun ironisch werden können, aber ich unterließ es, wollte ich meiner Frau den poetischen Spaß nicht durch meine prosaischen Bemerkungen verderben, aber meine Frau brachte das Gespräch selber in eine alltägliche Bahn. „Die Schuhe waren zwar billig", sagte sie, als wir die Wiese verließen, „aber sie sind eben nicht wasserdicht. Dabei hat der Verkäufer mir ausdrücklich gesagt . . ." Über ihrer Empörung vergaß sie ganz die Poesie.

Erst nach einer ganzen Weile, nach einem schönen, wortreichen Monolog über Schuhe und Schuhgeschäfte und Verkaufsmethoden, erinnerte sie sich wieder, weshalb wir eigentlich in aller Herrgottsfrühe auf einem Feldweg einhergingen, und sie begann tief zu atmen, schwärmerisch zu blicken und kleine Jubelschreie auszustoßen. Als sie aber einen Habicht in der Luft stehen und dann senkrecht fallen sah, sagte sie: „Jetzt hat er sie, die Maus. Übrigens, wir brauchen eine Mausefalle, wir haben eine Maus in der Küche."

Wir brauchten, erfuhr ich nun, nicht nur eine Mausefalle, wir brauchten noch viele andere Dinge, und inmitten der poetischen Umgebung war meine Frau nun in ihren Haushaltssorgen. Ab und zu blickte sie sich zwar noch um, aber alles, was sie sah, wurde ihr nun zur Gedächtnisstütze. Bei den weidenden Kühen erinnerte sie sich an die zerbrochene Milchkanne, bei den Apfelbäumen an eine angebrochene Dose Apfelmus, ein Kaninchen mahnte sie, ihren Pelzmantel rechtzeitig zum Kürschner zu geben . . .

Aber plötzlich rief sie: „Du, mir ist kalt, und ich habe einen Mordshunger! Ob man hier nicht irgendwo einen Kaffee bekommen kann?"

Ich bezweifelte es, obwohl ein Dorf vor uns lag, es war ja noch sehr früh, aber meine Frau meinte, auf dem Lande stünden die Leute sehr früh auf, und wir wollten es versuchen.

Wir versuchten es, und wir hatten Glück. Die Leute waren nicht einmal unfreundlich, aber sie blickten uns ein bißchen komisch an. Es wäre ja nun zünftig gewesen, in einer Laube zu sitzen, dem Gesang der Vögel zu lauschen und kuhwarme Milch zu trinken, aber die Leute hielten nur Sperlinge, und Milch . . . Nein, meine Frau wollte einen heißen, starken Kaffee. So setzten wir uns zu den Leuten in die Küche, tranken Kaffee und aßen Diätzwieback dazu, dabei unterhielten wir uns mit den Leuten über die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse, und im Hintergrund dudelte ein Radioapparat.

Es war eine durch und durch unpoetische und unromantische Situation, aber ich sah meiner Frau an, daß sie glücklich war, und es hätte nicht viel gefehlt, und sie würde geschnurrt haben vor Behagen. Für mich war dieses Glück, das aus ihren Augen leuchtete, die wahre Poesie. Und so hatte sich, finde ich, unser Ausflug doch gelohnt.

Licht ohne Lampen

„Dies hier ist die modernste Lampe der Welt", sagte der Ingenieur und reichte mir eine dünne emaillierte Metallscheibe von der Größe einer Postkarte. „Man braucht dafür weder Birnen noch Röhren oder sonst ein Zubehör. Sie brennt jahrelang, und (er warf sie auf den Fußboden) es wird Ihnen schwerfallen, sie kaputtzukriegen." Dann klemmte er an einer Ecke der Scheibe zwei Drähte fest, und plötzlich erstrahlte sie in sanftem Licht.

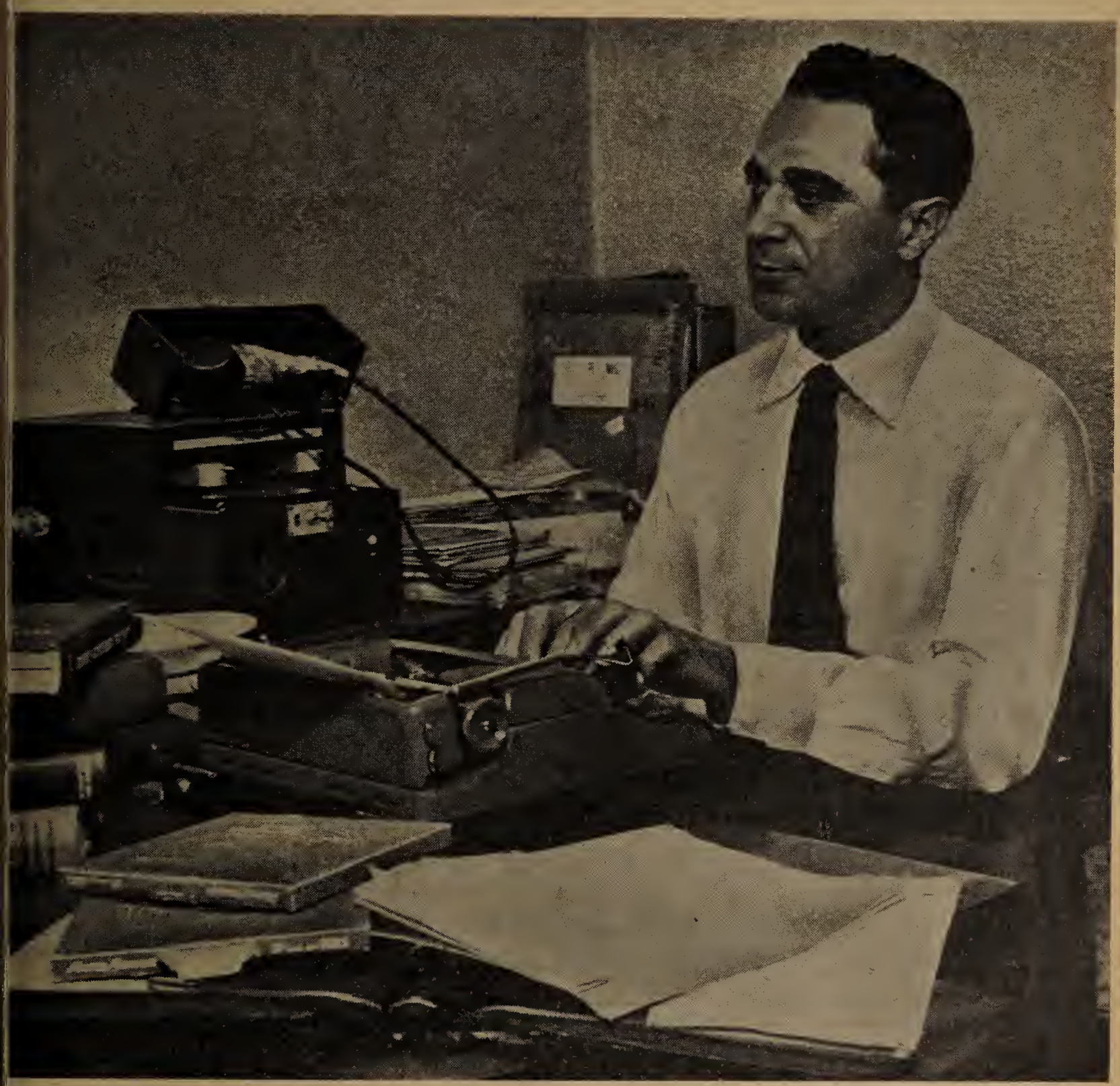
An dieser Elektrolumineszenzlampe, einer völlig neuen Beleuchtungsart, haben während des vergangenen Jahrzehnts viele Firmen gearbeitet. Die Leuchtscheiben lassen sich in jeder beliebigen Größe und Form herstellen und können in jeder Farbe des Regenbogens Licht spenden. Eines Tages, prophezeit man, werden diese flachen, unauffälligen „Lampen" in Wände und Decken eingebaut sein, und es wird keine Verlängerungskabel, keine Befestigungsvorrichtungen und keine Blendung mehr geben. Die Leuchtplatte ähnelt einem dünnen zusammengeklappten Butterbrot: zwei Scheiben aus elektrisch leitendem Material — die eine aus Metall, als stabile Rückseite, die andere eine lichtdurchlässige Emailschicht —, und dazwischen eine Plastik- oder Keramikplatte, die mit Zinksulfidpulver und genau bemessenen Aktivatoren imprägniert ist. Schließt man die beiden Elektroden an Wechselstrom an, dann dringt ein Elektronenstrom durch die Füllung. Die Partikel prallen gegen andere Elektronen und schlagen sie los. Einige davon kullern wie beim elektrischen Billard in Löcher hinein, wobei sie jedesmal ein bißchen Licht ausstrahlen.

Momentan stehen der allgemeinen Verwendung der flachen „Lampe" als Wohnraumbeleuchtung noch einige Hindernisse im Weg. Um die Elektronen dazu zu bringen, daß sie genug Licht aus dem Elektrolumineszenzpulver herausschlagen, sind höhere Voltzahlen und Frequenzen nötig, als das normale Stromnetz hergibt. Dies bedeutet, daß man Transformatoren und andere Apparate brauchte, die die Sache komplizieren und verteuern. Eine andere Möglichkeit wäre, die Ergiebigkeit des lichtspendenden Pulvers zu erhöhen. Eines von den zahllosen Mitteln, die man gegenwärtig ausprobiert, dürfte eines Tages zum Erfolg führen.

Die Verwendungsmöglichkeiten des neuen Lichts sind mehr als verlockend. Man hat eine Elektrolumineszenztapete entwickelt, die aufleuchtet, wenn ein Schalter angeknipst wird. Verführerisch ist auch die Aussicht, ein Zimmer nach Belieben in jedes farbige Licht zu tauchen, ohne daß man dafür Filter oder andere Hilfsmittel braucht. Dies ist möglich durch Änderung der Stromfrequenz oder durch verschiedenartige Pulver in dem „Butterbrot". Für Partys denkt man sich einen rosigen Lichtschimmer, für heiße Sommerabende ein kühles Blau, und Kunstgegenstände will man durch allerlei Schattierungen „ins rechte Licht setzen". Außerdem gibt es zwei Pulversorten kombiniert für Leuchtscheiben, die sowohl sichtbares als auch ultraviolettes Licht ausstrahlen. In die Badezimmerdecke eingelassen, würden sie nicht nur Licht, sondern auch Sonnenbräune spenden.

GERTRUDE SAMUELS

DIE SPRECHENDEN BÜCHER



Noch vor kurzem konnte man Maurice Young in seiner Wohnung unweit der Columbia-Universität in New York zu fast jeder Zeit des Tages beim Studium antreffen. Sein Zimmer sah aus, wie Studierzimmer auszusehen pflegen: der Schreibtisch übersät mit Skripten, eine Schreibmaschine, volle Aschenbecher. Bücher aber fehlten vollkommen, dafür stand ein Plattenspieler da, der Mr. Young mit Hilfe von Sprechplatten den Lehrstoff vermittelte. Denn Maurice Young ist blind, und die „sprechenden Bücher" sind die einzigen, die er verwenden kann.

Das war allerdings nicht immer so. Denn früher konnte Mr. Young sehen; er war Photograph, ist verheiratet und hat eine kleine Tochter. Vor vier Jahren aber verlor er sein Augenlicht. Es war ein schwerer Schlag für ihn und seine Lage war um so ärger, als alles so plötzlich kam. „Ich gehörte nun zu den Blinden", erzählt er, „aber auch wieder nicht, denn ich konnte weder Braille-Schrift lesen noch fand ich mich in der dunklen Welt so gut zurecht wie die von Geburt an Blinden". Dennoch entschloß er sich, zu studieren und ließ sich im Alter von 43 Jahren an der Columbia-Universität einschreiben.

Nach drei Jahren hatte er sein Bachelor-Examen in Psychologie bestanden und im Vorjahr erwarb er — mit Auszeichnung — auch noch den Master-Grad.

Dieser Erfolg gab ihm sehr viel Selbstvertrauen zurück. Er hatte etwas fast Aussichtsloses geschafft. Dank seiner Zähigkeit und dank der „sprechenden Bücher". Sprechschallplatten für Blinde hatte es zwar schon lange gegeben, aber sie wurden fast ausschließlich zum Zwecke der Unterhaltung hergestellt. 400 blinde Collegestudenten an den verschiedensten US-Universitäten aber brauchten Platten, die ihnen die Lehrbücher ersetzten.

Besonders stark machte sich das Fehlen von geeigneter Studienlektüre für blinde Studenten nach dem zweiten Weltkrieg bemerkbar. Nicht einmal die umfangreiche US-Kongreßbibliothek in Washington war imstande, die große Nachfrage zu erfüllen. Die Kriegsversehrten aber konnten auch nicht im Handumdrehen Braille-Schrift lernen, denn es dauert zwei bis drei Jahre, ehe man dieses System fließend beherrscht.

Mrs. Alison B. Alessios von der New Yorker Blindenbibliothek schaffte schließlich Abhilfe. „Wir mußten einen Ausweg finden", sagte sie, und sie fand einen. Sie lieh sich ein Aufnahmegerät aus und besprach gemeinsam mit anderen Bibliotheksbeamten Schallplatten mit wissenschaftlichen Texten. Der Erfolg war so groß, daß die Blindenbibliothek eine ganze Reihe von Aufnahmegeräten anschaffte und geübte Sprecher, aber auch die Wissenschaftler selbst — also sowohl Schauspieler und Lehrer, wie Juristen, Ärzte und Techniker — zum Besprechen der Platten einlud. Das Verfahren bewährte sich ausgezeichnet, denn abgesehen von den Anschaffungskosten des Aufnahmegeräts sind die Spesen gering. Die kleinen grünen Kunststoff-Schallplatten kosten nur ein paar Cents pro Stück und kommen somit wesentlich billiger als Skripten in Braille-Schrift. Kopien der am häufigsten verlangten Standard-Platten aller Wissensgebiete sind jederzeit zu haben und Spezialtexte werden nach Bedarf angefertigt.

Ein Besuch im Studio der „sprechenden Bücher" zeigt, wie ernst alle Beteiligten ihre Aufgabe nehmen. In einem schalldichten Raum sitzen die Sprecher — die von blinden Hörern in Hinsicht auf Aussprache, Deutlichkeit und Verständlichkeit getestet werden — und lesen aus wissenschaftlichen Büchern. Die Platten sind technisch durchwegs einwandfrei und das Abhören bereitet den blinden Hörern keinerlei Anstrengung.

Es gibt Platten von allen Wissensgebieten, vor allem juristische, technische, medizinische und naturwissenschaftliche, aber man kann auch Fremdsprachen, Philosophie oder Handelswissenschaft mit Hilfe der „sprechenden Bücher" studieren. Auch bedeutende wissenschaftliche Werke werden aufgenommen, und immer neue Platten entstehen. Die blinden Studenten sind glücklich darüber, denn nun können sie weitgehend ohne die Hilfe anderer Personen ihren Lehrstoff bewältigen und ihre „Bücher" lesen, wann und so oft sie wollen.

CHRISTUS SPRICHT ZU JOHANNES:

Mein Aug ist deinem klaren Aug begegnet,
und alsogleich hast du an mich geglaubt —
da haben meine Hände dich gesegnet —
sie ruhten lang auf deinem reinen Haupt.

Ich hatte lange schon nach dir gesehen —
dein Sehnen fühlte mich schon lang von fern,
du wolltest dienend weite Wege gehen,
in ferner Höhe sahst du deinen Stern.

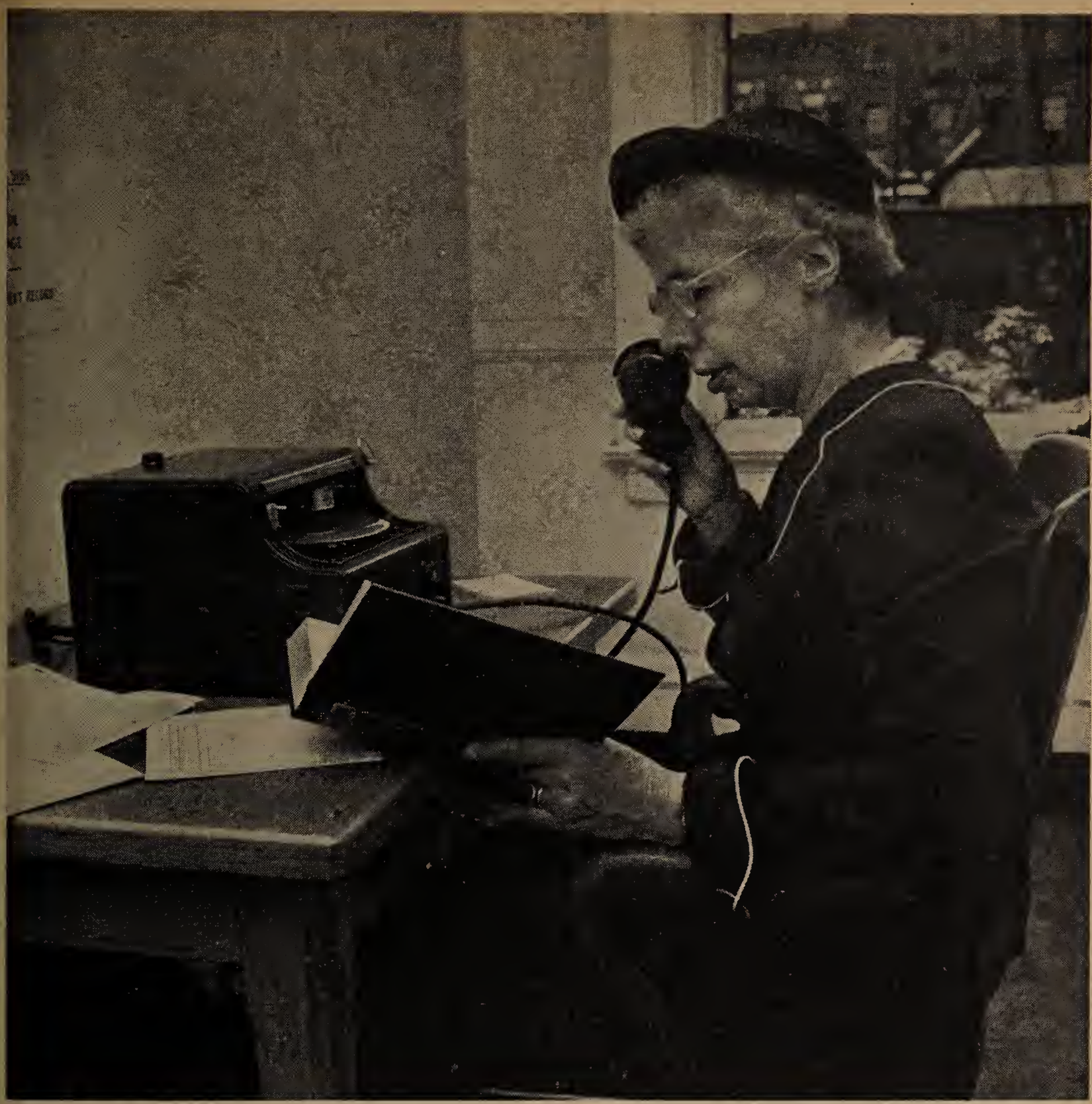
Die Liebe wirket Wunder — du bist nah,
so nah dem Herzen mein, das offen steht —
tritt ein bei mir — ich war schon immer da,
ich war's, der Sehnsucht dir ins Herz gesät.

Nun blüht dein Herz und leuchtet seligweiß
und freudenrot erglühen deine Wangen —
Erkennst du jetzt, daß, auf der LIEB Geheiß,
seit Ewigkeit wir diesen Weg gegangen?

Wenn ich mein Herzblut ganz hab' ausgegossen,
wirst du zu meinen Füßen stehn mit Bangen,
daß, nicht ein Tropfen sei umsonst geflossen,
in deinen Händen wirst du es auffangen.

Und sieh, sie werden sein wie eine Schale
aus lauter Licht, gefüllt mit lauterem Schein —
So lad' ich dich zum ewigen Liebesmahle:
du sollst der Hüter meines Lichtes sein.

Gabriel Marie Arthur



Eine freiwillige Helferin, die Schallplatten für Blinde bespricht.

Aus einem Brief an „Unser Schaffen"

Zu allererst ein herzliches „Glück auf" zum 10jährigen Jubiläum und auch zu den hervorragenden Leistungen zugunsten Ihrer Mitglieder ...

Ganz besonders interessierte mich in Ihrem April-Heft das Blindenalphabet. Ob es wohl eine spezielle Lehranleitung für dieses gibt? Vielleicht käme ich hierzulande einmal in die Lage, einem Blinden dadurch zu helfen ...

Mit den allerbesten Wünschen für das Gedeihen der Blindengemeinschaft und vielen freundlichen Grüßen verbleibe ich

Ihre Emmi Behr.

GRETE SCHOEPPL

Glaub an das Leben

Sie waren beide Dichter. Der eine, Gustav Holl, verwahrte sich aber gegen diese Bezeichnung und nannte sich stolz: Schriftsteller. Beide beteiligten sich an dem Wettbewerb einer großen Tageszeitung, die für die beste Erzählung einen hohen Preis aussetzte.

Peter Ferner schrieb eine einfache Geschichte, wie sie ihm eben sein Herz eingab. Aber er war sich des Wertes seiner Arbeit, eben wegen ihres echten Gefühls, ihrer Schlichtheit und Innigkeit, voll bewußt, so daß er zu seinem Freunde sagte: „Ich bin mir gewiß, daß ich den ersten Preis bekommen werde!"

„Das wäre noch schöner!" höhnte Gustav, „wenn so ein simples Machwerk prämiiert werden sollte! Ich will dich gewiß nicht beleidigen, Peter! Aber du machst dir die Sache entschieden zu einfach! Da muß man aus den verschiedensten Büchern das Faszinierendste und Outrierteste zusammentragen, einige pikante Gewürze dazugeben, um etwas wirklich Auffallendes und Hervorstechendes vorlegen zu können. Bedenke doch die Konkurrenz, Peter! Da muß man schon wirklich etwas Brillantes leisten, um mit Recht auf den Preis rechnen zu können!"

Peter Ferner sah ein wenig verdutzt drein. „Ich habe gemeint, was aus der Tiefe der Seele kommt, was der göttliche Funke in uns gebiert, habe mehr Wert als ein Zusammenstellen und Abschreiben aus Büchern."

„Ach was, göttlicher Funke, Tiefe der Seele", spottete Gustav, „mache dich doch nicht lächerlich, Peter! Das sind lauter altmodische Begriffe. Bluff ist alles! Laß es dir gesagt sein!"

„Nein!" rief aber Ferner entschlossen, „ich kann einfach von meinem Standpunkt nicht abgehen! Ich will mich ja bei Gott nicht versteifen, den ersten Preis zu erhalten, wäre schon mit einem Trostpreis zufrieden, aber was wäre das für eine Kunst, wenn wahres, vom Herzen strömendes Schaffen nicht über bloßem Bluffenwollen anerkannt würde? Wozu fühlte man sich dann als Dichter berufen, zu den Menschen zu sprechen, wenn ihre Ohren taub wären für den Ausdruck dessen, was aus dem tiefsten Innern quillt? Da verlohnte sich ja fürwahr das Leben gar nicht, und es wäre besser, Schluß zu machen!"

„Ha, ha", lachte Gustav jetzt, „du, der du die Geschichte ‚Glaub an das Leben!' geschrieben hast, du sprichst nun davon, mit deinem Leben Schluß machen zu wollen! Da siehst du ja gleich den Widerspruch! Folglich wirst du dir auch den ‚Widerspruch' gefallen lassen müssen, daß deine Erzählung nicht preisgekrönt werden wird!"

Und Gustav Holl verfertigte unter Zuhilfenahme einer Unmenge von Büchern ein schillerndes, brillantes Gebilde, das jedem Geschmacke gerecht erschien und durchwegs fesselnd geschrieben war, nur eines entbehrte es: der Seele. Aber darnach fragte ja niemand.

Die Verlautbarung der Preiszuerkennung erschien . . . Gustav hatte den ersten Preis erhalten, Peter Ferner war leer ausgegangen.

„Siehst du, ich habe es dir ja gleich gesagt", schäumte Gustav über vor Stolz und Siegesfreude. „Aber du hast mir nicht glauben wollen! Ja, mein Lieber, mit ‚Glaub an das Leben' allein ist es nicht getan, man muß auch etwas dazutun! Ich fahre nun mit dem gewonnenen Geld an die Riviera! Willst du mitkommen?"

„Nein, danke, ich bleibe lieber hier!"

„Daß du mir keine Dummheiten machst, Peter! Kopf hoch! Bei der nächsten Gelegenheit kann es umgekehrt sein, nun bist du ja um vieles klüger geworden!"

„Hab keine Sorge!" versuchte Peter zu lächeln, „ich habe doch ‚Glaub an das Leben' geschrieben . . . Wie werde ich denn . . . Da würde ich mich ja selbst Lügen strafen!"

Gustav reiste an die Riviera, den gewonnenen Preis und sein Leben zu genießen. Es war schon mehr als ein Jahr vergangen und doch konnte Peter Ferner über die erlittene Enttäuschung noch immer nicht hinwegkommen. Es war ja nicht die Enttäuschung allein, es war das Bewußtsein, daß ein schillerndes Konglomerat über aus der tiefsten Seele Fließendes, über Echtes, von Herzen Kommendes gestellt worden war. Wo blieb seine Mission als Dichter? Kein Mensch fragte danach. Niemand verstand ihn.

Noch sah er den höhnischen, triumphierenden Blick Gustavs, damals, als sie die Preiszuerteilung in der Zeitung gelesen hatten. Immer hatte er es für einen Segen gehalten, ein Dichter zu sein, nun aber erkannte er, daß es ein Fluch war. Und wie mit einem Kainsmal behaftet, floh er von hinnen.

Vom Leben schwerst enttäuscht, betrogen, wo er am meisten gehofft, zog es ihn hinab, wo der große Fluß rauschte und wo nur wenig Leute gingen . . . Immer vereinzelter standen hier die Häuser, und schon begann die Dämmerung ihre Schleier zu weben.

Vortrefflich paßte diese äußere Trübnis, dieses Einsame, Weltferne in seine von Trauer zerrissene Seele. Ja, er war irre geworden an dem Leben, und, wie er sich sagte, mit Recht irre geworden. Mit klarem Sinnen hätte er es doch nie fertig gebracht, er, der an das Leben einst geglaubt, wie so bald kein zweiter.

Aber auch so schwindelte es ihn, daß er an einer Hauswand Stütze suchen mußte. Der alte Mann, der hier wohnte, trat heraus und nötigte Peter, hineinzukommen. „Ein Gläschen Enzian wird Ihnen gut tun!"

Peter lehnte ab, aber der Alte ließ nicht nach mit Bitten, daß Peter einsah, diesen kleinen Aufenthalt vor dem letzten Ziel noch in Kauf nehmen zu müssen. So saß er denn drinnen und nippte an der so freundlich gebotenen Stärkung, während der Alte schwätzte. Menschenkenntnis und die Erfahrung vieler Jahre hatten ihm einen guten Blick verliehen, doch da war noch etwas anderes.

„Der Fluß da draußen hat eine große Anziehungskraft! Ich weiß! Doch tun Sie es nicht, junger Freund!"

„Wer sagt Ihnen, daß . . ."

„Vor mir brauchen Sie sich nicht genieren! Ich war ja selber schon so weit, vor wenigen Monaten erst, daß ich Schluß machen wollte! Enttäuschung mit den Kindern, Verbitterung . . . nun, wie das schon so ist, hatten mich fest dazu entschlossen gemacht, meinem Leben ein Ende zu setzen! Nichts und niemand konnten mich mehr davor zurückhalten. Mein Entschluß war ganz unerschütterlich.

Da . . . ich war schon auf dem Wege zu dem lockenden Rauschen, fiel ein Zeitungsblatt in meine Hand. Es war gerade der

LEISTUNGSSTEIGERND
ASTRALUX
KÜNSTLICHE SONNE

Feuilletonteil. Und Sie müssen wissen, daß ich überhaupt nicht gerne Geschichten lese. Und in meiner damaligen Verfassung schon gar nicht.

Aber der Titel: ‚Glaub an das Leben!' fesselte gerade in meiner gegebenen Lage meine Aufmerksamkeit. Und ich las . . . Zuerst gegen meinen Willen, aber nur zu bald immer aufmerksamer.

Es war eine ganz einfache, schlichte Erzählung von einem Menschen, der sein Leben von sich werfen wollte, und dann doch eines Besseren belehrt wurde. Nun, die Handlung tut ja nicht viel zur Sache. Aber die Geschichte war mit so viel Gefühl, Wärme und Innigkeit geschrieben . . ., ich fühlte, hier ist ein Mensch, der zu dir spricht, eine Bruderseele, und ich fühlte mich nicht mehr so verlassen und unselig.

Und ob Sie es nun glauben oder nicht. Wegen dieser Geschichte habe ich meinen Plan aufgegeben, von dem mich doch nichts und niemand hätte zurückhalten können, habe den Kampf mit dem Leben erneut aufgenommen! Und ich bin froh, daß ich es getan. Die Schwierigkeiten erwiesen sich bald halb so schlimm, und nun bin ich glücklich, daß ich noch lebe! Das Leben ist und bleibt nun einmal unser höchstes Gut!"

Und dann lief der Alte, das Zeitungsblatt mit jener Geschichte hervorzuholen . . . Peter Ferners nur zu wohlbekannte Erzählung.

Peter erinnerte sich, die Arbeit, nachdem sie bei jener Preiszuerkennung durchgefallen war, einer Zeitung eingeschickt zu haben. Dort mußte sie abgedruckt worden sein, er war bloß darüber noch nicht benachrichtigt worden.

Tränen standen in seinen Augen. Wie Weihe und Wunder floß es um ihn her. Nein, er wollte nicht mehr mit dem Leben hadern. Er hatte ja wahrlich keinen Grund mehr dazu.

Hier, in dem einsamen, kleinen Hause hatte er seinen Preis erhalten: er hatte durch seine schlichte Erzählung ein Menschenleben gerettet . . .

HEINZ APPENZELLER:

IHR ERSTER KUSS

oder

Man muß sich zu helfen wissen

Er stand an der Haltestelle, der blinde Peter Schwarz, den Blindenhund an seiner Seite, dicht bei Fuß und kurz an der Leine. Mit leicht zur Seite geneigtem Ohr horchte er auf die Geräusche des um ihn wogenden Verkehrs. Noch immer wollte sie nicht kommen, die Tram, die nie zur Stelle ist, wenn man sie braucht, und die stets den Weg versperrt, wenn man die Fahrbahn überqueren will. Nun, die Zeit kann ja nicht verloren gehen. Er war kein Draufgänger, bewahre nicht! Er gehörte vielmehr zu jener Kategorie Menschen, die sich gerne stupfen lassen, deren wichtigster Teil der Lebenskunst darin besteht, herauszufinden, von welcher Seite sie am ungeduldigsten und heftigsten gestupft wurden, um dann eben diese Sache zu erledigen und sich vom Halse zu schaffen, egal, ob sie auch wirklich am dringlichsten oder wichtigsten gewesen. Im übrigen: Wartezeit ist gefundene Zeit! Man muß sich nur stets aufs Gedankenmachen verstehen.

Schwarz begann zu meditieren. Daß er die Welt nicht mehr mit Augen schauen konnte, damit hatte er sich zu seiner eigenen Verwunderung noch erstaunlich gut und schnell abgefunden. Nein, zum Schwarzseher, das war er seiner Blindheit und seinem Namen zum Trotz glücklicherweise nie geworden. Davor hatte ihn seine gesunde Natur bewahrt und sein fester Glaube für die Schicksalsbestimmtheit eines jeglichen Menschendaseins. Die Leute meinten mitunter, er sei hellseherisch begabt, weil er mit einem von umfassender Menschenkenntnis zeugenden Tiefblick die andern zu durchsehen pflegte und daß er sich in seinem oft spontan und intuitiv gewonnenen Urteil sozusagen nie täuschte. Mochten auch immer wieder Situationen auftauchen, in welchen er sich der Behinderung und Bedrückung durch die Blindheit bewußt wurde, er konnte sie immer wieder vergessen und sich neu aufrichten. Seit wann eigentlich war es der Fall, daß er seinen Zustand als Hemmnis und Belastung empfand? Während der Schulzeit erschien ihm seine Blindheit noch nicht als lästig und benachteiligend. Erst mit dem Eintreten ins Erwerbsleben, mit dem Einsetzen des Existenzkampfes änderten sich die Dinge von Grund auf. Im Konkurrenzkampf mit den Arbeitskollegen, im Ringen um das Vorwärtskommen, da bekam er nun seine Behinderung deutlich zu spüren, wenn er sich hintenan und zurückgesetzt sah. Und immer stärker wuchs die Bedrückung mit der wachsenden Anzahl der Jahre. Und dann und wann kamen immer wieder Umstände, in denen er es für besonders ungerecht und nicht in Ordnung hielt, daß er des Augenlichtes beraubt war.

So ein bitterer Moment war jetzt gekommen. Jetzt hatten die Verhältnisse es nämlich mitgebracht, daß ihm wieder einmal seine Blindheit schmerzlicher denn je zum Bewußtsein gebracht wurde. Er hatte bis anhin eigentlich nie ernstlich ans Heiraten gedacht und sich sein Leben so eingerichtet, als müßte er es ohne Ehegefährtin durchlaufen. Aber nun war „Sie" aufgetaucht und in sein Dasein

EINE REIFE SONNENBLUME

Du mußt ernste Trauer spenden,
Hältst dein Haupt stets sonnenwärts,
Deine ausgereifte Blüte
Zeigt in jedem Korn das Herz
Milder schon und voll ergeben
Hingeneigt den nahen Enden.

Stehst am Wegesrand bescheiden,
Nickst dem müden Wandrer zu,
Winkst ihm traut mit deinen Blättern,
Lädst zur ungestörten Ruh,
Gibst ihm Kraft durch deine Stärke,
Trost in seinem armen Leiden.

Und dein Haupt im Reifeprunke
Glüht verklärt ins Abendrot,
Fühlt die nahe Nacht schon sinken,
Fühlt im letzten Glanz den Tod.
Heimlich schon im Samensegen
Glimmt des Wiederkehrens Funke.

Kurt Klebert

SÜSSWAREN
LIKÖRE
Lasali

noch als Brennpunkt eingetreten. Sie, an die er Tag und Nacht denken mußte, die seine Vorstellungskraft fast über Vermögen in Anspruch nahm und anregte. Sie, deren warme, weiche Stimme für ihn von nun an seine ganze Welt, sein ganzes Wesen wohltuend und wegweisend durchdrang, die er zu jeder Stunde, in jedem Augenblick in sich zu vernehmen und nachklingen zu hören vermeinte. Sie, deren duftendes Haar bereits bei einer raschen Bewegung seine Wange gestreift hatte, das ihn stets aufs neue berauschte, wenn er ihr nahe sein durfte. Ja, wieviel hätte er nicht gegeben, wenn er nur gewußt hätte, wie sie eigentlich in Wirklichkeit aussah. Wenn er nur gewußt hätte, ob das Bild, das er sich von ihr gemacht hatte, tatsächlich stimmte und ob sie in der Tat so schön sei, ob ihre Wangen wirklich so rosig, ihr Mund wirklich so rot, ihr Haar so braunschwarz sei. Natürlich hatte er sich nach der Farbe ihres Haares, ihrer Wangen und Augen eingehendst erkundigt, aber wie hätte hier auch die beste Beschreibung das Original und den eigenen Sinneseindruck ersetzen können. Sie zu fragen, ob er mit den Fingern der Hand ihr Antlitz betasten und mit den Fingerspitzen den Linien ihrer Nase, ihrer Brauen nachfahren dürfe, das hatte er noch nicht gewagt. Wie quälte es ihn, daß er ihr nicht näherkommen konnte. Eine unsichtbare, aber undurchdringliche Wand schien sie von ihm zu trennen. Was nützte es da, daß er das deutliche Gefühl, ja geradezu die überzeugendste Gewißheit hatte, daß auch er ihr gar nicht gleichgültig sei, daß ihre Freundlichkeit und Geneigtheit nicht nur der Ausdruck allgemein menschlicher Hilfsbereitschaft oder gar teilnehmenden Mitleids sei, sondern vielmehr echte, tiefe, hoffende Liebe. Vielleicht war dies alles ja nur ein Wahngebilde, eine Ausgeburt seiner erregten Phantasie! Es war eben immer, als suchten ihn ihre Augen, als lächle sie ihn an, aber war dem auch wirklich so? Er mußte sich irgendwie Gewißheit verschaffen, aber wie? Man muß sich eben zu helfen wissen, heißt es zwar, aber da ist guter Rat besonders teuer. In der Not kam ihm die rettende Idee. „Mit Speck fängt man die Mäuse", so dachte er, „und die Damenwelt doch stets mit Süßigkeiten". Als er sie das nächste Mal wieder antraf, da hatte er sich mit einer Portion kandierter Früchte bewaffnet. Im Laufe des Gesprächs zog er die Papiertüte behutsam aus der Tasche, öffnete sie bedächtig, nahm mit Vorsatz und Bedacht eines der Stücklein zwischen zwei Finger, um es in aller Gelassenheit seinem Gegenüber vor die Augen zu halten. Seine gesamten seelischen Reserven zusammennehmend, fragte er mit erzwungener Lässigkeit in scherzhaft tändelndem, doch merklich zitterndem Tone: „Was hätten Sie jetzt lieber, meine Verehrteste, die Frucht oder einen Kuß?" Mehr brachte er nicht heraus. „Beides ist süß", wollte er noch foppen. Nun, die Worte waren auch so schon deutlich genug. Er fühlte, wie sein Herz hämmerte und wie sich auf seinen Schläfen Schweißperlen bildeten. Eine Pause des Schweigens trat ein, die eine Unendlichkeit in sich barg. Und dann fühlte er, wie sie sich entschlossen vornüber beugte, wie ihr Atem seine Hand streifte, wie ihre Lippen die Frucht an sich nahmen und wie sie gleichsam im Vorübergleiten einen für das abgestumpftere Gefühl eines Sehenden vielleicht unmerklich zarten, beinahe nur hingehauchten, aber von tiefster Innigkeit des Empfindens und des Verstehens Zeugnis ablegenden Kuß auf seine bebenden Fingerspitzen drückte. Auf diese Wendung war er allerdings nicht gefaßt gewesen. Aber nun wußte er, woran er war, und er ließ es gerne gelten. Nun wußte er, was er zu tun hatte.

BERÜHMTE FREUNDE

Es scheint ein biologisches Gesetz zu sein, daß derjenige, der selbst groß ist, auch die Größe anderer erkennt und vor allem zu würdigen weiß. Von solcher Art war auch Leo Slezak, der große Mensch und Sänger, der nicht nur die starke Persönlichkeit, sondern auch das warme Herz besaß, als wahrer Freund zu gelten.

Und so sehen wir denn im Freundeskreis des göttlichen Leo eine Anzahl prominenter Persönlichkeiten, die — wenn auch durchaus verschieden in ihrer Art — dennoch gewisse Rückschlüsse auf ihren gemeinsamen Freund zulassen.

Zunächst *Gustav Mahler*, nicht bloß Direktor der Wiener Oper, auch das Musikgenie, den Mann gespanntester Arbeitskraft, von strenger, in künstlerischen Dingen kompromißloser Persönlichkeit. Es war für die Künstler der Wiener Staatsoper nicht gerade bequem, unter Gustav Mahler zu arbeiten, denn er verlangte ein Maximum an Leistung. Aber Leo Slezak war keiner von denen, die versuchten, sich einer an sie gestellten künstlerischen Anforderung zu entziehen. Im Gegenteil. Er setzte seinen Stolz und seinen Ehrgeiz darein, das Beste zu leisten, und so war der große Direktor und Musiker Gustav Mahler just für Slezak der rechte Mann. Die Erneuerung des Spielplanes in seinen Grundfesten, sein Stil, den er dem Publikum der Wiener Oper schenkte, allen Widerständen zum Trotz, all dies waren Leistungen, die Slezak, der zur Mahler-Zeit noch als junger Sänger gelten konnte, mit Begeisterung erfüllten und zu höchsten Leistungen anspornten, die zugleich von einer warmen Sympathie für seinen genialen Chef getragen waren.

Wenn man nach Mahler *Alexander Girardi* nennt, so könnte dies den Anschein erwecken, als wollte man einen polaren Gegensatz konstruieren. Hier der hypernervöse, in dämonischem Feuer glühende, mit Energie überladene Musiker, dort der gemütvolle, auf der breiten Basis der Popularität schaffende Wiener Volkskomiker. Und doch ist der Gegensatz vielleicht nicht so groß, als es fürs erste scheint. Denn auch in Girardi lebte der „Daimon", dessen kein wahrer Künstler entraten kann. Nur daß er sich in minder temperamentvoller Form als bei Gustav Mahler äußerte. In der Simplizität Girardischer Bühnenkunst erfüllte sich nicht selten die tiefste Tragik, so wie in dem einfachen Hobellied Ferdinand Raimunds der edle Klang reinster Dichtung enthalten ist.

Zu Girardi bekannte sich Leo Slezak, wie jener aus dem Handwerk kommend, einfach und schlicht, ohne lärmende Reklame, in dem heiligen Bezirk der Kunst das Höchste leistend. In seiner Ursprünglichkeit, in seinem Witz, seiner köstlichen Art, Zudringliche in ihre Schranken zu weisen, glich Slezak seinem berühmten Freund Alexander und dieser ihm.

Viel Spaß bereitete Leo Slezak eine Antwort, die man Girardi in den Mund gelegt hatte. Einer der bekanntesten Wiener Pumper, der zu jener glücklichen Zeit lebte, da das Pumpen noch eine Existenzgrundlage bedeutete, hatte sich an Alexander Girardi mit dem Ersuchen gewendet, ihm 10 Gulden zu leihen. „Wissen S' was?" hatte ihm der große Volkskomiker erwidert, „san mir glei' bös".

Und wie herzlich konnte Slezak über jenes Erlebnis Alexander Girardis lachen, als dieser ihm von einem unerwarteten Besuch Kaiser Franz Josephs berichtete. Es war noch in der glücklichen Vorkriegszeit zu Ischl, als der Monarch bei Frau Schratt einen Besuch abstattete und dortselbst Alexander Girardi als Gast antraf. Der Kaiser liebte in seiner Sommerfrische kein Zeremoniell und versuchte deshalb eine möglichst ungezwungene Konversation in Gang zu bringen. Aber Girardi, dem es auf der Bühne wahrhaftig nicht an Schlagfertigkeit fehlte, versagte in diesem Fall. Dem Kaiser schien dies nicht recht zu behagen, denn er wandte sich an den Komiker schließlich mit der Frage: „Warum reden S' denn so wenig, Herr Girardi?"

„Reden Sie was, Majestät", stieß Girardi zornig hervor, „wenn S' zum erstenmal im Leben bei einem Kaiser sitzen."

Humorvoll und ungezwungen gestaltete sich der Verkehr Leo Slezaks in der bayri-

schen Sommerfrische Tegernsee, wo er zwei prominente Künstler — Ganghofer und Thoma — als Freunde und Gäste bewillkommnen konnte. Köstliche Stunden ungetrübter Heiterkeit dankt Leo Slezak — wie er in seinen Erinnerungen bekennt — diesen beiden Dichtern. Welch scharfen Blick Slezak auch seinen Freunden gegenüber bekundete, beweist, daß er *Ganghofer* nicht nur als Erzähler köstlichen Jägerlateins zu schätzen wußte, sondern auch als überaus gutmütigen Menschen würdigte, dem es weit mehr Vergnügen bereitete, das Wild zu beobachten als es zu schießen.

Auch *Ludwig Thoma* liebte Slezak nicht minder, obgleich er diesem als Muster für seine heiteren Briefe diente. So schrieb Thoma im Sommer des Jahres 1911 zu Egern an Slezak:

„Mei lieber freind, indem ich jez disses Hauss kehne, lobe ich es und bald es auch ein wäng klein ist, dadurch dass Sie inen ieren Gopf iberahl anränen mach des nichtz, indem dass Sie mit dem Gopf nicht arbeiden missen, sontern blos siengen und eine beile auf dem Hiern scheniert ihnen in Singen nicht."

Zeit seines Lebens hatte Slezak dieses Schreiben als kostbare Reliquie seines Dichterfreundes Filser, recte Ludwig Thoma, aufbewahrt.

Daß es Leo Slezak, dem großem Künstler und grundgütigen Menschen, auch im engeren Kollegenkreise nicht an Freunden fehlte und fehlen konnte, scheint uns, wenngleich die Rivalität unter Künstlern sehr häufig eine Atmosphäre des Mißtrauens und Übelwollens schafft, in unserem Falle durchaus begreiflich.

So konnte also das bissige Wort von den „Todfreunden", das der geistvolle *Alfred Polgar* treffend und für viele Fälle brauchbar geprägt hatte, auf Slezak und seinen Kreis wahrhaftig keine Anwendung finden. Denn auch die beiden mächtigen künstlerischen Säulen des Opernhauses, *Hermann Winkelmann* und *Theodor Reichmann*, waren seelisch, ebenso wie der jüngere Slezak, allen Intrigen fern.

Nur einmal schien so etwas wie eine kleine Verstimmung aufzublitzen. Sie war durch einen Scherz Slezaks verursacht, der gemeinsam mit seinem Kollegen *Felix*, dem bejubelten Winkelmann beim Hervorruf die Hände festgehalten hatte, so daß dieser seine große Geste, mit der er die gewohnten Worte: „Meine lieben Wiener!" begleitete, nicht ausführen konnte.

Als Winkelmann die mächtige Hand Slezaks nicht abzuschütteln vermochte, zischte er ihm die Worte zu: „So lass' doch los, mit deinen Schlosserpratz'n!"

Leo spielte spaßeshalber eine Zeitlang den Gekränkten, bis der große Winkelmann mit Tränen in den Augen seinem Kollegen versicherte, er wäre keinesfalls von besserer Herkunft, denn auch er habe sich in seiner Jugend mit dem Besen in der Hand betätigt.

Darob große Versöhnung. *Winkelmann* konnte eben auf die Dauer nicht zürnen, so wie Reichmann, der sich — ein großes Kind in seiner Art — von einem unaufmerksamen Souffleur zum besten halten ließ.

Slezak berichtet darüber in seinen Erinnerungen, daß, als der wütend gewordene Reichmann den Schuldigen mächtig begrobste, dieser sich mit der Erklärung rettete: „Herr Kammersänger, ich war von Ihrer Apfelschußszene derart übermannt, daß ich einfach nicht wußte, wo ich war. Ich habe den Kasten und alles um mich vergessen, denn ich erinnerte mich an meine Heimat, die Schweiz, und fühlte nur die Verzweiflung des auf das Haupt seines Kindes schießenden Vaters."

Reichmann war von dieser, von Krokodilstränen unterstützten Lobeshymne derart ergriffen, daß er aus vollem Herzen Verzeihung gewährte.

Zu dem berühmten Freundeskreis Leo Slezaks gehörte auch *Arturo Toscanini*. Sein Glanz leuchtet noch immer am Musikhimmel und wenn man zwischen diesen beiden Männern eine Parallele ziehen will, dann kann man den Sänger wie den Dirigenten als Sterne erster Größe einander gegenüberstellen.

Aus dem Volksbuch über Leo Slezak

„DER GÖTTLICHE LEO"

von Friedrich Alfons Leitenberger und Lothar Ring. Verlag Kurt Klebert, Wien.

Das Parad

Das Erholungsheim „HARMONIE“

mit seinen schönen Zimmern und . . .

Blinde und Sehende sind zur Wiedereröffnung des Heims gekommen.

r Blinden

. dem großen Garten erwartete die Gäste.

Obwohl selbst blind, betreut sie ihre ältere Schicksalsgefährtin.

Und dieser Brunnen wird bald vergessen sein.

Aus dem Naturerleben des Blinden

Die weitverbreitete Ansicht, blinde Menschen würden von den Geschehnissen in der Natur nichts wahrnehmen, trifft nicht zu. Wenn gar Anlage und Neigung für das Werden und Vergehen in der Natur in ihm wirken, bietet das Naturerleben auch ihm eine Fülle von Anregung und Freude, die auszuschöpfen sein Leben nicht ausreicht.

Es muß ein wohltuender tiefer Eindruck sein, die Vielfalt von Formen und Farben der Natur sehend zu genießen. Ich spüre es an den Lüften, am Duft der Blumen und Bäume, höre es an den Melodien der Vögel, am Summen der Insekten, und ich ahne es durch den Lichtschimmer, der mich bis jetzt noch begleitet hat. Schon an der Schwelle meines ersten Bewußtseins ward ich dessen inne und suchte nach sehenden Naturfreunden. Mit ihrer Hilfe habe ich bereits in frühem Kindesalter den Bau vieler Vogelnester, die Zimmermannsarbeit des Spechtes, Schnecken mit und ohne Haus, Kaulquappen, Frösche, Kröten, Molche, Forellen, unzählige Pflanzen, Steine von mancherlei Art, und was weiß ich nicht alles, kennengelernt. Alle diese Dinge habe ich nicht beobachtet, ohne dabei sinnend zu verweilen. Daß Pflanzen sich bewegen und ihre Blätter dem Lichte zukehren, wußte ich bereits in frühestem Kindesalter. Ich wuchs mit sehenden Kindern auf, die mich überallhin mit sich führten. Dieser Umstand hat mir eine gute Orientierung und die Fähigkeit eingebracht, mich stundenweit allein zurechtzufinden. Mir sind so manche Felder und Wälder meiner Heimat vertraut, und wenn ich Zeit und Gelegenheit finde, gehe ich hinaus in die Natur. So ist es auch mir eine Freude, die Vögel, die ich hierzulande beinahe alle kenne, Blumen, die verschiedenen Pflanzen und Bäume zu betrachten. Es befriedigt mich nicht, dies alles nur zu befühlen, sondern ich suche das Werden und Wachsen, die Formen von Blättern und den Aufbau von Blüten zu erkennen. Sehr gern beschäftige ich mich mit der Zusammensetzung von Blattknospen bei verschiedenen Bäumen. Hier seien kurz zwei Beobachtungen dieser Art angeführt.

Wenn die Wachshülle gesprengt ist, die während des Winters die Blattknospen aller Bäume umgibt, erkennt man bei den Blattknospen des Birnbaumes, daß das größte Blatt beiderseits bis zur Mittelrippe eingerollt ist. Auf diese Weise entsteht eine Falte, ungefähr wie bei einer Semmel. Die zu beiden Seiten des großen Blattes stehenden zwei kleineren Blättchen sind genauso eingerollt. Das rechte Blättchen legt seine linke eingerollte Hälfte in die Falte des großen Blattes, den Kreis rundet das kleinste Blättchen ab, indem es sich in die verbleibende Lücke fügt, so daß das Keimblatt, der Träger der künftigen Blattbildung, völlig umschlossen ist. Die Blättchen der Knospen rollen sich auseinander, indem sich die wachsende Blattspitze nach unten krümmt.

An diese Beobachtung knüpfte ich sogleich eine andere Frage: Wie sehen die sich im Herbst bildenden Blattknospen innen aus? Nachdem die Blättchen abgefallen waren, zog ich von einer Blattknospe behutsam die Wachshülle ab. Mit der Zungenspitze — gleichsam das Vergrößerungsglas eines Blin-

---

Der blinde Maler im Frühling

Gott gab euch die Gnade, im Lichte zu leben,
Ihr seht und ihr schaut und ihr achtet es nicht:
Die Farben, die Formen, das leise Verschweben
Des Schattens, der zärtlich die Wesen umflicht;

Den leuchtenden Goldglanz auf sonnigen Hügeln,
Des Morgengewölkes lieblichen Flaum,
Auf zärtlicher Schwalben gebreiteten Flügeln
Der seligen Ferne unendlichen Traum;

Den Tauglanz der Gräser, das Glitzern der Quelle,
Des liebenden Windes kosendes Spiel
Im Goldhaar der Weide, im Schoße der Welle,
In wogender Halme grünem Gewühl;

Der bräutlichen Birken wehende Schleier
Ums silberzarte feine Geäst,
Das Leuchten des Himmels im spiegelnden Weiher,
Des seligen Frühlings zärtliches Fest.

O seht doch, o schaut doch, o braucht eure Augen,
O trinket der Schönheit süßesten Wein,
Solang euch ein Gott noch gewähret in Gnaden
Den himmlischen Becher: den schimmernden Schein!

Margarete Gruber

den — stellte ich fest, daß die Blättchen einer Knospe schon im Herbst vorhanden sind und sich im Frühling nur zu entfalten brauchen. Gewiß, das ist für aufmerksame Naturbeobachter nichts Neues, dennoch hat es mich tief beglückt und erfreut, als ich nach Jahren aus einem Vortrag darüber entnehmen konnte, daß ich richtig beobachtet hatte.

Es ist nicht so, daß wir Nichtsehenden das Wissen über die verschiedensten Dinge und Vorgänge in der Natur ausschließlich Büchern entnehmen müßten, sondern wir können auch vieles dazu selber erwerben und dadurch die naturwissenschaftlichen Abhandlungen leichter und gründlicher verstehen. Möge also der Leser dieses kurzen Abschnittes erkennen, daß es auch für den Erblindeten ein tiefes Naturerleben gibt.

E. V.

Auch für den Erblindeten gibt es ein tiefes Naturerleben.

„BUNTE KÄSEPALETTE“

Es gibt auf dem Büchermarkt eine ganze Reihe zum Teil beachtlicher Werke über die Kochkunst im allgemeinen, welche eine Zusammenfassung der österreichischen bzw. Wiener Küche darstellen. Ein Spezialgebiet jedoch, das der Beachtung besonders wert ist, wurde bisher noch nicht eingehend behandelt: die Käsespeisen.

Die fühlbare Lücke auf diesem Gebiet zu schließen, blieb der Österreichischen Milchpropaganda-Gesellschaft, Wien I. Wipplingerstraße 30, vorbehalten, welche nun mehr ein reichhaltiges Käsekochbuch unter dem Titel „Bunte Käsepalette“ heraus brachte. Das 80 Seiten starke Buch bringt weit über hundert Rezepte einfacher bis feinster Käsespeisen und bildet nicht nur eine wertvolle Ergänzung zu jedem Kochbuch im Haushalt, sondern auch eine wahre Fundgrube für jeden Feinschmecker und Liebhaber besonderer Leckerbissen.

Reich illustriert mit vielen Farbbildern ist das Buch ansprechend und abwechslungsreich gestaltet. Für jene, die eine Verminderung oder Vermehrung ihrer Körperfülle anstreben, bringt es auch Wochenkostpläne für sieben „magere“ und für sieben „fette“ Tage.

Ein weiteres Kapitel ist den zwanzig in Österreich erzeugten Käsesorten gewidmet, deren genaue „Lebensbeschreibung“ für die Hausfrau manches Neue enthält und dadurch eine Bereicherung ihres Wissens bedeutet.

Das Käsekochbuch „Bunte Käsepalette“ kann beim Sekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, Wien XII. Singrienergasse 19, Telephon 543192, zum Preise von 15 Schilling bezogen werden.

FRIEDRICH SACHER

Die Heimkunft des Zwillingsbruders

Ungewöhnlich warm war dieser Frühlingstag gewesen, angenehm mild noch begann der Abend. Nun erst wurde es etwas kühler. Scheu zogen die ersten Sterne auf. Der alte Häusler räumte endlich die Grabegabel und den Spaten weg und ging, ein wenig vornüber gebeugt und herzlich müde, noch einmal prüfend um den Bienenstand. Ja, das war heute ein Summen und Brummen gewesen und Volk neben Volk mitten in der besten Arbeit! Unwirsch drohte er hinüber nach dem Grasmückennest: „Treibt es nicht zu arg!" und dachte gleich darauf kraftlos wieder: Aber — wozu, für wen denn alle diese Plage!

Wie es im hohen Alter so geht: das Fernste wird einem nah, das fast Vergessene wieder lebendig, immer öfter fiel ihm jetzt sein so anders angelegter Bruder ein, der Luftikus, der flotte Junge. „Wozu, für wen denn alle diese Plage!" hatte der schon mit siebzehn Jahren gesagt und war auf und davon, in die Welt, übers Meer, mit leichter Hand, mit leichtem Sinn, hatte wohl sein Glück gemacht, sonst wäre er schon wiedergekommen oder er hätte längst geschrieben die fünfzig Jahre; aber was macht uns Menschen vergeßlicher als das Glück!

Er querte die kleine Wiese seines Gartens und schloß erst jetzt die Stallhasen ein. Er hatte es ihnen heute gerne gegönnt, sich so lange wie möglich in ihren Gehegen frei herumzutummeln. Ein drolliges, rosaäugiges Kaninchenkind wollte gar nicht recht gehorchen. Er mußte es fest hinter den zuckenden Löffeln packen und hob es sich auf den Handteller herauf. Listig blinzelte es nach allen Seiten und verzog das winzige Schnäuzchen, es bekam einen Klaps und mußte — marsch! — den übrigen nach.

Dann verließ er den Garten und trat in sein kleines, ärmliches Haus. Aber noch litt es den Einsamen nicht in der Stube. Er war eben daran, das Fenster zuzuziehen, da besann er sich eines anderen, und er machte es wieder auf. Dabei streifte er ein Blumentöpfchen um. Er schob die Schuld mürrisch auf die nämliche Unruhe, die ihn rätselhafterweise heute den ganzen Tag über nicht verließ. Er öffnete das Fenster also neuerdings und stellte den umgeworfenen Blumentopf, ungehalten über sich selbst und seine Achtlosigkeit, wieder auf. Dann tappte er durch den dämmerigen Flur vorn zu nach der Haustür, wobei er um ein Haar in die für den nächsten Tag vorbereitete Schwinge mit den Saatkartoffeln (in aller Frühe hieß es morgen aufs Feld!) getreten wäre — und die Haue klirrend umstieß. Er unterdrückte mühsam einen Fluch, murmelte etwas wie „ewiges Rackern!", schloß die Tür auf und trat in den kleinen Vorgarten hinaus, um sich noch eine Weile auf die Hausbank zu setzen. Da die Abendglocke zu läuten begann, nahm er die Mütze ab und tat für eine Zeitlang die Pfeife weg, die er vorhin gern in Brand gesteckt hatte, weil er eine Bienenwohnung nachgesehen. Er saß mit gefalteten Händen, bis das Gebetläuten um war. Das Lüftchen spielte mit seinem schütteren, weißen Haar.

„Ja, ja", sagte er dann leise zu sich selber, „schinden und rackern und immer rundum im Kreis und angekoppelt wie ein Roß am Göpel, ein Leben lang bis in die alten Tage, und nichts von der Welt gesehen und nichts gehabt als Sorge und Müh'! Weib und Kind sind dir vorangegangen, und nun hockst du verlassen herum. Wo ist da irgendein Sinn? Hinlegen sollte man sich können!"

Die Nachbarin jagte zeternd ihre Kinder von der Einfahrt weg, wo sie endlos, wo sie unaufhörlich spielten, jagte sie hinein und in ihre Betten; immer noch hatten sie „Himmel und Hölle" gehüpft; unbegreiflich, wie sie dazu noch etwas sahen. Irgendwo schlug ein Hund an. Ein Kraftrad schepperte mißtönig durch das Dorf. Aber unbeirrbar gut und trostreich plätscherte das Wasser des Auslaufbrunnens in den steinernen Trog, besänftigend wie der Zuspruch eines Liebenden, der die Kümmernis der Geliebten verscheuchen möchte, indem er sie zu hoffen beschwört. Höher rückte der Mond, und es dufteten die Blumen.

Ungefähr zur selben Stunde stellte im Dorfwirtshaus ein alter Wanderhändler seine mit Segeltuch bespannte Hucke ab und schob sein Köfferchen seufzend hinter die Bank.

Die Wirtin traute kaum ihren Augen, sie stand betroffen hinter dem Schanktisch. Sie hätte „Vater Matthes!“ zu dem Mann sagen wollen, wie sie im Dorf den alten Häusler nannten, allein, wie hätte der es sein sollen, die Umstände schlossen diese Möglichkeit aus. Also trat sie kopfschüttelnd näher und fragte nach Wunsch und Begehr. „Etwas zu essen, und das billigste Bett“, bat der alte Mann; „weil die Geschäfte nicht gehen“, fügte er kleinlaut bei. Da es in der Stube schon dämmerte, trat eine Magd ein, stellte die Lampe auf den Tisch und streifte die Fenstervorhänge zu. „War ein schöner Tag heute“, sagte sie. „Ja“, antwortete der alte Mann, „und eine staubige Straße!“ Dann war es wieder still in der Stube. Brav tickte die Wachteluhr. Sooft der Greis den Fuß rührte, knirschte unter seinem schweren Schuh der feine Sand auf dem Boden. Der Zimmervogel war schon aufgesessen und gurrte einmal leise im Traum. Der Wanderhändler zerteilte mit zitterigen Händen sein Brot, seinen Speck, und einmal stieß er dabei ungeschickt das kleine Salzfaß um. Er schob die Schuld auf die nämliche Unruhe, die ihn heute den ganzen Tag über nicht verlassen wollte, wohl auch nicht konnte; denn wenn einer nach fünfzig Jahren scheu und wie auf der Flucht zum erstenmal wieder in den Flecken kommt, wo er jung gewesen, und nicht weiß, was für Begegnungen auf ihn warten, wie hätte es dabei anders zugehen sollen! Er barg sein Gesicht, so gut er konnte, vor dem Licht und den Blicken der jungen Wirtin, die sich mit einer Schüssel zarten Frühgemüses und mit einem Schneidebrett arbeitend an den Tisch gesetzt hatte. Er versteckte schamhaft das kleine Loch in seinem durchgescheuerten Ärmel. Weil man auch niemand hat! dachte er.

„Ist ein mühselig Brot!“ sagte sie. „Ei freilich“, gab der Greis zu, „bis man einer armen Bauernmagd so einen Kittel verkauft für ihren Feiertagsstaat, da läßt sich trotten und reden, daß einem Fuß und Mundwerk schmerzen.“ Weil die Abendglocke zu läuten begann, saß er eine Weile mit gefalteten Händen da; er hatte jetzt erst seine Mütze abgenommen, aufschimmerte sein schütteres, weißes Haar.

Und nun war er es froh, hier zugekehrt zu sein. Anfangs freilich, als er die Waldstraße heraus auf die Lichtung getreten war, und dann auf der Anhöhe der letzten Wegschleife vor dem Dorfeingang, wollte er ja schnurstracks — und gleich von hinten her, durch den Bangert — das Vaterhaus aufsuchen, um zu sehen, wie es damit stand. Aber nun begriff er: es war besser, viel besser so. Vielleicht hätte er etwas angerichtet mit dieser Heimkunft gleich einem Überfall. Er wollte behutsam sein.

Eine Weile noch war es still gewesen zwischen beiden, dann erhob sich der alte Mann. Die Wirtin dachte an nichts anderes, als er wolle schon in die Herbergsstube hinauf und zur Ruhe gehen. Aber er sagte rasch: „Ich schau' noch ein wenig vors Haus und durch das Dorf. Der Mond scheint zu schön.“ — „Ist recht“, meinte die Wirtin, „geht nur! Das Tor ist immer noch offen, wenn Ihr zurückkommt, und Ihr steigt nur die Stiege unter der Einfahrt hinauf und seid zur rechten Hand in eurer Kammer. Die Sachen schicke ich hinauf.“

Er fand sich gut zurecht, als sei er erst gestern ausgerissen. Er tauchte seine Hand tief in das kühle Brunnenwasser, wie in das ewige Leben, und netzte damit Augen und Stirn. Er ging an dem Würzgärtchen der Wirtin vorbei, es lag dem Gasthof gegenüber, durch die Straße getrennt, und er fand alles wie eh und je. Er kam zu seinem Vaterhaus. Das Kinn begann ihm zu zittern. Er trat leise in das Vorgärtchen ein. Durch das offene Fenster sah er in die lampenhelle Stube. Er erkannte den alten, vertrauten Hausrat der Eltern. Scheu drückte er sich hinter den bergenden Büschen näher heran. Vorsichtig. Kein Geräusch durfte ihn verraten. Der alte Bruder löffelte eben, langsam und sehr versunken, seine Abendsuppe aus. Den Heimgekehrten ergriff es, als er sah: mit welcher Andacht! Er blickte ihm in das ernste Gesicht, las forschend in dessen Schicksalsrunen. Nichts rührte sich in dem kleinen Haus. Allein war er also. Allein. Sie würden wieder friedlich mitsammen hausen; denn sie hatten einander immer gut verstanden.

Und dann sah er, wie der Bruder den Tisch abräumte. Danach schob er eine vergilbte Mappe heran und nestelte sich ungeschickt seine Augengläser hinauf. Zwischen den Blumenstöcken hindurch konnte der andere es erspähen, daß es alte Papiere,

Briefe und Bilder waren. Vor einem solchen saß der Bruder lang. War es ein Kinderbild? Mit einemmal hörte er ihn lächelnd flüstern: „Ja ... er ist glücklich geworden ... der Amerikaner.“ Und zugleich hob der drinnen den Kopf, und sein Blick ging, angezogen, in die Nacht heraus, und es war, als habe er gehört und gesehen.

Den draußen schüttelte es wie im Fieber. Um ein geringes, und er hätte sein Widerbild dort im Schmerz angeschrien: „Nein, Bruder, nein!“ Aber er bezwang sich eben noch. Was sollst du tun? fragte er sich. Wirst du ins Haus treten? Du wirst sagen: „Bruder, du irrst, nie, niemals war ich in Amerika. In der erstbesten Hafenstadt blieb ich hängen an einem liederlichen Weib. Ich bin nicht glücklich, ich bin schuldhaft geworden, und nun muß ich am Ende froh sein, als ein alter Hausierer durchs Land zu ziehen. Ich bin so lange nicht heimgekommen, ich weiß nicht recht, weil ich zu stolz war oder weil ich mich schämte, aber nun bin ich müde, nimm mich auf, es wird, es kann nicht mehr lange dauern!“

Schon war er entschlossen, vom Beete weg an die Haustür zu treten und anzupochen. Er sah den Bruder und sich im Geist, wie sie unsicher aufeinander zuschwankten und wie sie sich dann stumm umarmten, voller Erschütterung. Da aber brach er schwach in die Knie. So hockte er eine Weile. Doch als seine Hände die Erde berührten, war es ihm, als wüchse ihm allmählich neue Kraft aus ihr zu, er erhob sich langsam, und — nun war er entschlossen, zu tragen, was zu Ende getragen werden mußte. Zugleich füllte sich sein Herz ganz mit linder Barmherzigkeit an, und er sagte sich: „Nein. Heb dich ungesehen hinweg! Laß ihm den Glauben! Er hat selber nichts. Nicht viel mehr als diesen tröstlichen Glauben. Was soll das alles noch! Du machst dich morgen früh wieder heimlich davon, zum zweitenmal auf und davon und aus dem Dorf.“ Er schob seinen Kopf von den Blattranken zurück, und während ihm die Tränen über das Gesicht liefen, huschte er lautlos hinaus auf die Straße.

Am nächsten Tag verwunderte es den Bruder, daß er im Vorgarten Fußstapfen und vor dem Fenster im Erdreich zwei Eindrücke vorfand, als habe hier ein Mann auf den Knien gelegen. Er rechte das Beet nachdenklich wieder waagegleich.

Blinde in aller Welt

— Für das Jahr 1959 ist eine große Tagung des Weltrates für Blindenfürsorge vorgesehen. Sie soll in Rom stattfinden. Eine andere Weltratstagung geht in Colombo voraus.

— Von den in der Welt lebenden etwa 13 Millionen Blinden entfallen auf Europa 630.000. Das bedeutet, daß in Europa unter 10.000 Einwohnern etwa 11 Blinde leben. In Afrika hingegen kommen auf 10.000 Einwohner etwa 70 Blinde. Das gleiche Verhältnis kann man auch in einigen Teilen Asiens feststellen.

Es gibt nur wenige Länder, in denen alle Blinden statistisch zuverlässig erfaßt sind, und noch wenige Länder, in denen blinde Frauen und Männer getrennt gezählt werden, nämlich Kanada, Frankreich und Jugoslawien. In Frankreich gibt es 21.713 blinde Frauen (0,104% der gesamten weiblichen Bevölkerung) und 20.950 blinde Männer (0,111%). Diese Zählung stammt aus dem Jahre 1946.

In Indien wird die Zahl der blinden Frauen auf 1,060.000 geschätzt, die Zahl aller Blinden auf 2,000.000.

Im März 1957 zählte man in Kanada 11.648 blinde Männer und 10.529 blinde Frauen.

Im allgemeinen ist festzustellen, daß der Anteil der weiblichen Blinden an der Anzahl aller Blinden ziemlich genau dem Anteil der weiblichen Personen an der Gesamtbevölkerungszahl entspricht, wenigstens in den Ländern, in denen es keine Kriegsblinden gibt. Interessant ist noch, daß die meisten blinden Frauen der Welt in Städten leben. Nur Jugoslawien macht eine Ausnahme. Hier gibt es 6028 blinde Frauen und Mädchen, und 4211 von ihnen wohnen in ländlichen Gebieten.

Ägypten

Eine der populärsten Persönlichkeiten im heutigen Ägypten ist Dr. Tahe Hussein, ein bedeutender arabischer Schriftsteller, Publizist, Professor an der Universität Alexandrien. Vorher war er Kulturminister. Von ihm wurde das Gesetz der allgemeinen und unentgeltlichen Schulpflicht vom 6. bis 16. Lebensjahr eingeführt. Außerdem gründete Dr. Hussein die Universität in Alexandrien für 8000 Hörer. Er ist im Besitze des Doktordiploms der Hochschulen von Kairo und der Sorbonne. Seine Eltern sind arme Bauern aus Maghaghi in Oberägypten, wo er als Blinder große Hindernisse zu überwinden hatte. Der Staat und die Gesellschaft ließen ihm keine Hilfe zuteil werden, zumal es keine Blindenfürsorge in Ägypten gab.

Deutsche Bundesrepublik

In der Kochschule in Hündersbach lernen blinde Frauen das Einmaleins der Küche. Hände, Ohren und Zunge müssen die Augen ersetzen. Statt der Waage werden Löffel, Schalen und Gläser verwendet. Nach Kursabschluß kennt jedes blinde Mädchen mehr als ein Dutzend Tortenrezepte, 43 delikate Gerichte und garniert kalte Platten ebenso schön wie ihre sehende Kollegin.

Großbritannien

Ein sehr erfolgreicher Scout-Lehrer, der blind ist, ist Mr. Jack Gibson aus Dewsbury. Er erblindete im Jahre 1944, ist aber immer noch ein Enthusiast in der Scout-Bewegung. Innerhalb von 14 Tagen hatte er seine Gruppe ausgebaut. Mindestens zwei Nächte in der Woche widmet er sich der Pfadfinderei. Alljährlich hat er seine beiden Jungen zu ihren Camps begleitet. Mr. Gibson und seine Kollegen haben vier „Scouts der Königin" trainiert.

Österreich

— Die Stadt Wien, plant einen Park für Blinde anzulegen. Ein 6000 Quadratmeter großes Stück im Wertheimsteinpark in Döbling soll mit Tastgeländern, besonderen Duftpflanzen und Punktschriftschildern so eingerichtet werden, daß blinde Menschen dort Freude finden können. Geplant sind auch „Gehörattraktionen", ein musizierender Springbrunnen zum Beispiel, eine Äolsharfe und eine automatische Tonbandanlage, die über Blumen und Pflanzen erzählt.

— Um den Orientierungssinn der Blinden genauer zu erforschen, lebte eine Studentin des Instituts des Psychologieprofessors der Universität Innsbruck, Erismann, einige Wochen lang mit einer Augenbinde unter den Insassen einer Blindenanstalt. Sie lernte so die ihr vorher unbekannte Anstalt nur mit ihrem Tastsinn und dem Gehör kennen. Als man der Studentin die Binde abnahm, konnte sie den Weg vom Tagesraum zu ihrem Zimmer nicht finden. Nach Anlegen der Augenbinde gelang es ihr sofort. Der Versuch, den die Studentin für eine Doktorarbeit unternahm, hatte den Zweck, die „Umformung" der Beziehungen zwischen blinden Menschen und ihrer Umwelt kennenzulernen, vor allem den Raumformsinn.

USA

— Ein blinder Vater von sieben Kindern tötete einen Einbrecher in seiner Wohnung in Cincinnati O. Der Tote wurde als Walter Hall identifiziert.

„Ich habe fünf Schüsse auf das Geräusch abgefeuert", sagte Jackson, der nur fähig ist, das Tageslicht zu unterscheiden. Er sagte, daß er die Schußwaffe unter dem Kopfkissen gehabt hätte.

— Im Brooklyn Botanic Garden in der Washington-Straße findet ein kurzer Lehrgang für Blinde und deren Freunde statt: „Freude am Pflanzen durch Duft und Berührung." Der Lehrgang findet, ausgenommen an Regentagen, auf der Terrasse des Duftgartens statt. Das Unterrichtsgeld beträgt zwei Dollar. Die Unterrichtspflanzen können die Teilnehmer mit nach Hause nehmen.

UdSSR

Jede der 15 Unionsrepubliken der Sowjetunion hat ihren Blindenverband. Im russischen Blindenverband (WOS) arbeiten 23.400 Blinde in 267 Betrieben. Der Arbeitstag für die Blinden hat sechs Stunden.

Die Blinden arbeiten auf verschiedenen Gebieten: sie wickeln kleine Motoren für Traktoren, stellen Bestandteile für Tageslichtlampen her, machen Filter, Netze, arbeiten in der Seilerei, in Trikotagen-, Strumpf- und Spitzenfabriken sowie in der Polsterei, stanzen Nägel und ziehen Bürsten. Andere Blinde arbeiten als Lehrer, als Masseure und in den Leitungen der Blindenverbände. In Moskau lehren zwölf blinde Professoren, in Woronesch zwei. Viele Blinde sind Sänger, Pianisten und Musiker.

KURT KLEBERT

Europas ergiebigstes Jod-Schwefel Bad

Es ist noch nicht lange her, da verbreiteten Rundfunk und Presse eine Meldung: Eine norwegische Krankenkasse habe mit der Kur- und Bäderverwaltung von Bad Deutsch-Altenburg einen Vertrag abgeschlossen, daß norwegische Patienten im Jod-Schwefel-Bad Deutsch-Altenburg behandelt werden sollen. Diese Meldung zeigt mit aller Deutlichkeit, wie sehr dieser zeitweilig vergessene Kurort international anerkannt und geschätzt wird.

Die Quellen von Bad Deutsch-Altenburg spenden Wasser mit hohem Jod-Schwefel-Gehalt, sie werden als die wirksamsten von Europa bezeichnet.

Im Museum Carnuntinum findet sich eine aus dem 3. Jahrhundert stammende Altarinschrift, die nachweist, daß die Therme schon den Römern als besonders heilkräftig galt. Wir haben in unserem Artikel „Schwefel-Thermalbad Baden" („Unser Schaffen" 1957, Nr. 10, S. 9) auf die Nutzung dieser Naturheilquellen durch die Römer hingewiesen. Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Schatz nie in Vergessenheit geraten konnte, sondern daß sich die moderne Balneotherapie besonders intensiv mit der Therme Deutsch-Altenburg befaßte und befaßt. Der hohe Schwefelgehalt des Thermalwassers, das mit einer Temperatur von 28 Grad Celsius aus der Erde quillt, sichert Bad Deutsch-Altenburg die hervorragende Stellung unter allen bekannten Schwefelquellen. Aber nicht nur der Schwefelgehalt der Therme prädestiniert Bad Deutsch-Altenburg zu einem Kurort, dessen Heilerfolge wissenschaftlich erwiesen und von Heilungsuchenden dankbar registriert wurden, sondern auch viele andere Stoffe, deren Heilwirkung die Medizin längst erkannt und den leidenden Menschen dienstbar gemacht hat, sind in der Therme Deutsch-Altenburg enthalten. (Jod-, Brom-, Chlor-, Sulfat-, Titanit-, Natrium- und Calciumionen.) Besonders sei der Schwefelwasserstoff und die Kohlensäure genannt.

Heilanzeigen:

Der Gebrauch der Therme Deutsch-Altenburg hat sich im Kampf gegen die verschiedensten Leiden tausendfach bewährt.

Ob es sich um Alters- und Abnützungserkrankungen der Gelenke und der Wirbelsäule mit den sie begleitenden Nerven- und Muskelschmerzen, ob es sich um alle Formen des subakuten und chronischen Gelenksrheumatismus handelt, die Therme Deutsch-Altenburg bringt Erleichterung bis zur vollständigen Heilung. Aber auch an chronischen Nervenschmerzen und Nervenentzündung Leidende dürfen sich von dieser Thermalquelle Erleichterung, ja Behebung des Übels erhoffen. Auch sei auf die Heilwirkung des in der Therme enthaltenen Jods hingewiesen, das als Remedium gegen Arterienverkalkung und andere Gefäßleiden eine segensreiche Rolle spielt. Die gefäßerweiternde, blutdrucksenkende Wirkung der Kohlensäure verbreitert den Heilungsbereich der Therme dermaßen, daß der Kurgebrauch auch für jene Patienten angezeigt erscheint, die außer an Gelenksbeschwerden auch an Arterienverkalkung, hohem Blutdruck oder mäßiger altersbedingter Herzschwäche leiden. Aber auch die Nachbehandlung von Verletzungen und Lähmungen gehören in den Wirkungsbereich Bad Deutsch-Altenburgs.

Lage und Indikationen:

Bad Deutsch-Altenburg, N.-Ö., 178 m Seehöhe. Jod-Schwefel-Thermalbad in der Nähe von Wien, am rechten Ufer der Donau, am Fuß der Hainburger Berge. Klima: trockenwarm.

Indikationen:

Alle Formen der Arthrosis und Spondylosis (Spondylarthrosis) deformans mit begleitenden Nerven- und Muskelschmerzen. Alle Formen des subakuten und chronischen Gelenksrheumatismus. Chronische Neuralgien und Neuritiden anderer Entstehungsursache. Chronische Hauterkrankungen.

Bäderanlagen — Kuren:

In dem nahe der Bahnstation und an der Autobushaltestelle gelegenen Kurhaus stehen selbstverständlich die modernsten Behelfe für alle in der Heilanzeige genannten Behandlungen zur Verfügung: Wannenbäder in Einzelkabinen, Darmbäder, Schlammpackungen, Elektrotherapie, Heilgymnastik und Heilmassage. Ärztliche Betreuung und Aufsicht.

Das Kurhotel:

An Stelle des alten Kurhauses, das im Jahre 1554 unter der Regierung des Kaisers Ferdinand I. errichtet und während des letzten Krieges zerstört wurde, entstand in den Jahren 1955/56 im Anschluß an die Kuranstalt das neue Kurhotel. Als reiner Zweckbau ist es mit seinen 160 Ein- und Zweibettzimmern, seinen Appartements mit Zentralheizung und warmem und kaltem Fließwasser auch den verwöhntesten Ansprüchen gewachsen. Aus der Ursprungsquelle geschöpft, strömt das Heilwasser auf direktem Weg in die Badekabinen des neuen Kurhotels. Auf diese Weise wird ein Höchstmaß an Wirksamkeit und Bequemlichkeit der Bäder erreicht.

Unterhaltung — Promenaden:

Kaum eine Heilmethode kann auf des Leidenden Willen zur Genesung verzichten. Dieser Wille aber kann nur in fried- und freudvoller Umgebung wachsen.

Der neun Hektar große Kurpark, der sich bis an das Donauufer erstreckt, das Strandbad, Bootsfahrten, aber auch Ausflüge in die reizvolle Umgebung und zu historisch interessanten Stätten (Hainburg, Güntherhöhle, Petronell, Carnuntum, Hundsheimer Berge), sorgen für die so notwendige „mens sana".

Es ist zu erwarten, daß Deutsch-Altenburg als Heilkurort wieder seine internationale Bedeutung erlangt und vielen Menschen aus Österreich und dem Auslande Linderung und Heilung ihrer Leiden zu geben vermag.

Österreichische Kurorte, über die wir geschrieben haben

Bad Deutsch-Altenburg

Bad Vöslau

Bei Edlach

O. WANECEK

Wie eine Taubblinde, Olja J. Skorohodova, die Welt erlebt

Eine Übersetzung aus der russischen in die jugoslawische Sprache macht uns mit dem Lebensschicksal einer russischen Taubblinden, Olja J. Skorohodova, bekannt. Die Übersetzung erschien im Pädagogischen Verlag in Zagreb 1951 und führt den jugoslawischen Titel „Kako Slijepogluhonijeme Dozivljava Svijet".

Diese russische „Helen Keller" wurde 1914 in einem Dorf bei Hersona in kümmerlichstem bäuerlichem Milieu geboren. Sie hat eine kurze Autobiographie geschrieben, die mir leider nicht vorliegt. Daher können nur ganz wenige Daten aus ihrem Leben hier angeführt werden. Als sie zur Welt kam, war ihr Vater als Soldat eingerückt. Die Mutter lebte mit ihr in der engen Behausung bei einem Onkel, der sehr viele Kinder hatte. Im Trubel des engen Beieinanderlebens verbrachte sie eine einsame, von Melancholie umschattete Jugend. Ihre Mutter, die in der Landwirtschaft mitarbeiten mußte, konnte sich nicht so um das Kind kümmern, wie sie es selber wünschte. Im fünften Lebensjahr erkrankte das Kind schwer. Sehr hohes Fieber trat auf, das ihr Augenlicht vollständig zerstörte. Bald darauf trat auch völlige Ertaubung ein. Die Mutter, die sich sehr um ihr Kind sorgte, hörte von

dem Wirken einer Taubstummenanstalt. Deshalb übersiedelte sie mit dem Kind nach einem Ort, in dessen Nähe sich in Harkov das genannte Institut befand. Hier wurde Prof. Sokoljanski auf das taubblinde Mädchen aufmerksam, und ihm ist es zu danken, daß sich dem Kinde ein menschliches Leben erschloß. Dankbar bekennt sie: „Ich war blind, taub und stumm und konnte das Leben eines normalen Kindes nicht führen. Aber die führende Hand Prof. Sokoljanskis hat mich aus der Passivität aufgerüttelt und zu einem nützlichen Mitglied der Gesellschaft erzogen."

In dem vorliegenden Buch beschreibt sie an Hand vieler Einzelheiten, in welcher Weise und bis zu welchem Grade sie imstande ist, die umgebende Welt, Geschehnisse, die Anwesenheit von Personen, Tieren usw., zu erkennen und richtig zu beurteilen. Aus der Fülle der vielen kleinen und hochinteressanten Erlebnisberichte wird erkenntlich, mit welchen Sinnesleistungen ein Taubblinder auskommen kann und muß. So wird ihr z. B. schon ein geringer Lufthauch zur aufschlußreichen Erkenntnisvermittlung, wenn etwa eine Tür geöffnet wird oder ein Mensch ganz unauffällig durch das Zimmer geht. Sie fühlt die durch das leise Schreiten des anderen in Bewegung geratene Luft an ihrem Gesicht.

Eine sehr wichtige Erkenntnisquelle sind die Vibrationen. Selbst auf der Straße spürt sie die Schwingungen des Bodens, wenn ein Fahrzeug vorüberfährt. Ihr nahestehende Menschen erkennt sie schon an der Art ihres Schreitens. Musikklänge empfindet sie durch Auflegen der Hände auf das tönende Instrument oder auf die Kehle eines Sängers, wobei sie die höhere oder tiefere Tonlage unterscheiden kann. Wird Klavier gespielt, so merkt sie es auch ohne Betasten einzig und allein an den Schwingungen des Bodens.

Der Tastsinn wird ihr zu einer Hauptquelle der Erkenntnis von der Welt, von den Personen und deren Gefühlslage. Das kleinste Zittern einer Sehne oder kaum bemerkbare Bewegungen der Finger verraten ihr, daß bekannte Personen irgendwie irritiert sind. Sie erzählt auch, daß sie das Gesicht einer bekannten Frau betastet habe und sofort wußte, mit wem sie es zu tun hatte. Zumeist aber erkennt sie befreundete Menschen, indem sie irgendeine Stelle an deren Körper berührt. Übrigens muß sie ein ausgezeichnetes Gedächtnis für Bewegungen haben, denn sie erkennt auch selten mit ihr zusammentreffende Menschen noch nach Monaten an den Händen und den Bewegungen.

Beim Übermitteln der Tastsprache ist es wichtig, daß die Hand des Vorlesenden gewandt und geschmeidig ist. Eine ermüdete Hand des Vermittelnden und unelastische Bewegungen seiner Finger erfordern ihre gesteigerte Aufmerksamkeit und ermüden sie rasch.

Sie betont, daß ihr der Geruchssinn namentlich den Jahresablauf in der Stadt und im Park besonders deutlich zum Bewußtsein bringt. Am Geruch einer Zeitung will sie erkennen können, ob das Blatt schon von jemandem gelesen worden ist. Sie beurteilt auch die ihr begegnenden Menschen vielfach nach den Äußerungen ihres Geruchssinnes. Anläßlich einer Maiversammlung, inmitten einer großen Menschenmenge roch sie ein Pferd, das von der sie führenden Freundin erst dann in weiter Entfernung entdeckt werden konnte, als sie in die betreffende Richtung hinwies.

Auch die Temperatur- und Geschmacksempfindungen erschließen ihr die Welt. Sie erkennt genau, ob z. B. jemand vor nicht zu langer Zeit im Zimmer gewesen oder auf ihrem Diwan gesessen ist.

Sie behauptet, daß die Blinden in ihrer Mehrheit die Werke der Bildhauerei ablehnen. Sie meint jedoch, daß hier ein Mangel der Erziehung vorliege, ein Versäumnis der Pädagogen. Sie selber betaste sehr gerne Plastiken, die sie auch ohne weiters erkennt. Porträtbüsten derselben Person kann sie sicher identifizieren, wenn diese Büsten auch aus verschiedenem Material und in verschiedenen Größen hergestellt sind.

Bemerkenswert ist ihr Eingeständnis, daß sie sich frei und ungezwungen fühle, wenn sie weiß, daß sie niemand beobachtet. Im gegenteiligen Falle wird sie nervös und verliert ihre Ruhe.

Sie sagt selbst, daß ihr ihre Hände zum größten Teil Auge und Ohr wirksamst ersetzen und ihr in jeder Situation helfen.

Erwähnt sei noch, daß sie mit Maxim Gorki bekannt war, der sich lebhaft für sie interessierte und ausgiebig mit ihr korrespondierte.

OLGA TAKATS

Urlaub mit Hindernissen

Seit Wochen freute ich mich auf meinen Urlaub. In Abverkäufen hatte ich mir eine mehr praktische denn elegante Ausstattung für meinen Urlaubsaufenthalt in einem kleinen steirischen Ort angeschafft.

Und so machte ich mich eines schönen Tages auf den Weg zum Bahnhof. Mit Absicht trat ich den Weg dorthin schon um drei Stunden früher an als es notwendig gewesen wäre, denn ich kannte mich!

Richtig! Unterwegs fiel es mir ein, daß ich das Radio nicht abgedreht hatte, da ich vor meinem Weggehen noch den Wetterbericht hören wollte. Also zurück . . .

Ich hätte mir den Weg ersparen können: das Radio war ausgeschaltet. Zur Vorsicht sah ich auch gleich nach dem Gashahn — auch er war abgedreht.

Wieder zum Bahnhof. Ich kam nicht weit, denn nach einigen Minuten wußte ich nicht mehr, ob ich auch die Tür versperrt hatte. Ich dachte krampfhaft nach, suchte mich an Begleiterscheinungen zu erinnern. Mein Hirn war leer, ich wußte gar nichts mehr. Zurück also!

Unterwegs beschäftigte ich mich ernsthaft mit dem Gedanken, endlich doch einen Spezialisten aufzusuchen, denn ich war in der letzten Zeit wirklich schon sehr zerstreut gewesen.

Wie nicht anders zu erwarten, war die Wohnung ordnungsgemäß verschlossen. Es stand also nichts im Wege, unbeschwert zum Bahnhof zu gehen. Im letzten Moment sah ich noch ein Spinnengewebe am Plafond, das ich vor meinem Weggang nicht bemerkt hatte. Das mußte ich unbedingt noch wegfegen.

Endlich war ich dann soweit, endgültig von meiner Wohnung Abschied zu nehmen. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß sich dieser liebliche Reigen mit einigen Variationen noch einmal wiederholte.

Ich war auf mich sehr böse und gab mir selbst einige drastische Kosenamen. Nun aber war ich entschlossen, alle Konsequenzen zu ziehen und, ungeachtet aller Möglichkeiten, die meine Wohnung bedrohen könnten, an nichts anderes mehr zu denken als an meinen vor mir liegenden Urlaub.

Fünf Minuten vor Abgang des Zuges kam ich aufgelöst am Bahnhof an, es blieb mir noch Zeit, auf den Perron zu stürzen. Ich rieß ein Abteil des Schnellzuges auf, sah noch einen leeren Platz, atmete auf, und schon setzte sich der Zug in Bewegung. Auf jeden Fall war ich jetzt aller Zweifel und Bedenken bezüglich Wohnung enthoben.

Nach einer Weile der Erholung machte ich es mir bequem und sah mir meine Reisegefährten an. Zu meiner Linken saß ein älterer Herr, der aufmerksam in einer Zeitung las. Von Zeit zu Zeit stieß er ärgerliche Brummtöne aus. Ich warf diskret einen Blick in das Blatt und erriet, warum sich mein Nachbar offenbar ärgerte. Ja, ja, diese Wettervorhersage! 50 Grad im Schatten!

In der einen Fensterecke saß eine junge Mutter mit zwei Kindern. Ein herziges Mäderl von ungefähr zwei Jahren, und ein süßes Baby saß auf Muttis Schoß. Es war ein schöner Anblick, und auch eine ältere Dame, die gegenüber saß, fand dies. Sie scherzte mit den Kindern. Dem Baby gefiel das; es lachte und strampelte vor Vergnügen. Doch das Lachen ging allmählich in Raunzen über, das dann in offenkundigem Geschrei endete. Wir alle lächelten verzeihend. Die Dame meinte, das Kindlein wäre sicher naß, es müßte wohl trockengelegt werden. Die junge Mutter machte sich daran, diesen Rat zu befolgen, und in den folgenden Minuten war etwas Aufregung im Abteil.

Die ältere Dame gab der jungen Mutter Ratschläge über Wickeln von Babys. Die junge Mutter, die sich anfänglich in der Bewunderung für ihr Kind gesonnt hatte, bekam ein verkniffenes Gesicht, sie sah sogar ausgesprochen böse aus. Ich erriet, daß sie sich zurückhielt, um sich nicht jede Einmischung zu verbieten. Die ältere Dame schien dies jedoch zu übersehen, denn sie beugte sich über das nun wieder zufriedene Baby. Die junge Mutter machte wieder eine freundliche Miene und erzählte Wunderdinge über die Gescheitheit ihrer Kinder.

Ich war froh, daß ich ungeschoren blieb und meinen Gedanken nachhängen konnte. Drei Wochen Urlaub lagen vor mir, den ich, dank einem Angebot einer befreundeten Familie, in einem reizenden Häuschen ganz allein verbringen werde.

Nach fünf Stunden Fahrt war ich am Ziel. Nach einem Gruß an meine Reisegefährten verließ ich den Zug und fragte beim Stationsvorsteher nach dem Weg. Ich müßte zwei Stunden zu Fuß gehen, bekam ich zur Antwort; denn zu dem Flecken ginge kein Autobus. Auch eine andere Fahrgelegenheit gäbe es nicht.

Ich nahm mein Gepäck auf und setzte mich in Marsch. Die Sonne brannte auf mich nieder, sie meinte es zu gut mit mir. Der Weg nahm kein Ende. Das Gepäck wurde immer schwerer. Die Gegend schien ausgestorben. Dabei überfiel mich lähmendes Schlafbedürfnis. Mit Mühe setzte ich Schritt vor Schritt. Doch auch diese Marterei hatte ein Ende.

Ich stand vor dem Haus und vergaß bei dem reizenden Anblick meinen Sonnenbrand. Das Innere des Häuschens entsprach dem Äußeren. Es war eine entzückende Wochenendvilla. Ich besichtigte alles und setzte mich auf die Veranda, um den herrlichen Ausblick zu genießen. Einen Rundgang durch das Dorf verschob ich auf die kühleren Abendstunden. Es war ja erst fünf Uhr nachmittags. Der Schlaf quälte mich, und so wollte ich mich erst ein wenig niederlegen.

Als ich erfrischt erwachte, sah ich auf die Uhr; sie war stehengeblieben. Wie spät konnte es sein? Es war dämmerig. Hunger hatte ich auch. Wenn ich nur gewußt hätte, wie spät es war! War es vielleicht schon Früh? Ich beugte mich aus dem Fenster und wartete, bis jemand vorbeikommen würde, den ich fragen konnte.

Es dauerte ziemlich lange, bis ich einen Mann erspähte. Als er bei meinem Fenster angekommen war, fragte ich ihn höflich: „Können Sie mir, bitte, sagen, wie spät es ist?“

Der Mann, ein Bauer, sah mich an und sagte: „Halber neune ist's.“

Ich bedankte mich, der Mann ging weiter. Jetzt wußte ich wie spät es war; doch war es Früh oder Abend? Ich rief ihn zurück: „Bitte, ist es Früh oder Abend?“

Darauf kam der Mann zurück und sah mich strafend an: „Willst mi 'leicht zum Narrn halten?“

Ich verneinte erschreckt.

„Na, also, dann . . .!“

Da kam ein Mutterl des Weges. Ich nahm mir ein Herz und sprach sie an: „Gute Frau, bitte, können Sie mir sagen, ob es Früh ist oder Abend?“

Die Frau, anscheinend schwerhörig, verstand mich nicht. Es war ein Stück Schwerarbeit, ihr die Sache verständlich zu machen. Sichtlich ungeduldig und mißtrauisch sagte sie endlich, daß es Abend wäre. Da fiel mir noch etwas ein. Die Frau kam auf mein Schreien zurück, hielt sich aber in respektvoller Entfernung von mir. Es war klar, daß sie mich mit tiefem Mißtrauen betrachtete. „Was willst denn nachher no?“

„Bitte, können Sie mir sagen, ob es Heute ist oder schon Morgen?“

Dies schien sie gleich verstanden zu haben; sie wurde fuchsteufelswild und rannte schimpfend davon. Ich hörte nur noch: „Teppertes Frauenzimmer . . . alte Frau fürannarrnhalten . . .“

Ich wurde sehr nachdenklich. Der Moment war da, vor dem mich mein Arzt mit den Worten: „Liebe Frau, Sie müssen einmal gründlich ausspannen, sonst schnappen S' über!“ gewarnt hatte.

Entsetzliches Mitleid mit mir überkam mich. Die Leute hielten mich für verrückt! Vielleicht war ich es wirklich? Ich ging in mich, und es fiel mir jetzt schwer auf die Seele: meine Vergeßlichkeit, die Mühe, mich zu konzentrieren. Bei allem Elend aber konnte ich nicht umhin, zu bemerken, daß ich fürchterlichen Hunger hatte. Ich suggerierte mir: Wieder ein typisches Zeichen von Verrücktheit — die Verrückten sind alle gefräßig. Wie konnte ich denn Hunger haben, ich hatte doch im Zug noch meinen ganzen Reiseproviant aufgegessen.

Mit geschlossenen Augen tappte ich mich zum Bett zurück, ließ mich fallen und versank in einen Dämmerschlaf . . .

Ein lautes Klingeln riß mich aus diesem Zustand. Erschrocken fuhr ich auf. Lautes Stimmengewirr vor dem Haus. Ich trat rasch ans Fenster. Wer stand draußen?

Meine Bekannten, die Inhaber des Häuschens.

Merkwürdigerweise war ich frisch wie ein Fisch im Wasser, die Sonne lachte zum Fenster herein — alles sah anders aus. Ich beeilte mich, das Haustor aufzuschließen. Meine Bekannten schossen herein und sagten, daß sie nur eine kleine Weile auf der Durchfahrt nach Kärnten mit ihrem Auto Rast gemacht hätten, um sich zu überzeugen, ob ich alles in Ordnung vorgefunden hatte, und wie ich mich in den zwei Tagen, die ich nun schon hier wäre, erholt habe.

Ich machte große Augen. Ich verstand nun alles: Ich hatte einfach wie ein Murmeltier geschlafen und darüber Zeit und alles andere vergessen.

Mit Wonne machte ich mich über das Frühstück, das meine Bekannten bereiteten.

Ich war nicht verrückt, und trotzdem lachte ich erlöst wie eine Verrückte, alle Erklärungen, die meine Bekannten verlangten, auf später verschiebend.

DR. KARL SCHREIBER, Notar i. R.

Das öffentliche Testament

Man versteht unter einer öffentlichen letztwilligen Anordnung eine solche, die vor Gericht oder einem Notar errichtet oder bei Gericht oder dem Notar übergeben und dadurch in eine öffentliche Urkunde umgewandelt worden ist, also in eine Urkunde, die die Vermutung der Echtheit für sich hat.

Nur für Minderjährige, die das achtzehnte Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben, besteht die bestimmte gesetzliche Vorschrift, daß sie nur vor Gericht oder einem Notar, und zwar nur mündlich, gültig eine letztwillige Anordnung, also nur ein öffentliches Testament, errichten können.

Es gibt keine gesetzliche Bestimmung, wonach für sonstige bestimmte Personenkreise die Errichtung ihrer letztwilligen Anordnungen nur in Form von öffentlichen letztwilligen Verfügungen gültig wäre.

So können Blinde, Taube, Stumme und auch Taubstumme auch in Form eines Privattestamentes, allerdings wenn sie, wie das in den meisten Fällen zutreffen wird, das Testament zur Gänze eigenhändig zu schreiben unfähig sind, vor drei Zeugen jederzeit gültig ein Testament errichten, vorausgesetzt, daß sie überhaupt nach dem Gesetze fähig sind, ein gültiges Testament zu errichten.

Auf die Ursachen der Testierunfähigkeit werde ich noch später in diesem Aufsatze zurückkommen.

Nur für Verträge unter Lebenden macht das sogenannte Notariatszwangsgesetz deren Gültigkeit von der Errichtung eines Notariatsaktes abhängig, und zu diesem Gesetze hat auch der Oberste Gerichtshof in seiner Entscheidung vom 20. Jänner 1904, Amtl. S. 766, ausdrücklich festgestellt, daß selbst das Testament eines des Lesens und Schreibens unkundigen Taubstummen *nicht* in der Form eines Notariatsaktes aufgenommen werden muß. Was für Taubstumme gilt, muß ebenso auch für Blinde, Taube und Stumme gelten.

Wohl aber muß ich jedem Blinden, Tauben, Stummen besonders raten, sich vor Errichtung einer letztwilligen Anordnung an einen Notar oder Rechtsanwalt zu wenden, weil er als Testator den Grad einer allenfalls bestehenden Unfähigkeit zur Testamentserrichtung meist nicht so richtig beurteilen kann, als wie der Notar oder Rechtsanwalt als zu ihm fremde Person.

Ein gewissenhafter Notar wird einem Blinden, Tauben oder Stummen meist zur Errichtung eines öffentlichen Testamentes (gerichtliches oder notarielles) raten, um von vornherein die Vermutung der Echtheit des Nichtzutreffens von Unfähigkeitsgründen gerade bei solchen behinderten Personen für sich zu haben und im Falle der Anfechtung die Beweislast zur Gänze dem aufzubürden, der durch Behauptung des Gegenteiles das Testament außer Kraft zu setzen sich bemüht.

Nun zu den Besonderheiten des öffentlichen Testamentes.

Dieselben können schriftlich oder mündlich errichtet werden.

Die schriftlichen öffentlichen Testamente setzen voraus, daß der Testator eine fertige,

von ihm selbst geschriebene oder mindestens von ihm eigenhändig unterschriebene Anordnung dem Gerichte oder dem Notar übergibt. Die Übergabe muß durch den Testator persönlich geschehen, eine Überreichung durch einen Machthaber des Testators ist nach dem Gesetze ausgeschlossen.

Die eigenhändige Unterfertigung des Aufsatzes durch den Testator kann noch bei Gericht beziehungsweise vor dem Notar erfolgen.

Über die Überreichung und die Tatsache der Unterfertigung durch den Testator hat das Gericht oder der Notar ein Protokoll aufzunehmen, den Aufsatz zu versiegeln, auf dem Umschlage anzumerken, wessen letzter Wille darin enthalten sei und sohin gerichtlich beziehungsweise notariell zu hinterlegen.

Dem Testator ist ein Empfangschein auszustellen.

Das Datum des Protokolles gilt als Ausstellungsdatum der letztwilligen Erklärung als öffentliches Testament.

Will der Erblasser vor Gericht oder einem Notar seinen letzten Willen errichten und bringt er hiezu nicht bereits seinen letzten Willen in schriftlicher, von ihm unterfertigter Aufzeichnung mit, so hat er seinen letzten Willen vor Gericht oder dem Notar mündlich zu erklären und ist hierüber ein Protokoll über den Inhalt der letztwilligen Anordnung aufzunehmen und dasselbe zu versiegeln und in Verwahrung zu übernehmen, genau so, wie das Protokoll über eine schriftliche letztwillige Anordnung.

Das Gericht, welches die schriftliche oder mündliche Erklärung entgegennimmt, muß aus zwei beeideten Gerichtspersonen bestehen, von denen eine das Richteramt ausübt, die andere Gerichtsperson kann auch ein sonstiger Gerichtsbeamter, insbesondere der Protokoll- oder Schriftführer sein, statt dieser zweiten Gerichtsperson können auch und zwar zwei fähige Testamentszeugen zugegen sein.

Der Notar muß zu der Amtshandlung einen zweiten Notar oder statt dessen zwei fähige Testamentszeugen beiziehen.

Auch die Gerichtspersonen und Notare müssen die Eigenschaft fähiger Testamentszeugen besitzen. (Siehe „Unser Schaffen" Nr. 4, April 1957.)

Überdies hat der Notar bei Errichtung von notariellen Testamenten auch die Vorschriften der Notariatsordnung hiezu zu beachten.

Diese sehen vor allem die Beiziehung von zwei Aktszeugen vor, die dann allerdings gleichzeitig als Testamentszeugen fungieren können.

Diese Aktszeugen müssen mindestens 20 Jahre alt und dem Notar persönlich bekannt sein oder ihm die Persönlichkeit nach den Vorschriften der Notariatsordnung vorerst nachgewiesen werden.

Sie müssen selbstverständlich die Sprache verstehen, in welcher das Protokoll beziehungsweise der Akt aufgenommen ist, dürfen selbst keinen Vorteil aus der letztwilligen Anordnung beziehen und dürfen mit dem Testator oder einer in seiner letztwilligen Anordnung begünstigten Person und auch nicht mit dem Notar in gerader Linie verwandt, verschwägert oder durch Adoption verbunden sein oder in der Seitenlinie bis zum vierten Grade verwandt oder bis zum zweiten Grade verschwägert sein, schließlich darf auch das Kanzlei- und Dienstpersonal des Notars nicht als Aktszeuge zugezogen werden.

Daß Personen, welche infolge einer Körperbehinderung oder ihrer Geistesbeschaffenheit ein Zeugnis abzugeben unvermögend sind, von der Zuziehung als Aktszeugen ausgeschlossen sind, ist selbstverständlich.

Weiters muß der Notar bei Errichtung einer Notariatsurkunde über eine letztwillige Anordnung von Blinden, Tauben oder Stummen oder mit Personen, die der deutschen Sprache nicht kundig sind, auch die besonderen gesetzlichen Vorschriften für solche Fälle strengstens beachten.

Bei Blinden bestimmt das Gesetz, daß die vorerwähnten Aktszeugen, sowohl bei der Erklärung der Partei über die in den Akt (Testament) aufzunehmenden Bestimmungen als auch bei der Vorlesung des Aktes seinem ganzen Inhalte nach und bei der Einwilligung und Erklärung sowie Unterzeichnung von seiten des Blinden, gegenwärtig sein müssen.

Diese Tatsache muß in den Akt ausdrücklich aufgenommen werden und ist es vorsichtig, dies auch von den Aktszeugen in einem besonderen Schlußsatze bestätigen zu lassen.

Neben den öffentlichen Testamenten in

Form eines notariellen Protokolles gibt es noch die Testamente in Form eines Notariatsaktes. Der Notar kann über jede ihm vorgetragene letztwillige Anordnung auch einen Notariatsakt unter Beobachtung der hiefür in der österreichischen Notariatsordnung für die Aufnahme von Notariatsakte überhaupt vorgesehenen Vorschriften, aber auch unter Beobachtung der für letztwillige Anordnungen vom Gesetze besonders von mir schon im vorausgegangenen aufgezeigten Bestimmungen aufnehmen.

Eine solche in Form eines Notariatsaktes aufgenommene letztwillige Anordnung gilt schon als Notariatsakt als öffentliche Urkunde und hat daher auch die Kraft eines öffentlichen Testamentes.

Nun noch einiges über die Testierfähigkeit.

Unter Testierfähigkeit versteht man die zur Errichtung eines letzten Willens oder Aufhebung eines solchen erforderliche besondere Fähigkeit.

Diese Fähigkeit kann nicht bei allen Personen als vorhanden angenommen werden.

Sie fehlt gewissen Personen ganz, für andere bestehen Beschränkungen.

Ganz testierunfähig sind:

1. Der Unmündige, also derjenige, der das 14. Lebensjahr noch nicht erreicht hat.
2. Der Geisteskranke oder Geistesschwache, auch wenn er noch nicht entmündigt ist.
3. Der Sinnesverwirrte, insbesondere der Betrunkene, solange der Zustand der Sinnesverwirrung andauert.
4. Ordenspersonen, die die feierlichen Gelübde abgelegt haben; bei diesen gibt es aber Ausnahmen, auf die hier einzugehen zu weit führen würde.

Beschränkt testierfähig sind:

1. Minderjährige unter 18 Jahre, also vom 14. bis zum 18. Lebensjahre, dieselben können nur mündlich vor Gericht oder dem Notar testieren, wobei letzterer über die letztwillige Anordnung eines solchen Minderjährigen, wie ich schon oben ausgeführt habe, ein notarielles Protokoll zu errichten hat.
2. Personen, die wegen Verschwendung, wegen Trunksucht oder wegen Mißbrauch von Nervengiften voll entmündigt sind, jedoch nur hinsichtlich der Hälfte ihres Vermögens, über die zweite Hälfte ihres Vermögens können solche Personen letztwillig frei verfügen.

Schließlich macht auch ein wesentlicher Irrtum des Testators seine Anordnung ungültig. Ein solcher wesentlicher Irrtum liegt vor, wenn der Testator die Person, die er bedenken, oder den Gegenstand, den er vermachen wollte, verfehlt hat.

ROSE POOR LIMA

DIE SCHMUCKDOSE

Im alten Österreich, da Fiume noch ein bedeutender Freihafen mit einem Militärplatzkommando war, konnte man allabendlich das bunte Gemisch der aus Italienern, Kroaten, Ungarn und Deutschen bestehenden Fiumaner Bevölkerung bewundern, wie sie sich zu Füßen des alten Tersato, des Bergschlosses der Frangipani, auf den prächtigen Molen, auf dem Kai und in der Via del Corso erging. Weithin berühmt war die Schönheit der Fiumaner Frauen, selbst der einfachsten Arbeiterinnen aus der Papierfabrik oder aus der großen königlichen Tabakfabrik, und mancher Kurgast kam im Sommer mit dem Motorboot aus Abbazia, um sich an der pinienschlanken Schönheit der Fiumanerinnen zu erfreuen.

An einem märchenhaften Sommertage, dessen Himmelsbläue sich im Meere und in den raffiniert ausgestalteten Auslagen der Geschäfte auf dem Kai widerspiegelte, war der kleine Leutnant zur See, Rico Spoletti, zu wiederholten Malen den ganzen Corso abgelaufen und hatte seine schwarzen Augen sehnsüchtig in die Schaufenster der Fiumaner Juweliere gebohrt. Doch er konnte nichts finden, das schön und gut genug für *sie* gewesen wäre und er fand nichts, das seiner bescheidenen Kaufkraft entsprach. Ach, all die herrlichen Dinge waren doch nur für die reichen Leute da und Schwindel erfaßte ihn, wenn er die wahnsinnig hohen Preise las.

Seine kleine Gage reichte kaum für das Allernotwendigste, aber es war ihm doch

gelungen, sich dreihundert Lire wegzulegen, um für Maria ein Geburtstagsgeschenk zu erstehen. Marias und sein Vater waren Jugendfreunde gewesen. Seine Eltern starben, als er noch ein Knabe war und hinterließen ihm eben so viel, daß er seine Studien vollenden konnte.

Marias Vater war ihm in all den Nöten seiner einsamen Jugend als ein ehrlicher Freund und Berater zur Seite gestanden. Morgen würde der Hausball in der Piazza Adamich stattfinden, den Maria zu ihrem Geburtstag zu arrangieren versprochen hatte. Er würde ihr ein feines Geschenk mitbringen. Monatelang hatte er darauf gespart. Das war doch die geringste Aufmerksamkeit, die er diesem Hause erweisen konnte, das für ihn eine zweite Heimat bedeutete. Eigentlich war er gar nicht so sehr verlassen, als es ihn seine leichte Empfindsamkeit manchmal fühlen ließ. War nicht Frau Katic, die freundliche, kroatische Lehrerswitwe, die nun schon ein Jahrzehnt in der Altstadt wohnte und bei der er Quartier genommen hatte, eine ebenso gute Mutter zu ihm, als ihm Marias Vater, der alte Baron Ceccone, ein väterlicher Freund geworden war? Und ihr Töchterchen, die kleine Bianca, wie hing sie sich zärtlich an seinen Hals, wenn er von seinem Dienst nach Hause kam, um auszuruhen, und wie dankbar lächelte sie ihm zu und küßte ihn wohl auch vertrauensvoll auf die Wange, wenn er ihr bei einer schweren Schulaufgabe geholfen hatte, oder wenn er seine Milch mit dem semmelblonden Kätzchen teilte, das sie so sehr liebte.

Aber seine Gedanken flogen zurück zur stolzen Maria die aussah, wie das lebende Modell eines italienischen Meisters. Ihre mütterlichen Ahnen trugen den stolzen Namen der reichen Malatesta, die durch zwei Jahrhunderte einen Teil der Romagna beherrscht hatten. Maria zu erringen, betrachtete Rico als das höchste irdische Glück. War nicht schon aus manchem kleinen Leutnant ein großer Held geworden? Oh, wie würde er sie auf Händen tragen, wenn er einmal so weit war. Wie herrlich würden sie ihr Heim einrichten! Wußte doch niemand so gut wie er, der immer nur Gegenstand einer oberflächlichen Freundlichkeit, des gleichgültigen Mitleids war, das man einem jungen Mann ohne Verbindungen und ohne Familie entgegenzubringen pflegt, was es heißt, einen eigenen Haushalt zu gründen. Großes wollte er erreichen, um sich ein solches Heim zu verdienen. Und Maria würde darin Herrscherin sein!

Aber nun hieß es endlich einen Entschluß fassen. Spoletti hatte den Juwelierläden den Rücken gekehrt und wählte in einem Galanteriewarengeschäft eine schlichte aber elegante blauemaillierte Schmuckdose, die ihm schon mehrmals im Vorübergehen aufgefallen war. Einstweilen sollte sie auf Marias Toilettetisch stehen, als ein bescheidener Gruß von ihm, und wenn er in einigen Jahren von seinen Fahrten und Abenteuern als reicher Mann zurückkehren sollte, würde auch für den Schmuck gesorgt sein, den zu bewahren die Dose bestimmt war.

Am nächsten Vormittag sandte Rico das Schmuckkästchen mit einer Karte und einem kleinen Strauß der allerschönsten Veilchen, Marias Lieblingsblumen, in die Villa Ceccone. Frau Katic und die kleine Bianca waren auch geladen, das erhöhte noch seine Erregung. Wie würde Maria sein Geschenk aufnehmen,

---

Achtung, sehr wichtig!

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ist gerne bereit, Blinde oder schwer Sehbehinderte, welche noch keiner Blindenorganisation angehören, aufzunehmen. Es gibt verschiedene Möglichkeiten den vom Schicksal Betroffenen zu helfen. Die Hilfsgemeinschaft wird diese Menschen vor allem auf ihre gesetzlichen Ansprüche aufmerksam machen und ihnen in jeder Lebenslage mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Das Vereinssekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs,

WIEN XII. SINGRIENERGASSE 19 · TEL. 54 31 92/Klappe 1,

nimmt Aufnahmebewerbungen entgegen.

---

fragte sich Rico zum hundertsten Male und fand, daß sein Gesicht zu blaß und die Knöpfe seiner Uniform nicht blank genug geputzt waren. Der Spiegel warf ihm sein nervöses Gesicht vor und nun merkte er gar, daß einer der Knöpfe ganz lose saß und daß er die kleine Bianca zu Hilfe rufen mußte.

Wie ganz anders begegnete ihm eine Stunde später Maria, sicher, stolz und selbstbewußt, wundervoll in ihrem hellblauen Seidenkleide, das den blauschwarzen Schimmer ihres Haares so vorteilhaft unterstrich und ihren zarten Teint noch hob. Er sah in einen Himmel, da er ihren Augen begegnete und vergaß darüber ganz, daß sie ihm für sein Geschenk zu danken vergessen und alle Tänze bis auf den letzten vergeben hatte. Er hatte Zeit. Sie sehen, den Duft ihres Kleides einatmen, auch wenn sie am Arm eines anderen vorbeitanzte, war schon Seligkeit. Der kleine Leutnant hatte sich mit einer Zigarette in einen seitlich gelegenen Salon zurückgezogen, von wo er den Tanzenden ungestört zusehen konnte. Unter ihnen, stets im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit, schwebte Maria, eine blaue, feenhafte Wolke.

Plötzlich taucht in einer Seitentür die kleine Bianca auf. Ohne Rico zu bemerken, tritt sie an den Fenstertisch und breitet darauf mit strahlendem Lächeln ein Papier aus, aus dem nun Konfekt und Obst, das sie geschenkt bekommen, kunterbunt über den Tisch kollern. Plötzlich greift das Kind erregt nach einem blauen Gegenstand, der zwischen den Früchten hindurchleuchtet und den es nun bewundernd und eingehend betrachtet. Es besteht kein Zweifel: das ist Ricos blauemaillierte Schmuckdose.

Im Nu steht Rico neben Bianca, der er mit glühendem Kopf und heiser vor Erregung zuruft: „Wer hat dir erlaubt, das da einzupacken? Woher hast du die Schatulle?“ Das Kind erschrickt und sieht verwundert zu ihm auf: „Aber Rico, die hat mir Maria doch geschenkt! Das ist ja die Dose, über die sie sich schon während des Mittagessens lustig gemacht hat. Wie sagte sie nur? Das sei Ausschußware, die auf den Spender schließen lasse. Und sie hat doch von ihrem Vater heuer zu Weihnachten eine wertvolle, silberne Schatulle . . .“ Plötzlich fühlt das Kind, wie eine brennende Hand seine Lippen verschließt. „Genug, genug davon!“ ruft der arme Junge, während ihm Tränen aus den Augen stürzen. „Sage niemandem, daß ich fortgelaufen bin, sie werden es gar nicht bemerken!“ Der kleine Leutnant steht schon mit einem Fuß in der Tür, die in den Vorraum führt, als er sich plötzlich einen Ruck gibt und zu dem Kinde zurückkehrt: „Bianca“, sagt er weich und faßt das Mädchen an seinen schmalen, braunen Armen, „wenn du ein guter Mensch werden willst, dann darfst du nie jemandem so weh tun, wie mir Maria heute getan hat.“

Das kleine Mädchen steht wie zur Säule erstarrt und sieht nach der Tür, durch die der Leutnant eine Sekunde später verschwunden ist. Mit einemmal bricht durch das Kinderherz ein Strahl der Erkenntnis und gleichzeitig erfaßt es ein leidenschaftlicher, gerechter Zorn gegen die schöne Tochter des

Der Vogel und das Säugetier

Schulaufsatz eines Zehnjährigen, für dessen Echtheit wir uns verbürgen

„Der Vogel, den ich beschreiben will, ist die Eule. Die Eule kann am Tage nichts sehen und ist nachts so blind wie eine Fledermaus.

Mehr weiß ich nicht über die Eule. Deshalb komme ich jetzt zu dem Tier, das ich lieber habe. Es ist die Kuh. Die Kuh ist ein Säugetier. Sie hat sechs Seiten: rechts, links, eine Oberfläche und was darunter. An der Hinterseite hat sie einen Schwanz. Daran hängt ein Pinsel. Mit diesem jagt sie die Fliegen weg, damit sie nicht in die Milch fallen. Der Kopf ist dazu da, daß die Hörner darauf wachsen und das Maul irgendwo hin kann. Die Hörner sind um damit zu stoßen, und das Maul ist um damit Muh zu machen. Unter der Kuh hängt die Milch. Dieselbe ist zum Melken eingerichtet. Wenn man melkt, dann kommt die Milch und hört überhaupt nicht mehr auf. Wie die Kuh das macht, habe ich noch nicht festgestellt, aber sie macht es immerzu und immer mehr. Die Kuh hat einen feinen Geruchssinn, deshalb kann man sie schon von weitem riechen. Dies ist der Grund für die frische Landluft.

Der Mann der Kuh wird Ochse genannt. Er ist kein Säugetier. Die Kuh ißt nicht viel, aber was sie ißt, ißt sie zweimal, so daß es langt. Wenn sie hungrig ist, macht sie Muh, und wenn sie nichts sagt, dann kommt das davon, daß sie innen drin ganz mit Gras gefüllt ist.“

Hauses. Ganz plötzlich hebt das Kind die blaue Dose an sein Gesicht und drückt einen leisen, innigen Kuß darauf.

*

Jahre sind vergangen, der kleine Leutnant hat es geschafft. Er hat fremde Länder gesehen und an gefährlichen Expeditionen teilgenommen. Schließlich ist er wirklich ein großer Mann geworden, der nun in seiner Heimatstadt mit offenen Armen empfangen wird. Wie es gekommen? Er weiß es selbst nicht mehr. Er weiß nur, daß ihn die erste schwere Enttäuschung seiner Jugend in ein abenteuerliches Leben hinausgetrieben hat. Damals war ihm Fiume, waren ihm die Via del Corso und die Piazza Adamich plötzlich fremd geworden und in der Fremde war er nirgends daheim. „Mein Herz ist verhärtet!“ hatte sich der einst so verträumte, schwärmerische Rico immer wieder gesagt, wenn das schönste Mädchen nicht imstande war, ihn aus seiner Teilnahmslosigkeit aufzurütteln und mit einem so verhärteten Herzen brauchte man keine Gefahr zu scheuen, konnte man das bißchen Leben ohne weiteres riskieren. Wem lag daran?

Als der junge Major Spoletti durch die Reihen der kokett lächelnden Mädchen schritt, die ihm bei dem Fest, das Fiume für die Teilnehmer an der Expedition veranstaltete, wahrhaftig Spalier standen, war er darauf gefaßt, seine Jugendfreundin Maria wiederzusehen. Er errötete kaum, als sie nun wirklich auf ihn zutrat und als sie ihm mit triumphierender Miene in die Augen sah: „Man sagt, du seist weiberscheu, Rico?! Solltest du mir durch all die Jahre die Treue bewahrt haben, solltest du mich nicht vergessen haben?“ „Du magst recht haben, Maria“, antwortete der junge Held, „es ist nicht leicht, dich zu vergessen!“ Doch ein ironisches Lächeln lag auf seinen Zügen und seine Augen suchten vergeblich das Bild, das ihn jahrelang hindurch schmerzlich verfolgt hatte. Wo war der Glanz der Jugend in ihren Augen geblieben? Den frischen zarten Teint von einst hatte sie sichtbar durch Schminke unterstrichen und ein müder, enttäuschter Zug hatte sich an ihren Mundwinkeln festgesetzt.

*

„Zu schade, daß das Kind noch nicht daheim ist“, sagte Major Spoletti tags darauf zu Frau Katic, während er rittlings auf einem Sessel saß, wie er es als Junge so gern getan hatte. Er kann es sich nicht erklären, daß er die alte Stube vergessen konnte und die guten, freundlichen Augen seiner ehemaligen Wirtin. Merkwürdig! Von dem Augenblick an, da er wieder dieses Haus betreten hat, ist eine ruhige, stille Freude in ihm. Er wird wieder zu dem kleinen, vertrauensvollen Leutnant, der so gern sein volles Herz der mütterlichen Freundin ausgeschüttet hat. Was waren ihm der gestrige Ball und die Teilnahme aller dieser Leute neben dem unverständlichen, warmen Gefühl, das hier in ihm aufstieg, wenn er jedes der einfachen, vertrauten Dinge, denen er hier begegnete, in sich aufnahm. Da war die Kommode mit der alten Standuhr, da hing noch an derselben Stelle wie damals, als er Fiume fluchtartig verlassen hatte, das verschnörkelte Kästchen, aus dem es immer nach Apotheke roch und bei dessen Anblick Bianca und ihn stets ein unerklärliches Leibweh packte, das nur mit Zucker und Kamillengeist zu stillen war. Da glänzte im Sonnenschein das frischlackierte Brett vor dem Fenster, auf dem die Blumen so köstlich gediehen und . . . da stand, ja, da stand . . . der Held mit dem verhärteten Herzen fühlte plötzlich etwas Warmes über seine Wangen rollen. Ja, es war kein Zweifel, das konnte nur Marias blauemaillierte Schmuckdose sein. Dieselbe, die sie einst spottend der kleinen Bianca überlassen, dieselbe, die ihn einst verjagt und die so sein späteres Schicksal bestimmt hatte. Das schönste Plätzchen vor den blühenden Blumen hatte man ihr eingeräumt. Somit war er hier also nicht vergessen worden.

Ein Glück, daß sich der Major noch schnell mit dem Ärmel über die feuchten Augen fuhr, denn eben ging die Tür auf und ein großes, schönes, schlankes Mädchen trat ein. Das braune Haar fiel ihr in kleinen Röllchen in den Nacken und aus ihrem Munde brach beim Anblick des Offiziers ein heller Jubelschrei.

Die Schmuckdose hat gesehen, was ich nicht weiter zu schildern brauche. Sie, die einst mit soviel Liebe geschenkt worden war, wurde nun doch die Gründerin eines glücklichen Heimes in der alten Hafenstadt Fiume, so wie es sich der kleine Leutnant zur See, Rico Spoletti, schon vor Jahren erträumt hatte.

DR. FRITZ KAHN

DIE WUNDERWELT DES AUGES

III

Der weitere Aufbau des Auges

Die Hornhaut — nicht die Linse — ist der stärkstbrechende Teil im optischen System unseres Auges. Das menschliche Auge besitzt eine Brechkraft von 50 Dioptrien. Als Dioptrie bezeichnet man die Brechkraft einer Linse, die von einem unendlich fernen Objekt ein Bild in 1 m Entfernung hinter der Linsenmitte scharf erscheinen läßt, deren Projektionswand also 1 m von der Linse entfernt aufgestellt werden müßte. Eine Linse von 2 Dioptrien entwirft ihr Bild in 50 cm Entfernung; bei einer Linse von 4 Dioptrien muß die Projektionswand auf 25 cm angenähert werden; das menschliche Auge projiziert seine Bilder 2 cm hinter seinem optischen Hauptpunkt, besitzt also eine Brechkraft von 50 Dioptrien. Hiervon leistet die Linse etwa 10, die Hornhaut aber 40 Dioptrien. Die Stärke der Hornhautwirkung ist nicht die Folge einer so vielmals stärkeren Brechkraft ihres Gewebes, sondern ihrer Lage. Die Hornhaut grenzt unmittelbar an die Luft. Beim Übergang vom dünnen Medium der Luft in das dichte Medium der Hornhautfasern werden die Lichtstrahlen stark abgelenkt. Nachdem sie einmal in das wäßrig-glasige Augeninnere gelangt sind, werden sie von der an sich optisch viel wirkungskräftigeren Linse nur noch ein Viertel so stark beeinflußt wie vordem von der Hornhaut.

Die menschliche Linse ist ein sphärisch gekrümmter, leicht abgeplatteter Körper von 4 mm Quer- und 2,7 mm Tiefendurchmesser. Ihre Oberfläche ist von einer strukturlosen durchsichtigen und äußerst widerstandsfähigen Haut, der Linsenkapsel, überzogen. Die Innenfläche dieser Kapsel ist mit sechseckigen Epithelzellen tapeziert wie die Wand einer Küche mit Kacheln. An der Vorderfläche der Linse, namentlich im Mittelbezirk rings um den vorderen Linsenpol, durch den die Lichtstrahlen jener Gegenstände fallen, die wir scharf anblicken, sind die Zellen flach und in einem fast idealen Sinn durchsichtig. Je weiter man sich seitlich entfernt, um so länger werden die Zellen. Am Linsenrand, dem Äquator, dehnen sie sich derart, daß sie sich in Fasern verwandeln. Jede Faser nimmt, da sie ja nichts ist als eine ins Innere des Linsenkörpers hineingewachsene Zelle, ihren Ausgang außen an der Linsenkapsel, die den Mutterboden aller Zellen bildet. Je nach ihrer Länge durchläuft sie ein größeres oder kleineres Stück des Linseninnern. Die Fasern, ungefähr 2000 an der Zahl, enden und treffen sich mit den Fasern der Gegenseite sowohl auf der Vorder- wie Hinterfläche der Linse in drei Linien, den Linsennähten.

Die Menschenlinse ist ebenso groß wie die des Kaninchens (0,25 ccm Inhalt). Die der Katze ist doppelt, die des Löwen sechsmal, die des Kabeljaus sieben- und die des Rindes achtmal so groß. Affe und Mensch besitzen kleine Linsen, weil sie für den erhobenen Kopf den frei beweglichen Hals als Stativ besitzen und infolge des hierdurch erleichterten Rundblicks zu der gleichen optischen Leistung nur ein kleineres Auge benötigen.

Die Linse schwimmt nicht frei im Kammerwasser, sondern ist längs ihres Äquators durch Bindegewebsfasern, die von ihrer Kapsel ausstrahlen, mit der Innenwand der Augenhöhle verwoben, und zwar heften sich diese Haltefasern der inneren Wand des Augapfels ungefähr in jener Gegend an, in der die glasklare Hornhaut in die Lederhaut übergeht. Der Zug der Linsenbänder verdickt diese Ansatzstelle zu einem ringförmigen Wulst, der die Linse umgibt wie der Saturnring seinen Planeten. Innerhalb dieses Wulstes verwandeln sich durch den dauernden Spannungsreiz die Bindegewebszellen in Muskelfasern, von denen der größere Teil entsprechend der Zugrichtung strahlenförmig angeordnet ist. Der Zug des Ringwulstes flacht sie bis auf 2,4 mm Durchmesser ab. Diese Strahlen ziehen die Linsenbänder straff, und die Linse wird entgegen ihrer Elastizität in einem Zustand mäßiger Abplattung gehalten. Befreit man die Linse von dieser Spannkraft und überläßt sie ihrer eigenen Elastizität, so besitzt sie einen Durchmesser von etwa 2,7 mm. Von der Stärke der Faserspannung hängt der jeweilige Krümmungsgrad der Linse, hängt ihre wechselnde

Brechkraft, ihre Einstellung auf ferne oder nahe Objekte, ihre Akkommodation ab. Lesen, Schreiben, Nähen u. dgl. strengt die Augen an, weil wir bei Nahsicht stark akkommodieren müssen.

Eine Schrift, deren Buchstaben so groß wären wie Sonnenscheiben und leuchtend dazu, könnte man aus Sonnenentfernung lesen: die Reichweite des Auges ist unendlich, und der Blick an den gestirnten Himmel ist ein Blick in die Unendlichkeit.

Hinter der Linse liegt als Füllmasse für den großen Binnenraum der Camera obscura der Glaskörper. Dieser ist eigentlich kein Körper, sondern ein mit Gallerte gefüllter Beutel, dessen Haut aus einer glashellen Membran besteht. Die Gallerte wird von einem Netz feiner Fäden durchsponnen, zwischen denen vereinzelte Flocken hängen und Wanderzellen kriechen. Bückt man sich und hebt den Kopf dann schnell empor und schaut nun gegen den hellen Himmel, so wirbeln die festen Bestandteile in der Sülze umher.

Wie ein Netz um einen Ball legt sich um den Glaskörper die lichtempfindliche Haut, weswegen der römische Arzt und Anatom der Kaiserzeit, Galén, sie Netzhaut nannte. Die mikroskopische Untersuchung lehrt, daß die lichtempfindliche Tapete aus drei Schichten, der Netzhaut im engeren Sinn, der braunen Pigmentschicht hinter den Netzhautzellen und den Adern hinter den Pigmentzellen, zusammengesetzt ist. In den rückwärtigen vier Fünfteln der Augenkugel sind diese drei Schichten dem Glaskörper fest angeheftet und so zwischen ihm und der Lederhauthülle eingepreßt. Im vorderen Fünftel jedoch, dort, wo an Stelle der porzellanartigen Lederhaut die kristallene Hornhaut beginnt und statt des Glaskörpers die Linse schwebt, verlieren Glaskörper und Lederhauthülle ihren Kontakt, und es entsteht ein freier Raum, die vordere Kammer. In dieser werden die eingepreßten drei Häute, Netzhaut, Pigmentschicht und Aderhaut, frei und bilden einen durch die Hornhaut sichtbaren farbigen Saum, die Regenbogenhaut oder Iris.

Die verschiedene Färbung der Iris ist nicht die Folge verschiedener Pigmentfarben, sondern nur von der Verteilung des Pigments innerhalb des Gewebes abhängig. Das Pigment ist bei allen Menschen braun; dieses Braun kann licht sein und dann ins rötliche hinüberspielen oder verdichtet sein und hierdurch einen schwärzlichen Ton annehmen. Ist das Pigment in der Iris eng geschichtet, so besitzt das Auge eine dunkelbraune bis schwarze Farbe, in weniger dichter Anordnung der Pigmentkörner erscheint das Auge braun und bei loser Zerstreuung blau. Blau aus eben dem Grunde, aus dem uns die Glasplatte und der Himmel, das Meer, der Bergsee und das ferne Gebirge, das Gletschereis und der Rauch aus dem Schornstein blau erscheinen, obwohl kein einziges dieser Farbenspiele wirklich durch eine blaue Farbe hervorgerufen wird. Das Blauphänomen ist lediglich die Folge der Lichtzerstreuung. Die von den braunroten Pigmentkörnern ausgesandten Strahlen werden durch die im Kammerwasser schwebenden „trüben“ Teilchen und die Hornhautschichten vielfach gebrochen, abgelenkt und zerstreut. Von dieser Ablenkung werden die langwelligen roten und gelben Strahlen stärker betroffen als die kurzen blau-violetten, so daß aus dem ursprünglich ziemlich farblosen Mischlicht fast nur die blauen Strahlen in das Auge des Betrachters gelangen und die Iris, die in Wahrheit braun ist, blau erscheint. Das „treuherzig-blaue“ Auge ist ebenso eine holde Illusion wie das von den Dichtern viel besungene „Blau der Berge“, das gar nicht existiert. Kommt man dem „blauen“ Berge nah, so wird er grau und braun, und ebenso ergeht es der Iris, wenn man sich ihr mit dem Mikroskop bis zur Kenntlichkeit ihrer einzelnen Felsenschollen, der Pigmentkörner, nähert. Es gibt grau, blau und schwarz erscheinende, in Wahrheit aber nur braune Augen mit verschieden dichtem und verschieden gebräuntem Pigment.

Von den Muskelfasern, die an der Hinterfläche der Iris ausgebreitet sind, läuft ein Teil ring-, der andere strahlenförmig. Ziehen sich die Ringfasern zusammen, so verengt sich die Iris und das Sehloch wird klein, punktförmig; verkürzen sich dagegen die an der Peripherie befestigten Strahlenfasern, so ziehen sie den freien Mittelsaum nach außen, und das Sehloch wird weit. Die Muskelzellen der Iris sind als einzige von allen Muskelmassen des Wirbeltierkörpers Abkömmlinge von Hautzellen, Hautmuskelzellen, wie

sie bei den niederen Tieren, Würmern, Schnecken, Insekten, zu finden sind. Als Hautzellen sind sie lichtempfindlich und verkürzen sich, wenn Licht sie trifft. Schneidet man die Muskelplatte einer Iris aus einem Auge heraus und läßt sie in einer Kochsalzlösung schwimmen, so zieht sich der Ring zusammen, wenn man einen Lichtstrahl auf ihn wirft. Diese Reaktion kann man noch 14 Tage nach dem Tode des Tieres auslösen. Bei den Wirbeltieren ist diese primitive direkte Lichtreaktion, wenn auch vorhanden, so doch durch die höhere Form der nervösen Reizregulierung überlagert und zur Bedeutungslosigkeit zurückgedrängt. Im Wirbeltierauge wird die Weite der Pupille nicht mehr durch die Lichtmenge bestimmt, die auf die Iris fällt, sondern durch jene, die die Netzhaut des Augenhintergrundes registriert. Im Sehnerven, der an den Zellen der Netzhaut seinen Ausgang nimmt, laufen nicht nur Sehfasern, die den Lichtreiz von der Netzhaut ins Sehzentrum führen und ihn hier zu Bewußtsein bringen, er enthält auch zahlreiche Nerven, die zwar vom Licht gereizt werden, aber diesen Reiz nicht ins Sehzentrum und folglich nicht als Lichtempfindung ins Bewußtsein tragen, sondern ihn zu verschiedenen tief im Mittel-, Zwischen- und Nackenhirn gelegenen, unbewußt arbeitenden Drüsen- und Muskelzentren leiten, die den Lichtreiz durch irgendeinen Drüsen- oder Muskelreflex beantworten. Fällt ein Lichtstrahl in das Auge, so erweckt er nicht nur eine Lichtempfindung, auch die Lider zucken, die Tränendrüsen sondern Flüssigkeit ab, die Adern weiten sich, der Akkommodationsapparat stellt sich ein und die Pupille verengt sich.

Die Nachttiere, wie die Katzen, Krokodile, Eulen, besitzen teils zur Verbesserung des Dämmersehens, teils zum Schutz ihrer empfindlichen Augen gegen das Tageslicht nicht kreisrunde, sondern geschlitzte Pupillen. Tiere, die ihr Milieu rasch wechseln, wie die Wassersäuger, die bald über, bald unter Wasser sehen müssen, tragen enorm veränderliche Pupillen. Der Seehund vergrößert, wenn er taucht, sein Sehloch um das 80fache. Die Tiefseefische hingegen, die niemals aus dem Dämmerlicht des Meeresgrundes in erhellte Schichten aufsteigen, haben aus Mangel an Bedarf die Irisblende völlig abgeschafft.

Die Netzhaut, deren vorderster frei endender Saum gemeinsam mit Ader- und Pigmenthaut die Iris bildet, ist ein vorgeschobener Teil der Hirnrinde und besitzt folglich deren typische Struktur: mehrere Ganglienzellen, Neuronen, sind als Projektionsbahnen hintereinander geschaltet, die nebeneinander laufenden Projektionsleitungen sind quer verbunden durch Assoziationszellen, und Gliazellen stützen und nähren das Gefüge. Die Projektionsbahn setzt sich aus drei Neuronen zusammen, deren Daseinssinn sich unschwer erkennen läßt. Der Sehnerv, der Stiel, der die Netzhaut als vorgeschobenen Hirnteil mit dem Hirnstamm verbindet, enthält 500.000 bis 1,000.000 Fasern. Jede Faser kann, da sie entwicklungsgeschichtlich der Ausläufer einer Zelle ist, nur mit einer Zelle enden. 1,000.000 Zellen würden aber bei weitem nicht reichen, die große Kugelfläche des Augenhintergrundes zu füllen. Um ihre Zahl zu mehren, ist das Prinzip der Verästelung angewendet, und zwar mit Hilfe zweier Neuronen. An die 1,000.000 Sehnervenzellen schließen sich 2,000.000 bis 5,000.000 Schaltzellen und an diese 25,000.000 bis 125,000.000 Sehzellen. Sehnerv und Netzhaut stehen zueinander in demselben Verhältnis wie Rückenmark und Hirnoberfläche. Hier wie dort ein enges Kabel, an das durch Schaltneuronen zahllose Nervenzellen angeschlossen und über eine große Kugelfläche, hier die Netzhaut, dort die Hirnoberfläche, ausgebreitet sind.

Um in der multiplizierten Vielzahl im gegebenen Raumabschnitt Unterkommen zu finden, müssen sich die Zellen, je zahlreicher sie werden, um so stärker verkleinern. Die 1,000.000 Sehnervenzellen sind groß und breit, die 4,000.000 Schaltzellen mittelgroß, die 100,000.000 Sehzellen sind lang und schmal. Lang, um das mit der Annäherung des Objekts rückwärts wandernde Projektionsbild auf weite Strecken hin mit ihrem lichtempfindlichen Plasma aufzufangen, schmal, um in möglichst großer Zahl in der Netzhaut Platz zu finden. Sie besitzen die Form von Streichhölzern, und tatsächlich ist ein Streichholz ein vortreffliches Modell der Sehzelle und die Streichholzschachtel eine kleine Netzhautplastik. Wie die Kuppe am Streichholz ragt der Zellkern der Sehzelle aus der schlanken Linie des Stabes als Kopf heraus,

und dicht gedrängt wie die Streichhölzer in der Schachtel stehen die Sehzellen in der Netzhaut des Auges nebeneinander.

Die Sehnervenfasern dringen von unten, d. h. im Auge von hinten, her zur Vorderfläche der Netzhaut vor, breiten sich hier allseits und wenden sich nun wieder rückwärts, um in den Zellen zu enden. Der Sehnerv gleicht einem Springbrunnen, der in starkem Strahl aus der Erde aufsteigt, droben am höchsten Punkt seines Aufstiegs nach allen Seiten auseinandersprüht und nun in einzelne Strahlen, einzelne Tropfen sich auflösend, wieder zur Erde zurückfällt. Auch ein Strauß blühender Gräser, deren Stengel aus einem Glase aufstreben und sich droben in abwärts hängende Trauben auflösen, symbolisiert die Netzhaut gut: das Bündel Halme ist der Sehnerv; die sich entfächernden Gräser sind die Sehnervenfasern der Netzhaut; die abwärts hängenden Blüten sind die Netzhautzellen. Die Sehzellen sind also nicht, wie man erwarten könnte, dem Licht zugekehrt, sondern von ihm abgewendet. An der Vorderfläche des Augenhintergrundes liegen die Fasern des Sehnerven, dann folgen rückwärts die Schichten der Sehnervenzellen, der Schalt- und Horizontalzellen, und nun erst kommen als hinterste die Sehzellen. Das Licht muß also alle Schichten der Netzhaut durchlaufen, ehe es an die lichtempfindlichen Sehzellen gelangt — ein überraschendes Lageverhältnis! Ein photographischer Apparat, so konstruiert, daß die Platten mit der Glasschicht vorn und der Bromsilberschicht nach hinten eingelegt werden müssen — das ist eine Konstruktionsschwäche des Auges, die durch keine apologetischen Klügeleien aus der Welt zu schaffen ist. Niemals könnte man diese Fehler dem Organismus verzeihen, wenn das Auge aus einer mechanischen Werkstatt hervorgegangen wäre. Aber das Auge ist ja auch keine Kunstschöpfung der Technik, keine Spezialleistung einer physikalischen Werkstatt. Es ist das Produkt eines Organismus, dessen Grundmaterialien Leim und Wasser, Kalk und Magnesia, Eiweiß und Plasma sind; der in dem dunkel-feuchten Boden eines Fruchthalters im Innern eines Weibes aus einem grauen Kügelchen herauswächst wie der Baum aus dem Samenkorn in der Erde. Der aus seinem Universalstoff Plasma hier harte Knochen formt und dicht daneben elastische Muskelbänder spinnt, hier Nervennetze knotet und dort Blutkügelchen zu Milliarden ausstreut. Und aus eben derselben trüben, grau-faserig-feuchten Masse ist das Auge herauskristallisiert, nicht wie das Fernrohr der optischen Werke Spezial- und Spitzenleistung eines auf diese Konstruktion abgestimmten Betriebes, sondern Nebenprodukt, ein Tausendstel, ein Zehntausendstel all der Leistungen, die der werdende und wachsende Organismus gleichsam spielend aus seinem Schoß gebiert. Und was weiter zu bedenken ist und das Problem erst in voller Klarheit enthüllt: das Auge ist ja keine freie, keine unbelastete Schöpfung des Menschen, des Primaten, ja nicht einmal des Säugetiers, man kann es nicht, wie eine Kamera oder ein Prismenglas, mit dem Gutachten versehen „modern und praktisch", sondern es ist ein Erbstück, ein sehr altes, ein antiquiertes Familienerbe aus niedersten Wirbeltierzeiten, das Produkt einer vielhunderttausendjährigen, wunder-, taten- und schicksalsreichen Vergangenheit.

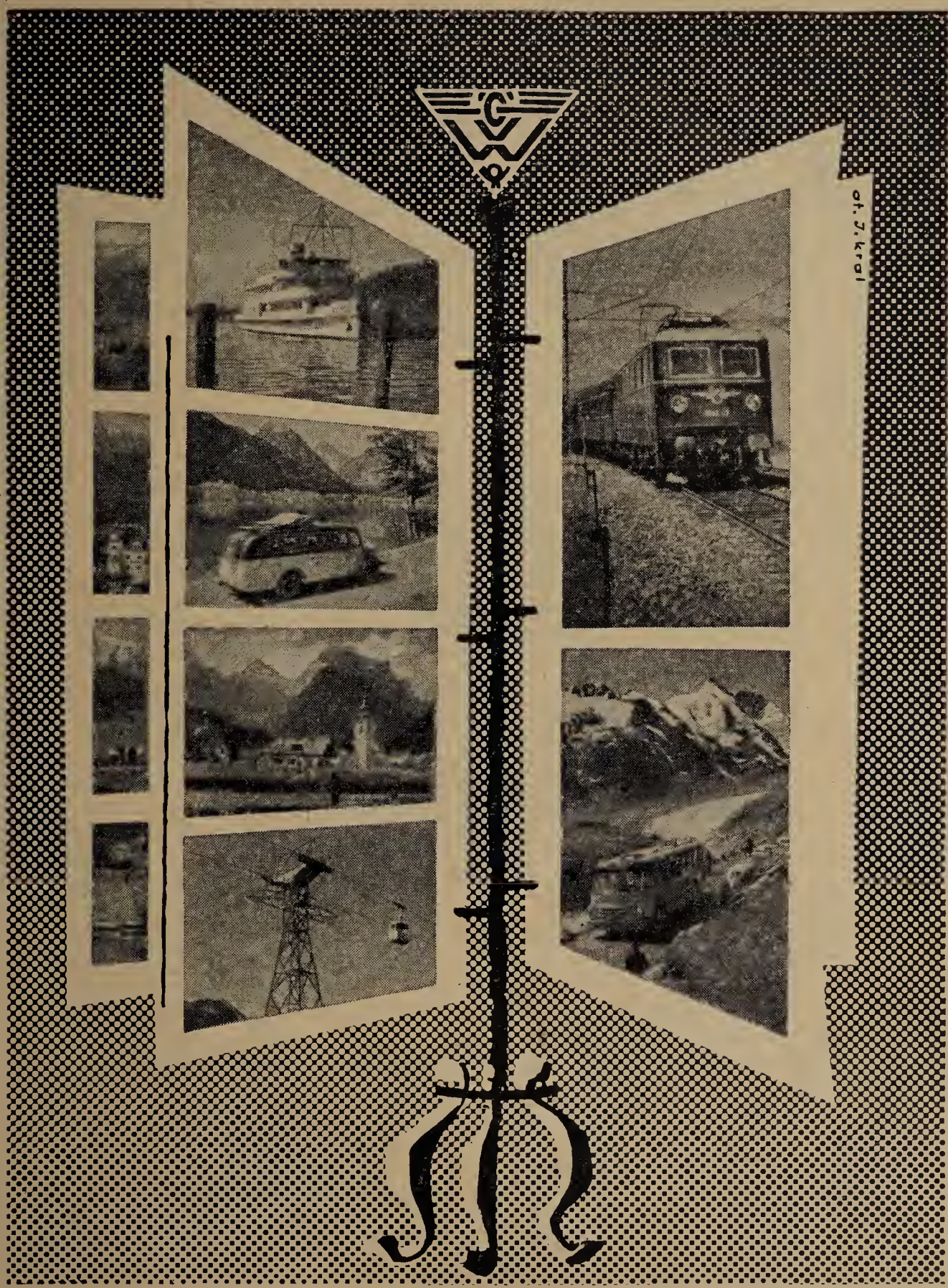
Illustration: Klumbies

Strafe muß sein

Als meine Freundin den Frisiersalon verließ und sah, wie ein Polizist gerade eine gebührenpflichtige Verwarnung wegen Überschreitens der Parkzeit an ihr Auto stecken wollte, bat sie ihn, doch noch einmal Gnade vor Recht ergehen zu lassen.

Der Polizist sah sie prüfend an und fragte, wo sie denn gewesen sei. Sie strich sich über ihren glatten Herrenschnitt und sagte es ihm.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen", meinte er. „Ich drücke diesmal noch ein Auge zu, wenn Sie wieder in den Salon zurückgehen und sich für das Geld, das Sie jetzt sparen, Locken machen lassen."



MIT

BAHN UND POST

DURCH ÖSTERREICHS HERRLICHE LANDSCHAFT

Österreichische Verkehrswerbung Ges. m. b. H.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

In allen

GELDANGELEGENHEITEN

berät und hilft die

ZENTRALSPARKASSE

DER GEMEINDE WIEN

34 ZWEIGANSTALTEN

WIENER ALLIANZ

VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

WIEN I. OPERNRING 3—5

TEL. 52 55 51

SEIT 1860 FÜR VERSICHERUNGEN

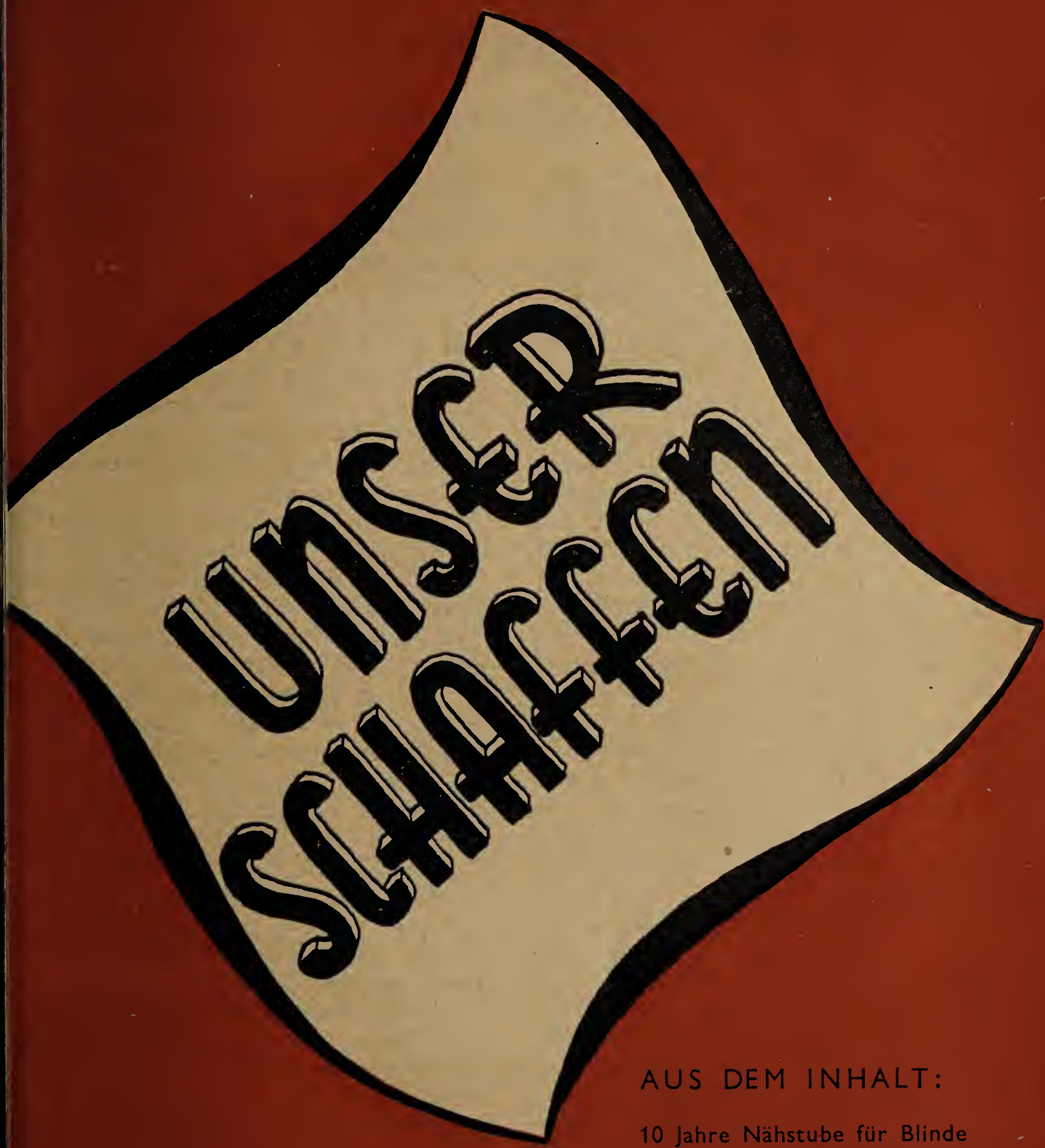
EIN BEGRIFF

GESCHÄFTSSTELLEN IM GESAMTEN BUNDESGEBIET

ENERGOL

diesen Nummer:

Behr, W. Fuchs, Dr. L. Ring, K. Rötzer, D. Zampach



AUS DEM INHALT:

10 Jahre Nähstube für Blinde
Bad Hall und seine Augenstation
Zeit und Bildnis
Blinde Masseure in Polen
Blinde für Völkerverständigung
Institut für armenische Blinde
Mozart und Maria Theresia Paradis
Die Prüfung

PREIS S 3.50
DM 0.60
S. fr. 0.60

JAHRGANG HEFT 9 SEPTEMBER 1958

ROBERT VOGEL

Zehn Jahre Nähstube für Blinde — eine segensreiche Einrichtung

Will man den Blinden wirksam helfen, muß man ihnen Einrichtungen schaffen, wodurch ihnen blindheitsbedingte Sorgen und Schwierigkeiten abgenommen werden. Von dieser Erkenntnis ließ sich die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs leiten, als sie vor zehn Jahren die Errichtung einer Nähstube ins Auge faßte.

Erst im April 1948 hatten wir die Wiederaufnahme unserer schon vor 1938 ausgeübten Tätigkeit beschlossen und wenige Monate später, im Oktober, die Nähstube für Blinde eröffnet.

Der Anfang war bescheiden, weil die spärlichen Geldmittel, welche uns zur Verfügung standen, zu Sparsamkeit zwangen.

Es war klar, daß gerade mit einer ständigen Hilfe bei Flick- und Näharbeiten den Kollegen, vor allem aber den Kolleginnen, ein großer Dienst erwiesen wird.

Selbstverständlich gibt es tüchtige blinde Frauen, die ihren ganzen Stolz darein setzen, nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Familie alles allein zu machen. Sie wollen den Haushalt nicht belasten und sind immer glücklich, wenn sie wieder ein Stück fertiggebracht haben.

„Mutti! Mein Kleiderl ist wieder zerrissen!“ ruft das kleine Mädchen. „Hier schau!“ Die fachkundigen Hände der blinden Mutter gleiten über das Objekt ihrer neuen Sorge, und sie weiß, daß sie es wieder schaffen wird, ja schaffen muß. Dann kommt der Gatte mit Aufträgen, und schließlich hatte der Rock des Jüngsten bei einer Rauferei argen Schaden gelitten. Ein Riß im Stoff und wieder neue Mühe für unsere blinde Mutter.

Dazu kommt aber noch der übrige Haushalt; die Familie nimmt wenig Rücksicht darauf, daß die Hausfrau schwer sehbehindert oder vollständig blind ist. Sie selbst will diese Rücksichtnahme gar nicht. Was von ihr aber an Leistung vollbracht werden muß, geschieht mit äußerster Konzentration und erhöhter körperlicher Anstrengung.

Größte Bewunderung gebührt diesen tapferen Meisterinnen des Lebens. Es gibt aber auch genug Schicksalsgefährtinnen, welche schon in sehr vorgeschrittenem Alter erblindeten oder es nicht zu der gleichen Geschicklichkeit gebracht haben wie ihre begabteren Kolleginnen.

Finden sie in der Verwandtschaft oder unter ihren Bekannten einen hilfsbereiten Menschen, der ihnen bei Flick- und Näharbeiten hilft, dann können sie, wenn diese Hilfe nicht zu teuer bezahlt oder in anderer Form entschädigt werden muß, von Glück sprechen. Es handelt sich dabei aber gewöhnlich um Ausnahmen.

Zu diesen Flick- und Näharbeiten benötigt man ein gutes Sehvermögen. Sobald man über dieses nicht mehr verfügt, hat man große Schwierigkeiten.

Es wurde schon wiederholt darauf hingewiesen, daß die Blindheit, wie schwer sie für den von ihr Betroffenen auch sein mag, überwunden werden kann, wenn der Nichtsehende jener Sorgen enthoben wird, welche ihm die Blindheit zusätzlich aufbürdet. Diese Erwägungen führten vor zehn Jahren zur Gründung unserer Nähstube, und wir können jetzt, anläßlich dieses ersten Jubiläums, sagen, daß sich diese Nähstube zu einer segensreichen Einrichtung entwickelt hat, welche sich die Blinden aus ihrem Leben gar nicht mehr wegdenken können.

Mit nur einer Näherin wurde begonnen, doch machte die stets zunehmende Inanspruchnahme die Einstellung weiterer Näherinnen erforderlich.

Mit der Leitung der Nähstube wurde unsere Kollegin *Maria Frank* betraut, denn wir haben immer unseren Stolz darein gesetzt, Blinde für Blinde wirken zu lassen.

Frau *Plechard* war die erste Näherin und ist zur vollsten Zufriedenheit unserer „Kunden“ noch immer auf ihrem Posten. Wir haben Kunden unter Anführungszeichen gesetzt, weil unsere Mitglieder, welche diese Einrichtung in Anspruch nehmen, und sie steht allen offen, für die geleistete Arbeit keinen Groschen zu entrichten haben.

Die Pakete mit den reparaturbedürftigen Wäsche- und Kleidungsstücken werden von

der Nähstube übernommen, erhalten das Datum ihres Eintreffens, und den Überbringern wird der voraussichtliche Zeitpunkt der Fertigstellung bekanntgegeben.

In der Reihenfolge wie sie eingelangt sind, werden sie von den Näherinnen vorgenommen und Paket um Paket erledigt. Ist die Wäsche ausgebessert, sind die Kleidungsstücke wieder in Ordnung gebracht, dann wird alles gebügelt und fein säuberlich verpackt. Jetzt kann die Hausfrau ihre Sachen wieder abholen und daheim in den Wäsche- oder Kleiderkasten geben. Wie glücklich ist unsere blinde Mutter, wenn ihre Hände jetzt über die gebügelten Sachen gleiten und sie die Liebe spürt, mit welcher für sie gearbeitet wurde.

Nun ist sie wieder zufrieden. Der Mann kann ruhig kommen und ein frisches Hemd verlangen. Die Nähstube hat ja auf den anderen Hemden neue Kragen aufgesetzt. Die Turnhose ihres Jungen hatte auch wieder ein Riesenloch, aber die braven Näherinnen haben einen großen Fleck eingesetzt. Ihr Bub wird und soll nicht darunter leiden, daß seine Mutter erblindet ist. Sie hatte es unlängst einmal selbst probiert, zwei Stunden hatte sie gebraucht, den Fleck in der Hose einzusetzen. Was hat ihr aber der gute Wille genützt, sie ist nun einmal blind und erwischte statt des schwarzen Zwirnes den weißen.

Dann ist sie doch in die Nähstube gekommen und fand nicht nur Trost, sondern vor allem Hilfe.

Selbstverständlich verursacht die Erhaltung einer Nähstube unvermeidlich Kosten. Stoffe, Nähmaterial und vor allem die Bezahlung der Beschäftigten.

Es ist uns aber dank der Hilfe, welche wir immer wieder in Form von Beiträgen von zahlreichen Blindenfreunden erhalten, möglich gewesen, diese segensreiche Einrichtung

den Blinden nicht nur zu erhalten, sondern noch weiter auszubauen.

So hat unsere Nähstube auch die Ausbesserung der Bettwäsche unseres Erholungsheimes übernommen und sich damit in den Dienst unserer Erholungsfürsorge gestellt. Wir sind immer bestrebt, die Ausgaben so niedrig wie möglich zu halten und zum Wohle unserer Mitglieder möglichst viel zu leisten.

Viele Besucher aus dem In- und Ausland haben sich sehr lobend über diese Form besonders tatkräftiger Hilfe geäußert, und da und dort hat die Nähstube für Blinde bereits Nachahmung gefunden.

Viele tausend Stücke konnten in den zehn Jahren des Bestandes unserer Nähstube ausgebessert oder, wo dies nicht mehr möglich war, durch neue ersetzt werden. Man muß diese Menschen gesehen haben, wie glücklich sie sind, wenn ihnen die Nähstube wieder einmal große Sorgen abgenommen hat. Man muß sich vorstellen können, wie die blinde Frau und Mutter an Achtung innerhalb ihrer Familie gewinnt, wenn sie imstande ist, den Haushalt mit der gleichen Umsicht und ohne Störung zu führen, wie ihre vollsehende Kollegin.

Wir wünschen und hoffen, daß wir uns auch weiterhin der Sympathie und Hilfsbereitschaft unserer sehenden Freunde erfreuen dürfen, damit wir auch in Zukunft in der Lage sind, unseren vom Schicksal so schwer mitgenommenen Brüdern und Schwestern noch mehr Einrichtungen dieser Art zu schaffen, damit ihnen Erleichterung in ihrem schweren Lebenskampf gebracht werde.

Zehn Jahre Nähstube haben bewiesen, wie richtig der Entschluß der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten war, dieses Werk erstehen zu lassen. Möge es den Blinden erhalten bleiben und eine Quelle des Lichtes in ihrem dunklen Leben sein.

DIE VISION

Des Festes Trubel war vorüber. Bequem setzte sich der Herr Kammervirtuose und Professor in seinen Lehnstuhl nahe am Kamin, in welchem ein helles Feuer brannte, während draußen der Schneesturm heulte. Ach, wie geborgen und glücklich fühlte er sich! Hatte er nicht alles, was man vom Leben verlangen konnte? Was fehlte ihm? Mit seiner Familie lebte er in seinem eigenen Heim, hatte keine finanziellen Sorgen und — war berühmt. Wie berühmt und beliebt er war, das konnte er heute wieder sehen. Alle hatten ihm zugejubelt, jung und alt. Immer und immer wieder mußte er seine Hände über die Tasten gleiten lassen, und sobald er geendet, brauste es wie ein Orkan durch das Haus.

Was spielte er denn? Nichts weiter, als die herrlichen Melodien, die ein längst verstorbener Meister komponierte.

Der Herr Kammervirtuose mußte ganz überhört haben, daß seine Wohnungstür geöffnet wurde; denn plötzlich stand ein Herr mitten im Zimmer, nahm seinen hellgrauen Zylinder vom Kopfe, lächelte freundlich und war sichtlich bemüht, etwas zu sagen, brachte jedoch kein Wort über die Lippen. Er zupfte etwas verlegen an seiner Halsbinde und richtete von Zeit zu Zeit seine Brille zurecht.

„Entschuldigen S' schon, Herr Professor, wenn i so mitten in der Nacht unangemeldet ins Zimmer hereinstampf'. Aber san S' mir net bös'! I hab' halt 'glaubt, bei zwa so guate Bekannte wie mir zwa braucht's kane Formalitäten, da werd' i jederzeit eintreten können."

Erstaunt schaute der so Angeredete auf seinen eigentümlichen, späten Gast, und wenn ihn nicht ein paar wunderhelle Augen gar so hilflos angeschaut hätten, dann hätte er sicherlich hell aufgelacht. Die ganze Figur bot auch ein Bild der Heiterkeit. Eine kleine, untersetzte Gestalt, mit einer etwas zu langen Hose und einem gelben Frack bekleidet, eine grüne seidene Binde um den „Vatermörder" geschlungen, aus welchem ein dicker Kopf mit einer stumpfen Nase förmlich herausquoll. Der Herr Professor bot seinem Gast einen Stuhl an. Behutsam und unbeholfen ließ sich dieser auf einer Kante desselben nieder.

„Sie werden mi vielleicht kenna; oder net?"

„Kann mich wirklich nicht entsinnen, Sie je in meinem Leben gesehen zu haben."

„Ah, das glaub' i Ihna schon; g'seh'n in Wirklichkeit hab'n S' mi wohl no nie. Bin ja um fast hundert Jahrln früher auf da Welt g'wesen wia Sie. Aber g'hört, g'hört hab'n S' mi schon oft; und hör'n und fühl'n mei Näh' fast immer, wenn S' Ihna an's Klavier setzen. Das was aus dem Holzkasten klingt, is' mei Sprach', san meine Kompositionen. Wohl versteht's fast kaner so gut wie Sie, meine Lieder z'spiel'n. Sachen, auf dö i schon längst net mehr denk', werd'n unter Ihre Finger wieder lebendig, krieg'n Glut und Farb'. Oft hör'n sich meine Melodien so schön an, daß i selber gar net glaub', daß von mir san; und dafür dank i Ihna recht herzli'! I waß, i war in mein Leb'n zu schüchtern, zu verzagt, hab' nia 'glaubt, daß i a Künstler bin, hab' an mir selbst 'zweifelt. Beethoven, ja, das is' a begnadeter Mann, hab' i ma allerweil denkt; doch du . . . a Schullehrer, der nebstbei klane Liedln schreibt. Und hab' i ja amal an Mut g'faßt und hab' an entscheidenden Schritt gewagt, so bin i sicher z'ruckg'wiesen word'n. Denn an Menschen mit mein Ausseh'n hat ma doch unmöglich für an Künstler halt'n könna. Die Zeit'n war'n ja auch andre. So bin i halt schön bescheid'n in mein Vorstadtzimmerl g'wesen, hab' mei Wurst und mein Kas' 'gessen, hab' mi bei Tag mit dö Schulbuam plagt und am Abend meine Liedln g'schrieb'n. Die Melodien san ja nur so in der Luft g'leg'n. Überall, wo i gang'n und g'stand'n bin, hab'n s' mi verfolgt — i hab's ja bloß aus mein Kopf abschreib'n brauch'n. Wia hat's mi dann g'freut, wenn i die Sacherln meinen Freunderln vorg'spielt hab' und dö war'n ganz verrückt davon. Na ja, mehr wie a Jaus'n oder a Nachtmahl hat's mir freilich net trag'n. I hab' ma ka Haus

kauf'n könna, ka Roß und Wag'n halt'n, aber i war z'fried'n. Wann i heut' noch wär, das wär' natürli' a anders Nummer. Daß i nach hundert Jahr' so populär bin, daß sich dö Leut' bei meine Konzert' um die Kart'n rafen, des hätt' i ma natürlich nia denkt. Und doch, wann Sie, Herr Professor, spiel'n und i siach, wia dö Aug'n der Zuhörer leucht'n vor Freud' und Begeisterung, dann bin i fast — stolz, daß meine Liedln, meine Weis'n das imstand' san."

Der Herr Professor hatte bis jetzt ruhig zugehört, nun fragte er: „Aber bitte, mit wem hab' ich denn eigentlich das Vergnügen, zu sprechen? Sie kommen mir zwar bei näherer Betrachtung bekannt vor, aber . . ."

„Jessas, jetzt hab i ganz vergessen, mi vorz'stell'n. Der Franzl bin i. — Der Schubert Franzl!"

Freudig sprang der Herr Professor von seinem Sessel auf und konnte es gar nicht fassen, daß er seinen Gast erst jetzt erkannte. Eben wollte er ihm die Hand schütteln, da — war die Gestalt verschwunden.

Der Herr Professor hatte mit offenen Augen geträumt.

Schriftsteller Tichy bei den Blinden

Herbert Tichy, der bekannte Reiseschriftsteller, bekundet anläßlich seines Besuches in der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs lebhaftes Interesse für die Blindenschrift.

„Hallo, hallo, hier ‚Harmonie'"

So meldet sich seit dem 23. Mai das Blindenerholungsheim „Harmonie" in Unterdambach, wenn die Telephonklingel ertönt.

Seitdem vor mehr als sieben Jahren die „Harmonie" zu einem Blindenerholungsheim eingerichtet wurde, empfand man das Fehlen einer Fernsprechanlage überaus drückend. Oft genug mußte man in dringenden Fällen, wenn ein Arzt oder ein Rettungswagen gebraucht wurde, einen Boten nach Neulengbach oder St. Christophen schicken, um Hilfe herbeizurufen.

Ein solcher Betrieb ohne Telephon läßt sich gegenwärtig gar nicht mehr denken. Nachdem es uns im vergangenen Jahr gelungen war, den Anschluß der Gemeinde Unterdambach und damit auch unseres Erholungsheimes an die zweite Wiener Hochquellenleitung zu erreichen, waren unsere diesjährigen Bemühungen auf die Erlangung des Telephonanschlusses gerichtet.

Ein großes Hindernis zur Erreichung dieses Zieles bildeten die verhältnismäßig hohen Errichtungskosten, da die Gemeinde Unterdambach von der Außenwelt abgeschnitten und weit und breit kein Telephonmast vorhanden war.

Die Blinden aber haben gute Freunde, und ein rettender Engel erschien ihnen in Gestalt des Generalpostdirektors, Sektionschef *Doktor Benno Schaginger*. Seinem großen Verständnis und seiner blindenfreundlichen Einstellung war es schließlich zu danken, daß unser Telephon überraschend schnell errichtet wurde, womit wir neuerlich von einer drückenden Sorge befreit waren.

Wir wollen dem Herrn Generalpostdirektor, seinen Beamten und allen Arbeitern für alle Bemühungen herzlichst danken.

„Hallo, hallo, hier spricht die ‚Harmonie', wir brauchen dringendst ein Bett für unsere lebensgefährlich erkrankte Heimleiterin, Kollegin Frank." So erklang unsere aufgeregte Stimme in der Nacht vom 29. auf den 30. Mai, als wir das Lainzer Krankenhaus anriefen.

Eine Stunde später lag unsere Kollegin Frank, ärztlich bestens betreut, in jenem Bett, welches wir ihr fernmündlich sichern konnten.

Die freiwillige Rettung von Neulengbach fuhr in aller Eile nach Wien, und wir wissen, daß wir dem unverzüglichen Eingreifen von Arzt, Rettung und Spital die rasche Wiederherstellung unserer Vereinsmutter, Kollegin Frank, zu danken haben.

Wer von uns hätte am 23. Mai gedacht, daß wir dieses wertvolle Verbindungsmittel, welches für die meisten Menschen schon eine Selbstverständlichkeit bedeutet, im ersten wirklich dringenden Fall für unsere Heimleiterin brauchen würden?

Durch das Telephon begünstigt, konnten wir kostbare Zeit gewinnen, welche für die Rettung des Lebens unserer Kollegin entscheidend gewesen ist.

„Hallo, hallo, hier spricht die ‚Harmonie'!"

Wir können mit großer Freude mitteilen, daß Kollegin Frank wieder vollkommen genesen ist.

ROBERT KNOTEK

Die Haushaltspost

Gefällige Leute hat man lieber, dachte der Bürgermeister von P. und war bestrebt, mit jedem, den er für die Verbesserung der Gemeindeangelegenheiten nötig zu haben glaubte, nicht nur gut auszukommen, sondern auch ihm bescheidene Gastfreundschaft zu gewähren. Er wußte, daß in jedem Belang zuviel von Übel ist und gewisse Leute, wenn sie die Absicht zu deutlich merkten, verstimmt werden konnten.

Nun war da einer, der sich für alles mögliche interessierte und unter anderem auch dafür, aus welchen Mitteln der Bürgermeister seine Ausgaben für die Mähler decke, an denen immer auch andere Gemeindevertreter teilnahmen. Es gibt solche neugierige Menschen.

„Ach, das ist keine Angelegenheit", wehrte der Bürgermeister bescheiden ab, „ich habe da in meinem Haushalt eine eigene Post. Sie heißt: Schädlingsbekämpfung!"

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

Bad Hall und seine Augenstation

Unter den vielen Kranken aus Europa und Übersee, welche Bad Hall, den bekannten oberösterreichischen Kurort, aufsuchen, befinden sich auch zahlreiche Augenleidende. Langjährige medizinische Empirie haben ergeben, daß eine Reihe von Augenerkrankungen durch die Jodeinwirkung günstig beeinflußt wird.

Anläßlich eines Kuraufenthaltes in Bad Hall besuchten wir den örtlichen Leiter der Augenstation des Paracelsus-Institutes, Herrn *Dr. Friedrich Trichtel*, und stellten an ihn einige Fragen, die er in ebenso liebenswürdiger wie interessanter Weise beantwortete.

„Wann und aus welchem Grunde ist es eigentlich zur Gründung des hiesigen Paracelsus-Institutes gekommen?"

„Nachdem die heilende Wirkung von jodhältigen Quellwässern in der Medizin bisher nur rein empirisch ermittelt werden konnte und in unserer Zeit jede Heilweise ihre wissenschaftliche Begründung braucht, hat sich das Land Oberösterreich 1950 entschlossen, das Paracelsus-Institut ins Leben zu rufen und namhafte Professoren mit der Leitung seiner vier Abteilungen zu betrauen."

„Und worin besteht die Arbeit dieses Institutes?"

„Die Aufgabe unseres Institutes ist es, Grundlagenforschung zu betreiben. Das heißt, die vielfältigen Angriffspunkte des Jod näher zu untersuchen, die geeignetsten Applikationsmethoden zu erkunden sowie auch klinische Erfahrungen zu sammeln."

„Und die Augenstation ist dem Paracelsus-Institut angeschlossen?"

„Die Augenstation ist dem Paracelsus-Institut nicht angeschlossen, sondern ist eine seiner vier Abteilungen. Sie wurde als letzte Abteilung 1953 gegründet und wird von der Wiener Augenklinik, deren Vorstand Universitätsprofessor *Dr. Pillat* ist, betreut. Wir verfügen über 24 Betten und suchen uns jeweils aus dem großen Patientenmaterial der Landeskuranstalten die schwierigsten und interessantesten Fälle heraus, die wir dann drei Wochen lang unter ständiger Kontrolle, entsprechend dem letzten Stand unserer Forschung, behandeln."

Iontophoresieapparat in Bad Hall

„Wirkt das Jod auf alle Augenleiden günstig?"

„Jod ist kein Allheilmittel, wie zum Teil angenommen wird. Es ist wohl richtig, daß bei sorgfältiger Indikationsstellung und entsprechender Behandlungsmethode eine Vielzahl chronisch entzündlicher und degenerativer Erkrankungen günstig beeinflußt werden können. Mit einigen Worten lassen sich keine allgemein gültigen Richtlinien für eine solche Behandlung geben. Ihre Frage wird wohl in jedem einzelnen Fall der behandelnde Augenarzt beantworten können."

„Ist die Behandlungsmethode durch die sogenannte Iontophorese eine moderne Erfindung?"

„Nein, das kann man eigentlich nicht sagen. Die Iontophorese als Applikationsmethode therapeutisch wirksamer Substanzen ist schon sehr lange bekannt. Die bedeutendsten Vorkämpfer dieser Methode in der Augenheilkunde waren *Frankenhäuser* und *Leduc*, welche bereits 1906 und 1907 die Überlegenheit dieser Methode gegenüber anderen Applikationsarten experimentell beweisen konnten. Aus dem Bestreben, die in Bad Hall übliche kurmäßige Jodtherapie zu verbessern und zu erweitern und aus der Erkenntnis

heraus, daß das vorliegende Kurmittel, die Jodsole, einen ausgezeichneten Elektrolyten darstellt, haben wir die Iontophorese auf ihre Brauchbarkeit geprüft. Nachdem jedoch diese Behandlungsform in ihrer bisherigen Anordnung sehr umständlich, für den Patienten unangenehm und zeitraubend war, mußte unter Berücksichtigung aller Erfordernisse eine konstruktive Lösung gesucht werden. Als Ergebnis dieser Entwicklungsarbeit hat sich ein bereits seit dem Vorjahr gut bewährtes ‚Ophthalmo-Elphorsan' genanntes Gerät als geeignet erwiesen."

„Und stellt das Land Oberösterreich zur Erhaltung der Augenstation die nötigen Mittel bei?"

„Jawohl, das Land Oberösterreich hat in sehr dankenswerter Weise durch großzügige finanzielle Unterstützung unsere Forschungsarbeit ermöglicht."

DR. LOTHAR RING

DER BLINDE KÜNSTLER

Als Paulus zum erstenmal ihre Stimme vernahm, da wußte er, daß diese Begegnung mit Beate für ihn weit mehr als ein flüchtiges Erlebnis bedeutete. Der edle und reine Ton, der an sein Ohr drang, hatte nichts mit der Konvention des Alltags gemeinsam. Zu dieser Stimme gehörte eine ebensolche Seele, tief und ihres innersten Wesens bewußt. Wohl dem, der ihr nahekommen durfte. Und Paulus erkannte, daß ihm Beate Großes und Endgültiges zu geben hatte, etwas, worüber er sich noch nicht völlig im klaren war, das aber doch bestimmend in sein Leben und sein Schaffen eingreifen mußte. Und damit war auch jener bange Zweifel gebannt, der gerade in den letzten Wochen mehr und mehr Besitz von ihm ergriffen hatte.

Dieser Zweifel an seinem Können, an seiner künstlerischen Kraft war ihm zu Bewußtsein gekommen, ohne daß er sich über das Wie oder das Warum Rechenschaft zu geben vermochte. Nur das eine hatte er klar erkannt, daß er irgendwie von seinem Weg abgeirrt war und daß er die Wegrichtung und vielleicht auch sein Ziel verloren hatte.

Dabei war sein Schaffen keineswegs programmatischer Natur gewesen. Aus sich selbst heraus hatte er geformt und auf diese Art einen inneren Auftrag erfüllt. Das Licht weiblicher Schönheit wollte er mit seinem ganzen künstlerischen Können erstrahlen lassen, geläutert und neugestaltet durch die Kraft des eigenen Schöpferwillens.

Das Licht weiblicher Schönheit — bei diesem Gedanken hatte ein bitteres Lächeln seinen herben Mund umspielt. Wie konnte er, der blinde Künstler, es nur wagen, solches zu denken? Und doch besaß er dazu irgendeine Berechtigung. Vielleicht in höherem Grade als andere, die mit ihren sehenden Augen den Glanz dieser Schönheit in sich einströmen lassen und dabei doch nicht imstande sind, das Erlebnis in einer Form wiederzugeben, die mehr bedeutet als eine Kopie der Natur. Denn ihm ging es um eine schöpferische Tat, um ein Bekenntnis.

Der blinde Künstler hatte sich berufen dazu gefühlt; vielleicht mochte dies ein Wagnis sein, vielleicht noch mehr als das; eine Vermessenheit. Aber was lag daran, solange das unwiderstehliche Gebot seines Wirkens solches wollte, solange er diese Stimme in sich vernahm. Und nun schien es ihm seit einiger Zeit, als wäre dieser Ruf leiser geworden, um am Ende völlig zu verstummen; bis das Seltsame geschehen war, das Wunder, das sich mit dem einen Wort Beate benannte. Aus ihm strömte Licht, aus ihm klang Musik, was für Paulus im Grunde genommen das gleiche bedeutete. Klang und Licht, von den Wellen des Äthers getragen, rührten an seiner Seele und bewegten seinen Geist und seine künstlerische Kraft.

Nun wußte er mit einem Male, welcher Auftrag seiner harrte — er mußte Beate bilden, zunächst einmal das Modell, welches ihm das Schicksal gesandt hatte, *ihm*, dem beinahe Verzweifelten. Und auch die Erwählte schien die ihr gestellte Aufgabe zu erfassen. Frei von jeglicher Ziererei, in schöner, schlichter Menschlichkeit, hatte sie seiner Bitte, ihre Büste in Marmor zu bilden, Gewährung geschenkt. Es hatte zwischen ihm und Beate nicht vieler Worte bedurft.

PHILIPS
...überlegen durch Welterfahrung

Wie immer, wenn er sich eine große Leistung gesetzt, erfüllte ihn das Feuer seiner Arbeitsfreude, und so war sich Paulus seiner persönlichen Beziehungen zu Beate nur halb bewußt. So mußte es auch bleiben, so lange er seiner strengen Göttin, der Kunst, zu dienen hatte. Die freilich nahm keinerlei Rücksicht auf Gefühle persönlicher Art, sie forderte unerbittliche Opfer, die vollkommene, restlose Hingabe an das Werk. Aber sie wußte auch zu belohnen — königlich zu belohnen.

Dennoch mochte es manchmal scheinen, daß trotz des beglückenden Fortschreitens seiner Arbeit sich ein Gefühl des Zwiespaltes seiner Seele bemächtigte. Nur mit äußerster Kraftanstrengung und von dem stärkenden Bewußtsein durchdrungen, die ihm aufgetragene Mission zu erfüllen, konnte er der Vollendung entgegensehen. Dabei störte nichts die vollkommene Harmonie zwischen ihm und seinem Modell. Auch Beate schien vom heiligen Feuer der Kunst ergriffen zu sein. Das klang aus den wenigen Worten, die er mit ihr wechselte, und dabei erfüllte ihn der Glockenton ihrer Stimme mit heller Freude und ließ ihn etwas von dem Glück einer nahen Erfüllung ahnen.

Behutsam und zärtlich und dennoch nicht als Liebender, sondern als Schöpferischer, rührte er mit zartfühlender Hand an ihrer Stirne, an ihrem Haupthaar, fühlte die Wärme des vollerblühten Mundes, glitt mit tastenden Fingern den edlen Halsansatz entlang, um sich der schönen Linie der leicht abfallenden Schultern zu erfreuen. Der Gedanke an Beate durchdrang und beseelte ihn, aber setzte ihn nicht in Flammen. Er mußte, ob er wollte oder nicht, sich die Kühle seines Herzens wahren. Dies war sein höherer Auftrag, und dieser erschien, soweit er es zu erfassen vermochte, auch ihrerseits erkannt worden zu sein.

Es reizte Paulus, Beatens tieferes Wesen zu ergründen, nach einer Dissonanz in ihr zu suchen, da eine solche vielleicht erst den vollen Reiz der Frau ausmacht. Einen Menschen wollte er bilden und keine Göttin. So wurde allmählich der Ton zwischen ihm und ihr ein vertrauterer. Beate erzählte ihm dies und jenes aus ihrem Leben, das keine Sensationen aufwies, sondern ruhig und wohlbehütet dahingeflossen war. Doch was vermochten diese äußeren Dinge, da es sich um Bedeutenderes handelte? Der unsichtbare Glanz, der von Beate ausströmte, ihre unbeschreibliche Anmut, all dies offenbarte sich nicht in wenigen Worten. Dazu bedurfte es eines stärkeren Erlebnisses, das flammengleich jenen Schleier versengte, der sich über das letzte Geheimnis der Frauenseele schützend breitet.

Seine Sache wäre es gewesen, die Entscheidung herbeizuführen, aber wie vermochte er, eingesponnen in das hohe Werk, sich zu einem solchen Versuch aufzuraffen? Sein gestaltender Wille formte den Marmor, doch das Geheimnis der Frauenseele enthüllen, dazu reichte seine Kraft nicht aus.

In je höherem Grade seine Arbeit gedieh, um so mehr wurde sich Paulus eines schmerzlichen Zwiespaltes bewußt. Dieser war vermutlich schon zu Anbeginn in ihm gelegen, aber hingerissen von dem Eifer seines Gestaltungswillens, hatte er sich erst im letzten Augenblick mit erschreckender Deutlichkeit geoffenbart. Statt daß Paulus, wie es normalerweise zu erwarten stand, in der künstlerischen Erfüllung der gestellten Aufgabe sein Ge-

nügen, und mehr als das, das volle Glück der Schöpferfreude empfunden hätte, hatte sich eine unerklärliche Bangigkeit seiner bemächtigt. Je mehr sich der Künstler bemühte, diese Empfindung zu unterdrücken, mit um so größerer Macht ergriff sie von ihm Besitz.

Welcher Dämon war es nur, der ihm seine Freude, seinen berechtigten Stolz an der Vollendung seiner bisher größten Aufgabe in so grausamer Weise störte? Paulus grübelte nach und mußte sich am Ende nach schwerem Kampfe mit dem eigenen Ich das ihn beinahe beschämende Ergebnis seiner selbstkritischen Nachforschung eingestehen.

Paulus liebte Beate und war nicht länger mehr imstande, diese Tatsache vor ihr sowie vor sich selbst zu verbergen. Das freimütige Bekenntnis dieses schönen Gefühls war ihm verwehrt. Und wenn er es bisher mit schier übermenschlicher Kraft unterdrückt hatte, so doch nur dank dem Umstande, daß ihn die marmorne Beate in höherem Grade beschäftigt hatte, als deren Urbild aus Fleisch und Blut. Was sollte nun geschehen, da er sich von seinem Werk zu trennen hatte, da seine Arbeit, die ihm über alle Fährnisse eines unsicheren Gefühls hinweggeholfen, nun nicht mehr als treue Weggefährtin ihm zur Seite stehen würde?

All diese Fragen, so sehr sie den Künstler bewegten, vermochten ihn nicht aus seinem Dilemma zu befreien. Eine Entscheidung mußte herbeigeführt werden, eine richtige klare Entscheidung, mochte sie wie immer ausfallen und weit mehr als das Ende einer Illusion bedeuten.

Das Schicksal schien es dabei gut mit Paulus zu meinen, indem es für die unaufschiebbare Aussprache zwischen ihm und Beate eine günstige Voraussetzung schuf. Beinahe hätte sich ihm eine Erklärung über die Lippen gedrängt, wenn nicht Beate jenes Wort gesprochen hätte, jenes furchtbare Wort, das wie ein scharfer Schwerthieb das Gespinst seiner Hoffnungen erbarmungslos zerhieb.

„Ich freue mich so sehr über Ihre Arbeit", hatte sie gesagt, „und ich freue mich deshalb in besonderem Maße, weil sie den Mann beglücken wird, der nun nach langer Trennung kommt und mich nun zweifach sehen wird. Wir werden bald sehen", fügte sie scherzhaft hinzu, „welche von den beiden Beaten ihm besser gefallen wird: die lebende oder diejenige, die Sie, lieber Meister, in den Glanz des Marmors bannten!"

O schmerzliches Wort vom Sehen, vom Licht des Auges, das sich für ihn umschattet hatte und ihn in das Dunkel der Nacht tauchte. Wo leuchtete ihm ein Stern, der ihm den Weg zur Befreiung weisen konnte? Alles hätte er darum gegeben, sein ganzes Ich gopfert, und nun stand er mit leeren Händen vor der Entscheidung und mußte erkennen, wie ihm all das, was er in tiefster Seele geliebt hatte, für immer entglitt.

Nie hatte Paulus das Gefühl des Neides kennengelernt. Stets war es ihm häßlich und verdammenswert erschienen. Aber diesmal war er daran, es in seiner ganzen Armseligkeit herbeizurufen. Der andere durfte sehen, durfte besitzen, und so war denn ihm, dem blinden Künstler, das Werk verloren, da es die Freude des Urbildes und zugleich das Glück des anderen umschloß. Was hatte dieser andere getan, um solches zu verdienen? Warum hatte ihn das Schicksal auserwählt und mit so reicher Gabe beschenkt? Unnützes Grübeln! Zu klar erkannte Paulus, daß er auf diese Fragen, die zugleich eine bittere Anklage bedeuteten, keine Antwort erhalten würde. Schon wollte er den Meißel erheben und mit einem einzigen Schlag das Werk vernichten, dem seine Arbeit und seine Liebe gegolten hatte, aber im Augenblick, da er im Begriffe war, seinen Vorsatz auszuführen, war es wie eine Erleuchtung über ihn gekommen. Als seine Finger den Marmor berührten, fühlte er zutiefst, daß es *sein* Geschöpf war, dank *seiner* Berufung in die leuchtende Schönheit des Steines gebannt.

Und da erkannte er zugleich, daß es ihm in höherem Grade zu eigen war, als jenem anderen, der vielleicht nur mit oberflächlichem Blick die Glätte des Marmors streifte und der Schöpferkraft der gestaltenden Hände entbehren mußte.

Die Schöpferkraft der gestaltenden Hände — dieser Gedanke schenkte dem blinden Künstler Richtung und Sinn. Seine marmorne Beate war nicht kalt und seelenlos, sie glühte vor innerer Kraft. Ihr hatte Paulus sein Leben, seine Kunst, sein alles geschenkt, damit sie machtvoller, als ihr in menschliche Form gebanntes Ebenbild, seine Liebe, untrennbar verbunden mit seiner Kunst, in die Ewigkeit trage.

KURT KLEBERT

ZEIT UND BILDNIS

Im Jahre 1954 hat der Verlag Brüder Rosenbaum die Herausgabe von Kunstdruckbüchern wieder aufgenommen. Besonders erfreulich ist, daß sich dieser Verlag in hervorragendem Maße der Herausgabe des populären und des erzieherischen Kunstbuches zugewendet hat. Wir wollen eine Besprechung der Verlagswerke weder nach ihrem Erscheinungsdatum noch nach ihrem zeitlichen Inhalt vornehmen; wir wollen sie, so wie sie zufällig vor uns liegen, betrachten und ihnen näherbringen.

ZEIT UND BILDNIS. Das Antlitz der Zeit im Antlitz der Menschen, herausgegeben von Heinrich Neumayer, Pappband mit lackiertem Umschlag, Einzelbändchen S 22.—, alle sechs Bändchen in Kassette S 130.—.

Jedes der sechs vor uns liegenden Bändchen ist abgeschlossen und doch stehen sie in enger, untrennbarer Beziehung zueinander, sind sie doch alle im Bereich des Geistigen. Klarheit der Antike, hierarchische Ordnung des Mittelalters, Selbstbewußtsein der Renaissance, Prunk des Barocks, bürgerliche Sachlichkeit des beginnenden 19. Jahrhunderts, Zerrissenheit unserer Zeit spiegeln sich in den Gesichtern der von den besten Malern dargestellten Großen ihres Zeitalters; aber nicht nur in den Gesichtern, sondern auch in der Umgebung, im Zubehör, das oft in reichem Maße mit dargestellt ist.

Jedes der sechs Bändchen bringt einen Einführungstext, der den Stoff des Einzelbandes im Rahmen der Gesamt-Kulturgeschichte betrachtet, wobei auch Werke der Plastik, der Graphik, ja selbst der Dichtkunst nicht vergessen werden. Der Tafelteil bringt 24 Farbtafeln nach Gemälden. Ihnen gegenüber steht ein ausführlicher Begleittext, der den Künstler ebenso berücksichtigt wie den Dargestellten und seine Zeit.

Einen Querschnitt psychologischer Art gibt der erste Band: ERKENNE DICH SELBST (Selbstbildnisse) von Heinrich Neumayer. Der Herausgeber hat mit viel Überlegung und großer Sorgfalt die Zusammenstellung der Selbstporträts vorgenommen, seine geistvolle Einführung zeigt, wie sehr er

Petrus aus dem Pacher-Altar, St. Wolfgang

mit der Materie verbunden ist. Keine Oberflächlichkeiten, keine Überhebungen, strenge sachliche, manchmal auch humorvolle Darstellung. Er ist sich, das soll hier besonders betont werden, der erzieherischen Aufgabe voll und ganz bewußt. Sowohl der Herausgeber als auch der Verleger haben die Notwendigkeit, Kunst und Kunstgeschichte in der von der Zeit geforderten Form der Jugend nahezubringen, erkannt, beide haben diesem Umstand in hervorragender Weise Rechnung getragen.

Mit den Großen der Erde, den Mächtigen, befaßt sich der zweite Band: HERRSCHEN UND LENKEN von Heinrich Neumayer. Er umfaßt nicht nur Herrscher im engeren Sinn, sondern die Vielfalt der Macht, ihre Theorie und ihre Ausübung in vielerlei Gestalt. Wenn wir zu Beginn der Besprechung des ersten Bandes die Worte „ein psychologischer Querschnitt" verwendet haben, so gelten diese in unvermindertem Maße auch für den zweiten Band. Die Kenntnisse von Ursache und sich daraus Ergebendem gestatten dem Herausgeber eine freie Beurteilung der in diesem Bande dargestellten Persönlichkeiten.

Der dritte Band: DICHTEN UND TRÄUMEN, der vierte Band: MACHT DER MUSIK, beide von Heinz Schöny. Einer eingehenderen Behandlung ist es im

allgemeinen nicht gestattet, zwei Werke zusammenzuziehen, aber die Verwandtschaft und der Autor lassen dies zu. In beiden Bänden herrscht eine subjektive Zusammenstellung vor, und es ist durchaus nicht erwiesen, daß diese Auffassung allgemein Geltung besitzt. Es sei zugegeben, daß die Fülle von Dichtern und Musikern dem Herausgeber bei seiner Zusammenstellung Schwierigkeiten bereiten kann, aber es geht bei dieser Zusammenstellung nicht allein darum, dem jungen Menschen bekannte Dichter und Musiker in „bekannter" Weise vorzustellen, sondern die Jugend will alles von ihrer Zeit aus sehen, sucht nach gültigen Zusammenhängen, sucht nach Erkenntnissen und deren Fortentwicklung in ihrer Zeit.

Mit den Musikerporträts aus acht Jahrhunderten hat der Herausgeber indirekt danebengegriffen. Das von Michael Pacher entworfene Porträt des Ambrosius von Mailand ist der zeitlichen Herstellung entsprechend gewiß zur Einreihung berechtigt. Ambrosius von Mailand hat mehr als tausend Jahre früher gelebt.

Der fünfte Band: LIEBE ZUM WISSEN von Wolfgang Strobach vereinigt Bilder von Denkern aus zwei Jahrtausenden. Drei Versuche seien genannt, den Denker als verkörperte Idee darzustellen: in der bildenden Kunst Rodins „Le penseur", in der Dichtung Goethes „Faust" und in der Psychologie Sprangers „Theoretischer Mensch". Wolfgang Strobach legt ein Bändchen vor, das trotz seines vorausbestimmten Umfanges auch dem vorgebildeten Leser noch vieles zu geben vermag.

Die Reihe wäre unvollständig ohne den sechsten Band: ERDE UND HIMMEL von Anton Macku. Die größten Leistungen der bildenden Kunst überhaupt, die höchsten Werke der Menschen- und Umweltdarstellung und damit die überzeugendsten Denkmäler ihrer Zeit und ihrer Kultur schufen die großen Meister zum Preise der Kirche und ihrer Heiligen.

Man spart

wenn man

bei

kauft.

Blinde Masseure in Polen

Mit dem Massieren beschäftigen sich Blinde in Polen schon seit mehr als 30 Jahren. Die anfänglichen Erfolge auf diesem Gebiete sind den Ärzten zu verdanken — den Chirurgen, Orthopäden und Rheumatologen —, welche bei der Einrichtung von Masseurkursen für Sehende auch Blinde in diese Kurse aufnahmen. Anfangs waren es nur einzelne, dann aber waren es schon viele blinde Kursteilnehmer, welche die Regeln sowohl von theoretischer Seite als auch von jener der technischen Massage aufs beste beachteten.

Der gute Name, den sie sich schon erwarben, und zwar sowohl in den Kursen als auch in der Praxis, hat auch ihren Nachfolgern den Weg vorbereitet. Trotzdem war der Masseurberuf während der beiden Kriege bei den Blinden nicht sehr verbreitet. Ähnlich war es übrigens auch bei anderen Berufsarten, welche von Blinden nur unter schweren Bedingungen erworben werden konnten. Von Grund auf änderte sich die Situation erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Man begann mit der Organisierung neuer Kurse, wobei die Blinden einen wesentlichen Anteil unter den Kursteilnehmern hatten. Entscheidend war die Einrichtung ständiger Jahreskurse für blinde Masseure in Krakau im Jahre 1953; diese Kurse haben den Charakter einer Sanitätsmittelschule. Sie unterstehen dem Arbeitsministerium und dem Ministerium für Soziale Fürsorge, welche damit dem dringenden Verlangen des Polnischen Blindenverbandes entsprochen haben.

Der Unterrichtsplan der Kurse enthält elf Gegenstände, außerdem praktische therapeutische Massage, Gymnastik und die Grundlagen für die physikalische Therapie. Bei sehr intensiver Arbeit bewältigen die Kursteilnehmer den Stoff in ca. 1900 Stunden. Vortragende sind Ärzte. Vor der staatlichen Prüfung üben die Kursteilnehmer eine mehrmonatige Praxis in örtlichen Krankenhäusern aus. Aus den Kursen gehen alljährlich 30 blinde Diplommasseure hervor. Ihre Unterbringung geht ohne Schwierigkeiten vor sich, weil gute Masseure viel gebraucht werden. Sie arbeiten in Krankenhäusern, in Kliniken, in Sanatorien und dergleichen. Viele von ihnen haben eine Privatpraxis. Der Verdienst der Masseure beträgt 800 Zloty monatlich, nicht eingerechnet die Zulagen für den geschädigten Gesundheitszustand. Das Gesundheitsministerium hat den Blinden das Recht auf einen sechsstündigen Arbeitstag zuerkannt. Zur Zeit wird über Einschränkung der Anzahl der Massagen auf 12 pro Tag verhandelt.

Blinde Masseure in Polen bleiben nicht bei den im Kurs erworbenen Kenntnissen, sondern sorgen für eine Erweiterung ihrer allgemeinen und fachlichen Qualifikation. Sie gründeten beim Polnischen Blindenverband eine Sektion der Masseure, welche etwa 200 Mitglieder umfaßt. Sie veranstalten regelmäßig Versammlungen mit bildendem Programm. Fachärzte und geprüfte Masseure halten Vorträge, über welche nachher diskutiert wird. Die Nationale Sektion hat ihre eigene in Braille-Schrift verfaßte Zeitschrift, welche vierteljährlich erscheint. Die Zeitschrift erscheint schon das zweite Jahr. Sie bringt außer Fachberichten aus der Feder der besten Ärzte auch die Chronik des Lebens auf den Arbeitsplätzen, Informationen und einen umfangreichen Überblick über die analogen Arbeiten im Ausland. Die Redaktion sorgt selbstverständlich für einen lebhaften Kontakt mit anderen Staaten und bemüht sich, diesen für die Belange der polnischen Masseure auszuwerten.

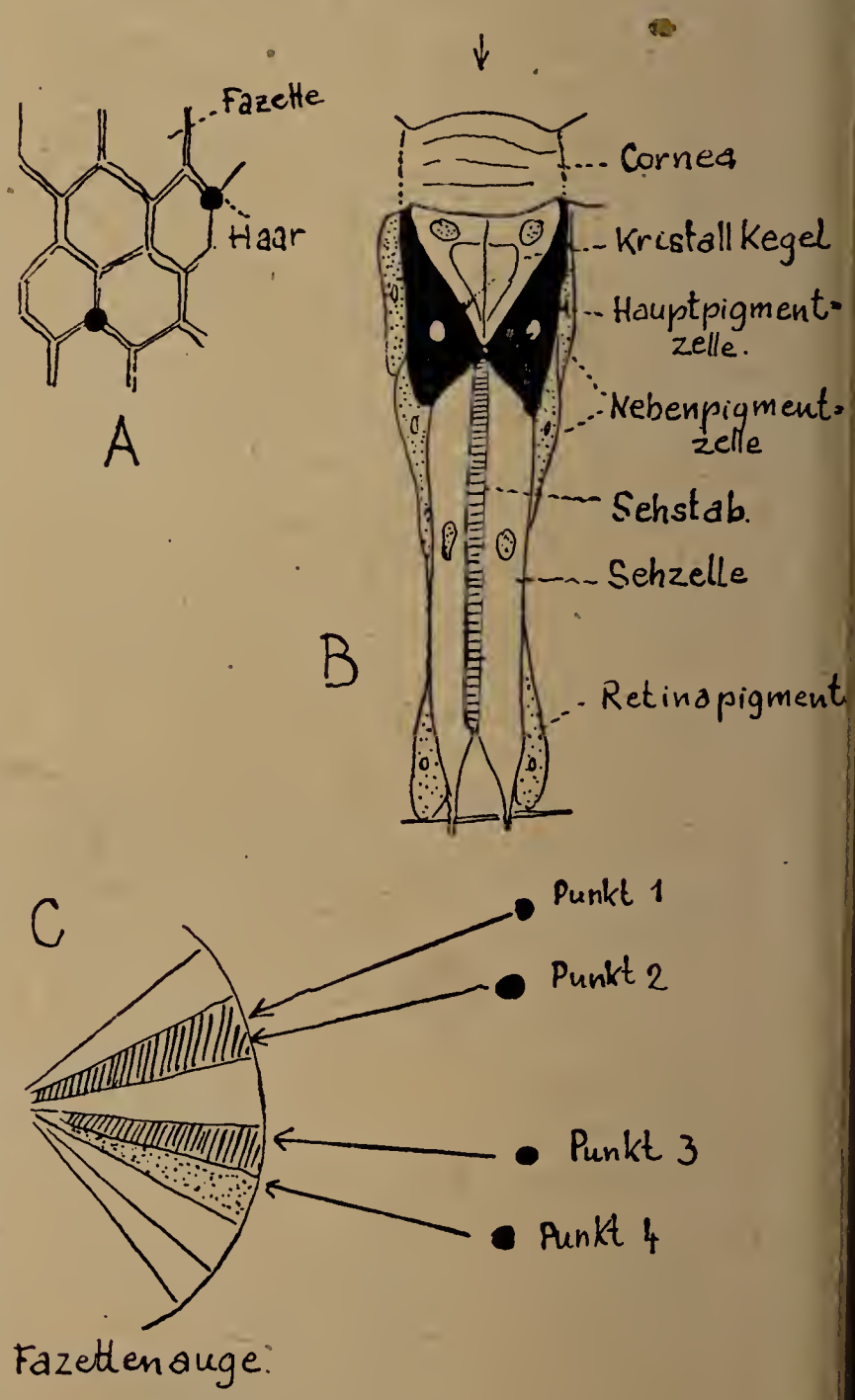
In letzter Zeit wurde das Verlangen ausgesprochen, die Krakauer zweijährige Schule für Masseure und Physiotherapeutik auszugestalten, was der Tendenz einer erhöhten Qualifikation der Arbeitenden in den sanitären Anstalten entspricht. Es wäre wichtig zu vermerken, daß ein Teil der blinden Masseure bereits seit vielen Jahren die Arbeit der Physiotherapeuten verrichtet. Das Ziel der Ausnützung der Masseure soll die Erlangung eines solchen Standes von Gebrauchsmöglichkeiten sein, wie dieser bereits von England, Italien, der Deutschen Demokratischen Republik und in den skandinavischen Staaten erreicht wurde, wo sich in diesem Fach beschäftigte blinde Masseure bereits eine feste Position geschaffen haben.

Übersetzung von
RUDOLF SCHOLZ

Vom Auge der Bienen

Es ist nicht verwunderlich, daß das Auge in unserem Blatt eine bedeutende Stellung einnimmt. Das Auge, der Träger des Gesichtssinnes, ist unendlich wertvoll und entscheidet über die jeweilige Situation des Besitzenden. Die Funktion des Auges ist, generell betrachtet, für die Lebensführung entscheidend. Eine Minderung oder ein völliges Erlöschen des Gesichtssinnes hat eine Umstellung und eine funktionelle Erweiterung der anderen Sinne zur Folge. Es ist allgemein bekannt, wie sehr sich Fledermäuse, trotz eines relativ geringen Sehvermögens, zurechtfinden. Ihr Leben, ihr Wirken, ist auf die anderen Sinne, vor allem auf den Gehörsinn, aufgebaut. Das Auge ist von der Natur so entwickelt, daß es sich auf die Lebensart und Umwelt seines Trägers einzustellen vermag. Wenn wir heute vom Auge der Bienen berichten, so soll damit nicht nur auf eines der großen Wunder der Natur hingewiesen werden, vielleicht wird auch in manchem Leser ein Interesse für das arbeitsame Volk der Bienen erweckt.

Die Wissenschaftler nennen ein Bienenauge ein zusammengesetztes Auge. Mit einer Lupe sieht man schon, daß die weit vorgewölbten Augenflächen fein gefeldert sind. Jedes Feldchen ist die äußerste Begrenzung eines Sehelements. Außen liegt die gewölbte Kornealinse, die zusammen mit dem darunterliegenden Kristallkegel das ankommende Licht bündelt und in den dahinterliegenden Sehstab wirft, den zentralsten Teil der acht Sehzellen, die sich rosettenförmig um ihn ordnen. Es ist noch nicht ganz sicher, an welcher Stelle des sehr komplizierten Auges eigentlich die Umwandlung der Lichtenergie in die chemische Energie, des Elementarsehvorgangs, erfolgt, und wir können froh sein, wenn wir uns deshalb nicht jetzt den Kopf zerbrechen müssen. Uns interessiert etwas ganz anderes! Jeder Sehkeil ist von einem Licht verschluckenden Pigmentmantel eingehüllt, jeder Sehstab empfängt daher nur das von seinem Kristallkegel, von seiner Kornealinse ankommende Licht. Zwei getrennte Punkte, die eng genug beisammen sind, um ihr Licht in eine Kornealinse, einen Kristallkegel, einen Sehstab oder, wie man kurz sagen kann, in einen Sehkeil zu schicken, werden von der Biene nicht als zwei, sondern nur als ein Lichtpunkt gesehen, sie werden nicht aufgelöst. Die Sehkeile oder Ommatidien liegen dicht gepackt, wie Papiertüten, nebenein-



Starke Vergrößerung der Aufsicht auf ein Facettenauge. Die sechseckigen Feldchen kennzeichnen die äußeren Grenzen einzelner Sehkeile (A). Starke Vergrößerung des Durchschnittes durch einen solchen Sehkeil (B). Das Licht ist dabei von oben kommend gedacht. Etwas divergierende Strahlen werden durch Kornealinse und Kristallkegel noch gebündelt, schräger auftreffendes Licht wird von den umhüllenden Pigmentzellen verschluckt. C: Die Punkte 1 und 2 werden von dem Facettenauge nicht als zwei getrennte Punkte wahrgenommen, denn ihr Licht fällt in einen einzigen Sehkeil. Die Punkte 3 und 4 sind voneinander gleich weit entfernt wie die Punkte 1 und 2; da aber hier die Sehkeile doppelt so dicht stehen als oben, werden diese beiden Punkte auch getrennt gesehen, sie fallen ja in eigene Sehkeile.

ander; jede „Tüte“ sieht nur das, was mitten in sie hineintrifft. Die Sehschärfe eines Insekts mit einem solchen zusammengesetzten Auge ist groß, grob gesprochen, um so größer oder, wie man auch sagen könnte, das Auslösungsvermögen wäre um so besser, je mehr solcher Sehkeiltüten nebeneinander liegen. In dieser Hinsicht ist die Drohne am besten ausgestattet; rund dreizehntausend Sehkeile bauen ihr Auge auf. Die Arbeiterin verfügt nur über 6300, die Königin nur über 4900 Ommatidien.

Man hat sich auch durch Dressurversuche auf bestimmte Formen ein Bild von der Sehschärfe der Bienen zu machen versucht und Eigenartiges gefunden — da wurden Figuren, wie ein voller Kreis, ein volles Quadrat, miteinander verwechselt, wohl aber unterschieden von einem sternförmig-aufgelösten Kreis oder einem durch weiße Streifen unterbrochenen Quadrat. Nicht die geometrische Form findet seitens der Bienen Beachtung, sondern der Grad der Auflösung einer Figur. Gerade diesem Wunsch nach Auflösung tragen die strahligen Blüten in wunderbarer Weise Rechnung.

Die Sehschärfe der Bienen ist bedeutend schlechter als die des Menschen, daran ist kein Zweifel, aber dieser Mangel ist auf eigenartige Weise mit einem Vorteil verknüpft. Setzen wir uns als Sozius auf ein Motorrad und sehen wir während der Fahrt zu Boden. Wir können bei einer Geschwindigkeit von dreißig Stundenkilometern (das entspricht recht genau der durchschnittlichen Fluggeschwindigkeit einer Sammelbiene bei Windstille) die Details des Bodens, über den wir fahren, nicht mehr unterscheiden. Ein Bodenmuster von 42 cm Größe würde unser Auge eben noch gut bewältigen. Unser Auge ist nicht in der Lage, mehr als 20 Bilder pro Sekunde zu verarbeiten.

Eine Biene, die über den gleichen Untergrund mit gleicher Geschwindigkeit fliegt, würde das Bodenmuster noch ohne weiteres erkennen können, denn das zeitliche Auflösungsvermögen ist bei ihr um das Zehnfache besser als bei uns. Etwas mehr als 200 Bilder werden da noch bewältigt. Ja, das schlechte räumliche Auflösungsvermögen des Bienenauges kommt dem zeitlichen Auflösungsvermögen zustatten, denn je weitwinkeliger ein Sehkeil ist, desto länger muß ein Punkt bei einer Begegnung in ihm verweilen.

Bienen verzichten auch nicht gern auf den Eindruck des Bodenmusters im Flug; will sie ein Rückenwind rascher dahintragen, so verlangsamen sie den Flug, um die Fluggeschwindigkeit über dem Boden beizubehalten, bei Gegenwind beschleunigen sie ihn, und sie scheuen sich, ins grundlose Luftmeer hinauszufliegen, etwa im Gebirge; immer sind sie bestrebt, den Untergrund unter sich in konstanter Geschwindigkeit dahingleiten zu sehen. Diese Eigenschaft hält die Bienen am Untergrund und erübrigt eine Höhenweisung.

Es ist etwas außerordentlich Reizvolles um Bienenauge, Blumenwelt und Himmel. Diese drei scheinen aufeinander harmonisch abgestimmt zu sein. Es wäre nicht auszudenken, was alles geschehen würde, wenn es den Bienen plötzlich einfiele, anders zu sehen, oder dem Himmel, kein polarisiertes Licht mehr zu schicken, oder den Blüten, anders zu blühen. Goethe sagte: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, wie könnten wir das Licht erblicken?“

(Nach dem Artikel „Die Sinne der Bienen“ von H...n, Graz. Aus: „Der Bienenvater“, August 1956.)

ERNTEDANK

Junges Volk in hellen Scharen
Zieht voll Lust im Dorfe ein
Und am Dorfplatz steht die Garbe
Siegesstolz im Dämmerschein.
Junge Mägde, noch zu freien,
Tragen Blumen in den Haaren.

Langsam geht die Roggenmuhme
Um das Erntegut herum,
Nimmt die allerschönste Ähre
Für die Erntebraut und stumm
Windet sie ins blonde Haar ihr:
Sieg der Kraft zur Lebensblume.

Alle treten hin mit Schauern
Zum Gebet am Erntetag
Und sie sprechen zu der Garbe:
„Sonnenbrand und Hagelschlag
Halte fern von unsern Feldern,
Hör das Dankgebet der Bauern.“

Kurt Klebert

Unsere holländischen Freunde Hessel Reek und seine Frau

Wieder hatten wir die Freude, in unserem Erholungsheim „Harmonie" einen besonders lieben Gast begrüßen zu können. Diesmal war es unser Schicksalsgefährte *Hessel Reek* aus Dem Haag in Holland, der in Begleitung seiner ihn liebevoll umsorgenden Gattin seinen Urlaub in Unterdambach verbrachte.

Es war sehr nett und anregend, mit ihm und seiner Frau zu plaudern, und wir erfuhren wieder allerlei Interessantes über das niederländische Blindenwesen.

Hessel Reek hat sich um die Schaffung der Internationalen Rundbandorganisation (I.R.B.O.) große Verdienste erworben. Es handelt sich dabei um den Austausch von Tonbändern zwischen Schicksalsgefährten in der ganzen Welt. Die Bestrebungen der Teilnehmer an dem I.R.B.O. sind darauf gerichtet, durch Austausch von Erfahrungen und die ständige Behandlung von Blindenproblemen, dem Blindenwesen in der ganzen Welt Auftrieb zu geben.

BLINDE
VÖLKERVE

Zweifelsohne sind die Blinden in ihren
Ländern nicht immer stark genug, u
Interessen mit Nachdruck vertreten zu k
daher ist es um so notwendiger, daß s
Blinden an die internationalen Körpers
mit ihren Anliegen wenden.

„Wie lange ist es her, daß Sie die Initia
Errichtung der I.R.B.O. ergriffen haben?

„Vor anderthalb Jahren habe ich mit
Arbeit begonnen und ich kann sagen, daß
Bemühungen nicht ohne Erfolg gebliebe
Ich habe mich zuerst an die Blindenor
tionen in den skandinavischen Ländern ge
Das Echo war günstig und spornte m
Aufnahme immer neuer Verbindungen a
trafen die ersten Tonbandsendungen a
scher Schicksalsgefährten in Holland ein.
größer wurde der Kreis und immer mehr
kamen dazu."

„Haben Sie Ihre Tätigkeit auch nach
ausgedehnt?"

„Selbstverständlich habe ich auch
mit den USA, Kanada und Australie
afrika und anderen überseeischen Länd
genommen."

„Sind Sie auch Schwierigkeiten beim
der Internationalen Rundbandorganisat
gegnet?"

„Ja, es ist vor allem die Schwierigkeit
verschiedenen Sprachen, wodurch wir ge
sind, immer Gruppen von Schicksalsg
zusammenzufassen, welche die gleiche
beherrschen. Deshalb bin ich der Meinu
gerade die Blinden Esperanto lernen soll
sich diese überaus nützliche und sehr l

KEN FÜR
ÄNDIGUNG

are Sprache anzueignen. Dadurch würde Zahl der Tonbandteilnehmer bestimmt ghaft ansteigen."

blicken Sie im Austausch von besprochenen ändern ein wertvolles Mittel zur inter- nalen Zusammenarbeit?"

h möchte mit besonderem Nachdruck be-, daß wir Blinden es versuchen wollen, den den Wege zu zeigen, um für Frieden, dschaft und Völkerverständigung zu wir- Die Blinden sind nun einmal ganz besonders r Erhaltung des Friedens interessiert. Wenn s gelingt, daß unser gutes Beispiel überall ändnis und Nachahmung findet, dann wer- wir der Menschheit trotz Blindheit einen ollen Dienst erwiesen haben."

ch diesen bemerkenswerten Worten wächst e Neugierde, und wir erkundigen uns nach Verlauf seines Werdeganges.

h bin 1924 in Amsterdam geboren und war 51 vollsehend. Der Verlust meines Augen- s ist auf die furchtbaren Leiden zurück- ren, welche ich im Konzentrationslager au zu erdulden hatte. Nach vollendeter ausbildung besuchte ich die Hotelfach- und wollte Hotelier werden. Die deutsche ung setzte meinen Plänen ein jähes Ende. li 1945 erlebte ich die Befreiung und konnte r in meine Heimat zurückkehren.

arbeitete in verschiedenen Hotels und auch chiffen und hatte Gelegenheit, ausgedehnte n zu unternehmen. Plötzlich begann mein licht infolge schwerer Entzündungen be- ich zu schwinden. Ich mußte meinen Beruf pen; zu diesem Zeitpunkt arbeitete ich in leitender Stellung in einem staatlichen Betrieb. Nach meiner Erblindung fand ich im gleichen Betrieb Beschäftigung als Telephonist. Ich arbeitete und arbeite noch stets an meiner Weiterbildung, da ich besondere Vorliebe für Journalistik hege. Vielleicht gelingt es mir, einmal diesen so interessanten und für einen Blinden durchaus möglichen Beruf auszuüben."

„Bitte erzählen Sie uns, lieber Kollege Reek, wieso Sie eigentlich zu uns hier in die ‚Harmonie' gekommen sind!"

„Seit einem Jahr bin ich dank dem Tonband in Kontakt mit dem Obmann der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, mit dem ich ständig in Tonbandkorrespondenz stehe. Er erzählte mir so viel, daß ich diese Einrichtung sowie seine Organisation unbedingt persönlich kennen lernen wollte. Ich beschloß daher, seiner Einladung zu folgen und meinen Urlaub in Österreich zu verbringen."

„Und wie gefällt es Ihnen hier?"

„Ich bin sehr beeindruckt von dem hier Gesehenen und Erlebten. Es gibt nur zwei Worte, um meinen Eindruck wiederzugeben: Wunderbar, fabelhaft! Meine Frau und ich haben die feste Absicht, alljährlich in die ‚Harmonie' zu kommen und mit den fröhlichen, lebenslustigen Freunden von der Hilfsgemeinschaft ein paar unvergeßliche Wochen zu verbringen. Selbstverständlich werden wir uns freuen, wenn es uns vergönnt sein wird, auch einmal österreichische Schicksalsgefährten in Holland begrüßen zu können. Wir sind sehr dankbar für die freundliche Aufnahme und beglückwünschen die Hilfsgemeinschaft zu ihren großartigen Erfolgen auf dem Gebiete der Erholungsfürsorge.

Es wäre sehr begrüßenswert, wenn die besonders günstige zentrale Lage von Wien die Errichtung eines internationalen Zentrums für Blinde ermöglichte. Es gibt so viele Berührungspunkte, die eine zwischenstaatliche Zusammenarbeit als dringend geboten erscheinen lassen."

Wir freuen uns außerordentlich, wieder einmal mit einem besonders aktiven Kollegen bekannt geworden zu sein, und hoffen auf eine ersprießliche Zusammenarbeit auf dem Gebiete des internationalen Blindenwesens.

Wir sind davon überzeugt, daß wenn sich alle aktiven Blinden zusammenschließen, unsere vielfältigen Ziele mit der Zeit erreicht werden.

Yvonne Blauensteiner

EMMI BEHR

Der Schwalbenmutter Heimkehr

Troh, trih, jubelten die drei Schwalbenkinder, die unermüdlich die Dorfstraße auf und ab fliegen, immer schneller und schneller. Zwischendurch setzten sie sich auf einen der blanken Drähte, auf dem ihre Mutter saß, die ihren Flugübungen mit Interesse zusah.

„Wann fliegen wir endlich fort?“ frugen sie heute wohl schon zum zehnten Male. Sie konnten es kaum mehr erwarten, die große Reise anzutreten, von der alle Schwalbeneltern so geheimnisvoll erzählten.

„Bald, bald!“ tröstete sie die Schwalbenmutter und erzählte ihnen immer wieder, wie wunderschön es dort sei, wohin sie fliegen würden. So blau wie der Himmel sei dort das Meer, das sie von ihrem Neste aus sehen konnten. Am Anfange einer engen Hafengasse sei ihr Winterheim, und von dort aus würden sie dann hinüberfliegen zu den Orangenhainen oder aber die Meeresküste entlang.

„Aber erst müßt ihr tüchtig fliegen können, stundenlang, ohne zu ermüden, denn sonst könnt ihr die weite Reise nicht vollenden, und müßt irgenwo zurückbleiben und könnt niemals das Meer, das herrliche Meer sehen.“

Mutter Schwalbe konnte nicht genug erzählen, immer wieder mußte sie von vorne anfangen und sie war doch so müde. Seit einigen Tagen schon spürte sie diese bleierne Müdigkeit. Viel öfter und auch länger mußte sie nun rasten, wenn sie ausflog, aber ihre Kinder bemerkten es nicht. Die Schwalbenmutter überkam eine tiefe Traurigkeit. Wie sollte sie den weiten Flug bewältigen, wie konnte sie ihren Kindern ihr Nest zeigen da unten im Süden, am blauen Meer? Wenn sie an das Meer dachte, wurde sie ganz krank vor Sehnsucht, und sie versuchte aufs neue zu fliegen, stundenlang, Straße auf und Straße ab, um sich für die große Reise zu üben. Sie wurde immer matter und matter und blieb dann lange auf dem Draht sitzen. Dieser glitzerte munter in der Sonne wie die silbernen Wellenkämmchen des Meeres, wenn die Brise mit ihnen spielte. Ach, nur einmal noch das Meer sehen! Sie war schon etliche Male nach dem Süden geflogen und hatte ihren Kindern die schönsten und sichersten Plätzchen gezeigt, wo sie ihr eigenes Nest bauen konnten. (Frau Schwalbe steckte ihr Köpfchen unter den Flügel und war sehr, sehr betrübt.)

Ihre Kinder waren in diesen Tagen ausgezeichnete Flieger geworden. Nur selten noch setzten sie sich zu ihrer Mutter, deren Erzählungen sie doch schon auswendig wußten. Sie hatten nur die eine Sehnsucht — fortzufliegen. Es wurde kühler von Tag zu Tag und sie sehnten sich nach Sonne, Wärme und der rätselhaften Ferne. Und eines Tages war es so weit.

Alle ihre Gefährten sammelten sich um den hohen Kirchturm, auf dessen Spitze sich ein schon etwas altersschwacher Wetterhahn drehte. Immer mehr Schwalben gesellten sich zu ihnen und flogen stundenlang aufgeregt herum. Und als der Zeiger der etwas ver-

Illustration: Klumbies

Tragödie

In Rom rief ein Zeitungsverkäufer aus: „Il Giornale d'Italia ... Die furchtbare Tragödie von heute morgen!“

Ich kaufte mir eine Nummer, überflog sie, konnte aber nichts finden, was diese laute Ankündigung gerechtfertigt hätte. „Wo steht denn da etwas von einer gräßlichen Tragödie?“ fragte ich den Zeitungsverkäufer.

Der Mann wies auf eine Überschrift, und ich las: Junge Frau schenkt Vierlingen das Leben. *„Das ist nämlich* meine *Frau“, erklärte er.*

rosteten Turmuhr bald die zehnte Stunde anzeigte, flogen sie davon, Hunderte von Schwalben.

„Komm mit, Mutter, komm mit!“ riefen jubelnd unsere drei Schwalbenkinder. Hei, wie sie elegant die Luft durchsegelten.

„Ich komme nach, ich komme bald nach!“ antwortete die Schwalbenmutter.

Dort flogen sie alle, ihre Kinder und auch ihre Gefährten, hinein in den wundervollen Herbsttag. Lange, lange schaute sie ihnen nach, bis sie endlich verschwunden waren. Ein kalter Wind blies plötzlich vom Norden her, und die Schwalbe erschauerte bis in ihr armes, sehnsuchtskrankes Herz.

Sie wurde von Tag zu Tag matter und dachte nur noch an ihre Kinder, die jetzt schon die wundervollen Gefilde des Südens erreicht haben mochten. Wenn sie nur die gefährliche Reise gut überstanden haben!

Eines Tages, es war schon Ende Oktober, fühlte sie sich irgendwie gestärkt. Vielleicht konnte sie doch ihren Kindern nachfliegen? Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen und flog hinauf in die Luft. Ein eisiger Wind trug sie ein Stück weit fort, und sie flog und flog wie im Traum. Da glitzerte plötzlich unter ihr eine schneeweiße Fläche — auf einer höher gelegenen Bergwiese hatte es am Morgen geschneit —, und sie flog geradewegs auf diese glänzende Fläche zu.

„Das Meer, das Meer“, jubelte die Schwalbe, „ich habe es doch erreicht“, und dann sank ein kleiner federleichter Vogelkörper auf die Schneefläche nieder. Viele, viele Schneesternchen kamen in der Nacht und deckten die tote Schwalbenmutter behutsam zu.

Freundschaft der Blinden

Gute Freundschaft zwischen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs und dem Steiermärkischen Blindenverein schafft beste Voraussetzungen für eine gedeihliche Entwicklung des österreichischen Blindenwesens.

Dieses Bild zeigt von links nach rechts J. Ganser, Obmann des Steiermärkischen Blindenvereins; Robert Vogel, Obmann der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs und J. Fortmüller, Obmannstellvertreter des Steiermärkischen Blindenvereins.

KARIN RÖTZER

EIN WANDERBURSCH

Meine Großeltern besaßen einen geräumigen Einkehrgasthof mit einigen Schlafkammern und besseren Zimmern. Ob die letzteren immer besetzt waren? Aber die Kammern und Betten waren zumeist bewohnt von kleinen Leuten, die nicht genug Geld besaßen, in richtigen Hotels logieren zu können.

Mein Vater war noch ein kleiner Kerl und als jüngster der Familie das verhätschelte Lieblingskind Mutters.

Die Roßau bestand damals aus einigen Häusern, alten Bäumen und sonnigen Wiesenflecken, und so war es auch nicht wunderlich, daß der Gasthof „Zum weißen Lamm" für Wanderburschen ein willkommenes Quartier bedeutete.

Auf Wanderschaft ging damals jeder Handwerksbursche. Nur hatte keiner viel Geld in der Tasche. Aber der Lamplwirt, kurz so genannt, hatte Herz und Gefühl für die Jungen, und so mancher, der keinen Tupf besessen hatte, konnte hier seinen Hunger stillen und bis zum Morgen in einem richtigen Bett schlafen.

Oft saßen die Burschen bis spät in die Nacht um den Tisch, und es war nicht zu wundern, daß sie beim trüben Schein einer Petroleumlampe Erlebnisse und Geschichten erzählten.

Sie merkten gar nicht, daß der kleine Karli dicht hinter ihnen saß, im dunklen Winkel, und mit roten Wangen zuhorchte, bis Mutter sagte: „Komm, es ist Zeit, zu Bett zu gehen!"

Nur widerstrebend konnte sich das Kind loslösen, und in seinem Kopf ging alles wirr durcheinander, ehe es einschlafen konnte.

Am anderen Morgen waren die lustigen Gesellen längst weitergewandert. Karli aber wollte auch in die weite Welt — Städte sehen, Berge, Länder, Menschen, und vor allem etwas erleben!

Als er mittags dem alten Stammgast Berger, der nur von Karli bedient werden wollte, den leeren Teller brachte, da der hinterlistige Knödel längst vorausgerollt kam, ohne daß Karli dies bemerkt hatte, meinte Mutter besorgt: „Mir scheint, du bist heute nicht ausgeschlafen?"

Da nahm sich der Bub ein Herz und gestand, daß er auf Wanderschaft gehen wollte.

Mutter sah ihren Vierjährigen zärtlich an. Dann sagte sie mit ernster Miene: „Ja, liebes Kind, da kann man nichts machen, wenn du auf die Walz willst, will ich dich nicht aufhalten."

Und nachmittags hatte sich Karli fertiggemacht.

Mit einem Haselstock in der Hand und einem Binkerl, das ihm Mutter zurechtgemacht hatte, wie es sich für einen richtigen Wanderburschen ziemte, verabschiedete sich Karli vom alten Stammgast und vom Gesinde.

Vater gab ihm ein paar Kreuzer, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Bleib ehrlich und brav!"

Mutter zog ihren Buben fest an sich: „Leb wohl! Und wenn du einmal Heimweh hast, kommst halt wieder, gelt?" Sie ging vors Haus und sah ihm lange nach.

Längs des Ufers trabte er weiter und weit und breit kümmerte sich keine Seele um ihn. Sein Ziel war die rebengrüne Wachau.

Bald aber war die Sonne untergegangen. Es ward kühl und Karlis kurze Beine waren müde; so müde, wie nie zuvor. Hunger kroch heran. Doch damit wollte er sich tapfer abfinden, wozu war man ein Wanderbursch?

Kleine Füße können zwar schnell sein, weit kommt man mit ihnen aber doch nicht, und nach zwei Stunden konnte der kleine Abenteurer einfach nicht mehr weiter. Wenn die Finsternis wenigstens nicht gewesen wäre, daß er sich einsam vorkam und fürchtete! Weinen? Aber nein, nur ein Mann bleiben, dachte Karli. Dabei sank er ins feuchte Gras und Tränen liefen ihm über die Kinderwangen.

Plötzlich hörte er eine bekannte Stimme: „Karli, lieber kleiner Karli —" dann wurde er aufgenommen samt Haselstock und Binkerl. Der Hausknecht, den Mutter ihm heimlich nachgeschickt hatte, brachte das verirrte Lämmchen wieder heim ins warme Nest.

Jahre waren darüber vergangen.

Karli war ein stattlicher Jüngling geworden, der brav seinen Eltern half.

Aber eines Tages hatte er seine Fröhlichkeit nicht mehr, und Mutters scharfe Augen hatten dies bald erspäht. So war es natürlich, daß sie ihren Jüngsten besorgt fragte: „Was ist denn mit dir geschehen, Karl, bist ja gar nicht mehr der alte! Fehlt dir was?"

„Nein, Mutter — nur", und Mutter setzte fort: „Nur —? Na, red nur weiter, mir kannst du schon sagen, was dir am Herzen liegt."

„Ich mag die Christl nicht heiraten."

„Ach so!" Mutter sah festen Blicks in die trotzigen Bubenaugen: „Und die andere — hat s' was?"

„Nein, aber ich hab' sie gern", kam's zurück.

Einige Atemzüge lang war es still im Raum.

„Wenn du sie halt gar so gern hast, die Mizzerl — werd halt glücklich mit ihr, und — mit Vater rede ich schon."

Und Mutter eilte in die Küche und gab resolut ihre Weisungen: „Kalbsbraten mit Reis — in den Garten! Brathuhn mit Kompott und Salat ins Extrazimmer! Vorwärts Karl, zum In-den-Himmel-Schauen ist jetzt keine Zeit. Rasch zwei Portionen Kalbsgullasch mit Nockerln ins Schankzimmer, die Gäste wollen essen! Hast noch immer nicht begriffen", schalt sie das erschrockene Küchenmädchen, „daß man mit Pfeffer und Paprika nicht knausern darf, weil die Leut' sonst keinen Durst kriegen?"

Was sie nur heute hat, meine allzeit gütige Frau? Hab' gar nicht gewußt, daß sie so hart sein kann — sinniert Vater. Er schiebt die Brille nach oben, legt die Zeitung weg und kann sich nicht genug wundern.

Die Lamplwirtin aber ist einen Augenblick allein in der Küche und wischt schnell mit dem Handrücken über die naßgewordenen Augen.

„Jetzt ist es ernst", sagt sie halblaut vor sich hin — „nur nimmt diesmal mein Bub auch sein Herz mit auf die Wanderschaft."

LEISTUNGSSTEIGERND
ASTRALUX
KÜNSTLICHE SONNE

Institut für armenische Blinde und Gehörgeschädigte in Buorj-Hamoud, Beirut

Dieses Institut, welches früher unter dem Namen „Gha-Cir-Blindenheim" bestand, wurde 1923 durch die Gesellschaft für die Fürsorge Schwerbeschädigter im Nahen Osten gegründet. 1926 wurde seine Betreuung den „Schweizer Freunden der Armenier" übertragen; die Gesellschaft für die Fürsorge Schwerbeschädigter im Nahen Osten kam weiterhin für die Hälfte der Erhaltungskosten des Institutes auf. Im April 1928 ging jedoch die Betreuung des Institutes völlig an die „Schweizer Freunde der Armenier" über.

Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges wurde das Institut 1946 von Ghacir nach Beirut verlegt, was für seine Weiterentwicklung von großem Vorteil war. Das Gebäude, in welches es dortselbst einzog, hatte früher ein Heim für armenische Witwen und alte, alleinstehende Frauen beherbergt.

Die Blindenschule umfaßt einen Kindergarten, in welchem die Kinder, je nach Alter ihrer Einweisung, zwei bis vier Jahre verbringen können, sowie eine sechsklassige Volksschule, in der die Blinden Unterricht in folgenden Gegenständen erhalten: Religion, Geschichte, Geographie, Rechnen, Naturwissenschaften, Musik und körperliche Übungen. Sie lernen ferner Armenisch (ihre Muttersprache), Arabisch (die Landessprache) und Englisch (die beste Weltsprache zum Lesen von Punktschriftliteratur). Ferner werden sie in verschiedenen Handfertigkeiten unterwiesen.

Nach abgeschlossener Schulbildung besucht der blinde Schüler in der Regel einen zwei- oder dreijährigen Fortbildungskursus, in dessen Verlauf er meist in einer der Werkstätten des Institutes als Handwerker ausgebildet wird.

Die Schule für Taubstumme umfaßt einen Kindergarten sowie eine achtjährige Volksschule, in welcher die Kinder nur in ihrer

Muttersprache, dem Armenischen, unterrichtet werden. Sie lernen lesen, in die Hand schreiben, rechnen, zeichnen, Handfertigkeiten und körperliche Übungen. Dieses Institut für Blinde und Taubstumme ist das einzige im Nahen Osten, wo armenische Schüler in ihrer Muttersprache unterrichtet werden.

Das Institut besitzt eine Bücherei von 1700 Werken in armenischer, arabischer, englischer, französischer und deutscher Sprache. Die meisten dieser Bücher können an erwachsene Blinde ausgeliehen werden. Die Bücherei hat auch einen Bestand an Punktschriftnoten aufzuweisen.

Die Blindenschule veröffentlicht eine Punktschrift-Monatszeitschrift in armenischer Sprache, welche den Titel „Loois" (Licht) führt. Durch diese Zeitschrift bleibt das Institut in Kontakt mit seinen früheren Schülern. Die Zeitschrift enthält Beiträge aus den Geisteswissenschaften und aus dem kulturellen Leben, als auch Nachrichten, welche die Leser über Wissenswertes aus dem Institutsleben am laufenden halten.

Außerdem besteht im Rahmen des Institutes eine Musikschule zur Ausbildung begabter Blinder im Violin-, Klavier- und Harmoniumspiel sowie im Gesang. Ein gemischter Chor erwachsener Blinder wird im Vortrag guter armenischer Chorwerke unterrichtet. Ferner gibt es Werkstätten für Bürsten- und Besenbinden, Korb- und Korbmöbelerzeugung sowie weibliche Handarbeiten. Das Institut verfügt außerdem in Beirut über ein Geschäft, in welchem Blindenwaren verkauft werden.

Das Institut ist ein Werk christlicher Nächstenliebe, in welchem man bemüht ist, den Schülern und Heiminsassen eine gute körperliche, geistige und seelische Grundlage für ihren Lebenskampf zu geben. So soll der Mitwelt bewiesen werden, daß die Blinden und Taubstummen, bei entsprechender Vorbildung, zu ebenso vollwertigen Menschen erzogen werden können, wie jedermann in der Welt. Helen Keller sagt: „Blinde und taube Kinder haben dasselbe Recht auf Erziehung, wie jeder mit Intelligenz ausgestattete Mensch. Sie haben auch dieselbe Berechtigung, sich im späteren Leben eine eigene Existenz aufzubauen!"

Die Zahl der im Heim beschäftigten bzw. der durch das Heim betreuten Personen beträgt insgesamt 116 Personen. Davon sind 16 blinde und 13 taubstumme Schüler und 6 blinde sowie 4 sehende Lehrer, die restlichen 77 Personen sind in den Werkstätten bzw. in der Verwaltung tätig.

Lehrmittel aller Art, wie Landkarten, Schulbücher und Noten aus Deutschland, Frankreich, England und den USA, stehen für den Unterricht der blinden Schüler zur Verfügung. Von hervorragenden Gelehrten und Forschern, welche das Heim besuchen, werden Vorträge aus den verschiedensten Wissensgebieten und über das Leben in fremden Ländern gehalten.

Eine sehende Lehrerin für Taubstumme wurde nach England entsandt, wo sie ihre Kenntnisse an der Universität Manchester vervollkommnen soll. Sie beabsichtigt, ein Diplom als Taubstummenlehrerin zu erhalten.

Die Arbeit in den Werkstätten füllt einen großen Teil des täglichen Lebens der Gemeinschaft aus. Das Personal der Werkstätten umfaßt 77 Personen. Es besteht aus blinden Heiminsassen sowie aus auswärts wohnenden Blinden, die nur zur Arbeit kommen, und aus Sehenden, welche teils Arbeiter in den Werkstätten sind, teils die Anstaltsleitung und das dazugehörige Personal ausmachen.

Für die heißen Sommertage wurde ein Haus in einem libanesischen Bergdorf gepachtet, welches den Heiminsassen als Erholungsstätte dient.

Die Gesamtausgaben des Institutes für 1955 betrugen: 62.740.16 Lib. Pfund (19.484.50 US Dollar). Ein großer Teil dieser Ausgaben konnte teilweise durch Naturalspenden, teilweise durch Geldspenden der Gönner, gedeckt werden.

Anläßlich des 75. Geburtstages von Helen Keller wurden in den armenischen Zeitungen Artikel über die Wichtigkeit der Erziehung blinder und tauber Kinder veröffentlicht. Das Leben Helen Kellers beweist, daß selbst Menschen, denen zwei so wichtige Sinne wie Gesicht und Gehör fehlen, bei entsprechender Begabung in den Stand gesetzt werden können, Einmaliges nicht nur für die eigene Person, sondern auch im Dienste der schwerbehinderten Mitmenschen zu leisten.

Kongreß der blinden Esperantisten

Im Rahmen des Weltkongresses der Esperantisten, welcher vom 2. bis 9. August in Mainz stattfand und zu dem sich 2000 Delegierte aus 40 Ländern einfanden, wurde auch der internationale Kongreß der blinden Esperantisten abgehalten.

Mit einer sehr eindrucksvollen Begrüßungsansprache eröffnete der Oberbürgermeister der Rheinstadt, *Franz Stein*, in der allen Anwesenden verständlichen gemeinsamen Sprache Esperanto im Mainzer Schloß den 48. Weltkongreß der Esperantisten und wies auf die große Bedeutung der vor 70 Jahren entstandenen Schöpfung des polnischen Augenarztes Dr. Zamenhof hin.

Vertreter aus allen Ländern überbrachten die Grüße ihrer Heimat und versprachen, alles zu tun, um der Welt den Frieden zu erhalten.

In der Gutenberg-Universität hielten die blinden Esperantisten ihren Sonderkongreß ab. Es war in jeder Weise für die Kongreßteilnehmer, welche mit ihren Begleitpersonen aus den verschiedensten Himmelsrichtungen nach Mainz gekommen waren, bestens gesorgt.

Präsident *Josef Kreitz* aus Köln eröffnete den Kongreß der blinden Esperantisten und verlieh seiner Freude Ausdruck, daß so viele Schicksalsgefährten weder Mühe noch Kosten gescheut hatten, in das „Goldene Mainz" zu kommen, um hier in brüderlicher Zusammenarbeit mit den Delegierten aus vielen anderen Ländern dem Blindenwesen einen wertvollen Dienst zu erweisen.

„Sie ist nicht schwer zu erlernen, unsere gemeinsame Sprache Esperanto", betonte der Sprecher, „aber sie ist geeignet, uns zusammenzuführen, einander näherzubringen und viele Mißverständnisse aus der Welt zu schaffen. So wird unsere Arbeit ein Beitrag zur Völkerverständigung und zur Festigung guter freundschaftlicher Beziehungen zwischen allen Menschen bilden!"

Obmann *Robert Vogel* von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs begrüßte als österreichischer Delegierter den Kongreß und versprach, die internationale Organisation der blinden Esperantisten in jeder Weise zu unterstützen.

In vielen Arbeitssitzungen behandelte der Kongreß die brennenden Probleme des Blindenwesens. Erfahrungen wurden ausgetauscht und mit großem Interesse wurden die Berichte der Delegierten über den Stand des Blindenwesens in ihren Ländern entgegengenommen.

Eine gemeinsame Sprache für ein gemeinsames Streben

Ohne komplizierte Übersetzungsmaschinerie konnten sich alle Anwesenden verständigen, und dies nicht nur durch die gemeinsame Sprache, sondern vor allem durch den Geist, welcher von dieser internationalen Sprache ausgeht, den Geist der Brüderlichkeit.

Alle Esperantisten, welche zum Gelingen dieses Weltkongresses beigetragen haben, verdienen unseren tiefst empfundenen Dank.

Es wird sich sicher noch Gelegenheit bieten, mehr über dieses große Ereignis zu berichten.

Der Stadt Mainz, ihrem Oberbürgermeister und dem Dekan der Universität sei herzlichst für die liebevolle Aufnahme gedankt, welche die Kongreßteilnehmer gefunden haben.

R. V.

Illustration: Klumbies

Einmalige Gelegenheit

Vater tobte, weil sein Söhnchen irgend etwas getan hatte, was ihm schon mehrmals verboten worden war.

„Bestrafe ihn bitte diesmal noch nicht" bat die Mutter. „Warte ab, bis er es wieder tut."

„So!" schrie der Vater. „Und wenn er es nun nicht wieder tut?"

EGON KOMORZYNSKI

Mozart und Maria Theresia Paradis

Am 30. September 1784 trug Mozart in das Verzeichnis seiner Werke ein: „Ein Klavierkonzert. Begleitung: 2 violini, 2 viole, 1 flauto, 2 oboe, 2 fagotti, 2 corni e basso." Es handelt sich um das Klavierkonzert in B-Dur, Köchelverzeichnis Nr. 456, ein Kunstwerk, das außer seinem musikalischen Wert eine persönliche Bedeutung hat. Mozart schuf es für Maria Theresia Paradis, mit der ihn eine aus zufälliger Bekanntschaft entstandene Freundschaft verband.

Kaiserin Maria Theresia war die Taufpatin des 1759 in Wien als Tochter eines niederösterreichischen Regierungsrats geborenen Mädchens, das, nicht ganz drei Jahre alt, eines Nachts plötzlich blind wurde.

Ihrer hohen Begabung für Musik wegen ließen sie die Eltern in Klavier unterrichten; ihre rasche Auffassung und ihr unglaubliches Gedächtnis — sie merkte sich jedes Stück nach einmaligem Vorspielen und kannte bald 80 Klavierkonzerte auswendig — erregte das Staunen ihrer Lehrer; am meisten aber bewunderte man das ihr Spiel kennzeichnende Feingefühl, ihr Vortrag war von einem das Gemüt unwiderstehlich ergreifenden, seelenvollen Ausdruck. Kenner nannten ihr Spiel „unübertrefflich", aber sie scheute das öffentliche Auftreten und ließ sich nur „in geschlossenen Kreisen" hören, wo ihre Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit ihr die Achtung und Liebe aller zuwandte.

Wie durch eine glückliche Fügung lernte sie 1783, als sie mit der Mutter eine Reise nach Salzburg machte, dort Mozarts Vater und Schwester kennen, und als Wolfgang Amadé Mozart im Juli 1783 mit seiner Frau Salzburg besuchte, erkannte er die Meisterschaft der drei Jahre jüngeren Pianistin, die er schon in Wien gelegentlich spielen gehört hatte. Er schloß Freundschaft mit Maria Theresia und ermunterte sie zu größerem Selbstvertrauen und zur Überwindung ihrer Schüchternheit. Und siehe! Was allen andern nicht gelang, das gelang dem neuen Freund: das Mädchen faßte im Bewußtsein des eigenen Werts den Mut, ihren Zeitgenossen ihre Persönlichkeit zu offenbaren — sie, die nicht sehen konnte, wurde von vielen gehört, und

ihr Spiel riß die Hörer zur Begeisterung hin. Von 1784 bis 1786 besuchte sie auf Kunstreisen fast ganz Europa und „setzte alle Welt durch ihr treffliches Klavierspiel in Bewunderung".

Das Klavierkonzert, das Mozart 1784 für seine Freundin komponierte, darf nicht von außen, vom Standpunkt musikalischer Technik, beurteilt werden. Es läßt den, der es mit dem Herzen hört, noch heute Mozarts geniale Schaffenskraft bewundern. Mozart hat, indem er seine Erkenntnis ihres Wesens in das Maria Theresia gewidmete Konzert übertrug, ein leuchtendes Denkmal ihrer Persönlichkeit geschaffen. Das Konzert ist der Beweis dafür, daß Mozart mit feinem Verständnis nach- und mitfühlte, welche Schwierigkeiten Maria Theresia überwinden mußte, bis sie sich dazu entschließen konnte, aus sich heraus und vor die Welt zu treten und den in der Tiefe ihres Herzens ruhenden Reichtum an Gefühl öffentlich auszustellen. Und doch hatte sie das Recht und die Pflicht, sich als Künstlerin die Geltung zu verschaffen, die

ihr gebührte. Warum sollte ihr hohes Können ungekannt verkümmern? Indem Wolfgang versuchte, sie zu ermutigen, ihren Glauben an sich selbst zu stärken, nützte er der Kunst, die ihm heilig war, aber auch der Künstlerin, die durch das Erlebnis äußeren Erfolgs die Überzeugung ihrer Bedeutung bekommen und die bisherige Zurückgezogenheit abstreifen konnte. Das Problem war also: Wie kann der Gegensatz zwischen der lauten Außenwelt und der stillen, einsamen Künstlerseele durch einen kühnen Entschluß besiegt werden? Ist ein ganz in seiner verträumten Unschuld eingesponnenes, durch die Blindheit von der Außenwelt abgeschlossenes Mädchen imstande, diesen Entschluß zu fassen? Ja! Sie soll ihn fassen, wie der Freund es ihr rät, und sie soll dem Freund vertrauen und glauben, daß die Durchführung des Entschlusses gelingen und zu Erfolg und Freude führen wird!

Dieses Problem hat Mozart dem Konzert zugrunde gelegt. Seinem Genie ist es mit einzig dastehender Meisterschaft gelungen, den „Fall Maria Theresia Paradis" in Musik zu setzen und aus ihm ein musikalisches Porträt zu formen. Die überbescheidene Künstlerin, die mit vollendeter Technik eine überströmende Innigkeit des Fühlens vereinte, war einer sorgfältigen Erfassung ihrer künstlerischen Eigenart, aber auch ihres edlen Menschentums würdig. Zu ihr hätte der glänzende Pomp der klingenden Trompeten und donnernden Pauken nicht gepaßt — deshalb ist das Konzert mit seiner kleinen Orchesterbesetzung (Streicher, fünf Holzbläser, zwei Hörner) bescheiden, wie das blinde Mädchen selbst, und vereinigt in genialer Weise schlichten melodischen Schmuck mit herzlicher Empfindungsfülle; es erzielt mit einfachen Mitteln eine zu Herzen gehende Wirkung; Mozart verstand hier, wie auch in manchen andern Werken, scheinbar sich der Konvention zu fügen und trotzdem den gewollten Zweck zu erreichen.

Der erste Satz gleicht zunächst einer gutgemeinten Aufmunterung durch das Orchester, das 69 Takte allein das Wort führt, erst vom siebzigsten Takt ertönt das Solo des Klaviers, Streicher und Bläser nähern sich ihm und reden ihm zärtlich zu, doch das Solo leistet ihnen heftigen Widerstand. Auf einen vom hohen Klang der Flöte überschwebten Zuspruch des Orchesters folgt als zweites Solo eine mädchenhaft liebliche Melodie — wie eine zarte Gestalt, die durch rohes Anfassen verletzt oder vernichtet würde. Nach lebhaftem Wechselspiel folgt eine Generalpause des Orchesters, dazu ein Triller des Klaviers, wie ein Augenblick schmerzlichen Überlegens; dann schweigt das Klavier, wie jemand, der eine schwere Entscheidung getroffen hat, während das Orchester, froh des errungenen Siegs, den Satz zuversichtlich und freudig beendet. Die Klänge gelten dem Gegensatz zwischen der äußeren Welt und dem wehrlosen, ein entschlossenes Auftreten scheuenden Mädchenherzen und dem dringenden Rat des Freundes, sich zu einer dem inneren Wert entsprechenden Tapferkeit aufzuraffen. Dieser Rat ist schwer zu befolgen, darum gibt der schwermütige, bedenkliche Ton der Fagotte und der doppelt besetzten Bratschen dem Satz eine düstere Färbung.

Der Mittelsatz — g-Moll, andante un poco sostenuto — vertieft sich in das Denken und Fühlen des Mädchens, das nur durch Überwindung der in ihm selbst vorhandenen Hemmungen das ausführen kann, wozu es sich entschlossen hat. Wehmütig verschleiert setzt das Orchester ein, ihm antwortet das Klavier, wieder treten die Fagotte hervor, dazu das Klavier in Zweiunddreißigstelfiguren, die wie Tränen glänzen. Es ist, als träte eine sonst verschlossene Natur, einer übermächtigen Regung des Gefühls erliegend, aus sich heraus und erschließe die Geheimnisse ihres Innenlebens. Ein Überwallen des Gefühls wechselt mit Regungen lieblichster

DIE ZEIT

Von Säulen des Unendlichen getragen,
seit Anbeginn von jeglichem Bestehn,
seh' ich die Zeit durch alle Zeiten ragen,
als Urgewalt vom Werden und Vergehn.
Sich selber zeugend und aus sich geboren,
ist sie, dem Ewigen zutiefst vereint,
sich zu vollenden stetig neu erkoren.
Ihr Wachstum, das so unfaßbar erscheint,
ist Ursprungskraft, die rein und unvergoren,
Ersterbendes mit neu Entstandnem eint.
Kein Bruchteil ihres Daseins geht verloren,
wenn scheinbar sie auch selber sich verneint.
Ich seh' sie doch durch alle Zeiten ragen
und deren Fluchten siegreich überstehn,
von Säulen des Unendlichen getragen,
als Urgewalt vom Werden und Vergehn.

Friedrich Winkelmüller

Anmut und Reinheit, in perlenden Klangketten umrahmt das Klavier die Unschuldstimme der Flöte, den treuherzigen Ton der Oboen, die sehnsüchtigen Seufzer der Hörner und den Ernst der Fagotte — bis sich der Strom der Töne beruhigt; pianissimo schließt der Satz, der von herzbezwingender Innigkeit und Tiefe ist — der Beweis verständnisvoller Freundschaft und zärtlicher Anteilnahme.

Doch es ist nicht Zeit, sich in Träume zu versenken, es muß gehandelt werden. Den Schlußsatz eröffnet das Klavier, frisch und lebendig, in zielbewußter Geläufigkeit klingt es gemeinsam mit dem Orchester — der Entschluß ward zur Tat, die Tat ist geglückt, das Selbstvertrauen muß zum Erfolg führen! Einträchtig lassen Klavier und Orchester — Welt und Künstlerherz sind einig — in flottem Forte den Schluß erklingen wie einen frohen Blick in die Zukunft: Frisch gewagt ist schon gewonnen!

So hat Mozart seinem Wunsch, die Freundin möge, den guten Rat befolgend, erfolgreich vor die Öffentlichkeit treten, musikalisch Ausdruck gegeben.

Maria Theresia kehrte 1786 nach Wien zurück und gründete hier eine „musikalische Bildungsanstalt"; ihre natürliche Veranlagung und ihre persönliche Lehrmethode erzielten Erfolge, die an Wunder grenzten. Dabei blieb sie immer bescheiden und freundlich. Eine Konzertreise hat sie nicht mehr unternommen. Mozart ist bis zu seinem frühen Tod ihr Freund geblieben. Sie starb am 1. Februar 1824. Die „Allgemeine musikalische Zeitung" in Leipzig gedachte ihrer mit den Worten: „In Wien starb die berühmte blinde Virtuosin, Fräulein Therese Paradis, sie hinterläßt viele um ihren Verlust trauernde Schülerinnen, in deren dankbaren Herzen ihr teures Andenken noch lange fortleben wird."

In Wien erinnert nur die im 19. Bezirk zwischen Silbergasse und Grinzinger Allee befindliche „Paradisgasse" (deren Name oft mißverstanden wird) an die blinde Künstlerin, die ein Leben lang der von ihr heiliggehaltenen Kunst gedient hat.

Mozart liebte das der Freundin zugedachte Konzert — vielleicht als ein in seinem Herzen wurzelndes Kunstwerk — und spielte es später in seinen Akademien selbst — so am 13. Februar 1785 in Gegenwart Kaiser Josefs II., der ihm dafür, wundersam ergriffen, öffentlich stumm die Hand drückte.

D. M. ZAMPACH

Am Zürichsee

Im Garten des eleganten Hotels stand eine große schöne Frau und schaute hinüber nach dem tiefblauen See, auf dem viele kleine Boote schaukelten. Über der breiten Brücke kreisten die Möwen und tauchten manchmal so tief auf das Wasser nieder, daß es aussah, als berührten sie es mit den Flügeln. Dann kamen sie wieder an die Brückenpfeiler und baten um Futter, im Fluge erhaschten sie die Brocken, die man ihnen zuwarf. Die schöne Frau blickte nach den Bergen, die im Abendrot glühten und auf deren Gipfel noch kleine Schimmer von Schnee lagen, während es im Tal schon warm war.

Ich hatte im Hotel nach ihr gefragt und stand nun unter der Türe der Halle, um sie zu suchen. So oft ich sie wieder erblickte, mußte ich mich über ihre Schönheit freuen, über den Rhythmus ihrer Bewegung, die schlanke Gestalt, die Anmut des Wesens, wenn sie mich begrüßte, den Kopf neigte und lächelte. Einen Augenblick noch stand ich still und betrachtete das feine Profil, das sich gegen den dunkelblauen See abhob. Da fühlte sie meinen Blick und wandte mir den Kopf zu, kam näher und reichte mir die Hand. Sie bat mich, bei ihr im Garten Platz zu nehmen, bei den Palmen, wo es schattig ist und man die Fußgänger über die Brücke vorbeihasten sieht. Wir hatten die schönste Aussicht über den See, und ich bekam den besten Platz, so daß mein Blick an ihrem Profil haften blieb, wenn ich nach dem wunderschönen See schaute, der in der Nachmittagsonne lag. Wir sprachen eine Weile und saßen schließlich schweigend da, hörten das Getriebe der Stadt, die Tuten der Dampfer und die Lieder der Heilsarmee, die am See gesungen wurden. Während ich die schöne Frau betrachtete, mußte ich daran denken,

wie glücklich doch mein Freund war, der diese Frau sein eigen nannte, denn sie schien absolut zu ihm zu gehören, und doch wußte ich, daß jedes der beiden seine eigenen Wege ging.

Als hätte sie meinen Gedankengang erraten, wandte sie mir den Kopf zu, und ihre großen Augen schauten mich fragend an, so daß ich ganz unvermittelt fragte: „Sagen Sie, Frau Meta, sind Sie glücklich?“

Gar nicht erstaunt über diese so gar nicht alltägliche Frage blickte sie von mir fort, wieder über den See und sagte leise, beinahe wie ein Eingeständnis, das sie sich selbst macht: „Beinahe!“

Dann wandte sie mir ihren Blick wieder zu und fragte: „Ist das nicht schon sehr viel im Leben?“

„Sehr viel!“ gab ich zu. „Wenig Menschen können das von sich behaupten. Aber warum nur beinahe?“

Es war dunkel geworden, und sie blickte wieder über den See, und als spräche sie zu sich selbst, sagte sie leise: „Weil ich meinen Mann über alles liebe.“

Eine Weile blieb es still zwischen uns. Die ersten Lichter im Hotel und in der Stadt flammten auf und schälten uns teilweise aus dem Dunkel. Wie Gold lag dieser Schimmer über ihrem hellen Haar und über den Schultern, und ich fühlte, ich mußte irgend etwas sagen, denn diese Stille zwischen uns war zu laut.

„Er ist Ihr Gatte geworden, sie sind beide jung, gesund und reich. Sie haben alles, was Sie sich nur wünschen können, warum also sind Sie nur beinahe glücklich?“

Sie lehnte sich zurück und verschwand dadurch im Dunkel, so daß sie nun, wo ich sie nicht sehen konnte, es leichter hatte, zu reden. Und als spräche sie nur zu sich selbst, sagte sie langsam: „In jeder Ehe kommt einmal der Tag, früher oder später, aber er kommt unerbittlich, wo ein Teil den andern nicht mehr so sehr liebt, und vor diesem Tag bangt mir, denn diesen Tag würde ich nicht überleben.“

Auf alles andere war ich eher gefaßt als auf diese Worte. Ich kannte die schöne Frau lange, sie war immer lustig, immer in Gesellschaft junger Männer, eigentlich hatte ich geglaubt, ihre Heirat mit meinem Freund wäre eine ganz alltägliche gewesen, daß es auch von ihr eine tiefe Zuneigung sein könnte, wußte ich nicht. Ein schneller Blick in dieses offene Frauengesicht ließ den plötzlich aufkeimenden Gedanken in mir, es könnte Komödie sein, schnell verstummen.

Sie wandte mir jetzt ihre Augen zu und fragte: „Warum schweigen Sie? Sie sind der beste Freund meines Mannes, Sie dürfen mir alles sagen.“

Ich suchte nach Worten, endlich sagte ich langsam: „Ich verstehe Sie nicht ganz, gnädige Frau, ich dachte eigentlich, es sei mein Freund, der Sie weit mehr liebe als Sie ihn. Man sieht Sie oft in Gesellschaft anderer Männer, immer vergnügt, immer heiter, als ob Sie mit all diesen jungen Männern ein wenig flirten, und man sagt, Sie wären es, die ein wenig der Fesseln einer Ehe überdrüssig seien . . .“

„Man sagt, daß ich ihn betrüge, nicht wahr?“ Und als ich nicht antwortete, denn sie nahm es für Zustimmung, fuhr sie fort:

Illustration: Klumbies

Haarige Geschichten

In einem überfüllten Warenhaus waren zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, ihrer Mutter davongelaufen und vergnügten sich damit, jedes mit einer Eiswaffel in der Hand, in den dicht besetzten Fahrstühlen hinauf- und hinunterzufahren. Plötzlich merkte der Junge, daß seine Waffel tropfte — und wischte sie an einer Nerzstola am Rücken einer Dame ab.

„Aber, Hansi, was machst du denn da?“ flüsterte seine Schwester sehr vernehmlich. „Dein Eis wird ja ganz voller Haare!“

„Und es sieht beinahe so aus. Aber vielleicht können Sie mich verstehen, denn Sie sind ein Dichter und der Freund meines Gatten. Ich liebe meinen Mann so sehr, daß ich manchmal darüber erschrecke. Ich versuche, andere Männer nett und liebenswert zu finden, um mich in diese Leidenschaft nicht ganz zu verlieren. Aber mir gefällt keiner so sehr wie er. Sehen Sie, ich hatte soviel Glück, wie wenig Frauen. Ich bekam den Mann, den ich wirklich liebte. Aber es ist keine Leidenschaft, die verrauscht. Meine Gefühle für ihn werden nur immer stetiger und tiefer, denn jedes andere Interesse, das ich suche, ist nur ein Erfolg für ihn und eine Enttäuschung für mich. Denn keiner gehört so zu mir wie er."

Ich schaute in das Dunkel, an das sich mein Auge inzwischen gewöhnt hatte, und aufrichtig gesagt, war es Neid, ganz gewöhnlicher Neid, der mich erfaßte, daß mein Freund so sehr geliebt wurde von dieser wundervollen Frau, die ich, wie alle andern, verehrte. Sie war selten schön, und jetzt plötzlich hob sie sich aus dem Dunkel, und ihre Augen leuchteten. Ich folgte ihrem Blick, um die Ursache zu ergründen und bemerkte meinen Freund, der eben mit einem jungen Mann in den Garten getreten war. Die Freude, die aus ihren Augen leuchtete, verschönte dieses edle Gesicht, und ich hätte ihr gern die Hände küssen mögen, so wundervoll sah sie aus.

Sie ging an mir vorbei und den beiden entgegen, und nach dieser freudigen Aufwallung mußte ich mich wundern, wie klar und kühl und — beherrscht jetzt ihre Stimme klang, als sie ihrem Gatten und dem jungen Mann die Hand reichte. Ich wußte, daß sie es ihrem Gatten nicht zeigen wollte, wie sehr sie sich über sein Kommen freute, denn nur ganz hellhörige Ohren, die Bescheid wußten wie ich, konnten ihre große Freude herausfühlen, als sie ihn begrüßte. Dann wandte sie sich dem jungen Burschen zu. Er küßte ihr die Hand, schaute ihr ein wenig keck und sehr familiär in die Augen, und jeder andere mußte glauben, daß sie diesen Jungen liebte, so kokett erwiderte sie den Blick des jungen Burschen, während sich mein Freund ganz mir zuwandte.

Jung bleiben

Jugend ist nicht ein Lebensabschnitt — sie ist ein Geisteszustand; sie ist Schwung des Willens, Regsamkeit der Phantasie, Stärke der Gefühle, Sieg des Mutes über Feigheit, Triumph der Abenteuerlust über die Trägheit. Niemand wird alt, weil er eine Anzahl Jahre hinter sich gebracht hat; man wird nur alt, wenn man seinen Idealen Lebewohl sagt. Mit den Jahren runzelt die Haut, mit dem Verzicht auf Begeisterung aber runzelt die Seele. Sorgen, Zweifel, Mangel an Selbstvertrauen, Angst und Hoffnungslosigkeit, das sind die langen, langen Jahre, die das Haupt zur Erde ziehen und den aufrechten Geist in den Staub beugen.

Ob siebzig oder siebzehn, im Herzen jedes Menschen wohnt die Sehnsucht nach dem Wunderbaren, das erhebende Staunen beim Anblick der ewigen Sterne und der ewigen Gedanken und Dinge, das furchtlose Wagnis, die unersättliche kindliche Spannung, was der nächste Tag bringen werde, die ausgelassene Freude und Lebenslust.

Du bist so jung wie deine Zuversicht; so alt wie deine Zweifel. So jung wig dein Selbstvertrauen, so alt wie deine Furcht. So jung wie deine Hoffnungen, so alt wie deine Verzagtheit.

Solange die Botschaften der Schönheit, Freude, Kühnheit, Größe, Macht von der Erde, den Menschen und dem Unendlichen dein Herz erreichen, solange bist du jung.

Erst wenn die Flügel nach unten hängen und das Innere deines Herzens vom Schnee des Pessimismus und vom Eis des Zynismus bedeckt ist, dann erst bist du wahrhaft alt geworden.

Die unerwünschte Fahrt

Ich liebe die Eisenbahn. Was hat sie nicht alles für Vorzüge. Es gibt Vorortzüge, es gibt Schnellzüge, die den anderen im Tempo immer um eine Nasenlänge voraus sind, und es gibt Nachzüge, die hinter den Schnellzügen fahren. Ich bin einer von den Nachzüglern, weil ich meistens mit den Nachzügen verreise.

Neulich aber fuhr ich mit einem Schnellzug. Mit so einem Zug zu fahren, ist mit einem Zuschlag verbunden — nicht ohne Grund.

Ich liebe die Pünktlichkeit. Zu spät zum Zug gekommen bin ich in meinem ganzen Leben noch nicht. Nun bin ich gewissermaßen auf den Hund gekommen, er heißt Raff und ist mein Zughund. Eigentlich müßte er ein Führhund sein, da er sein blindes Herrchen zu führen hat. Sie haben jedoch keine Vorstellung, wie der Hund zieht, zumal, wenn es zum Zuge geht. Er zieht auch, wenn er zum Zuge kommen will — Schnüffeln —, wissen Sie, mit so einem, der es ebenso gern tut wie er.

Mein Zug fuhr 7.15 Uhr ab. Ich hatte den Wecker, nicht zu Unbill meiner Frau, vier Stunden vor Abgang des Zuges kingeln lassen. Den Zug konnte ich unmöglich verpassen.

Ich liebe die alten Bekannten. Es gibt auch anhängliche darunter. Für einen pünktlichen Menschen ist es immer ein beruhigendes Gefühl, wenn er eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges am Bahnhof ist. So war ich auch heute rechtzeitig zum Zug gekommen.

Jetzt passierte aber etwas ganz Außergewöhnliches. Ich traf zufällig eine alte Bekannte. Was kann man in einer halben Stunde nicht alles anstellen? Wir tranken einen Kaffee und hatten uns schrecklich viel zu erzählen. Es ist dann auch alles gut gegangen. Ich zahlte ohne Hast dem Ober, rückte mir den Hut zurecht, hakte meine alte Bekannte unter und schlenderte, noch gemütlicher als mein Hund, zum Bahnsteig. Ganz entgegen seiner Gewohnheit zog mein Hund jetzt nicht. Er macht das immer so, wenn ich eine alte Bekannte am Arm habe — dann kommt er sich überzählig vor — und will allerorts seine dringenden Gefühle verrichten. Wir sind dann schließlich auch noch rechtzeitig in den Zug gekommen. Wie schlittrig waren doch heute die Stufen des Wagens. Ja, der Regen. Kein Wunder, daß meine alte Bekannte mich in den Wagen begleitete — und da fuhr der Zug mit uns beiden ab —, sie aber hatte nur eine Bahnsteigkarte. Wie anhänglich doch alte Bekannte sind und auch manchmal teuer. Fünfzig Schilling kostete mich der Spaß. Ich fuhr ja mit einem Schnellzug, der lange nicht hielt. Na, und Schnellzüge sind immer etwas teurer.

H. F.

Sieh dem Sommer zu . . .

Sieh dem Sommer zu,
wie sein Blühn vergeht;
kühler Lufthauch schon
durch die Gärten weht.
Wie des Tages Glanz
merklich blässer wird;
später Schwalben Flug
durch das Dämmern schwirrt.

Sieh dem Sommer zu,
wie die Ernte reift;
schwere Bauernhand
schon zur Sense greift.
Wie der Wälder Grün
rötlichgelb verglimmt;
mildes Sonnenlicht
stillen Abschied nimmt.

Sieh dem Sommer zu,
der dem Herbst entweicht,
selbst im Heute schon
nicht dem Gestern gleicht.
Wie im Abendglühn,
todgeweiht und müd,
nur im Schatten noch
letztes Glück erblüht.

Friedrich Winkelmüller

DIE PRÜFUNG

Diesmal wurde die öffentliche Prüfung in allen Einzelheiten planmäßig vorbereitet. Sobald deren Frist Johann Wilhelm bekannt war, überprüfte er nicht nur alle Vorführungsgegenstände aufs sorgfältigste und übte auch voll des größten Eifers mit seinen Zöglingen, sondern er ließ auch eine sehr große Zahl von Einladungskarten drucken, die er durch Boten an alle irgendwie namhaften Persönlichkeiten der Stadt verteilen ließ. Damit erreichte er, daß der Sitzungssaal des Landtagsgebäudes am 24. Mai 1808 bis auf das letzte Plätzchen besetzt war. Das allein schon trug entscheidend dazu bei, die Stimmung unter den Erschienenen beträchtlich zu heben. Nun war ein jeder bis ins Innerste davon überzeugt, daß die Veranstaltung, zu der zu gehen er sich nur halb wider Willen entschlossen hatte, wirklich ein gesellschaftliches Ereignis war, bei dem nicht gesehen worden zu sein zum allerwenigsten einen beschämenden Mangel an gesellschaftlichem Witterungsvermögen bewiesen hätte.

Wirklich belangreich war für Johann Wilhelm nur die Anwesenheit Seiner Durchlaucht des Fürsten zu Trautmannsdorff, des Obersthofmeisters Seiner Majestät des Kaisers. Als dieser hohe Herr kurz vor Beginn der öffentlichen Prüfung das Wartezimmer betrat, in dem sich Johann Wilhelm mit den beiden Knaben aufhielt, und einige huldvolle Worte an sie richtete, kannte die Freude der Beglückten keine Grenzen. Nun wußte Johann Wilhelm, daß er sein Spiel selbst dann gegewonnen hatte, wenn der erlauchte Gast der öffentlichen Prüfung nicht bis zum Schluß beiwohnen würde. Dieser versprach es zwar und betonte, daß er nicht nur aus eigenem Anteil, sondern als Abgesandter und im Auftrag Seiner Majestät des Kaisers herbeigeeilt sei. Aber Johann Wilhelm wagte erst gar nicht, an eine solche Gunst des Schicksals zu glauben. Er kannte die Gepflogenheiten der hohen Herrschaften aus seiner Dienstzeit in Alerheim und Harburg nur zu gut und war überglücklich, daß es der Beredsamkeit Schifflers gelungen war, so viel durchzusetzen. Das allein schon war ein Erfolg ohnegleichen.

Um wieviel höher schlug sein Herz, als er wirklich feststellen konnte, daß Seine Durchlaucht in der Tat nicht daran dachte, den Ehrenplatz in der ersten Reihe zu verlassen, sondern sitzen blieb und der öffentlichen Prüfung vom Anfang bis zum Ende beiwohnte. Erst drückte das Gesicht des erlauchten Gastes nichts als herkömmliche Höflichkeit aus. Bald aber wurde ihre sichere Beherrschtheit durch augenscheinliche Neugier verdrängt, an deren Stelle binnen kurzem wirklicher innerer Anteil hervorbrach. Der weitete sich immer mehr von überraschtem Erstaunen zu gerührter Zufriedenheit über die Leistungen der blinden Zöglinge. Jakob bewährte sich wieder als geschickter Flechter und Netzer, während Hiës eine seidene Schnur anfertigte. Daß die Knaben auch diesmal vor allem ihr handwerkliches Können unter Beweis stellten, erwies sich wieder als geschickter Regiekniff. Das beeindruckte die hohen Gäste, die ja doch vor allem an den wirtschaftlichen Nutzen des Unternehmens dachten, am allermeisten. Daß die Burschen dann auch ein recht ausgebreitetes, gut gegründetes Wissen und Können in den eigentlichen Schulgegenständen dartaten, war eine angenehme Zugabe, die die Zuschauer erfreute und ihre Begeisterung steigerte. Als sich Jakob dann auch noch als geschickter Harfner und Lautenschläger zeigte, löste er einen wahren Sturm von Begeisterung aus. Auf einen so angenehmen Abschluß der Darbietungen war niemand gefaßt gewesen. Es war das ein treffliches Mittel, die immerhin vorhandene gerührte Gepreßtheit mancher in heitersten Frohsinn überzuführen. Nichts konnte die Gäste mehr von dem befreienden Wert der Arbeit und Bildung für den blinden Menschen überzeugen, als der jugendfrische Klang von Jakobs Stimme.

Fürst Trautmannsdorff war entzückt, und Hofrat Vey, der Polizeipräsident von Wien, der gleichfalls zugegen war, sowie die zahlreich erschienenen Regierungsräte waren voll des Lobes. Als die beiden Knaben schon längst vom Prüfungstisch zurückgetreten waren, wollte das Rufen und Klatschen noch immer nicht enden. Jakob war über und über rot vor Verlegenheit, und Hiës wußte schon gar nicht, was er mit sich anfangen sollte. Sie hatten es noch nie erlebt, von dem Erfolg ihrer Leistung dergestalt in die Höhe getragen

zu werden, und begriffen auch nicht recht, warum dem plötzlich so war. Bisher hatte Vater Klein immer nur ganz sachlich und kühl mit ihnen gerechnet. Es war ihnen nicht eingefallen, etwas anderes als den ortsüblichen Marktpreis für ihre Erzeugnisse einzusetzen. Der war gering genug, wenn man auch bei großem Fleiß ein bescheidenes Auskommen damit finden konnte. Und nun? Auf einmal! Was war das?

Merkte Johann Wilhelm etwas von dem, was in den Knaben vorging? Sah es Therese? Spürte keines von ihnen die entsetzliche Unsicherheit der jungen Menschen, die da plötzlich als Künstler verherrlicht, in eine Sphäre emporgewirbelt wurden, von der sie bisher überhaupt nichts ahnten, in der sie mit Schrecken keinen Boden unter den Füßen spürten und allen Halt verloren, weil sie sich nun in einer Welt bewegen sollten, der sie nie und nimmermehr angehörten.

Sie taumelten wie berauscht und waren glücklich, als sie sich bei der Hand gefaßt fühlten und in ein stilles Zimmer hinter dem brausenden Saale geleitet wurden.

„Hier wartet, bis wir euch holen!"

Und fort war Therese. Draußen gab es unermeßlich viel Arbeit. Nicht nur, daß viele Frager immer wieder freundliche Antwort heischten, kamen auch immer wieder andere und verlangten Johann Wilhelms Schrift „Gelungener Versuch, einen Blinden zur bürgerlichen Brauchbarkeit zu erziehen".

Endlich verlor sich die Menge. Die Saaldiener an den Türen fingen an, sich zu entfernen. Da ließ Johann Wilhelm alles liegen und stehen, mochte Therese die letzten Lehr- und Lernmittel sowie das mitgebrachte Handwerkzeug verpacken. Sie verstand sich darauf. Er eilte dem Regierungsrat Spendou in dessen Zimmer nach, um ihm in bewegten Worten seinen heißesten Dank für die große Liebe und Güte auszusprechen, mit der er die heutige Veranstaltung als bestellter Vorsitzender der Regierung geleitet hatte.

Der feingliedrige Mann sagte, sich verabschiedend, mit großer Wärme:

„Ich tat nur meine Pflicht; denn Ihre Sache ist eine gute und verdient es, gefördert zu werden. Ich bin auch fest davon überzeugt, daß die heutige Veranstaltung noch reiche Früchte tragen wird. Sollten sich Ihrem Unternehmen jemals — ganz wider Erwarten — Schwierigkeiten in den Weg stellen, können Sie versichert sein, daß ich immer meinen ganzen Einfluß aufbieten werde, um sie fortzuräumen."

Das war ein ermutigendes Wort, das Johann Wilhelm mit Freuden in seinem Herzen bewahrte.

Als die kleine Schar endlich heimkam, blaute der Frühlingsabend über den Häusern der Gärtnergasse, und es hieß leise sein, um die kleine Marie Wilhelmine nicht zu wecken, die eine freundliche Nachbarin schon vor einer guten Weile zu Bett gebracht hatte.

Es war rasch alles abgelegt und verstaut, was man aus dem Landhaus heimgebracht hatte. Dann setzten sich Johann Wilhelm, Therese und die beiden Knaben um den Küchentisch und verzehrten frohgemut den kalten Imbiß, den Therese schon vor dem Aufbruch zur Vorführung vorbereitet hatte.

Dann wurden die Knaben schlafen geschickt. Johann Wilhelm aber setzte sich an seinen Schreibtisch und überrechnete sorgsam den Ertrag des heutigen Abends. Als er damit fertig war, stand er auf und ging zu Therese in die Küche hinüber, wo es ja auch noch allerlei zu tun gab. Als ihn die Frau mit fragenden Augen ansah, sagte er freudestrahlend:

„Seine Durchlaucht Fürst Trautmannsdorff spendete 20 fl., und der Vertrieb meiner Schrift erbrachte nicht weniger als 105 fl."

Das war ein großer Erfolg; jetzt war man wieder auf eine gute Weile vor dem Ärgsten gesichert.

Als er dann auf den Hausgang trat, um nachzusehen; ob alle Türen richtig verschlossen seien, traf Vater Klein auf Jakob, der, leicht über die Brüstung gebeugt, regungslos dastand.

„Ich hab' nicht anders können", gab er auf Johann Wilhelms vorwurfsvolle Frage zur Antwort. „Die Musik dieser Nacht ist zu schön, und mir ist, als klänge mir aus ihren Akkorden die unermeßliche Herrlichkeit einer wundersamen Zukunft entgegen."

„Das walte Gott!" nickte Johann Wilhelm besinnlich. „Aber jetzt komm! Morgen geht unser Tagewerk weiter."

Aus dem Roman „Die Lichtbringer" von F. C. Mansfeld, Verlag Kurt Klebert.

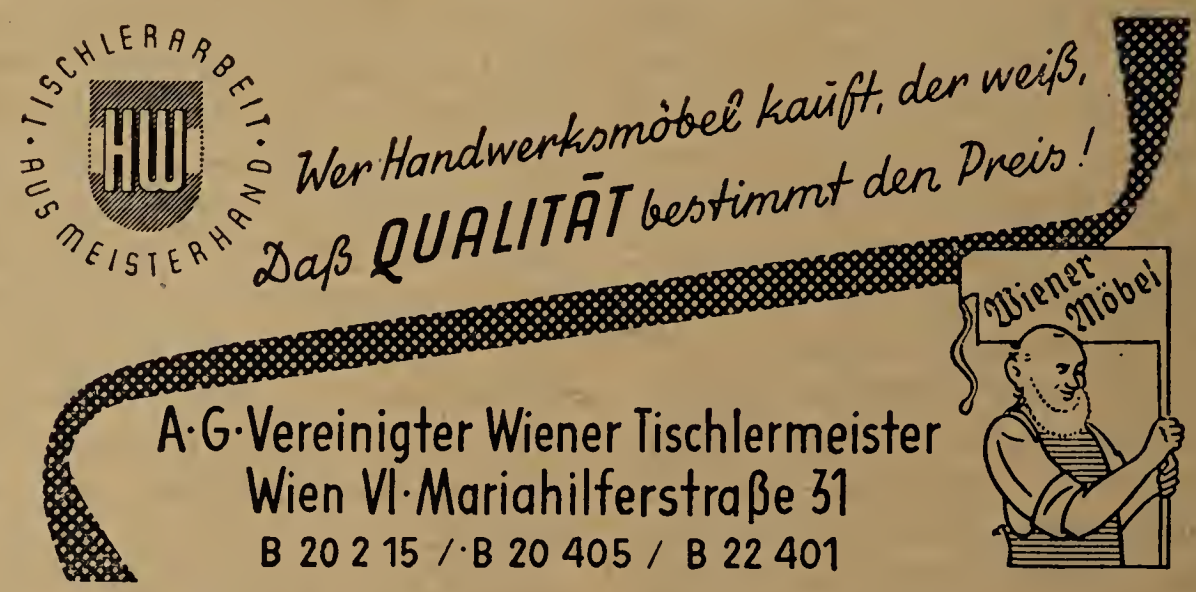
200.000 Bestellungen in 9 Jahren

beweisen das Vertrauen der Bevölkerung zur

GASGEMEINSCHAFT WIEN

Gasgeräte, Installationen, Badezimmereinrichtungen auf zinsenfreie Teilzahlung

Geschäftsstelle der Gasgemeinschaft: VIII. Josefstädter Straße 10, Tel. 332651



Auch langfristige Teilzahlungen!

Del-Ka

QUALITÄTSSCHUHE

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

dieser Nummer:

L. Klebert, K. Sefman, R. Vogel, H. Jüllig, I. Wicherek

unser Schaffen

AUS DEM INHALT:

Wünsche der Zivilblinden
Trotzdem lachen
Bad Gleichenberg
Das smaragdene Märchen
Saffa — Freude für alle
Blindenwesen in England
Die beiden Homer
Kampf gegen Herztod

PREIS S 3.50
DM 0.60
S. fr. 0.60

JAHRGANG HEFT 10 OKTOBER 1958

WÜNSCHE DER ZIVILBLINDEN

Während nach unserer Verfassung die Kriegsblinden vom Staat zu versorgen sind, falle die Zivilblinden mit ihren Ansprüchen unter die Fürsorge der einzelnen Länder. Diese un gleiche Behandlung von behinderten Menschen, bei denen nur verschiedene Ursachen zu Erblindung geführt haben — obwohl sie die Auswirkungen ihrer Invalidität in gleichem Maß schwer empfinden —, wird von den Zivilblinden als Unrecht angesehen. Dieses Unrecht z beseitigen, haben sich die Blindenorganisationen seit langem zum Ziel gesetzt.

Die maßgebenden Stellen zeigten jedoch bisher keine Bereitschaft, zugunsten dieser ver hältnismäßig kleinen Gruppe der Bevölkerung eine Verfassungsänderung durchzuführen. S mußten sich die Blinden mit ihrer berechtigten Forderung nach Schaffung eines eigenen Gesetzes welches allen Zivilblinden einen Anspruch auf eine Blindenbeihilfe als Ausgleich für die blind heitsbedingten Mehrauslagen zuerkennt, an die zuständigen Landesregierungen wenden.

Nach jahrelangen, hartnäckigen Bemühungen aller Blindenorganisationen, welche zu Durchsetzung ihrer Forderungen ein Aktionskomitee gebildet hatten, brachte das Jahr 195 in fast allen Bundesländern *Blindenbeihilfengesetze*, welche erstmalig in der Geschichte de Blindenwesens auch den Zivilblinden einen Härteausgleich garantieren.

Die Gesetze sind in den verschiedenen Bundesländern noch sehr abweichend voneinande Das für die Zivilblinden günstigste Gesetz hat die *Steiermärkische Landesregierung* geschaffen Es sieht vor, daß allen Zivilblinden eine monatliche Beihilfe von 450 Schilling auszubezahle ist, wenn diese vollblind sind, oder 350 Schilling, wenn sie praktisch blind sind. Entgegen der sonst gepflogenen Prinzip der Länderfürsorge wird das Einkommen des Anspruchsberechtigte unberücksichtigt gelassen. Auch Invalidenrentner, welche nach dem ASVG (Allgemeine Sozialversicherungsgesetz) neben ihrer Invalidenrente noch einen Hilflosenzuschuß beziehen behalten den Anspruch auf die Blindenbeihilfe.

Anders liegt die Sache in den übrigen Bundesländern, denn sie haben in ihren Blindenbeihilfen gesetzen, welche von den Blinden und ihren Interessenvertretungen niemals als zufrieden stellend anerkannt wurden, nicht nur Einkommensgrenzen festgelegt, sondern gewähren de Sozialrentnern nur jenen Betrag als Blindenbeihilfe, welcher ihren Hilflosenzuschuß au 450 Schilling monatlich angleicht.

Die Blindenbeihilfe

Hier gibt es also zwei Forderungen der Zivilblinden, von denen sie nicht abgehen können und die sie mit Beharrlichkeit bis zu ihrer Erfüllung immer wieder stellen werden. Die Blinden beihilfe war und ist als Ausgleich gedacht für die erhöhten Auslagen, welche die Blindhe dem von ihr Betroffenen verursacht. Niemals haben die Blinden an eine Fürsorgeleistun gedacht, für deren Gewährung gewisse Einkommensgrenzen festgesetzt werden müssen.

Alle maßgebenden Stellen sind sich heute darüber im klaren, daß der Blinde zusätzlich Ausgaben hat, welche er, weil ihn ein so schweres Schicksal auferlegt wurde, nicht allein trage soll. Es ist die Pflicht der Gemeinschaft, alles zu tun, was geeignet ist, das Leben der Blinde zu erleichtern.

Es gibt gegenwärtig schon eine stattliche Anzahl von Blinden, welche im Berufsleben stehend auf keinerlei öffentliche Fürsorge angewiesen sind. Diese Menschen sind durchaus imstand für ihren Lebensunterhalt selbst aufzukommen. Sollen diese tapferen Mitbürger, weil sie unte schwierigsten Bedingungen einen Beruf erlernt oder nach ihrer Erblindung umgeschult wurden dafür bestraft werden, weil sie sich auf eigene Füße gestellt haben und nun für sich selbst sorgen

Blindheitsbedingte Mehrausgaben

Ihnen wird nämlich, wenn sie die viel zu niedrig angesetzte Einkommensgrenze überschreiten nur ein Teil der Blindenbeihilfe oder überhaupt keine gewährt. Sie haben aber erst recht blindheitsbedingte Mehrauslagen. Sie brauchen viele Hilfsmittel, wie Braillemaschinen, Tonbandgeräte, Stenographiermaschinen, und vor allem, sie müssen entsprechend gekleidet sein Ein besonders rascher Verschleiß von Schuhen und Kleidern macht eine häufigere Neuanschaffung derselben erforderlich.

Sie benötigen Begleitpersonen, denn, wenn sie auch in ihrem Beruf sehr geschickt sind, so gibt es bei dem heutigen Verkehr so große Schwierigkeiten, daß sich auch die Tüchtigsten unter den Blinden nur mehr in alleräußersten Fällen allein und ohne Hilfe auf die Straße wagen können. Dies alles trifft aber bei den Blinden mit einem etwas größeren Einkommen, welches sie sich doch nur auf Grund ihres Könnens und Fleißes erworben haben, genau so zu wie bei den Blinden mit kleinem oder gar keinem Einkommen.

Wenn die Blindenbeihilfe ein Ausgleich für den blindheitsbedingten Mehraufwand sein soll, dann muß sie allen Blinden ohne Berücksichtigung ihres sonstigen Einkommens gewährt werden.

Der Lebensstandard des berufstätigen Blinden darf gegenüber seinen sehenden Berufskollegen in der gleichen Gehalts- oder Einkommensstufe nicht dadurch vermindert werden, daß der Blinde einen Teil seines Einkommens für Ausgaben abzweigen muß, welche ihm die Blindheit aufzwingt. Mit anderen Worten: Will das Blindenbeihilfengesetz ein echtes Ausgleichsgesetz sein, dann darf es keine Bestimmung hinsichtlich einer Einkommensgrenze beinhalten. Die Forderung lautet also: **„Die Blindenbeihilfe ist jedem Blinden — ohne Berücksichtigung seines Einkommens — zu gewähren!“**

Blinde Zivilrentner

Zu den Benachteiligten durch das Blindenbeihilfengesetz zählen auch die blinden Zivilrentner, welche auf Grund des ASVG seit dem 1. Jänner 1956 einen Hilflosenzuschuß erhalten, welcher in der Höhe einer halben Vollrente ausbezahlt wird, jedoch mindestens 300 und höchstens 600 Schilling beträgt.

Alle Ansprüche an die Sozialversicherungsträger haben sich die Rentner durch ihre oft jahrzehntelangen Beitragsleistungen erworben, und es muß hier betont werden, daß der Hilflosenzuschuß nicht nur den erblindeten Rentnern, sondern auch anderen Sozialrentnern, welche einer ständigen Wartung und Pflege bedürfen, gewährt wird.

Es wäre ein Unrecht, und das hat man in der Steiermärkischen Landesregierung auch ganz richtig erkannt, wenn man jene Einkünfte aus der Sozialversicherung, welche das Ergebnis einer langen Versicherung, d. h. der Leistung von Beiträgen sind, bei der Gewährung von Blindenbeihilfen in Anrechnung bringen würde.

Die meisten Renten sind sehr klein, und das Gesamteinkommen des erblindeten Rentners, welches sich aus der Invalidenrente und dem Hilfslosenzuschuß zusammensetzt, wovon er nicht nur sich selbst, sondern nicht selten auch Frau und Kinder erhalten muß, beträgt fast durchwegs nicht mehr als 800 bis 900 Schilling monatlich. Das ist zum Leben viel zu wenig. Man muß sich fragen, wovon soll der Blinde dann noch die Kosten aufbringen, für die durch die Blindheit verursachten Mehrauslagen?

Es muß endlich einmal bei allen maßgebenden Stellen die Auffassung durchdringen, daß man den Blinden soviel als möglich helfen soll, damit sie mit den vielen Schwierigkeiten fertig werden können, welche ihnen die Blindheit auferlegt, und darum lautet die nächste Forderung der Zivilblinden: **„Die Blindenbeihilfe ist auch allen Sozialrentnern, ohne Anrechnung des Hilfslosenzuschusses, in voller Höhe zu gewähren!“**

Rückblick auf ein Jahr erfolgreicher Tätigkeit

Am Sonntag, dem 12. Oktober, hält die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs im Schwechater Hof, Wien III. Landstraßer Hauptstraße 97, ihre diesjährige Hauptversammlung ab. Dieses Ereignis wird im Zeichen des 10jährigen Jubiläums der im Jahre 1948 erfolgten Reaktivierung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs stehen.

Die Leitung der Hilfsgemeinschaft wird einen Überblick über die Leistungen im letzten Vereinsjahr erstatten und den Mitgliedern Gelegenheit geben, zu den verschiedenen Fragen Stellung zu nehmen.

In der Novembernummer von „Unser Schaffen“ werden unsere Leser einen ausführlichen Bericht über den Verlauf der Hauptversammlung finden.

Es wurden die zwei dringendsten Forderungen der Blinden behandelt und die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten wird nicht ruhen, ehe diese erfüllt sind. Man muß anerkennen, daß mit der Schaffung der Blindenbeihilfengesetze der Beginn gemacht wurde, auch den Zivilblinden etwas mehr soziale Sicherheit zu geben. Die Blinden wollen aber nicht das Gefühl haben, daß man sie als zweitrangige Menschen betrachtet und ihnen nur das zubilligen will, dem man sich infolge einer gewissen sozialen Entwicklung nicht mehr entziehen kann.

Es muß immer wieder betont werden, daß die Schwere der Blindheit, wie schwer sie auch sein mag, überwunden werden kann, wenn die Gemeinschaft der sehenden Mitmenschen durch Schaffung von entsprechenden gesetzlichen Bestimmungen die Voraussetzungen dafür schafft, daß auch die Blinden als freie, unabhängige Menschen ein würdiges Leben führen können.

Die Blinden wollen nicht ewig dazu verurteilt sein, Almosen zu empfangen. Sie wollen durch fleißige Arbeit schöpferische Leistungen vollbringen. Sie wollen aber nicht dafür, daß sie von der Blindheit, dem schwersten Gebrechen, das wir kennen, betroffen sind, auch noch die ganze materielle Last der Blindheit tragen. Hier darf nicht allein mit Bleistift und Papier gerechnet werden, wieviel man ersparen kann, indem man ungerechte Bestimmungen aufrecht erhält. Hier muß die Frage lauten: Was und wieviel können wir für die Blinden tun, um ihnen Vertrauen zur menschlichen Gesellschaft zu schenken? Wie könnte ihr Leben schöner gestaltet werden, damit sie sich als gleichberechtigte, unabhängige Staatsbürger in einem modernen Sozialstaat fühlen können?

DAS BERGMÄNNCHEN

Leonhard Eckltzhaim hatte es schwer mit der Ordnung in seinem Bergwerk zu Schladming in Steyr. Was nützt es denn, wenn alles so wohlgeschrieben war, was jeder zu tun hatte! Wenn die Bergleute vom Leder und die vom Feuer und die von der Feder genau wußten, was ihres Amtes war! Wenn die Grubenjungen, die Hundejungen und die Pochjungen, wenn Lehrhäuer und Doppelhäuer ihre Arbeit kannten und auch verrichteten. Wenn Haspelknechte und Haspelmeister sich gut vertrugen und alle in bester Ordnung hinauf bis zum Steiger und Schichtmeister Frieden hielten? Wenn aber eines nicht mitmachte! Eines, das voll boshafter Launen und voller Tücken war, das immer wieder die Knappschaft in Aufregung versetzte mit seinen Heckereien.

Alt und eisgrau war es schon, das Bergmännchen, aber immer noch rüstig genug, um den Bergknechten eins auszuwischen. Einmal verlor der eine sein Fahrleder just dann, als er mitten im Schwung war, dann wieder verlöschte es dem anderen die Grubenlampe, dann verschwanden die Grubenmützen mit den zwei Spitzhämmern aus weißem Metall. Gar nicht zu reden von den guten und bösen Wettern, in die man geraten konnte, wenn man mit dem Bergmännchen in Unfrieden lebte!

Solcherart waren die Plackereien, mit denen man in diesen guten, alten Zeiten als Gedinghäuer zu rechnen hatte. Schwere, gefahrdrohende Arbeit, ungesunde Arbeitsbedingungen stellen heute wie eh und je hohe Anforderungen an den Bergmann. Ist es da nicht selbstverständlich, daß die Erhaltung der Gesundheit eine der wichtigsten Aufgaben ist?

Zur Erhaltung der Gesundheit ist aber die Voraussetzung eine zeitgemäße, auf die Berufsarbeit abgestimmte Ernährung. Auch für den Bergmann gilt es, sich die Abwehrkräfte gegen die Berufsgefahren zu schaffen; genügend Nährstoffe aufzunehmen und diese mit Hilfe der Vitamine auch in Körperkraft und Energie unzuwandeln. Nährstoffe *und* Vitamine im *richtigen Verhältnis*, wie sie ein schaffender, kraftverbrauchender Körper braucht, findet man *nur* in der Milch. Darum soll das Gesundheitsgetränk des Bergmannes die Milch sein. — Getränk und Nahrung zugleich! Für die Widerstandskraft der Augen, der Muskeln, der Zähne und Knochen, die richtige Zusammensetzung des Blutes, für die richtige Funktion der Organe — die Milch!

Wenn das alles schon Leonhard Eckltzhaim so genau gewußt hätte, wie wir dies heute wissen, dann hätte er dies alles sicher in seinem uralten Bergbrief des Mittelalters seinen Bergleuten zum Wohle niedergeschrieben. Leider wußte er dies damals noch nicht. Heute aber muß es doch jeder beherzigen. **hk**

HERBERT LIEGL

Trotzdem lachen!

Kollege Adolf Lang

Schwere blaue Rauchwolken lagern über einem der Tische auf der Terrasse des Erholungsheimes „Harmonie" der später Erblindeten Österreichs. Sie stammen aus der „ewigbrennenden" Pfeife unseres Kollegen Adolf Lang. Vom Nebentisch herüber klingt gedämpfte Musik. „Ja, mit der Musik habe ich schon sehr früh Bekanntschaft gemacht", meint Kollege Lang zu uns. „Meine Mutter wollte nämlich aus mir ein musikalisches Wunderkind machen, und so mußte ich schon mit drei Jahren Klavier spielen lernen. Wenn ich etwas haben wollte, mußte ich Klavier spielen; wenn ich etwas angestellt hatte, mußte ich zur Strafe Klavier spielen! Meine „Liebe" zur Musik wuchs so an, daß ich an meinem zehnten Geburtstag — als ich einen Werkzeugkasten bekam — mit der Zange alle Saiten meines Klaviers abzwickte."

Zusammen mit unserem Schicksalsgefährten lachen wir über diesen seinen Jugendstreich. Im Verlaufe des weiteren Gesprächs erfahren wir dann, daß Kollege Lang — den Spuren seines Vaters folgend, der Baumeister war — das Baugewerbe erlernte. Dann kam die Militärdienstzeit und der erste Weltkrieg. Als Oberleutnant war Kollege Lang in Triest stationiert. Aus dem Krieg kam er als Invalide nach Hause; noch heute fällt ihm das Gehen schwer. „Dies war der erste Schicksalsschlag", teilt uns der heute Vierundsiebzigjährige mit. „Ich ging dann zur Merkur-Bank und brachte es dort bis zum Vorstand". Wie wir weiter erfahren, wurde unser Kollege Lang 1932 mit vielen anderen ein Opfer der damaligen Krise. Er verlor seinen Posten.

Zusammen mit seiner Frau betrieb er dann einen Insektenhandel. Seine Sammlung umfaßte unzählige Insekten, Schmetterlinge, Käfer usw. Auf eine diesbezügliche Frage meint er: „Wieviele Insekten sozusagen durch meine Hände gingen, kann ich nicht angeben. Es waren sicher einige Millionen. Allein meine Schmetterlingssammlung umfaßte 800.000 Exemplare. Ich benötigte eine ganze Dreieinhalbzimmerwohnung dazu. Es gab damals aber auch allein in Wien etwa sechstausend Interessenten auf diesem Gebiet."

Ein weiterer Schicksalsschlag ereilte Kollegen Lang im Jahre 1936, als die ersten Sehstörungen auftraten. Als deren Folge mußte 1953 das linke Auge entfernt werden. Wir fragen noch, ob ihm der Arzt das viele Rauchen nicht verboten habe. „O ja, aber da nahm ich mir ganz einfach einen anderen Arzt", antwortet unser Freund lächelnd. Rund zwanzig Pfeifen hat er zu Hause, erfahren wir noch, und auch, daß er dieselben in einer Pfeifen-Reinigungsanstalt putzen läßt! „Rauchen bereitet mir einen inneren Genuß", erklärt uns Kollege Lang. „Abends konsumiere ich immer eine Virginia und zwei Krügel Bier."

Der nächste Schicksalsschlag kam 1939, als Langs Tochter ein Opfer des Faschismus wurde. Seit einigen Jahren ist Kollege Adolf Lang nun völlig erblindet. Unterkriegen ließ er sich nicht; das Lachen hat er nicht verlernt!

Mit besonderer Innigkeit erzählt uns dann Kollege Lang von seiner Tätigkeit in der Sozialistischen Partei Österreichs. Er gehört dieser Partei bereits seit 1905 an und war unter anderem dort Sprengelleiter. Bis heute ist er Delegierter der SPÖ.

Noch lange unterhalten wir uns mit diesem so tapferen Schicksalsgefährten, der sich seinen Humor und das fröhliche Lächeln trotz allem bewahrt hat. Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ist ihm — wie uns allen — die beste Stütze im Lebenskampf geworden.

KURT KLEBERT

Bad Gleichenberg, ein österreichischer Kurort

Anläßlich eines Taufaktes war ich kürzlich bei einer einfachen Familie eingeladen, welche den bürgerlichen Haushalt pflegte. Es war hier offensichtlich, das ehemalige Bürgertum wurde abgelöst, abgelöst von der höheren Arbeiterschicht. Man kannte es diesen Menschen an, sie wollten mehr als Arbeiter sein und waren doch nicht in ihrer Rolle glücklich. Sie wollten sich über das Breitschlemmende hinaus heben und vornehm wirken.

Der Empfang war herzlich, doch würdevoll unsicher. Der Tisch war reichlich gedeckt, alles was es gab, sollte schon am Anfang in Erscheinung treten. Die Hausfrau hatte große Mühe, ihre bekannten und unbekannten Gäste zu begrüßen. Diese Situation erinnerte mich an slawische Feierlichkeiten, an denen ich früher teilgenommen hatte. Trotz dieser urhaften, volkstümlichen Gestaltung fiel mir etwas auf. Hinter jedem Suppenteller stand ein Glas und eine kleine Flasche mit Mineralwasser. Dies hatte ich nicht erwartet. Bier oder Wein hätte wohl in diesem Kreis mehr Anklang gefunden; aber die Hausfrau war anderer Ansicht, sie wies darauf hin, daß sie seit Jahren dem Essen Mineralwasser beiserviere. Nachher freilich gäbe es Bier und Wein in ausreichender Menge. Ich sah mir die netten, formschönen Fläschchen an, und überall war auf den Etiketten „Gleichenberger Johannisbrunnen“ zu lesen.

Ich wollte wissen, weshalb gerade dieses Mineralwasser: Eine klare Antwort blieb aus. Warum Gleichenberger Mineralwasser? Ich fragte den Herrn des Hauses, er wußte es nicht, seine Frau hatte dies verfügt. Er war einer jener gemütlichen Wiener, die in ihrer Jugend- und Lehrzeit kaum über die weiteren Grenzen der Stadt hinausgekommen waren. Er lebte für seine Arbeit, seine Familie und seine kleinen Vergnügungen. Sein Wissen aber dehnte sich weit über seine kleine Welt aus. Er wußte über viele fremde Länder und Kontinente Bescheid, aber seine Heimat kannte er kaum. Ich erzählte ihm daher einiges über Gleichenberg.

Bad Gleichenberg hat in seiner Entwicklung eine Ähnlichkeit mit dem Kurort Baden bei Wien. Schon römische Ärzte des 1. bis 3. Jahrhunderts n. Chr. machten die Quellen Bad Gleichenbergs dem derzeitigen Indikationsgebiet entsprechend ihren Patienten — wohl hauptsächlich römischen Legionären — nutzbar. Auch prähistorisch ist dieser Ort interessant. In vorgeschichtlichen Zeiten überfluteten Meereswellen die Gegend dieses Heilbades. Reichliche Muschelkalkfunde beweisen dies. In der Pfahlbauzeit scheinen hier, nach Rückgang der Meeresfluten, die ersten menschlichen Ansiedlungen erfolgt zu sein. Auch dafür legen die Funde roher Scherben, primitiver plumper Tongefäße, Steinhämmer und Äxte Zeugnis ab. Es ist anzunehmen, daß hier Pfahlbauten am Rande eines Sees standen, die von den Urahnen des Keltenstammes der Avarisker bewohnt waren, welche — römischen Berichten zufolge — zwischen Raab und Mur wohnten.

Die nächsten Funde entstammen schon der Römerzeit. Antike Bronzegegenstände, Geschirr der späteren römischen Epochen, wurden bei der Einebnung römischer Gräber auf Gleichenberger Boden hervorgeholt. Als wichtigster Fund muß der 1845 unweit der Konstantinquelle entdeckte Römerbrunnen bezeichnet werden. In 4 m Tiefe wurde ein gut erhaltener Brunnenkranz schön behauener Steine gefunden, unter welchen 74 römische Münzen mit den Bildnissen römischer Kaiser des 1. bis 3. Jahrhunderts n. Chr. lagen. Die neben den Münzen gefundenen, versteinerten Haselnüsse — Plinius erklärt diese Nüsse als heilend bei Erkrankungen der Atmungsorgane — beweisen, daß auch die Römer die Heilwirkung der Gleichenberger Heilquellen für Erkrankungen der Atmungsorgane richtig erkannt hatten.

Leider sind sowohl die Römermünzen als auch die versteinerten Haselnüsse bei den großen Bränden bei Kriegsende 1945 zugrunde gegangen. Mehr als 1400 Jahre lagen die Gleichenberger Quellen ungenützt im einsamen Waldgelände. In topographischen Werken des 17. und 18. Jahrhunderts waren aber schon die Sulzleitenquelle (jetzt Konstantinbrunnen) und die Stradner Quelle

(Johannisbrunnen) verzeichnet. Auch wurden diese Quellen in das große, auf Anregung der Kaiserin Maria Theresia 1777 erschienene Werk des Chemikers und Naturwissenschaftlers Professor Dr. v. Crantz, eines Schülers des berühmten Professors Jacquin, aufgenommen.

Gleichzeitigen Publikationen der Ärzte Dr. v. Crantz und Dr. v. Gleißner ist zu entnehmen, daß die Gleichenberger Mineralquellen „wie Selterswasser zu trinken wären" und dem Sodbrennen abhelfen können. Hier ist gleichfalls die Richtigkeit der jetzigen Indikation feststellbar.

Eine richtige Einzelkur mit den Gleichenberger Quellen erfolgte erst 1811, als ein angesehener Grazer Arzt, Dr. v. Frauenberg, bei einer fast unheilbar scheinenden Krankheit der Atmungsorgane die Gleichenberger Quelle durch fünf Wochen an Ort und Stelle benutzte. Sie brachte ihm Heilung und ein weiteres halbes Jahrhundert Gesundheit, nach dessen Ablauf er, 92 Jahre alt, starb.

Erst 1833 fand sich in Mathias Constantin Graf Wickenburg der Erwecker der Quellen aus vielhundertjährigem Dornröschenschlaf. Die erste Besichtigung zeitigte schon den Entschluß des Grafen, in Gleichenberg ein großes Werk für die heilbedürftige Menschheit zu schaffen. In rascher Folge wurden alle Vorbedingungen, wie Grundkäufe, Konstituierung einer Aktiengesellschaft, Entwässerung, Kanalisation und Quellfassungen, schließlich der Bau der notwendigsten Gebäude, die Anlage des Kurparkes, geschaffen, und 1837 konnte die erste Kursaison mit 119 Besuchern abgehalten werden. 1870 hatte Gleichenberg schon 2000 Kurgäste. Zu Ende des 19. Jahrhunderts 6000 Gäste. Es waren dies außer den vielen Heilungssuchenden aus allen Teilen der großen Doppelmonarchie zahlreiche Ausländer aus den Balkanländern, der Türkei, Ägypten, auch viele Polen, Russen, aber auch aus dem Westen und Süden Europas, besonders aus Oberitalien.

Bis zu Beginn des ersten Weltkrieges entwickelte sich das Kurleben von Bad Gleichenberg in ständig aufsteigender Linie. Der unvermeidliche Rückschlag durch die Kriegsverhältnisse und nach 1918 durch die Einengung des österreichischen Raumes in die Grenzen des neuen Staates entmutigte die Kurverwaltung keineswegs, und schon nach einigen Jahren war Bad Gleichenberg wieder auf einem rasch ansteigenden Wege. In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen entwickelte sich der Kurbetrieb normal. Mit den jeweiligen Schwankungen in der Wirtschaft fiel und stieg die Zahl der Kurgäste. In den Jahren 1938 bis 1945 erlebte Bad Gleichenberg, wie die meisten österreichischen Kurorte, eine Einschränkung. Die Kriegshandlungen im Frühjahr 1945 brachten den Kurbetrieb zum völligen Erlahmen.

Gegenwärtig steht Bad Gleichenberg wieder in der vordersten Reihe der österreichischen Kurorte, und die Zahl der in- und ausländischen Gäste ist bedeutend angestiegen. Bad Gleichenberg liegt 60 km südöstlich der Landeshauptstadt Graz, am Fuße der „Gleichen Berge", in einer prächtigen Naturparkanlage (15 ha), deren zahlreiche exotische Bäume und Sträucher in dem südlich-milden Klima prächtig gedeihen. Ausgedehnte Nadel- und Laubwälder und das Fehlen jeglicher Industrieunternehmungen haben eine Reinheit der Luft zur Folge, die, in Verbindung mit dem relativ hohen Feuchtigkeitsgehalt, dem Fehlen starker Temperaturschwankungen und der langen Dauer des Sonnenscheins, einen wohltuenden, die Heilung fördernden Einfluß bei allen Erkrankungen der Atmungsorgane und des Herzens ausübt.

Gleichenberg wird bei folgenden Krankheiten verordnet: Katarrhe der oberen Luftwege, Nasen-, Rachen- und Kehlkopfkatarrh, Katarrhe der Luftröhre und Bronchien, chronische Bronchitis, Folgezustände nach Grippe, Lungen- und Rippenfellentzündungen, Emphysem (Lungenblähung), berufliche Staublunge, Bronchialasthma und alle allergischen Erkrankungen der Atemwege (Heuschnupfen usw.), Erkrankungen des Herzens und dessen Gefäße, Herzklappenfehler, Herzmuskelschädigungen, Hochdruck und andere Störungen des Blutdruckes, Arteriosklerose, Angina pectoris, nervöse Herz- und Gefäßerkrankungen. Außerdem ist ein Kurgebrauch in Bad Gleichenberg zu empfehlen bei chronischen Magen- und Darmerkrankungen (Übersäuerung) und bei Diabetes.

Es hätte noch viel Interessantes über Bad Gleichenberg zu erzählen gegeben, doch da faßte mein Gastgeber und Herr des Hauses einen Entschluß. Er werde, so verkündete er, im nächsten Jahr mit seiner Frau den Urlaub in Bad Gleichenberg verbringen.

Begegnung mit Yvonne Blauensteiner

Im vorigen Jahre waren meine Frau und ich Gäste der „Harmonie", dem schönen Erholungsheim der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Wir werden diesen herrlichen Besuch nie vergessen! Es vergeht fast kein Tag, da ich nicht an das schöne Unter-Dambach zurückdenke, an das schöne Haus, wo so viele österreichische Schicksalsgefährten im Sommer ihre Ferien verbringen und dort Rast und Freundschaft finden können. Wie haben wir doch die schönen Spaziergänge genossen, die Bergwanderungen und das herrliche Essen! Als wir wieder zurückreisten, waren meine Frau und ich sehr betrübt, da wir von so vielen Freunden Abschied nehmen mußten.

Während unseres Aufenthaltes in der „Harmonie" sind wir ihr begegnet, ihr, der bekannten Journalistin *Yvonne Blauensteiner*. Es war ein sehr angenehmes Kennenlernen. Sie stellte uns viele Fragen über Holland und vor allem über das niederländische Blindenwesen. Wir waren sehr beeindruckt von ihrem sicheren Auftreten und der Offenherzigkeit, mit der sie ihre Fragen an uns richtete. Sie bekundete lebhaftes Interesse für den Kampf ihrer niederländischen Schicksalsgefährten um verbesserte Lebensbedingungen. Das war unsere erste Begegnung mit Yvonne Blauensteiner, an die wir mit Freude zurückdenken.

Und jetzt, während ich diesen Beitrag für „Unser Schaffen" schreibe, sitzt sie in unserem holländischen Heim, und morgen schon wird sie wieder nach Wien verreisen. Sie hat zwei Wochen in unserem Lande verbracht, und zwar eine davon in unserem Erholungsort Driebergen, in der Provinz Utrecht. Es ist allerdings nicht unser eigenes Erholungsheim, sondern es gehört der Vereinigung „Kirche und Welt". Wir hoffen jedoch, daß wir auch sehr bald eine „Harmonie" hier in Holland haben werden. In Driebergen, wo es inmitten von Wald und Heide sehr schön ist, hat Yvonne im Kreise von sechzig niederländischen Schicksalsgefährten schöne Tage verlebt. Als sie am letzten Abend ihres Aufenthaltes ein Abschiedswort an uns richtete, waren wir alle sehr beeindruckt. Sie hat sich in dieser einen Woche zur Freundin aller Erholungsgäste gemacht. Viele ihrer Gespräche und Erlebnisse hat sie auf Tonband festgehalten; es wurden auch viele Photos gemacht. Alle unsere Freunde in Driebergen haben Yvonne als einen fröhlichen und heiteren Menschen kennen und schätzen gelernt. Immer wieder berichtete sie ihren neugierigen Zuhörern vom Blindenwesen in Österreich, und besonders über die Tätigkeit der *Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs*, für die sie gewissermaßen als Botschafterin nach Holland gekommen war.

Am 23. August verließen wir alle das schöne Driebergen und zogen in unsere Heimatorte, nur Yvonne ging nicht nach Hause. Sie quartierte sich noch für eine Woche in den Haag, und zwar bei unserem Tonbandspezialisten, Hesel Reek, ein. Sie machte in dieser Woche zahlreiche Besuche, unter anderem in der Ausbildungsschule für Blindenführhunde in Amsterdam, in die große Braillebibliothek in den Haag, welche seit geraumer Zeit auch eine Wochenschrift auf Tonband herausgibt, und nicht zuletzt in den bereits berühmt gewordenen Blindengarten im Haagschen Zuiderpark.

Wir haben uns mit Yvonne, als sie sich noch einige Tage bei uns aufhielt, sehr gut unterhalten und viel mit ihr gelacht. Sie ist eine Frau, die mit jedermann gut umgehen kann und sich leicht anzupassen versteht. Darum, aber vor allem ihrer großen journalistischen Fähigkeiten wegen, ist sie eine verdiente Mitarbeiterin und wertvolle Kraft für „Unser Schaffen".

Wir sprachen beim Abschied den Wunsch aus, daß Yvonne Blauensteiner noch viele Jahre eine Stütze für die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten und uns allen, die ihr bereits begegnet sind, eine gute Freundin bleiben möge. Wir werden diese zweite Begegnung mit unserer Wiener Schicksalsgefährtin nie vergessen!

Johann van den Berg
(Niederländischer Blindenbund)

Die Brüsseler Weltausstellung und „Unser Schaffen“

Der Leseraum des Österreichischen Pavillons der Brüsseler Weltausstellung zeigt den zahlreichen Besuchern aus aller Herren Ländern das Beste, was unser Land an Zeitungen und Zeitschriften zu bieten hat.

Es darf demnach als besondere Anerkennung und Auszeichnung unserer Bemühungen auf dem Gebiete des Blindenwesens angesehen werden, daß „Unser Schaffen“ als einzige Zeitschrift ihrer Art ebenfalls im Leseraum zu finden ist. Auf diese Weise gewinnen viele Menschen einen Eindruck von dem Wirken und den Leistungsmöglichkeiten der Blinden.

Wir hoffen, mit „Unser Schaffen“ nicht nur den österreichischen Schicksalsgefährten, sondern darüber hinaus der internationalen Blindenschaft viele neue Freunde und Helfer zu gewinnen.

(*Die Photos stammen vom Verlag Hartleben, Dr. Rob.*)

Aus Briefen an „Unser Schaffen“

Ich konnte meinen Mann nach Unterdambach begleiten. Für Ihr liebes Entgegenkommen recht herzlichen Dank. Es hat meinem Mann im Urlaub sehr gut gefallen und er freut sich noch heute besonders darüber. Leid tut ihm, daß er die geselligen Stunden nicht so mitmachen konnte.

Ich will Ihnen bekunden, daß wir Menschen eigentlich viel versäumen und erst spät erkennen, was notwendig ist, Blinden und Kranken zu bieten, damit diese seelisch nicht zusammenbrechen. Ihre Gemeinschaft erkennt die Schicksale sehr gut. Sie, Herr Obmann, bemühen sich, um den blinden Kollegen einige Wochen schönen Urlaub zu ermöglichen. Hiefür Ihnen und der Leitung recht lieben herzlichen Dank.

Daß die Blinden in Oberösterreich die Blindenbeihilfe nun bekommen, will ich Ihnen nur kurz berichten. Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten wird bestimmt dazu einiges beigetragen haben. Für diese Ihre Mühen wollen Sie hiermit meinen bzw. unseren Dankesausdruck entgegennehmen . . .

Maria und Franz Hatheyer
Schärding

. . . Die Beiträge Ihres Blattes sind wirklich interessant und wertvoll. Ich werde in meinem Bekanntenkreis selbes zirkulieren lassen und auf diese Weise für Ihre Schützlinge werben . . .

Maria Wowes
Baden bei Wien

. . . Auf die von mir versandten Zeitschriften haben sich meine Freunde aus dem Saarlande und aus der Sowjetunion gemeldet und mich gebeten, ihnen die Zeitschrift kostenlos laufend zu übersenden. Wenn Sie mir die nächste Nummer senden, bitte ich, mir noch je ein Exemplar für die DDR, Polen, Frankreich, Argentinien und Afrika beilegen zu wollen. Wenn die Zeitschrift in englischer Sprache erscheinen würde, dann wäre bestimmt ein großer Erfolg zu verzeichnen. „Unser Schaffen“ muß international werden. Mit der Zeit wird es schon klappen . . .

Edwin Schumann
Schneeberg, Erzgebirge (DDR)

MARGARETE NEIDL

Das smaragdene Märchen

Rosemarie sah das Leben plötzlich in strahlender Schönheit vor sich liegen: Alles schien ihr anders, leuchtender, neuer, die Menschen liebenswürdiger, die Pflichten leichter. Die Dissertation war fertig — das Finden einer Stellung, das sie monatelang bedrückt hatte, war in den Hintergrund getreten, denn die Liebe war groß und mächtig zu ihr gekommen, wenn es auch noch geheim bleiben sollte. Erst wollte sie noch ihr Doktorat machen, dann aber würde sie mit Leo alles genau überlegen. Die größte Sorge bereitete ihr die Ausstattung. Sie hatte wohl einige Privatstunden, Mutti würde wieder einige Bilder und Antiquitäten opfern, aber das war noch immer nicht sehr viel, und Leo hatte einen so auserlesenen Geschmack! Oft beschlich sie ein Gefühl der Bangigkeit: Ob Leo auch seine Versicherungen ernst meinte! Ob seine Schriftstellerexistenz gesichert war! Wohl hatte er ihr viele gedruckte und ungedruckte Artikel und Gedichte zu lesen gegeben, Romane und Theaterstücke, aber manchmal beschlich sie ein banges Gefühl vor der Zukunft, so große Luftschlösser er auch baute.

Heute abend hatte er sie mit ihrem Vetter in eine kleine Abendgesellschaft gebeten. Und gerade heute konnte sie nicht gehen, da Mutter Migräne hatte und zu Hause Wäsche war. Würde Leo allein gehen? Sehnlich wünschte sie, daß er doch ihr zuliebe verzichte. Aber das wäre vielleicht ein zu deutlicher Beweis seiner Zuneigung gewesen. Vor anderen war er eigentlich merkwürdig kühl, nur wenn er sie allein traf, dann stieg in ihr wohl immer das beseligende Gefühl auf, daß er sie innig liebe, so heiß, wie auch ihr Herz ihm entgegenschlug. Vorübergehend tauchte ein ernstes Augenpaar vor ihr auf, das oft prüfend auf ihr geruht hatte. Professor Hameder, der an ihrem Studium großes Interesse genommen hatte; doch als sie gerade dabei war, sich die Person des ernsten Volkswirtschafters vorzustellen, rief sie ihre Mutter zu sich: „Rosmarie, mir ist wirklich viel besser, du kannst ganz ruhig abends ausgehen.“ Rosmarie protestierte zwar, aber als ihr die Mutter noch ein wenig zuredete, willigte sie nur zu gerne ein. Rasch kleidete sie sich an und versprach noch schnell, ein Taxi zu nehmen, denn die Mutter sah es nicht gern, wenn sie spät abends allein ging, und ihr Vetter war schon fort.

Als sie aber auf die Straße trat und die herbe Abendluft sie umfing, hatte sie Lust, zu gehen. Ein herrlicher Sternenhimmel lag über Wien. Ihr Weg führte sie bei der Karlskirche vorbei. Durchsichtig hell schimmerte die Kuppel, wie ein einziger kristallklarer Smaragd, geisterhaft waren die Lauben erleuchtet. Unwirklich schön stach die smaragdene Kuppel vom Firmamente ab. Rosmarie konnte sich nicht sattsehen. Plötzlich hatte sie eine eigentümliche Vision!

Wie wäre es, wenn die Herzen der Menschen plötzlich so durchsichtig wären — ob es viele vertrügen? Ob nicht die Mehrzahl dunkle Flecken hätte? Ein wehes Gefühl zuckte in ihrem Herzen auf, als sie an Leo dachte! Aber nein! Gläubig richtete sich ihr Blick zum Himmel. Sie wollte ihm nicht unrecht tun. Wie würde er sich freuen, wenn sie unverhofft käme. Wie aber wäre es, wenn das

SÜSSWAREN
LIKÖRE
Lasali

Märchen wahr wäre, nur einen Tag, nur eine Stunde, nur eine Minute und sie sähe dieses Herz einmal durchsichtig — wäre es dann vielleicht nicht klar, hätte sie noch die Willenskraft, sich von Leo zurückzuziehen?

Unwillig beschleunigte sie den Schritt — jeden Zweifel niederkämpfend, und in wenigen Minuten stand sie unter fröhlichen Menschen und suchte ängstlich nach dem einen Menschen, dem ihr Herz entgegenschlug. Sie fand ihn nicht. Ihr Lächeln wurde starr, noch kämpfte in ihrer Seele der Wunsch, daß er nicht anwesend sei, weil er auch sie hier wegen der Krankheit der Mutter nicht vermutete. Aber doch beschlich sie ein Angstgefühl, das sie sich nicht erklären konnte. Ermüdet lehnte sie sich in eine Ecke und hörte plötzlich hinter einem Paravent bekannte Stimmen:

„Und nun, lieber Leo, erkläre mir dein großes Interesse für Rosmarie, ehe ich dir auf deine Frage antworte."

„Kannst du das nicht erraten, Liebling, Einziges, ich wollte dich eifersüchtig machen, und das ist mir gelungen."

„Pst", machte die schöne Hausfrau, „hörtest du nicht einen leisen Schrei?" Sie stand rasch auf, Leo folgte ihr, aber sie sahen nichts. Leise drückte Leo ihren Arm und fragte langsam: „Wirst du mich noch lange schmachten lassen? Bitte, sing ein Lied von mir. Aus der Wahl erhoffe ich eine beglückende Antwort zu hören . . ."

Rosmarie war fortgestürzt. Sie erzählte dem Diener etwas von unerträglichen Kopfschmerzen und eilte auch schon über die Treppe. Tränen verdunkelten ihren Blick, und taumelnd wollte sie sich an die Wand lehnen, als sie sich von zwei starken Armen erfaßt fühlte.

„Ja, Fräulein Rosmarie, was machen Sie so spät hier?" fragte Professor Hameder erstaunt und stützte Rosmarie, die wankte. Als er merkte, daß sie unfähig war, zu antworten, erzählte er in sachlicher Form, als stünde er im Hörsaal, daß er hier wohne und von einer Parsifal-Aufführung komme. Sehr gerne ginge er noch ein wenig spazieren, sie zu begleiten. Seine Mutter würde ihn sowieso nicht erwarten, und so täte eine kleine Wanderung bei Mondenschein gut. Sorglich stützte er Rosmarie, die in ihrem Schmerz kaum zuhörte, bis sie vor der Karlskirche standen. Als sie auf die smaragdene Kuppel sah, kamen erlösende Tränen, und sie wußte es selbst nicht, wie es kam, sie erzählte dem Professor alles von ihren Gedanken am Hinweg, von ihren getäuschten Hoffnungen, und als sie endlich zu ihm aufsah, da sagte sie:

„Ihr Herz, Herr Professor, könnte durchsichtig sein, es hätte keine dunklen Flecken, ich weiß es, ich fühle es, seit der Stunde, da Sie mir Ihre Ansichten über Menschenrechte und Caritas erzählten. Glücklich dies Mädchen, das einmal . . .", sie brach jäh errötend ab und begann auf einmal zu laufen, daß sie der Professor kaum einholen konnte. Keines von beiden wußte später, wie alles gekommen war, aber das smaragdene Märchen ist wahr geworden, und in der Karlskirche reichten sie einander die Hand fürs Leben.

Oftmals aber, wenn der Wissenschafter gefragt wurde, wann er Zeit gefunden hätte, sich eine so schöne, gebildete Frau zu suchen, sagte er geheimnisvoll lächelnd: „Lassen Sie sich von Rosmarie das smaragdene Märchen erzählen."

Lebenswahrheiten des Alltags

Frauen halten sich gern an die einfachen Dinge des Lebens: Männer.

Es gibt Leute, die eine Stunde lang reden können, ohne zu erwähnen, worüber sie reden.

Ein Mann, der seine Frau nicht anlügen mag, nimmt wenig Rücksicht auf ihre Gefühle.

Viele glauben, sie seien ihrer Zeit voraus, dabei haben sie nicht einmal die gleiche Richtung.

Leben ist, was uns zustößt, während wir ganz andere Absichten haben.

Übermäßiges Lob ist wie zehn Stück Zucker im Kaffee: kaum jemand kriegt das hinunter.

SAFFA — Sinnvolle Arbeit — Freude für alle

„Man wäre nicht in der Schweiz gewesen, hätte man als blinde Reporterin nicht auch der SAFFA einen Besuch abgestattet", so dachte ich mir, als ich gelegentlich meiner Reise zum Studium des Schweizer Blindenwesens nach Zürich kam und dort von unserem Freund **Appenzeller**, bei dem ich logierte, von der SAFFA erfuhr.

„Was ist SAFFA?" forschte ich neugierig, und als ich hörte, daß es sich um eine einzigartige, durchwegs von Frauen geschaffene und geleitete Ausstellung handelte, brannte meine Neugierde lichterloh. Es wären dort auch zwei blinde Telephonistinnen tätig, wurde mir erzählt. Sie sollten dem in Massen erscheinenden Publikum die Tüchtigkeit blinder Menschen im freien Berufsleben vor Augen führen.

So machte ich mich denn in Begleitung der hilfreichen Schwester Elisabeth vom Roten Kreuz auf den Weg in die SAFFA. Beim Empfang begrüßte uns die Präsidentin des Empfangskomitees, Frau Großmann, und geleitete uns in das Pressefoyer. Frau Maag, die Pressechefin der Ausstellung und eine der bekanntesten Schweizer Journalistinnen, hieß mich in herzlichster und kollegialster Weise willkommen.

Wir plauderten angeregt bei Mokka und Bäckereien. Die Damen erzählten mir mit großer Begeisterung von der Ausstellung und ihrem Zweck. Diese Ausstellung wurde von den Schweizer Frauenvereinen mit verhältnismäßig spärlichen Mitteln, aber viel Idealismus und Arbeit ins Leben gerufen. Es soll den Besuchern vor allem der Aufstieg der Frau aus der beengten Welt der Familie, in der sie in früheren Zeiten wirkte, und das gegenwärtige Wirken der Frauen in den verschiedensten Berufen und Arbeitsgebieten gezeigt werden. Die SAFFA will auch das harmonische Miteinander- und nicht nur Nebeneinanderleben zwischen Mann und Frau aufzeigen.

Die Präsidentin, Frau Großmann, ließ es sich nicht nehmen, uns persönlich in der Ausstellung herumzuführen. Wir fuhren mit einer originellen Kleinbahn durch das sich fast 1 km erstreckende Ausstellungsgelände. Mich beeindruckte besonders das „Haus der Kantone", in welchem die kulturelle und wirtschaftliche Eigenart und Eigenständigkeit der einzelnen Kantone sehr anschaulich dargestellt werden. Beispielsweise sah man im „Kanton Basel", wie der außergewöhnliche Kirschenreichtum dieses Landstriches zu feinsten Likören und Marmeladen verarbeitet wird. Außerdem kann man dort die schönen Erzeugnisse der Seidenbandwebereien sehen. Der „Kanton Zürich" zeigte in einem plastisch wirkenden Monumentalbild die strengen Tischsitten des 17. Jahrhunderts.

Viele prachtvolle Seidenstickereien und Teppiche gab es zu bewundern. Der „Kanton Schaffhausen" zeigte einen wunderschönen Teppich, an dem mehr als 50 Frauen gestickt hatten. Die älteste von ihnen ist 82 Jahre und die jüngste 12 Jahre alt. Der Teppich zeigt geschichtliche Szenen aus diesem Kanton und ist staunenswert gleichmäßig gearbeitet. In der „Halle des Handwerks" zeigte eine Goldschmiedin ihre große Kunst. Im Kinderparadies vergnügten sich viele Kinder in fröhlichem Spiel. Sehr hübsch und gemütlich wirkte auch das Klubheim, in dessen Saal wir einem Konzert beiwohnten.

Von den zahllosen Sehenswürdigkeiten möchte ich den neunstöckigen Wohnturm erwähnen, um den herum eine breite Serpentinenstraße abwärts führt. In diesem Turm wird in verschiedenen Stockwerken modernes Wohnen vor Augen geführt.

Wie schon eingangs erwähnt, sind zwei blinde Telephonistinnen hier tätig. Wenn man diese Schicksalsgefährtinnen bei ihrer Arbeit beobachtet, ist man wohl davon überzeugt, daß sie durch ihre Geschicklichkeit und ihr Können ausgezeichnete Propagandistinnen für Blindenarbeit sind. Es ist mir erzählt worden, daß durch diese beiden Telephonistinnen eine Reihe von Schweizer Firmen angeregt wurde, ebenfalls blinde Arbeitskräfte einzustellen.

Ein weiterer Pavillon zeigte entzückende Modeschöpfungen; ein anderer moderne Schönheitspflege, speziell auch für die berufstätige Frau gedacht.

Es gibt kein Gebiet des täglichen Lebens, das bei dieser Ausstellung nicht vertreten gewesen wäre.

Eine Schöpfung der SAFFA möchte ich noch zum Schluß erwähnen, nämlich die künstliche Insel im Zürichsee, welche aus dem Aushub von neuerrichteten Wohnbauten geschaffen wurde. Auf dieser Insel befindet sich ein Restaurant mit einer Tanzfläche.

Sehr beeindruckt waren wir von der Tatsache, daß der Reingewinn der SAFFA-Ausstellung 1958 dazu verwendet wurde, um geschiedenen oder schwer um ihre Existenz ringenden Frauen in Form eines zinsenlosen Darlehens zu helfen, sich ein neues Leben aufzubauen.

Die interessante Parkstadt am Zürichsee wird mir und allen anderen Besuchern, die aus der ganzen Welt gekommen sind, wohl stets in Erinnerung bleiben.

Yvonne Blauensteiner

Bild links oben: *Gottesdiensthaus.*

Rechts oben: *Wohnturm mit Wasserspielen bei Nacht.*

Bild unten: *Kunsthalle.*

K. SEFMAN (London)

DAS BLINDENWESEN IN ENGLAND

Vor kurzem hat in London eine Tagung des Weltrates für Blindenwohlfahrt unter Teilnahme der *International Labour Organisation der Vereinten Nationen* stattgefunden. Hieran nahmen Vertreter von 18 europäischen Staaten teil. Man hatte als Hauptthema „Die Rückführung der Blinden zum Beruf" gewählt, und die Teilnehmer hatten Gelegenheit, verschiedene Lehr- und Ausbildungsplätze für Blinde in England zu besichtigen. England ist gegenwärtig eines der führenden Länder in der Wiederherstellung der Nichtsehenden, ganz besonders dort, wo es sich um die im Zivilleben Neuerblindeten handelt, und die englische Einstellung zum Blindenwesen dürfte auch für Ausländer von Interesse sein.

Der weiße Stock

Da ist zunächst der „Weiße Stock", der heute in den meisten europäischen Ländern an Stelle der „Gelben Binde mit den drei schwarzen Punkten" von den Blinden benutzt wird. Der Gebrauch des weißen Stockes kam bereits kurz nach dem Ende des ersten Weltkrieges in England auf, doch wurde er erst gegen Ende der Zwanzigerjahre oder zu Beginn der Dreißigerjahre beinahe gleichzeitig in England, Frankreich und Österreich populär. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß der weiße Stock in Deutschland noch ziemlich unbekannt ist. Vielleicht sollte man ihn aber doch auch in Deutschland einführen, da er auf die Blinden selbst vom psychologischen Standpunkt aus nicht so abstoßend wirkt und andererseits für die Passanten und besonders für die Motoristen leichter sichtbar ist als die Armbinde.

Was den Straßenverkehr anbelangt, so habe ich mir von verschiedenen unabhängigen Seiten sagen lassen, daß es in der ganzen Welt wohl kaum eine Großstadt gibt, in der auf den blinden Passanten so viel Rücksicht genommen wird wie in London. Dieses Entgegenkommen erklärt sich wohl daraus, daß der Engländer von Natur aus ruhig, gelassen und tolerant ist, aber ganz besonders dann, wenn es sich um den Umgang mit Blinden handelt. Es ist beinahe eine Selbstverständlichkeit, daß dem Blinden beim Überqueren von belebten Straßen Hilfe von Vorübergehenden angeboten wird. Die Schaffner der Autobusse und die Beamten auf der Untergrundbahn haben Anweisung, den Blinden behilflich zu sein. Ich selbst werde gewöhnlich in der Untergrundbahnstation, die ich täglich benutze, von einem Beamten „in Empfang genommen" und auf meinen Zug gesetzt. Es gibt hier in London eine ganze Anzahl von völlig Erblindeten, die trotz ihrer Behinderung regelmäßig reisen. Immerhin ungewöhnlich ist es, wenn, wie es mir vor einiger Zeit abends passierte, der Autobus auf der belebten Oxford-Street ungefähr auf halbem Wege zwischen zwei Haltestellen stehen bleibt, um mich genau gegenüber einer Untergrundbahnstation abzusetzen. Natürlich ist das ein Ausnahmefall, der aber immerhin die Hilfsbereitschaft der Autobus-Schaffner illustriert.

Die Blindenwohlfahrt

Die *Blindenwohlfahrt* ist im wesentlichen in Großbritannien staatlich und — innerhalb der Grafschaften — bezirksmäßig organisiert. Mit einer wichtigen Ausnahme, nämlich dem *Royal National Institute for the Blind*, ist wenig Raum für private Organisationen. Dies ist ein wesentlicher Unterschied zu den deutschen Blindenvereinen und Selbsthilfe-Organisationen. Man kann vielleicht sagen, daß die heutige Form der Blindenfürsorge in England die gesamte Entwicklung des Blindenwesens des Landes widerspiegelt.

Es gibt gewissermaßen drei Entwicklungsstufen: a) Die älteste Auffassung ist die, daß die Blinden hilflos und erwerbsunfähig sind und darum vom Staat unterstützt werden sollen; b) dann gelangte man zu der Überzeugung, daß Blinde produktiv sein können, wenn sie unter geeigneten Bedingungen arbeiten; c) letztlich haben wir die progressive Richtung, die die Blinden nach besonderer Vorbereitung in verschiedenen Berufen in die Gemeinschaft der sehenden Arbeitskräfte einreiht.

Unter die erste, bei weitem größte Gruppe, fallen diejenigen Blinden, die auf Grund vorgeschrittenen Alters oder infolge von zusätzlichen Beschwerden erwerbsunfähig sind.

Diese werden von Staats wegen, jedoch durch die Verwaltung der Grafschaften, d. h. bezirksmäßig betreut, sowohl in finanzieller als auch sozialer Hinsicht. Die Blinden und die Tuberkulosekranken erhalten die höchsten Unterstützungssätze. Diese bestehen einerseits aus einer Unterhaltszahlung für die allgemeinen Lebenskosten und andererseits aus der Bezahlung der Wohnungsmiete. Die Höhe des Unterhaltsbeitrages richtet sich nach den persönlichen Verhältnissen des Befürsorgten, je nach dem, ob er ledig oder verheiratet ist, und gegebenenfalls nach der Anzahl der vorhandenen Familienmitglieder. Die Miete wird voll erstattet, solange es sich um eine Durchschnittsmiete des Bezirkes handelt, in dem der Antragsteller wohnt. Eventuell werden besondere Bedürfnisse des Befürsorgten, wie z. B. Blindenführung oder Hilfe im Haushalt usw., in Betracht gezogen und hierfür ein zusätzlicher Zuschuß gewährt.

Der Home-Teacher

Typisch für die englische Blindenwohlfahrt, und in vielen Ländern völlig unbekannt, ist die Einrichtung des „Home Teacher" oder „Home Visitor", das sind Wohlfahrtsbeamte oder -beamtinnen, die von den Grafschaftsverwaltungen zur Betreuung der Blinden angestellt sind. Diese Beamten bekommen spezialisierte Ausbildungskurse in der Blindenfürsorge und haben ein entsprechendes Examen zu bestehen, um fest angestellt zu werden. Ihre Aufgabe ist es, alle in ihrem Bezirk wohnenden, registrierten Blinden in regelmäßigen Zeitabständen je nach Notwendigkeit zu besuchen und jeden Fall im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen zu überprüfen, um Veränderungen der jeweiligen persönlichen Verhältnisse den Behörden zur Kenntnis zu bringen. Neue Fälle werden von Augenärzten oder Hospitälern der Bezirkswohlfahrt gemeldet, die sie dann den Wohlfahrtsbeamten schickt. Die Neuerblindeten erhalten u. a. ihren ersten Punktschriftunterricht zu Hause, wenn sie die Punktschrift lernen wollen. Anderen wiederum hilft der Home Visitor bei ihren Handfertigkeitsarbeiten, wie z. B. Stricken, Teppichknüpfen, Peddigrohrarbeiten usw. In besonderen Fällen gehört es auch zu den Obliegenheiten des Home Visitor, bei der Lösung von häuslichen Problemen (Einkäufen) behilflich zu sein oder auf die sanitären Verhältnisse in der Wohnung zu achten. Dies alles zeigt, wie weit der Aufgabenkreis dieser Wohlfahrtsbeamten ist.

Blindenwerkstätten

Die zweite Gruppe, nämlich die in den Blindenwerkstätten beschäftigten Nichtsehenden, ist wohl auch in Deutschland weit verbreitet, doch hat auch hier das englische Wohlfahrtswesen eine Einrichtung, die in anderen Ländern nicht bekannt sein dürfte. Hier wird der blinde Arbeiter nach vollendeter Ausbildung in den von der Grafschaft betriebenen Werkstätten angestellt, vorausgesetzt, daß er in der Lage ist, ein festgesetztes

Lob für die Harmonie

Bundesfürsorgerat Obmann Ganser vom Steiermärkischen Blindenverein besuchte das Blindenerholungsheim „Harmonie" und sprach sich äußerst lobend über diese schöne Einrichtung der österreichischen Blindenselbsthilfe aus. Das Bild zeigt Josef Ganser (links) in freundschaftlicher Verbundenheit mit Robert Vogel, dem Obmann der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs.

Quantum Ware in einer gegebenen Zeit zu erzeugen. Die Quote ist nicht sehr hoch, etwa die Hälfte oder nur 40% der Warenmenge, die von einem sehenden Arbeiter im selben Fach durchschnittlich hergestellt werden kann.

Da die Quote als solche nicht sehr hoch ist, rechtfertigt sie an sich noch nicht einen vollen Wochenlohn, den ein Sehender erhält. Jedoch der volle Lohn, den er in der Blindenwerkstätte erhält, wird durch einen öffentlichen Zuschuß ergänzt, der dann den Wochenlohn auf jene Höhe bringt, den ein sehender Arbeiter in dieser Gruppe erhalten würde. Dieses System hat seine Vor- und Nachteile. Ein Vorteil ist, daß der Zuschuß einkommensteuerfrei ist. Ein Nachteil besteht darin, daß der tüchtige Arbeiter unzureichend für seine Mehrleistung entlohnt wird.

Für den selbständigen *Heimarbeiter*, worunter auch die Klavierstimmer und Musiklehrer fallen, gibt es eine ähnliche Einrichtung: das sogenannte „Homeworker Scheme", das in Zusammenarbeit zwischen Bezirksverwaltung und Arbeitsämtern gegründet wurde. Dies gewährt dem blinden Handwerker einen regelmäßigen Zuschuß, der auf der einen Seite den Unternehmungsgeist fördert und auf der anderen eine Versicherung gegen zeitweilige ungünstige Konjunktur darstellt. Der Heimarbeiter bekommt z. B. zwei Wochen Ferien im Jahr von der Blindenwohlfahrt bezahlt.

Umschulung

Die moderne Richtung der Blindenbetreuung ist, die Blinden für die verschiedensten Berufe auszubilden und sie im Kreis der Sehenden produktiv einzuordnen. Wir finden Blinde in Fabriken als Arbeiter, wo sie in verschiedenster Art beschäftigt werden, in den Büros als Telephonisten oder Stenotypisten, Masseure und sogar als Juristen. Im Hinblick auf die Umschulung der — insbesondere im Zivilleben — Neuerblindeten dürfte England führend sein. Es bestehen zur Zeit zwei Umschulungsheime, deren Aufgabe einzig und allein darin besteht, die Neuerblindeten mit der für sie neugeschaffenen Lebenslage vertraut zu machen, ihnen bei der Lösung der unzähligen kleinen Alltagsprobleme zu helfen und ihnen Selbstvertrauen auf ihren neuen Weg mitzugeben. Sie lernen dort ihren Tastsinn auszubilden, die Schreibmaschine zu benutzen, allein auszugehen und sich frei in sehender Gesellschaft zu bewegen. Ich selbst habe zwei Monate nach meiner völligen Erblindung in einem dieser beiden Heime zugebracht und weiß, welch wertvolle Arbeit dort geleistet wird und welch gute Erfolge erzielt werden. Nebenbei bemerkt, dürfte es interessant sein, zu wissen, daß der Leiter dieser Heime ein völlig Erblindeter ist.

Die Organisation der Schulen und Ausbildungsstätten für Blinde untersteht dem Royal National Institute for the Blind. Dies ist, streng genommen, eine private Körperschaft, die größtenteils aus privaten Mitteln und Spenden erhalten wird, jedoch auch von der Regierung subventioniert ist. Die R. N. I. B. ist gewissermaßen eine beratende und ausführende Körperschaft, die die verschiedenen Bestrebungen im Blindenwesen auf einen Nenner bringt, insbesondere im Hinblick auf die Schulung und Ausbildung der Nichtsehenden, angefangen mit den „Sunshine Homes", welche Heime für blinde Babys sind, Elementarschulen, Höhere Schulen bis hinauf zu den Seminaren für Masseure oder Ausbildungsstätten für Telephonisten oder Stenotypisten usw. Es ist vielfach so, daß eine Schule oder Lehrstätte von der R. N. I. B. eingerichtet wird, eventuell mit Zuschüssen vom Erziehungs-, Arbeits- oder Gesundheitsministerium, wobei dann die Schulgelder von den jeweiligen Bezirksbehörden gezahlt werden, aus deren Gebiet die auszubildenden Personen herstammen. Wohlgemerkt, die R. N. I. B. hat nichts mit der finanziellen Hilfe der Betreuten zu tun, sondern beschränkt sich auf Beratung, Durchführung der Ausbildung und, wo nötig, auf die Beschaffung der Arbeitsplätze nach vollendeter Ausbildung.

Kulturelle Blindenbeihilfe

Schließlich seien noch zwei Organisationen erwähnt, die die Interessen der Blinden vertreten: Die *Federation of the Blind* und die *National League of the Blind.* Die Federation ist ein hauptsächlich gesellschaftlicher und kultureller Zusammenschluß, in dem auch die Belange der Blinden erörtert und der Öffentlichkeit gegenüber vertreten werden. Die National League of the Blind ist eine juristische Vertretung der zum Teil in den Werkstätten arbeitenden Blinden und wird von den Behörden als eine Art Gewerkschaft anerkannt.

Unser Erholungsheim

Auch in diesem Sommer haben viele blinde Kollegen Erholung gefunden in der „Harmonie", dem allgemein anerkannten Heim der Hilfsgemeinschaft. Hier, einige Bilder aus dem Alltag der Blinden.

Mein erstes Gedicht

Früh, vor der Vollendung meines ersten Lebensjahrzehntes, hatte ich meine Vorliebe für Verseschmieden entdeckt. So begab ich mich denn an Hand von Gedichten, die mir außerhalb den in meinen Schulbüchern vorhandenen unter die Hände kamen, auf Raubzug. Vorerst versuchte ich, die Reime großer Dichter umzubilden. Doch bald war es mir klar, daß ich eigentlich meine eigenen Gedanken niederschreiben müßte. Es war gar nicht leicht, das richtige Reimwort zu finden, man mußte umbauen, wobei manchmal etwas ganz anderes herauskam. Reimen sollte es sich und einen Sinn auch noch haben, das war etwas zuviel für einen kleinen Anfänger.

Der bevorstehende Geburtstag meiner Mutter gab mir den Ansporn, mit einem selbstverfaßten Gedicht aufzuwarten.

Ähnlich den Versen in dem Glückwunschgedichtbüchlein hatte ich mit schwerer Mühe etwas zusammengemixt, bloß noch etwas zu kurz war das Gedicht. Und etwas ganz Besonderes sollte es auch sein.

Vaters Tageszeitung war tabu für mich, die durfte ich nicht lesen. Wie nach Wunsch erschien jedoch Mutters Zeitschrift „Die Gartenlaube". Ich hatte die Erlaubnis, die Bilder anzusehen und die Gedichte darin zu lesen. Da stand nun ein Gedicht mit dem interessanten Titel „Das Kind der Liebe". Es handelte von einem Mädchen, das von ihrem Liebsten verlassen wurde. Die beiden letzten Zeilen lauteten ungefähr so:

„Denn ich bin ein Kind der Liebe, Liebe ist ja höchstes Glück." Ich war zu Tränen gerührt über das Schicksal des Mädchens. Und die Worte klangen wie Musik in meinen Ohren. Ich fand sie einfach himmlisch schön. Nicht immer das altbekannte Kind Gottes. Auf Kind Gottes wäre auch nicht leicht, einen Reim zu finden. Gottes Kind? Wind, Rind? Aber auf Liebe. Kind der Liebe. Herrlich, wunderschön. Ich war begeistert. Tag und Nacht klang es in meinen Ohren: Kind der Liebe. Und als der Festtag herankam, hatte ich mein Gedicht vollendet. Ich war direkt stolz auf meine Leistung.

Mit geröteten Wangen stand ich am Morgen des Geburtstages, mit einem Blumenstrauß und der mit einem Abziehbild versehenen, fein säuberlich beschriebenen Glückwunschgedichtrolle in Händen, meiner Mutter gegenüber.

Nach dem üblichen wohlgemeinten, jedoch etwas verunglückten Hofknicks begann ich zu deklamieren:

Mein liebstes Mütterlein!

Zum Geburtstag wünsch' ich heute
Freude, Glück und Wohlergehn.
Mögest du an unserer Seite
recht gesund noch lange stehn.
Daß es immer doch so bliebe,
dieser schöne Augenblick,
denn ich bin dein Kind der Liebe,
und du Mutti, bist mein Glück.

Die letzten zwei Zeilen sprach ich mit dem ganzen mir zur Verfügung stehenden Pathos meiner liebenden Seele.

Illustration: Klumbies

Gesunder Tierverstand

Jeder, der in der Nähe des Meeres lebt, weiß, daß die Möwen Muscheln und Schnekken aufbrechen, indem sie sie aus der Höhe auf Felsen, Bahnkörper, ja sogar auf parkende Autos fallen lassen. Im vergangenen Frühjahr fuhren mein Mann und ich eines Tages langsam eine Küstenstraße entlang, als ganz tief eine Möwe angeflogen kam, einen Knäuel Seetang voller Muscheln im Schnabel. Unmittelbar vor uns ließ sie sich nieder, legte ihre Beute auf die Straße und hüpfte zur Seite. Das Zeug lag aber ein wenig zu weit links, so daß unser Wagen nicht darüber hinwegfuhr.

Zu unserer Überraschung erhob die Möwe ein lautes Protestgekreisch, und so stießen wir, über ihre Unverschämtheit belustigt, brav zurück und zerdrückten die Muscheln unter unseren Rädern. Nach ein paar Metern blickten wir uns um und sahen, wie sich die Möwe an den nun geöffneten Muscheln gütlich tat.

Meinem Erinnern nach war die Mutter bei meinen vorangegangenen Glückwunschgedichten leicht zu Tränen gerührt.

Doch diesmal fuhr sie sich plötzlich mit der Hand an den Mund, und in ihren Augen sah ich ein Lachen glänzen. Dessenungeachtet warf ich mich ihr in die Arme, um sie zu küssen. Dabei fiel mir der Blumenstrauß aus der Hand, und die Gedichtrolle verbog sich zu einer ziehharmonikaähnlichen Fasson.

„Hat es dir gefallen, Muttilein? Das habe ich selber gedichtet."

„So, ganz allein hast du das gedichtet? Die Zeile mit dem Kind der Liebe habe ich doch schon irgendwo gelesen", entgegnete die Mutter und sah mich dabei fragend an.

„Ja", gestand ich kleinlaut. „In der ‚Gartenlaube'. Das ist aber auch das einzige, was ich abgeschrieben habe, weil es mir so gut gefiel."

„Kind der Liebe", lachte mein Vater. Er wollte scheinbar noch etwas sagen, doch da bemerkte ich, daß ihm meine Mutter zuzwinkerte und den Finger an den Mund legte, wie man tut, wenn man jemandem zu schweigen gebietet. Ich maß dem Ganzen nicht viel Bedeutung bei, denn ich war es gewöhnt, daß sich mein Vater über meine, seines Erachtens nach, ausgefallenen Ideen manchmal lustig machte.

Meine Mutter versicherte mir, daß ihr mein Gedicht sehr gut gefallen hatte, was mir Mut zu weiterem Phantasieren gab. Als ich viel später einmal hörte, was das schöne Wort Kind der Liebe bedeute, wußte ich, weshalb sich meine Eltern über mein erstes Gedicht mit so gemischten Gefühlen gefreut hatten.

ROBERT VOGEL

IN DER ZINSKASERNE

Ein düsteres Mauerviereck war der Hof jener dreistöckigen Zinskaserne in Hernals, in der ich das Licht der Welt erblickte. Eine Stange, über die man Teppiche zum Klopfen hängen konnte, und ein Hackstock bildeten die Ausgestaltung jenes Hofes, der an drei Seiten von den Mauern unseres Wohnhauses und an der vierten von der Feuermauer des Nachbarhauses begrenzt war.

An diese Mauer angelehnt stand, in den Hof vorspringend, ein kleines Häuschen, das von einer meiner Großmütter bewohnt war. Ohne Fenster, nur mit einer schmalen Eingangstür versehen, zwang es die alte Frau, sich mehr vor dem Häuschen als in ihm aufzuhalten. Wir Kleinen saßen gerne bei ihr. Sie erzählte uns Geschichten aus ihrer Jugend, die sie wahrscheinlich nur noch wußte, weil sie diese schon so oft erzählt hatte. Ich hielt ihre dunkelhäutige Hand fest und schob die dicken Adern hin und her. Das war ein schönes Spiel, und die Großmutter freute sich, wenn wir bei ihr waren. Jedem, der es wissen wollte, erzählte sie mit strahlendem Blick, daß dies ihre Enkelkinder seien, die Kinder ihres jüngsten Sohnes.

Manchmal, wenn Musikanten in den Hof kamen und auf der Geige oder einem Flügelhorn spielten, strömten alle Kinder des Hauses — und es waren deren nicht wenige — zusammen. Da erschienen auch die Alten und tanzten. Aus den Fenstern flogen dann, in Papier gewickelt, die den Musikanten zugedachten Geldstücke, und wir Kinder hatten Hochbetrieb, die Gaben aufzuklauben und in die Taschen der herumziehenden Künstler verschwinden zu lassen. Die Kinder hüpften vergnügt herum und waren glücklich, daß endlich einmal etwas im Hof los war.

Einen Stock höher als die Großmutter wohnten meine Eltern mit ihren sechs Kindern. Wir hatten von den drei Fenstern unserer Zimmer-Küche-Wohnung Aussicht auf die gegenüberliegende Hausseite und das kleine Häuschen im Hof.

Die Gänsemastanstalt

Meine Eltern hatten in einer Ecke der viel zu schmalen Küche eine Hühnerzucht eingerichtet. Es dürfte eine Modesache gewesen sein, denn andere Parteien des Hauses waren mit gutem Beispiel dabei vorangegangen. Im Keller hielt die Mutter eine Gans, der sie zu gewissen Tageszeiten die Nahrung in den Schlund schob. Das war unsere „Gänsemastanstalt", und die fettgefütterten Gänse

bildeten immer einen schönen Beitrag zu unserem sonst bescheidenen Haushalt.

Die Hühner in der Küche nahmen uns nicht nur ein großes Stück der ohnehin kleinen Fläche unserer Küche weg, sondern verbreiteten auch einen unangenehmen Geruch. Es ist mir immer ein Rätsel geblieben, warum ein Huhn, welches nach seiner Schlachtung und möglichst gerechten Aufteilung unter allen Familienangehörigen jedem doch nur eine ganz geringe Entschädigung bot für die langen Qualen, welche es während seines kurzen Lebens verursacht hatte, keinen besseren Platz hatte finden können.

Zu dieser Zeit gab es noch viele freie Flächen in der Umgebung unseres Wohnhauses, und dort fanden sich die Hühnerbesitzer ein, um das kostbare Federvieh einmal richtig grasen zu lassen. Manche banden die lufthungrigen „Pipihenderln" an eine Schnur und beschränkten deren Weidelust auf jenen Radius, welcher der Schnurlänge entsprach.

Unsere Hühner hatten sich zu wahren Artisten entwickelt. Sie sprangen vom ersten Stock in den Hof, wo sie in der Erde scharrten und manchmal einen Regenwurm erbeuteten. Hinauffliegen aber konnten sie nicht mehr, und es war uns Kindern überlassen, sie wieder in ihren Küchenstall zu bringen.

Im Wäschekasten meiner Mutter, darin wir Kinder gerne stöberten und immer wieder etwas noch nicht Gesehenes entdeckten, war auch ein Operngucker. Wieso dieser kostbare Besitz in unsere Familie gelangt ist, habe ich nie erfahren können, war aber glücklich, als ich dahinter gekommen war, wie man durch geschicktes Drehen, welches dieses optische Instrument länger oder kürzer machen konnte, das Haus gegenüber näherbringen oder in weiterer Ferne lassen konnte. Meine Welt wurde dadurch größer, denn ich konnte damit in die Wohnungen der Parteien gegenüber „eindringen". Ich konnte zum Beispiel die Frau Blaha beim Bügeln beobachten und Frau Scheininger, wie sie ihre kleinen Mädchen badete. Oh, wie hätten die geschrieen, wenn sie gewußt hätten, daß sie beobachtet wurden! Dann hob ich das Glas, und mein Blick wanderte in den zweiten Stock zu Schneidermeister Ibl; oft saß er dort und rauchte seine lange, fast bis auf den Boden reichende Pfeife.

Wenn die Frau Maier Powidlknödel machte, dann lief mir angesichts meiner Leibspeise das Wasser im Mund zusammen. Rasch verschwand der Gucker wieder auf seinen Platz, wenn ich Schritte sich nähern hörte. Unser Hof war klein, aber doch eine Welt für sich. Im Keller gab es einige Werkstätten. In fleißiger Handarbeit verfertigte ein alter vollbärtiger Mann alle möglichen Holzgegenstände, und ein anderer hatte eine Metalldrechslerei. Stundenlang konnte ich an den niedrigen Werkstättenfenstern lehnen, um den ehrsamen Handwerkern zuzusehen wie ein Stück nach dem anderen hergestellt wurde.

An Samstagen war es oft sehr ungemütlich im Hause. Viele Männer waren mit ihrem Wochenlohn statt nach Hause, mit den Arbeitskollegen ins Wirtshaus gegangen. Schwer betrunken kamen sie dann nach Hause und schreckliche Szenen bildeten den Abschluß einer Woche harter Arbeit. Manchmal, wenn es zu arg wurde, mußte auch ein Wachmann gerufen werden. Dem Hüter des Gesetzes sich beugend, bequemten sich die Unbesonnenen bald zur nächtlichen Ruhe und wir konnten unseren gestörten Schlaf wieder fortsetzen.

Am Gang brannte abends ein Gaslicht, denn elektrisches gab es damals noch nicht. Wenn es dunkel wurde, nicht ein bißchen früher, eher später, erschien die Hausmeisterin mit ihrer Anzünderstange und brachte das Gaslicht zum Aufflammen. Lange Schatten warfen diese Lichter, wenn wir über den Gang zur Wasserleitung mußten, und wir wagten es nicht, abends allein hinauszugehen. Die größeren Geschwister mußten die klei-

BUNTER NACHMITTAG

Da sich die seit einigen Jahren von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs veranstalteten Bunten Nachmittage eines immer größeren Zuspruches und besonderer Beliebtheit erfreuen, hat die Leitung beschlossen, auch in der kommenden Saison den Mitgliedern und ihren Angehörigen wieder recht vergnügte Stunden zu bereiten.

Es werden sich — wie auch in den Vorjahren — beliebte Künstler aller Sparten in den Dienst der guten Sache stellen. Den Reigen eröffnet ein Bunter Nachmittag am **Sonntag, dem 9. November, um 15 Uhr, im Schwechater Hof,** Wien III. Landstraßer Hauptstraße 97.

neren hinausbegleiten und dort auf sie warten. Am gleichen Gang wohnte in einem Kabinett ein altes Ehepaar. Dieser Raum hatte kein Fenster, nur eine Tür auf den Gang. Eine fürchterliche Luft schlug einem entgegen, wenn sie zufällig zu Hause waren und die Tür offenstehen hatten. Vor der alten Frau, die mit ihrem Stocke an die Hexe aus „Hänsel und Gretel" erinnerte, hatten wir alle Angst. Tagsüber gingen die beiden, deren Alter gar nicht abzuschätzen war, vermutlich mangels eines geregelten Einkommens, betteln.

Unser „Wohnpalast" war ein Durchhaus. Wenn wir bei Raufereien von Buben aus anderen Gassen verfolgt wurden, konnten wir rasch in das Haus flüchten, und während die Verfolger beim Ausgang auf unseren Ausbruchsversuch warteten, um uns abzufangen, konnten wir beim anderen Ausgang entschlüpfen.

Wehe aber, wenn uns die Hausmeisterin erwischte, da gab es Krach und natürlich wieder eine Denunziation bei den Eltern und die üblichen unausbleiblichen Folgen. Der Hausmeisterin und ihrer Herrin, der Hausfrau, wäre es am liebsten gewesen, wenn sie uns Kinder hätte loswerden können. Man durfte nicht schreien, nicht laufen, weder am Gang noch auf den Stiegen und wehe, wenn sie uns beim Herunterrutschen auf dem Stiegengeländer erwischte. Für die lieblose Behandlung durch die Hausmeisterin rächten wir uns aber nicht selten, indem wir an der Hausglocke läuteten. Mit Kindern ist nicht zu spaßen, die wissen sich schon zu helfen.

Wenn uns die Ratten, welche den Keller und den Hof bevölkerten — und dies bei hellichtem Tage — auch große Angst einjagten, so sahen wir ihnen mit viel Vergnügen vom Fenster aus zu, wie sie im Hofe im Kreise herum und einander nachliefen.

Es war dies meist in der Dämmerstunde der Fall, und an allen Hoffenstern erschien jung und alt, um sich an dem Schauspiel zu ergötzen.

Wir waren ängstlich, wenn wir daran dachten, daß diese unappetitlichen Gesellen auch über Gänge und Stiegen laufend gesehen worden waren, und die Eltern wagten nicht, ihre Kinder abends nach Einbruch der Dunkelheit aus dem Haus zu schicken. Es wimmelte in jenem Viertel, in dem Kinder

DIE TECHNIK

Aus Hirn und Hand geformt,
begleitet sie uns treu;
erst einzeln, dann genormt.
Sie wächst und läßt sich preisen.
In ihrem Busen aber
schlägt ein Herz aus Eisen!

Wo ist der Weise dieser Welt,
der es verhindert, daß die Maid
sich dem Satanischen gesellt?!

Mit Treibstoff und mit Stahl
beflügelt sie die Zeit
und strebt hinaus ins All.
Ihr Traum sind Mond und Sterne
und Freiheit von den Schöpfern,
die sie vernichtet aus der Ferne . . .

Dr. Karl Kainrath

armer Eltern eine freudlose Jugend erlebten, von Ratten, für welche die schlecht kanalisierten Wohnblocks einen paradiesischen Tummelplatz bildeten. Ratten liefen bei hellichtem Tage im Hofe herum und brachten uns Kindern das Gruseln bei.

*

„Und wissen Sie, Herr Obmann, gestern hatte ich einen Apfel auf meinem Nachtkästchen liegen und morgens lag er in meinem Bett, von einer Ratte ganz zerbissen." Ich schreckte plötzlich auf. In Gedanken versunken durch die furchtbaren Schilderungen der mir gegenübersitzenden blinden Frau, waren vor mir Bilder aufgetaucht aus meiner Kindheit. Vierzig Jahre meines Lebens war ich zurückgegangen, und noch einmal waren die schrecklichen Szenen an mir vorübergezogen, die sich unvergeßlich in die Seele des Kindes eingeprägt hatten.

„Ich kann es nicht länger dort aushalten, ich fürchte mich vor den Ratten. Sie wissen, ich habe eine kleine Hofwohnung. Es war schon eine Kommission da und hat die Unbewohnbarkeit meiner Behausung festgestellt. Können Sie mich verstehen, ich halte es nicht länger aus!"

„Gewiß kann ich Sie verstehen, liebe Kollegin, denn ich bin einige Häuser von Ihrem Wohnhaus zur Welt gekommen und habe aus eigenem die Rattenplage dieses Hernalser Wohnviertels kennengelernt."

Ich war entsetzt über die Mitteilungen meiner Schicksalsgefährtin, und mit Geschwindigkeit eilten meine Gedanken noch einmal zurück, vierzig Jahre in die Vergangen-

heit. Ungeheure Fortschritte hatte die Menschheit auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, der Technik und des Sozialwesens erzielt. Zwei Weltkriege hatten wir erleben müssen, mit unsagbarem Leid, welches sie über unsere Erde gebracht hatten. Der Film hat sich zu ungeahnter Größe entwickelt, Rundfunk und Fernsehen waren uns geschenkt worden. Hochhäuser und sozialer Wohnungsbau, auf je zehn Einwohner kommt ein Motorfahrzeug! Fließband und Automaten! Sputniks und Explorers. Wir wollen in das Weltall!

Nur an den Rattenvierteln in Hernals sind diese vierzig Jahre spurlos vorübergegangen... Dort haust in einer Hofwohnung eine blinde Kollegin und ist ständig bedroht von diesen ekligen Biestern, nur weil Fortschritt und Kultur, weil die niegeahnten technischen Errungenschaften an ihrem Hause vorübergegangen sind.

„Und was werden Sie tun, lieber Herr Obmann, um mir zu helfen?" Ich war empört, daß so etwas in unserer Stadt überhaupt noch möglich sein könnte und antwortete: „Ich werde es hinausschreien, damit es die ganze Welt hört, daß eine blinde Frau, deren Leben in ewigem Dunkel abläuft, inmitten von Ratten leben muß. Keiner, der für solche Zustände verantwortlich ist, dürfte mehr eine ruhige Stunde finden, ehe er seine Pflicht gegenüber einem ihm anvertrauten Menschen erfüllt hat." — „Ich danke Ihnen!" klang es leise, aber zuversichtlich von meinem Gegenüber. „Ich will ja nichts als einen kleinen Raum, in dem ich wenigstens unbesorgt und in Ruhe leben kann. Es ist ja so bitter, blind zu sein. Aber ich will mit Geduld mein hartes Los tragen." — „Kommen Sie", sagte ihre Begleiterin und nahm sie mit sich.

Sie hatte ihr Herz ausgeschüttet, und mir blieb nach den Gedanken, welche mich in meine eigene Kindheit zurückgeführt hatten, nur noch der innige Wunsch, dieser gequälten Schicksalsgefährtin so rasch wie möglich zu einer menschenwürdigen Wohnung zu verhelfen. Wird dies auch erfüllt werden?

*

Meine Freude war unbeschreiblich groß, als nach einigen Wochen Kollege *Franz Pechar*, Referent für soziale und Wohnungsfragen der Hilfsgemeinschaft, zu mir kam und mir strahlend mitteilte, daß seine Bemühungen, unserer Kollegin zu einer Wohnung zu verhelfen, von Erfolg gekrönt wurden.

Die Wiener Gemeindeverwaltung bewies wieder einmal ihr großes soziales Verständnis für uns Blinde. Wir möchten ihr auf diesem Wege unseren herzlichsten Dank aussprechen.

Die Blindenschaft am Grabe Jakob Walds

Vor sechs Jahren verlor die österreichische Blindenschaft einen ihrer bedeutendsten Vorkämpfer. Seinem unermüdlichen Wirken war es schließlich gelungen, die Voraussetzungen für die Verbesserung der Lebensbedingungen der Zivilblinden zu schaffen.

Es waren vor allem die später Erblindeten, denen sein Sinnen und Streben gegolten hat. Er hatte am eigenen Leibe die Schwierigkeiten des später Erblindeten erfahren und sich fest vorgenommen, sein Leben den Schicksalsgefährten zu weihen. Viele Erfolge waren ihm beschieden. Manche jedoch, zu denen er seinen Beitrag geleistet hat, durfte er nicht mehr erleben. Die Erlangung von gesetzlichen Ansprüchen der Zivilblinden auf einen Härteausgleich hatte ihn immer beschäftigt. Oft genug war diese seine Idee, welche inzwischen Wirklichkeit geworden ist, von Pessimisten als „Utopie" bezeichnet worden. Manche Kränkungen mußte *Jakob Wald* erdulden, denn nicht alle, für die er seine Kräfte und sein ganzes Können einsetzte, haben ihn verstanden.

Auch heuer fand sich am 9. September, dem Todestage Jakob Walds, die Blindenschaft zu treuem Gedenken an seinem Grabe ein. Obmann *Robert Vogel*, der Nachfolger des viel zu früh Dahingegangenen, erneuerte das Gelöbnis, das Vermächtnis des großen Toten hochzuhalten und versprach, gleich seinem Vorgänger unermüdlich für das Wohl der Schicksalsgefährten zu arbeiten. Das Ehrengrab wurde mit einem besonders prächtigen Kranz geschmückt.

HANS JÜLLIG

DIE BEIDEN HOMER

Auf der lieblichen Insel Chios hatte Homer in früherer Zeit glückliche Tage verlebt und besaß auch daselbst ein kleines Landgut. Am Arme seiner Begleiterin stieg er mühsam den steilen Pfad vom Hafen zur Anhöhe hinan. Ziegen kamen von droben herab, getrieben von übermütigen Hirtenjungen. Blühende Mädchen, die Haare mit bunten Bändern durchflochten, saßen auf reingescheuerten hölzernen Bänken vor ihren niedrigen, rauchgeschwärzten Hütten und molken die Geißen. Verwunderte Blicke folgten den beiden Ankömmlingen, die niemand recht kannte. Matt erhob die Alte von Zeit zu Zeit die Hand, um da und dort zu grüßen und nickte den Dörflern zu. Doch fand sie nur scheuen Gegengruß.

Außerhalb des Dorfes lag ein kleines Häuschen mit Obergeschoß. Die Tür war verschlossen. Die beiden klopften an. Nichts rührte sich. Die Frau wiederholte ihr Pochen immer wieder, während Homeros keuchend auf die staubige Bank vor dem Haus niedersank. „In Zeus' Namen, mach auf, Eumaios — der Herr!" Von innen erklang ein unwilliges Brummen. Doch langsam tappten Schritte der Tür zu: „Im besten Schlummer wecken sie mich auf", murrte er. „Wer wird es denn weiter sein? Landstreicher! Vagabunden! Was wollt ihr? Ihr seid am Ende Seeräuber!" — „Mach auf, Eumaios!" — „Ja, ja, ich höre! Ihr habt meinen Namen erfragt, und jetzt wollt ihr, daß ich aufschließe! Am Ende bringt ihr mich um!" — „Es ist der Herr und seine Gattin, seine rechtmäßige Gattin", rief die Frau und pochte noch heftiger an die Tür. „Wenn du's nicht glaubst, hier ist seine Lyra! Hör doch den Ton!" Sie streifte den Überzug aus grauem Tuch von dem Instrument und ließ die Saiten erklingen.

Da krachte der Riegel, die Tür sprang auf, und ein alter Hirte mit zottigem Haar und weißem Bart erschien in seinem unreinen, langen Hemd im Türspalt. Erst mißtrauisch, dann blitzartig erkennend, öffnete er weit. Er warf sich zur Erde und erhob die Hände in jäh hervorbrechender Freude: „Beim Phoibos, mein Herr Homeros!" Langsam näherte er sich dem Alten, der wie abwesend auf der Bank saß und nach Atem rang.

„Er ist sehr krank", sagte die Frau dem Hirten ins Ohr. Der umfing die Knie seines Gebieters: „Mein guter, mein edler Herr! Daß du doch wieder da bist! Komm ins Haus! Dein Kämmerlein ist immer bereit, weißt du, das, in dem du vor Jahren immer die schönen Lieder gesungen hast. In deinem Kämmerlein hat nie ein anderer gehaust, hab' es für dich immer fein sauber gehalten! Daß ihr doch da seid! Und Käse und Brot und Wein hab' ich auch immer für euch. Oh, mein gütiger Herr, meine gnädigste Herrin!" Er half dem Alten sich erheben. Mühselig schleppte sich Homer ins Innere des Hauses und klomm langsam die wackelige Treppe hinan.

Als Homeros in der Stube angelangt war, breitete er weit die Arme aus, als wäre eine Last von seiner Seele genommen. Er faßte den Hirten mit beiden Händen tastend am Kopfe und küßte ihn. Dann fragte er: „Ist das Lager bereit? Will mich gleich darauf betten — vielleicht zum letztenmal." Die Gattin und Eumaios halfen ihm beim Entkleiden. Alsbald schlief der Hausherr in tiefer Erschöpfung. Die Frau aber eilte mit dem Hirten hinab in die schwarze Rauchküche, und während sie, von Eumaios bedient, ein Mahl zurecht machte, berichtete sie: „Wir sind weit herumgekommen." — „Hab's wohl gehört. Fahrende Kaufleute aus Smyrna, Troja und Samos berichteten es mir." — „Von Fürstenhof zu Fürstenhof sind wir gezogen, und Homeros sang seine Lieder zu meiner Lyra." — „Das vom Falle Trojas, ich kenne es wohl", nickte der Alte eifrig. „In früheren Jahren sanget ihr es oftmals hier vor unserem gnädigsten Fürsten. Doch dachte ich, daß Ihr Ehren und Gold dafür einheimstet!"

„Es war an dem — doch das ist lang vorbei, und jetzt hat er Mißerfolg — in Chalkis gewann ein anderer den Lorbeer! — Doch mich dünkt, er hat gerufen!" — Sie überließ das Werk am Herd dem Hirten und eilte hinauf in die Stube. Homeros war erwacht und lag mit weit geöffneten Augen auf seinem Lager. „Wie ist dir? Hast du mich gerufen?"

„Ich will mit dir sein in dieser Stunde, die vielleicht meine letzte ist."

LEISTUNGSSTEIGERND
ASTRALUX
KÜNSTLICHE SONNE

Eurykleia berührte leicht seine weißen Locken: „Nicht doch! Du wirst gesund, und du wirst wieder der alte. Hier daheim wird alles wieder gut!“ Homers hagere Rechte winkte Verneinung: „Es ist vorbei mit mir.“ Sein Gesicht erhellte sich ein wenig: „Hier, wo ich begann, will ich auch enden.“ — „Nicht doch, Homeros, du hast ja noch immer nicht die Mär vom schlauen Odysseus niedergeschrieben! Die muß noch werden! Sie wird noch schöner als dein Sang von Troja! Dafür mußt du leben!“ Homer richtete sich mühsam auf, und seine Stimme hatte fast jugendlichen Klang: „Ja — das sollte ich!“ Doch gleich sank er wieder müde auf sein Lager zurück und murmelte: „Es wird doch bei der Ilias sein Bewenden haben. Schade! Bei diesem Werk des Todes!“ — „Warum nennst du es so? Schmähe es nicht!“

Homer lag einen Augenblick ruhig. Dann sagte er ernst: „Es fließt in guten Versen dahin — aber der Geist ist nicht gut — nicht gut!“ Er versank wieder in stummes Brüten. „Warum nicht gut?“ — „Du hast es ja gehört beim Wettstreit mit Hesiod! Es verherrlicht den Kampf der Helden!“ Ein galliges Lachen schüttelte ihn, das in einen bösen Hustenanfall mündete. Erstickung drohte.

Der Hirt trat ein und brachte Trank und Speise. „Nimm schnell einen warmen Trunk“, bat Eurykleia. Sorglich flößte sie ihm davon ein. Es half für den Augenblick. Auch die Eierfladen versuchte er, doch brachte er nur wenig hinunter. Dennoch kehrte ihm etwas Kraft zurück. Die Faust ballte er — eine dämonische Grimasse ward sein Antlitz: „Was reden wir von dem Werk! Es ist ja dahin — verbrannt — vernichtet — vorbei — nie wieder aufzufinden! Und gut, daß es so ist! Homer sei vergessen, für ewig vergessen! Wahrhaftig, es ist nicht schade um ihn!“ — „Wie — wie sprichst du, Homeros!“ — „Es ist ein Verhängnis, daß wir Sänger immer der schaurigen Dinge bedürfen, um das Ohr der Hörer zu fesseln! Könnten wir es doch mit Sprüchen der Weisheit und Hymnen! Ich habe ihrer auch manche geschrieben, doch mein Ruhm wurden Achill und Agamemnon, Hektor und Ajax!“

Wieder schüttelte ihn das Keuchen. Eurykleia flößte ihm von dem Trunk ein und sprach dazu besänftigend: „Die hehren Götter vergissest du, den mächtigen Zeus, Here, die Erhabene, die eulenäugige Athene, den lichten Phoibos Apollon, Hermes, den flinken Götterboten, die liebliche Iris und den ganzen weiten Göttersaal!“ Da schlug Homer die blinden Augen auf und sagte ernsthaft: „Es war ein frevles Spiel mit erhabenen Dingen!“

„Wie das?“ erschrak die Gattin. „Glaubst du am Ende selbst nicht an die Götter, deren geheimste Gedanken du auszusprechen wußtest?“

„Ja und nein. — Sie leben ganz klar in meiner Vorstellung. Es sind Menschen, so schön, so stark, so gewaltig, so reich, wie sie in Wirklichkeit die Erde nie getragen. Meine Götter sind das Werk von ganz Hellas. Ganz Hellas hat sie gedichtet. Ich habe ihnen nur die deutlichste Form gegeben. Aber ganz Hellas wird an ihnen weiterdichten und — nun — ich fürchte die große Schar der anderen Dichter. Sie wird wieder verderben, was ich gut machte, wird aus meiner guten Dichtung eine schlechte Religion machen. Wo immer in Hellas ein Königsgeschlecht aufwächst, da tritt es in Verbindung mit meinen Göttern. Alle wollen sie in gerader Linie von Zeus, Apollon, Ares und anderen Großen meines Olymps abstammen. Meine Götter werden ihnen ein Vorwand sein, sich über andere zu erheben und mit ihnen Streit anzufangen. Die Kampfesliebe meiner Helden wird sie erfassen, und ein furchtbarer Krieg aller gegen alle wird anheben, in den sich unsichtbar meine Götter einmengen werden, um die Völker zu entzweien. Wie einst meine Lakedaimonier unter Menelaos gegen Troja, so werden die Athener gegen die Thebaner und die Boioter gegen die Phoker zu Felde ziehen, und Blut wird fließen unter Brüdern, wie es vor Troja grausam und sinnlos geflossen ist. Und an allem werde ich Schuld tragen!“

Homer hatte sich in eine schaurige Vision verloren. Seine Worte wurden unklar — seine Hand tastete unsicher ins Leere, und

nur mehr abgerissene Worte kamen von seinen Lippen, wie Krieg, Blut, Brand, Mord, Rache, Tod, Vernichtung. — Homer war in die Kissen zurückgesunken, das Bewußtsein war ihm geschwunden.

Da erscholl von außen die Stimme des Eumaios: „Junger Herr — junger Herr — welche Freude! Seid Ihr auch da?! Der Großvater liegt oben in der Kammer. Es geht ihm nicht zum besten. Steigt schnell hinauf, damit die Freude des Wiedersehens ihn stärke!"

Leise ging die Tür auf, und Eumaios schob einen Jüngling herein, der auf Eurykleia zueilte, sie umfing und dann betreten vor dem Lager des Alten stand, der schwer keuchend dalag. „Der Großvater ist sehr krank", sagte Eurykleia zu dem Jüngling. „Doch, wie bist du hergekommen?" — „Ein freundlicher Schiffspatron aus Phönizien nahm mich mit. Wir gingen eben unten auf der Reede vor Anker; Großmutter, ich habe etwas da, ich habe etwas, das dem Großvater Freude machen wird!"

Er zog eine Rolle hervor. Eurykleia prüfte die Überschrift; dann stürzte sie auf das Lager zu und rüttelte ihren Gatten: „Höre doch, Homeros, höre!" Homer riß die blinden Augen weit auf und wie aus dem Jenseits erklang seine Stimme: „Ja?"

„Dein Werk, dein Werk, es ist nicht verbrannt! Es ist da!" Über das faltige Gesicht des Alten huschte ein Licht: „Mein Werk? Wie — wo? Zeig! Lies vor!"

Der Knabe löste die Rolle aus der Hand seiner Großmutter: „Großvater, stirb nicht! Großvater, lebe und freue dich! Ich habe es gerettet! — Seeräuber haben uns überfallen mitten auf dem Meer! Wir haben sie besiegt, in Fesseln gelegt und dann ihr Schiff untersucht. Da fand ich neben vielen geraubten Schätzen auch dein Werk — hier ist es! Höre — es beginnt: ‚Singe, o Muse, den Zorn des Peleussohnes Achilleus!'

Homer richtete sich auf: „So ist es nicht im Samischen Brand umgekommen?!" — „Nein! Hier ist es! Fühle doch den Papyros, fühle ihn!"

Homer tastete zitternd darnach: „Ja", stammelte er beglückt, „mein Werk lebt! Du, meines Sohnes Sproß, du junger Homer, gib mir deine Stirn — die weichen Locken — Knabe, hüte es gut, aber dichte nicht weiter daran! Mach keine Religion daraus! Für eine Religion taugt es nicht! Schaffe Neues, immer Neues!" — „Großvater, ich möchte auch ein Sänger werden, wie du!" — „Ein Sänger? Pah — das ist ein hartes Brot!"

„Was brauche ich Brot, wenn ich den Nektar der ewigen Götter habe", rief der Knabe. „Großvater, ich will ein Lied singen von dir, von deinen Schicksalen und Irrfahrten!"

„Irrfahrten?" flüsterte der Alte und ergriff die Hände des Jungen. „Gut! Schildere eine Irrfahrt, denn eine Irrfahrt ist das Menschenleben!" Und mit seherhaftem Lächeln fuhr er geheimnisvoll fort: „Mit Klugheit und List muß Odysseus sein Schifflein auf dem Meere lenken und, hörst du, mein Junge, Aiolos gibt ihm alle Winde in einem Sack verschlossen mit — aber das Schicksal öffnet tückisch den Sack, und die losgelassenen Stürme verblasen sein Schifflein fernab vom Ziel —"

Der Enkel las die Gedanken von den Lippen des Ermattenden und spann sogleich den Faden weiter: „Das Schiff zerschellt am Felsen — der irrende Dulder muß schwimmend mit den Wogen kämpfen und wird an fremde Gestade verschlagen. Zu den Kyklopen kommt Odysseus, der Schlaue, nennt sich ‚Niemand', und klagend ruft nun der Kyklope, daß ‚Niemand' ihm das Auge ausgebrannt!" — „Gar wohl verstehst du mich", lachte Homeros. „Im Lande der Phaiaken genießt er köstliche Gastfreundschaft —"

„Und vergiß nicht die Sirenen, die ihn mit ihrem Gesang verlocken! Er aber verschließt

---

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt das Sekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, Wien XII. Singrienergasse 19, jederzeit entgegen.

AN EINEN WIENER FUSSGÄNGER

Wärst du nicht als Wiener so gelassen,
oh, du könntest die Motoren hassen!
Wo du immer hinbewegst die Nase,
inhalierst du nichts als Auspuffgase!

Roller, Autos aller Art und Busse
öffnen ihre Schleusen wie zum Kusse!
Blasser Wandrer, in den Wiener Gassen
bist du stets vom Sauerstoff verlassen!

Bald wird wohl auf deinem Grabstein stehn,
für Tröpfe, die noch ohne Motor gehn:
„Hier ruht ein rauchgeschwärzter Großstadthase,
umgebracht durch Auspuffgase!“

Dr. Karl Kainrath

---

die Ohren seiner Gefährten mit Wachs und selbst läßt er sich von ihnen an den Mastbaum fesseln, um der Verführung nicht zu erliegen!“ Eifrig fiel ihm der Junge ins Wort: „Von den Irrfelsen will ich auch erzählen, die immer zusammenschlagen!“ — Homers Finger deutete listig ins Leere: „Ja, an diesen geschickt vorbei lenkt er sein Schiff; und zwischen den Seeungeheuern Scylla und Charybdis hindurch . . .“

„Doch Pallas Athene erbarmt sich seiner“, frohlockte der Junge, „und geleitet ihn nach langer Irrfahrt zur Heimat nach Ithaka!“ — „Ja, nach Ithaka!“ wiederholte der Alte beseligt. Hingerissen spann der Jüngling fort: „Penelope wartet daheim in Treue — die Freier zechen im Vorhof; die Bettler, die frechen, verschlemmen des Odysseus Gut — da — da erscheint er selbst . . .“

„Hier vergiß mir die Geschichte von Argos, dem Hund, nicht, die ich dir oft erzählte! Weißt du sie noch?“ — „Und ob ich sie weiß: ‚Aber ein Hund erhob nun Haupt und Ohren vom Lager des / Argos, des duldenden Helden Odysseus, den er vordem / selber nährte. Ihn hetzten die mutigen Jünglinge vormals / stets auf Ziegen der Berge und flüchtige Hasen und Rehe. / Doch nun lag er verachtet, dieweil sein Herrscher entfernt war, / auf dem gehügelten Dung, der vor dem Tore des Hofes / von Maultieren und Rindern gehäuft lag, daß ihn die Knechte / Wegführn, das große Gefilde des Königs wohl zu düngen. / Dort lag Argos, der Hund, vom Ungeziefer umwimmelt. / Dieser, als er nunmehr den Odysseus nahe bemerkte, / wedelte zwar mit dem Schwanz und senkte herunter die Ohren. / Näher jedoch nicht konnt er zu seinem Herrn hinan mehr / gehn: Er aber geheim bei dem Anblick wischte die Trän' ab, / leicht verhehlt vor Eumaios, doch tief empfunden im Herzen. / Aber den Argos umfing des dunklen Todes-Verhängnis. / Gleich nachdem er Odysseus gesehn im zwanzigsten Jahre.‘“

„Gut hast du es dir gemerkt, gut! Ich liebe diese Stelle, vergiß sie mir ja nicht! Argos, Argos — er war so treu! Nun lieg' ich selber da wie Argos . . .“ — „Denk nicht an ihn — er betrübt dich! Denk an Odysseus, den Herrlichen! Er spannt den Bogen — die Sehne schwirrt — die Pfeile fliegen — Mann für Mann liegt in seinem Blute!“ —

„Nicht doch! Schweig mir vom Blut!“ stöhnte der Alte, sich mit erneuter Kraft aufrichtend: „Des Blutes war genug in meiner Ilias! Ich bin alt — scheue das Blut! Will Versöhnung und Frieden! Nicht nur von Odysseus sollst du erzählen“, sagte er geheimnisvoll. In tiefer Ergriffenheit sprach Homer, war es noch Homer oder war es ein Prophet?

„Nicht nur von Odysseus sollst du erzählen! Erzähle von Orpheus, singe ein Lied von dem großen Sohn des Phoibos Apollon, der mit dem Klang seiner Leier den *Frieden* gebracht, den *Frieden!* Dies sei das Werk des zweiten Homeros!“ Der Alte hatte die Hand gegen den Jungen ausgestreckt — sein inneres Auge schaute ihn als den Dichter des Friedens, sein Wort weihte ihn zum Sänger. Des Alten Geist ging auf den Jungen über. Auf den Knien lag der Jüngling vor dem Ruhebett des Alten und hielt seine Hand. Homer, der Alte, röchelte und kämpfte und endlich — endlich ward sein Atem leiser — sein Gesicht verzerrte sich.

Eurykleia erbebte. Sie schloß die gebrochenen Augen des Gatten und deckte das bleiche Antlitz mit einem Linnen. Sie warf sich über das Bett und weinte. Den hageren Leib schüttelte der Trennungsschmerz. Auch der Junge und Eumaios wehklagten. Und viele von den Bewohnern der Insel strömten herbei, denn die Klagelaute waren auch zu ihnen gedrungen.

Der alte Homer war tot, ihr Homer, der Stolz der Insel, die ihn getragen. Der junge aber sprach bei sich: „Er hat mich geweiht. Auch dem Orpheus will ich ein Lied singen, auf daß Trojas Blut nicht umsonst geflossen sei!“

Kampf gegen den Herztod

Es ist eine weitverbreitete irrige Vorstellung, daß Herzinfarkte unvermeidlich seien; daß ihnen nur Ältere zum Opfer fallen; daß sie nur auf Überanstrengung zurückgingen; und — der größte aller Irrtümer — daß sie stets unvorhergesehen kämen, wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Die jüngsten Forschungen haben ergeben, daß ein Kranzgefäßleiden keineswegs plötzlich entsteht, sondern sich in Jahr und Tag entwickelt und ebensogut in der Jugend wie im Alter ausbrechen kann, im Bett wie auf dem Sportplatz. Bis die Krankheit die kritische Schwelle erreicht, vergehen vielleicht Jahrzehnte. Diese Zeit aber können Arzt und Patient nunmehr mit bedeutend größerer Erfolgsaussicht zu dem Versuch ausnützen, den Krankheitsprozeß zum Stillstand zu bringen. Dazu bedarf es keiner Wundermittel, keiner kunstreichen Operation, keiner abstrusen Diät, keiner kostspieligen Kur. Vielmehr stützt man sich dabei auf neue Methoden der Diagnose und Behandlung, die jedem Arzt und jedem Krankenhaus in die Hand gegeben sind. Besonders nützlich ist in vielen Fällen die Blutfettanalyse, die der Arzt den Forschern verdankt. Daß Fett allgemein schädlich wirkt, war allgemein bekannt, doch hatte man bis vor kurzem geglaubt, die Schädlichkeit beruhe vorwiegend auf der durch Fettleibigkeit bedingten Überlastung des Herzens. Wie sich jetzt herausstellt, ist dies nur eine Seite der Sache. Die Fettpolster, die sich außerhalb des Blutkreislaufs an Leib, Schultern und Hüften bilden, sind weniger gefährlich, als die winzigen Fettmengen, die sich innerhalb der Arterien absetzen. Einen großen Schritt vorwärts bedeutete es, als mehrere Forscher entdeckten, daß manchen Menschen die Fähigkeit fehlt, ein bestimmtes Fettmolekül umzusetzen, das sogenannte Beta-Lipoprotein, und daß es gerade dieses Molekül ist, das die Arterien schädigt. Man findet es, in groben Umrissen gesprochen, vor allem in den „harten" Fetten, die bei Zimmertemperatur größtenteils fest bleiben — in Butter, Margarine, Talg, Schmalz.

Die Arterien, die den Herzmuskel mit Blut versorgen, heißen Kranz- oder Koronargefäße. Bei der gesunden Arterie ist die Innenseite glatt, bei der kranken dagegen durch winzige, in den Blutstrom hineinragende Zacken aus Fett mit Kalkeinlagerungen verengt. Dann geben die ungenügend durchbluteten Teile ein Warnsignal in Form einer bei Anstrengung unter dem Brustbein auftretenden Beklemmung. Das sind die Schmerzen der „Brustenge", der „Angina pectoris". Man schätzt, daß rund 75 Prozent der Kranzgefäßkranken auf diese Weise gewarnt werden. Man hat ferner festgestellt, daß der Mensch zwar Fett oder Überlastung verträgt, nicht aber beides zusammen. Nun ist es zwar verhältnismäßig einfach, fettreiche Nahrung zu meiden. Schwieriger ist es in unserer gehetzten Zeit, sich vor Überlastung zu hüten. Und doch müssen Kranzgefäßkranke unbedingt etwas gegen ihre nervöse Spannung tun, sonst droht ihnen dauernde Invalidität oder gar plötzlicher Tod.

Illustration: Klumbies

Gewaltkur

Mein Schwiegervater, ein vielbeschäftigter praktischer Arzt, wurde dauernd von einer wohlhabenden hypochondrischen Dame belästigt. In der Sprechstunde stahl sie ihm die Zeit, sie ließ ihn bei Nacht holen und bezahlte ihre Rechnungen nicht. Als er ihr eines Tages auf der Straße begegnete, ließ sie eine ausführliche Schilderung ihrer Beschwerden und Leiden vom Stapel.

„Machen Sie die Augen zu und strecken Sie die Zunge heraus!" sagte der Arzt zu ihr, als sie schließlich einmal Atem holen mußte. Sie gehorchte — und er ging ruhig seines Wegs.

Seither hat er nie wieder etwas von ihr gehört.

Blinde in der Metallindustrie

Von M. le Carof, Chef des Sozialdienstes der Gruppe Metallindustrien im Gebiet von Paris

Ein unlängst im Departement Paris unternommener Versuch, wobei blinde Arbeiter in die Metallindustrie eingestellt wurden, kann als gelungen angesehen werden. Anfangs mußten verschiedene Vorurteile beseitigt werden, so wie: „... der Blinde kann nie eine vollwertige Arbeitskraft sein und dieselben Leistungen verrichten wie ein sehender Arbeiter ..."

„Es besteht ein größeres Unfallrisiko sowohl für den blinden Arbeiter als auch für jene, welche in seiner Umgebung arbeiten. Die Anwesenheit eines Blinden in einer Werkstätte bringt eine gewisse für das Arbeitstempo nachteilige, seelische Erschütterung bei den anderen Arbeitern mit sich und lenkt diese zuviel von ihrer Arbeit ab."

An Hand der gemachten Erfahrungen kann in aller Objektivität erklärt werden, daß der Blinde zu einer normalen Arbeitsleistung von jenem Augenblicke an imstande ist, da er genügend Gelegenheit gehabt hat, sich seiner neuen Arbeitsweise anzupassen.

Wenn man die Produktion von Minute zu Minute vergleicht, mag das Tempo des Blinden anfänglich vielleicht weniger schnell erscheinen als das seines sehenden Kollegen, doch ergibt sich in vielen Fällen bald ein Ausgleich, und nicht selten verschiebt sich die Mehrleistung zugunsten des Blinden. Dieses für den blinden Routinearbeiter günstige Ergebnis kann aus der größeren Sorgfalt und Genauigkeit sowie mit seinem größeren Konzentrationsvermögen erklärt werden.

Vorerst ist es notwendig, daß die auszuführenden Griffe analysiert und angewiesen werden, um den blinden Arbeiter schließlich in die Lage zu versetzen, diese zweckmäßig und mit einem Mindestmaß an Risiko auszuführen. Er muß auch in der Lage sein, bestimmte Bestandteile von der durch ihn bedienten Maschine schnell durch andere zu ersetzen, und zwar mit möglichst wenigen Bewegungen. Dies letztere hat auch die Grundlage für seine eigentliche Routinearbeit zu bilden.

Diese Routinehandlungen beim Erzeugen von immer gleichbleibenden Gegenständen oder Bestandteilen scheinen auf die Dauer eine außergewöhnliche Belastung für die gutsehenden Arbeiter zu sein, und dies wohl als Folge erhöhter, visueller Anstrengung. Der blinde Arbeiter hingegen scheint unter derartigen Umständen beachtliche Eigenschaften zu entwickeln. Wie es scheint, ist die Spannung beim fortdauernden Kontrollieren mittels des Hörens und Fühlens viel weniger groß als mittels des Sehens. Die Produktion des blinden Routinearbeiters ist dann auch öfters größer, qualitativ gleichmäßiger und besser als die seiner gut sehenden Kollegen. Unfälle während der Arbeit kommen, wie paradox dies auch klingen mag, bei blinden Arbeitern seltener vor. Nur in außerordentlichen Fällen erwies es sich als notwendig, über die gesetzlich vorgeschriebenen Sicherheitsvorkehrungen hinausgehende Schutzmaßnahmen an den von blinden Arbeitern bedienten Maschinen zu treffen.

Es hat sich erwiesen, daß die behinderten Arbeiter in den meisten Fällen die ihnen gegebenen Sicherheitsinstruktionen viel besser beachten als die nicht sehbehinderten Arbeiter.

Was die sogenannte „seelische Erschütterung" betrifft, die durch die Anwesenheit eines blinden Arbeiters in einer Werkstätte hervorgerufen werden soll, so kann dieses Bedenken — wenn überhaupt — nur in der allerersten Zeit gerechtfertigt sein. Ja, es hat sich sogar ergeben, daß das Arbeitsklima in einem Betrieb seit der Einstellung eines blinden Arbeiters nicht unwesentlich verbessert wurde.

Für den Blinden, der sonst geistig und körperlich gesund ist, bringt das Arbeiten mit Sehenden große moralische Vorteile mit sich. Er fühlt sich aufgenommen in eine normale Arbeitsumgebung und nimmt selbstverständlich teil an dem Leben der anderen, statt sich abgeschnitten zu fühlen von einer Welt, an der er keinen Anteil mehr zu haben glaubte. Es hat sich immer erwiesen, daß eine Zusammenarbeit von blinden mit sehenden Arbeitern sich unbedingt für beide Teile positiv auswirkt.

Alle Achtung vor ihnen!

Ich stand vor dem Bahnhof und erwartete meinen Freund Otto, meinen jungen blinden Freund, den ich seit einigen Monaten kannte. Als ich ihn in unserem Betrieb zum erstenmal sah, da war es am Anfang Mitleid, das ich für ihn empfand, und, zu meiner Schande sei es gesagt, die zweite Regung, die mich Otto näherbrachte, war Neugier.

Wenn ich heute von meinem lieben neuen Freund erzählen will, so geschieht es nicht nur, um ihn zu schildern, sondern es geschieht auch um aller anderen blinden Menschen wegen. Es gilt Verständnis zu wecken, um die Nichtsehenden aus einer gewissen Sonderstellung herauszuholen. Ich weiß, daß viele Sehende, und ich gehörte früher auch zu ihnen, die Blinden als eine gesonderte Menschenklasse ansehen, die man bemitleiden möchte und bei denen man hie und da helfend zufassen sollte. Ich habe in den letzten Monaten gelernt, daß es nicht das Mitleid ist, was wir diesen Menschen entgegenbringen sollen. Mitleid stellt sie außerhalb der Gesellschaft und hilft ihnen nicht. Was sie brauchen, ist ein wenig Hilfe, die uns Sehenden nicht schwer fällt. Dafür gewinnen wir an ihnen liebe und treue Freunde. Ja, es sind Menschen, vor denen wir Achtung haben müssen, weil sie sich mit solcher Energie im Leben durchsetzen und zurechtzufinden wissen.

Während ich also am Bahnhof stehe und meinen Gedanken nachhänge, sehe ich Otto über die Straße kommen. Und nun tue ich etwas, was ich sonst nie mehr tue, weil es nicht richtig ist: ich beobachte Otto, ohne ihm zu helfen. Er trägt die gelbe Armbinde, die ihn im Verkehr schützen soll. Da kommt er also gemeinsam mit anderen Passanten über die Straße, steuert mit verblüffender Sicherheit auf den Bahnhofseingang zu, geht gewandt und langsam um Pfeiler und Ecken und kommt nun in die Halle. Ein junger Mann schaut ihm kopfschüttelnd nach. Doch nun bin ich auch schon bei ihm, und wir begrüßen uns herzlich. Ich erzähle ihm, daß ich ihn beobachtet habe und wie ich immer wieder über seine Sicherheit staunen muß. „Den Bahnhof kenne ich doch wie meine Westentasche", sagt er stolz. Und nachdem ich wieder erstaunte Fragen an ihn gestellt habe, spricht er weiter: „Daß du nur immer wieder so fragen mußt! Ich habe dir doch schon oft erklärt, wie das vor sich geht. Gehör und Gefühl müssen stark konzentriert sein. Der Verkehr hier am Bahnhof ist freilich zu stark und zu anhaltend, als daß man ihn mit dem Gehör überprüfen und beobachten könnte. Dafür sind aber immer eine Menge Menschen da, die die Fahrbahn überqueren wollen. Oft nimmt mich einer von den Passanten mit über die Straße, und wenn nicht, dann spüre und höre ich genau, wann die anderen hinüberlaufen und gehe eben mit. Du weißt doch, daß wir Blinden zwar nicht das Gras wachsen, aber mit Hilfe der Konzentration eine Wand, oft sogar Pfähle oder so etwas, hören oder fühlen, wenn wir nahe davor stehen. Ein bissel anstrengend ist es freilich, wenn man allein geht, aber das muß man eben in Kauf nehmen."

An diesem jungen Menschen habe ich einen guten Freund gefunden, von dem ich sogar manches lernen kann. Er ist nämlich trotz seiner Behinderung immer fröhlich und hat einen Humor, der uns Kollegen oft mitreißt.

Und nun habe ich eine Bitte an alle, die diese Zeilen lesen: Geht nicht achtlos an unseren blinden Menschen vorüber. Seht ihr sie allein auf der Straße gehen, so helft ihnen trotzdem, sich durch den Verkehr oder zur Straßenbahn zu finden, helft ihnen mit leichter unaufdringlicher Hand, wo es notwendig erscheint.

DER BLINDE

Der Frühling atmet rings um ihn nur Licht
Und frohe Kinder, Blumen in den Händen,
Sehn scheu auf ihn — der Blinde merkt es nicht.
Nach innen wendet sich sein Angesicht,
Sein Tag beginnt, wo alle Farben enden.

Ihn trügt kein Schein mehr dieser bunten Welt!
Der Dinge Wesen doch ist ihm verblieben.
Sprecht nicht von Mitleid ihm, der stille hält
Den Sucherstab, und fragt nicht, was ihm fehlt!
Er hat gelernt, zu dulden und zu lieben.

Doch tastet er einmal nach Eurer Hand,
Weil er den Weg nach Hause nimmer findet,
Dann führt ihn aus der Unrast an den Rand
Der harten Straße, wo er ratlos stand,
Damit er fühlt, daß Liebe nicht erblindet!

L. Arthofer

ILSE WICHEREK

DAS GEWITTER

Wieder einmal war es mir gelungen, ganz allein ins Gebirge, in die schönen Beskiden, zu wandern. Ich liebte es am meisten, ungestört, ohne Begleitung, durch Wälder und Berge zu ziehen. Ich hatte schon den Aufstieg und einen tüchtigen Marsch hinter mir und brach eben, nach kurzer Mittagsrast im Walde, wieder auf, da ich noch vor dem Abend das „Weiße Kreuz" erreichen wollte.

Als ich aus dem Walde herauskam, bemerkte ich erst, daß schwere blauschwarze Wolken am Himmel aufgestiegen waren. Das Gewitter konnte jeden Augenblick losbrechen. Schon zuckte der erste Blitz über das Firmament und ein heulender Windstoß fegte vom Berge her. Ich überlegte, wo ich am besten Unterschlupf suchen könnte, denn ein Unwetter im Gebirge ist zwar herrlich zu erleben, aber keine Kleinigkeit.

Während ich mich umschaute, bemerkte ich eine Gruppe grauer Felsen rechts von mir. Ich verließ meinen Pfad, lief hinauf und bog um den kleinen Felskegel. Da sah ich, etwas weiter vorn, eine einzelne Kiefer auf einer Felsplatte, die sich in dem zunehmenden Sturme weit herabbog. Dicht daneben, ganz an den Berg geklebt, war eine winzige Hütte, deren schadhaftes Strohdach kaum unter dem vorspringenden Gestein hervorlugte. Ich eilte hin. Die Hütte schien unbewohnt. Blinde zerbrochene Fensterscheiben, eine Tür, die schief in rostigen Angeln hing, und so etwas wie ein verandaartiger Vorbau, dessen windiges Strohdach ich zuerst bemerkt hatte.

Ich ließ meinen Rucksack zu Boden gleiten. Das Dach und der überhängende Felsen boten doch einigen Schutz. Ich drückte mich dicht an die Tür, denn es begann jetzt zu regnen und Blitz auf Blitz zuckte bald über dem Walde, bald gegenüber und dann wieder neben mir zwischen den Felsen. Der Donner rollte von Berg zu Berg und wieder zurück, sich immer wiederholend, einmal lauter, einmal leiser. Dazwischen folgten neue Donnerschläge, ehe noch das letzte Echo verhallt war. Es rollte, dröhnte und knatterte ohne Unterbrechung. Dabei fuhren die feurigen Schlangen vom Himmel herab.

Es mochten zwei Gewitter sein, die sich über meinem Haupte trafen. Ein geradezu schaurigschöner Anblick. Ganz hingegeben, überwältigt von dem wundervollen Naturschauspiel, lehnte ich an der Hüttentür. Da zuckten, fast gleichzeitig, zwei lohende Blitze hernieder. Ein entsetzlicher Schlag folgte und alles war in weißes grelles Licht getaucht. Im selben Augenblick fühlte ich, daß die Rückwand wich und eine Hand nach mir faßte. Dann war es ganz finster. Ich stand in der Hütte drinnen. Es dauerte einige Minuten, ehe ich etwas ausnehmen konnte. Dann sah ich einen ärmlichen Raum. Ein

Sind Sie wortgewandt?

Fremdwörter machen einem besonders zu schaffen. Versuchen Sie deshalb einmal, bei den folgenden Wörtern den richtigen der vier Erklärungsvorschläge herauszufinden!

Dissertation — A: *Abhandlung:* B: *Verteilung.* C: *Anwendung.* D: *Abhaltung.*

diffamieren — A: *leugnen.* B: *hinterziehen.* C: *verleumden.* D: *herausfordern.*

konkav — A: *nach außen gewölbt.* B: *eben.* C: *gehöhlt.* D: *viereckig.*

Konzession — A: *Zugeständnis.* B: *Bekenntnis.* C: *Auffassung.* D: *Knappheit.*

diffus — A: *fest.* B: *schwierig.* C: *auflösbar.* D: *zerstreut.*

Antworten

die Dissertation — A: Lateinisch dissertatio ‚Erörterung', von disserere ‚auseinandersetzen'; wissenschaftliche Abhandlung, insbesondere die schriftliche Arbeit zur Erlangung der Doktorwürde.

diffamieren — C: Französisch diffamer, von lateinisch diffamere ‚in Verruf bringen' (fama ‚Gerücht, Ruf'). „Diffamierende Äußerungen."

konkav (spr. -káhf) — C: Lateinisch concavus ‚mit einer Höhlung (cavus) versehen'. Eingebogen, rund vertieft. Gegensatz: konvex ‚nach außen gewölbt' (A).

die Konzession — A: Lateinisch concessio ‚Zugeständnis; Abtretung', von concedere ‚erlauben, konzedieren'. Auch amtliche Genehmigung (einer gewerblichen Tätigkeit); Gebiet eines Ausbeuterechts, z. B. für Erdöl.

diffus (spr. -fúhs) — D: Lateinisch diffusus ‚ausgegossen, -geschüttet', von fundere ‚gießen'. Verteilt, ohne scharfe Grenzen; diffuses Licht, besonders von rauhen Oberflächen zurückgeworfenes, hat keinen geordneten Strahlenverlauf.

blindes Fenster nach dem Vorbau, wo ich gelehnt hatte. Ein zweites nach der Seite, wo die einsame Kiefer, vom Sturm geschüttelt, sich bog. Vor diesem ein Tisch. In der Ecke ein zerfallender Herd. Ein Sessel, ein Hockerl, ein Kasten, ein Gestell und ein einfaches Lager. Alles war sauber.

An dem Tische, den Rücken zum Fenster, lehnte eine alte Frau mit schlohweißem Haar. Jetzt erst besann ich mich und sagte „Grüß Gott!" Die Alte erwiderte meinen Gruß jedoch nicht und ich wiederholte ihn auf tschechisch. Aber auch darauf bekam ich keine Antwort. Ich wußte nicht recht, was ich tun sollte und überlegte, wie ich am schnellsten wieder hinauskäme.

Doch da bemerkte ich, daß mich die Alte ganz freundlich anschaute. Ich dachte, ob sie vielleicht polnisch spräche. Da aber sah ich, durch das Fenster hinter ihr, wie wieder ein Blitz herabfuhr, direkt über der einsamen Kiefer. Ein gewaltiger Schlag, der kleine Raum war ganz in weißlichblaues Licht getaucht und in dessen Scheine gewahrte ich plötzlich statt der ärmlichen Alten ein wunderschönes Wesen in weißem Gewande mit lichtem Goldhaar und lächelndem Antlitz. Es hob die eine Hand und machte eine Geste, als hätte es soeben eine Rede beendet. Dabei schaute es mich fest an. Das Ganze dauerte nur Sekunden.

Das flammende Licht erlosch und nur ein rötlicher Schimmer blieb. Draußen stand die Kiefer in Brand. Ich starrte die Gestalt an. Dieses seltsame und eindringliche Lächeln schien mir etwas sagen zu wollen. Schon hatte ich den Türgriff in der Hand. Am Tische dort lehnte wieder die Alte mit dem weißen Haar, aber aus dem verrunzelten Gesicht, vor allem aus den blauen Augen, leuchtete noch dasselbe Lächeln, wie ich es eben geschaut. Kreischend und langsam drehte sich die Tür in den Angeln. Da hörte ich eine Stimme in wendischer Sprache sagen: „Trage die Liebe zu den Menschen, denn sie ist das Beste, was du geben kannst!"

Ich kannte nur wenig Wendisch, aus einer alten Bibel, die mein Onkel besaß, und von einer Freundin, die sich eine Zeit damit befaßt hatte, aber ich verstand, merkwürdigerweise, die Worte genau. Nun stand ich draußen, die Tür schlug zu. Die Kiefer brannte noch. Den Vorbau hatte das Unwetter fast weggerissen, doch mein Rucksack lag noch da. Ich raffte ihn auf und ging, obgleich es noch regnete, eilends hinab zu meinem Pfad, ohne mich noch einmal umzusehen. Lange habe ich darüber nachgedacht. Ich glaubte anfangs, daß es nur eine Einbildung, begünstigt durch die blendende Helle des einschlagenden Blitzes, gewesen wäre. Aber je mehr ich darüber nachsann, desto gewisser wurde es mir, daß es wohl eine Botschaft war, mag nun die äußere Form eine Täuschung gewesen sein oder nicht. Die Stimme hatte ich gehört und das Gesagte wurde mir ein Befehl, dem ich mich auch heute noch bemühe Folge zu leisten.

Als ich, viel später einmal, wieder den gleichen Pfad wanderte, ging ich, aus dem Walde tretend, gleich zu der Felsengruppe hinauf. Doch die Hütte suchte ich vergeblich. Endlich entdeckte ich die Felsplatte und einen Baumstumpf, nur die Hütte fand ich nicht und keine Spur deutete darauf hin, daß eine solche, deren es manche im Gebirge gab, hier gestanden hatte. Sie war und blieb verschwunden.

DER BEZUGSPREIS FÜR „UNSER SCHAFFEN" BETRÄGT:

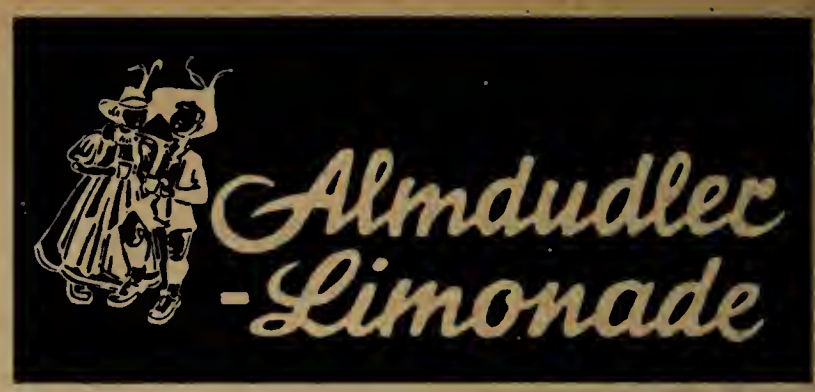
Jahresabonnement	S 40.—
1/2-Jahresabonnement	S 20.—
Förderungs-Jahresabonnement	S 60.—
Förderungs-1/2-Jahresabonnement . .	S 30.—

Abonnementsbestellungen nimmt die Administration schriftlich oder telephonisch entgegen.

WIEN XII. SINGRIENERGASSE 19 · TEL. 54 31 92/Klappe 91

Postsparkassenkonto 25.700

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94



das köstliche
österreichische Erfrischungsgetränk
in der großen Trachtenpärchenflasche

ESDERS

HERREN- DAMEN- KINDERBEKLEIDUNG

MARIAHILFERSTR. 18

MA

Auch Sie können einem Blinden Arbeit geben,

wenn Sie die BLINDENWAREN unserer Hilfsgemeinschaft kaufen.

Die BÜRSTEN, BESEN, PINSEL, MATTEN, KORBWAREN und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte schriftliche oder telephonische Bestellung.

DIE MARKE, DER MAN TREU BLEIBT

n dieser Nummer:

Prof. Dr. K. Velhagen, Prof. Dr. H. Nüchtern, Prof. Dr. E. Komorzynski

UNSER SCHAFFEN

AUS DEM INHALT:

Bergmannsromantik vor den Toren Wiens

Blindenfürsorge in Frankreich

Das Femgericht

Der Hengst Bergkönig

Die Jahreshauptversammlung

Ein Blindengarten in Holland

Die tote Katze

Gibt es „gerechte" Kriege?

Puk

PREIS S 3.50
DM 0.60
S. fr. 0.60

JAHRGANG HEFT 11 NOVEMBER 1958

Hallstatt im Dienste der Blinden!

Es war vor einigen Monaten, als uns Kollegin *Melitta Adler* einlud, sie einmal in Hallstatt zu besuchen und bei dieser Gelegenheit einen Werbeabend für „Unser Schaffen" durchzuführen. Sie werde schon alles sorgfältig vorbereiten, sagte sie, damit die Veranstaltung auch gut gelinge. Selbstverständlich sind wir diesem Rufe gerne gefolgt und setzten unser Eintreffen in Hallstatt für den 24. September d. J. fest. Da wir in Hallstatt auch eine kleine Ausstellung von Blindenarbeiten und Blindenhilfsmitteln zeigen wollten, gab es vor der Abreise noch viele Vorbereitungen. Endlich waren wir so weit, um erwartungsvollen Herzens die Fahrt anzutreten.

In Hallstatt angelangt, wurden wir am Bahnhof von Kollegin Adler und einigen mit ihr befreundeten Damen herzlich willkommen geheißen und in das freundliche Heim unserer Schicksalsgefährtin geleitet. Die Fahrt über den See sowie das Erlebnis des Hochgebirges schenkte auch uns Blinden einen bleibenden Eindruck. Wir freuten uns sehr, mit Kollegin Adler, die ein sehr warmherziger und hilfsbereiter Mensch ist, einmal gemütlich plaudern zu können.

Bürgermeister Johann Putz

Am Abend des ersten Tages besuchten wir einen Vortrag unseres Freundes Dr. *Herbert Tichy*, der fesselnd über seine Reisen in fernen Ländern berichtete. Am nächsten Tag, der strahlend schönes Wetter brachte, unternahmen wir einen Spaziergang durch Hallstatt und eine Bootfahrt am See.

Reizend gestaltete sich die Begrüßung durch die Jugendkreuzkinder, die unter der bewährten Leitung von „Tante Metta" einen Chor sowie einige kleine Theaterstücke einstudierten, mit welchen sie uns im Heim von Kollegin Adler willkommen hießen.

Am Abend fand im großen Saal des Konsumvereines unsere Veranstaltung statt, die sich eines regen Zuspruches erfreute. Bürgermeister *Johann Putz* begrüßte die Vertreter der Hilfsgemeinschaft und verstand es, mit beredten Worten die Probleme der Blindheit den glücklicheren Sehenden näherzubringen. Hierauf ergriff Kollegin Melitta Adler das Wort. Auch sie hieß uns — diesmal offiziell — willkommen. Sie dankte allen Künstlern und auch den übrigen Helfern, die zu dem so überaus guten Gelingen dieses Abends beitrugen. Insbesondere dankte sie dem Herrn Bürgermeister, den Herren Erich Pregant und Hubert Unterberger, die sich um die Organisierung des Abends große Verdienste erworben haben, Herrn Heinrich Kirschlager für die Ausführung der schönen Plakate sowie dem Pächter des Konsumvereines, welcher den Saal uneigennützig zur Verfügung stellte.

Schon die erste Programmnummer war ein voller Erfolg, denn die Paraphrase über eine Donizettioper, welche von Frau Margit Pregant (Klavier) und Herrn Karl Kirschlager (Violine) brillant vorgetragen wurde, löste Beifallsstürme aus. Herr Wolfgang Binder sprach mit feiner Einfühlung eine Stelle aus „Wilhelm Tell", und zwar „Eine edle Gabe ist das Licht der Augen", sowie das tiefempfundene Gedicht von Heinz Appenzeller

„Der Blinde und der Augenarzt". Großen Anklang fanden auch die prächtigen, durch hohe Musikalität ausgezeichneten Darbietungen des Arbeitersängerbundes. Hierauf sprach Kollege Josef Hanausek sehr eindrucksvoll über das Wirken der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs und über die Monatsschrift „Unser Schaffen". Die Gesangsvorträge der Damen Edlinger und Gamsjäger, von Herrn Wastl bestens auf der Zither begleitet, erfreuten durch Klangschönheit und Frische. Anschließend sprach Kollegin *Maria Frank*, die Leiterin der Nähstube sowie des Erholungsheimes, schlichte, tief zu Herzen gehende Worte über diese segensreichen Einrichtungen.

Nach der Pause, in welcher die ausgestellten Blindenerzeugnisse und Blindenhilfsmittel von den Gästen mit großem Interesse besichtigt wurden, eröffneten die Schrammeln, bestehend aus den Herren Heinrich und Karl Kirschlager und Franz und Rudi Unterberger, mit beschwingten Weisen den zweiten Teil des Programms. Kollegin Yvonne Blauensteiner brachte naturverbundene Gedichte aus eigener Feder zum Vortrag, die gleichfalls beifällig aufgenommen wurden.

Arbeitersängerbund Hallstatt

Kollegin Melitta Adler, die sich so vorbildlich um das Zustandekommen der Veranstaltung mühte und die wir auch an diesem Abend als ausgezeichnete Conférencière kennenlernten, beschloß den Abend mit Worten der Besinnung und einem Appell an die Herzen der Sehenden, die mit ihrem Augenlicht einen kostbaren Schatz besitzen. Ihr sowie allen Künstlern und Helfern sei für die wertvolle Mitarbeit auf diesem Wege herzlichst gedankt.

überall

lederkonservierend

streichfähig

farbstark

Schmoll-Pasta hält jeden Vergleich!

KARIN RÖTZER:

ALLERSEELEN

Wieder ist sie gekommen, die Zeit, da die letzten gelben Blätter an den Bäumen zittern und langsam zur Erde gleiten, und wieder der Tag demutsvoller Rückschau und Besinnung. Auf Flüssen und Seen treiben Kränze duftender Herbstblumen zum Gedenken jener, die der Willkür der Wellen zum Opfer gefallen sind.

Priester segnen die Friedhöfe in den Städten und auf dem Lande bis zum kleinsten Gottesacker im entlegensten Bergwinkel. Auf jedem Hügel verblüht heute eine letzte Aster für alle jene, die von uns gegangen sind, weil sie müde geworden — und unsere Herzen sind bei denen, die der unbarmherzige, große Mäher lange vor der Zeit geholt hat.

Wir gehen durch Reihen von Gräbern. Im Nebelgrau, fast schemenhaft, begegnet uns ein Trauerzug und wir verharren einen Atemzug lang. Das dürre Laub raschelt unter unserem Schritt und scheucht uns auf in dieser schweigsamen Totenstadt, und wir fühlen mit einem Male, daß wir einsam geworden sind — und daß es eine Gnade ist, leben zu dürfen.

Allmählich senkt sich das Dämmern hernieder. Schwarz heben sich Zypressen und Pappeln zur Höhe und massig und schwer umgeben uns Grabsteine, wuchtige Denkmäler und Mausoleen aus edlem Gestein, daß wir unwillkürlich rascher ausschreiten. Das große Heer der kleinen Kreuze auf den Feldgräbern der gefallenen Soldaten, der Opfer des Faschismus und der Bomben will schier kein Ende nehmen, und es ist, als mahnten uns die ungezählten Öllämpchen: Vergeßt uns nicht und jene, die fern der Heimat geblieben sind!

Jäh versinkt die Stätte der Toten in Nacht. Jener Toten, die lange vor uns gelebt und jener, die mit uns gearbeitet und gelitten haben.

Unsere Mütter, Väter, Brüder und Freunde — sie sind uns nur vorausgegangen. Ihnen, die jenseits des Lebens stehen und denen wir mit jedem Jahr ein Stück näherkommen, brennen heute tausende helle Lichter. Kleine, gelbe, zitternde Flämmchen, die im Nachtwind unstet flackern als lieber Gruß für sie und einmal auch für dich und für mich.

HERBSTLICHE ALLEE

Sommergrün und müdes Lächeln
Schmückt dich noch mit letzter Kraft,
Weit, so weit mein Blick kann reichen
Hält es dich in banger Haft.
Von den Zweigen stolzer Bäume
Gelblichbraune Blätter fächeln.

Die gemessen dich durchschreiten
Tragen noch wie du den Glanz,
Ihrer Augen späte Flammen
Zeugen von verrauschtem Tanz
Und sie wollen ihr Erinnern
Über dein Vergehen breiten —

Süße Dämmerserenaden
Schweigen jetzt — nur hie und da
Klagt das traurig Lied der Amsel —
Einmal noch, vor Wintersnah,
Glut der Zauber schöner Frauen
Und es rauscht von Goldbrokaten.

Kurt Klebert

LUDWIG ZANT

Bergmannsromantik vor den Toren Wiens

Die an alten Kunstdenkmälern und historischen Reminiszenzen überaus reiche Stadt Mödling bildet immer wieder den Ausgangspunkt für zahlreiche Wanderungen. Das war schon damals so, als der Großvater die Großmutter fand, und in unserem Jahrhundert, im Zeitalter des motorisierten Verkehrs, ist es eigentlich genau so geblieben. Und das ist gar nicht verwunderlich, denn die Landschaft um diese alte Stadt ist wirklich malerisch und abwechslungsreich.

Das beliebteste Ausflugsziel im Bereiche Mödlings ist zweifellos das von den bewaldeten Ausläufern der nordischen Alpen eingeschlossene Tal der Brühl. Ludwig van Beethoven, der gewaltige Tonheros, nannte diese idyllische Gegend mit Recht die „göttliche Brühl" und trotz des Wandels der Zeiten blieb die Ursprünglichkeit der Gegend erhalten. Die Häuser und Villen des Ortes wurden harmonisch in die Landschaft eingefügt und dadurch finden wir auch in unserem gehetzten Jahrhundert hier in der Hinterbrühl — wie das Tal heute genannt wird — Ruhe und Entspannung.

Tausende Wiener fahren alljährlich zum Wochenende in diese idyllische Gegend, und ihr Weg führt sie auf stillen Pfaden durch die herrlichen Waldungen oder über mäßig ansteigende Bergeshöhen zu den romantischen Ruinen einstiger Burgen. Wieder andere suchen die Höldrichsmühle auf, in der Franz Schubert zu seinen „Müller-Liedern" inspiriert worden war, denn auch hier ist es stimmungsvoll.

Die Seegrotte

Aber damit sind die Möglichkeiten zu interessanten Wanderungen in der Hinterbrühl noch nicht erschöpft, denn wir dürfen keineswegs auf die Seegrotte vergessen, die zu den schönsten Sehenswürdigkeiten Niederösterreichs zählt und in der sich der größte unterirdische See Europas befindet. Die Bezeichnung Grotte verrät dem Kundigen bereits, daß wir es, genau genommen, mit einem aus Menschenhand geschaffenem Gebilde zu tun haben, und das ist auch zutreffend, denn die Seegrotte ist aus einem aufgelassenen Gipsbergwerk hervorgegangen. Der Bergwerksbetrieb wurde im Jahre 1848 aufgenommen und durch Jahrzehnte hindurch hatten die Knappen alle Hände voll zu tun. Die Gipslager waren äußerst ergiebig, und das Gestein wurde nach seiner Gewinnung zerstampft und vermahlen, um als Düngegips in den Handel zu kommen. Gleichzeitig wurden in einem Teil der weitverzweigten unterirdischen Gewölbe Weinkellereien eingerichtet, und in mündlicher Überlieferung wird berichtet, daß die Bergknappen so manche Barbarafeier im Innern des Berges feuchtfröhlich begingen.

Inzwischen ist vieles anders geworden. Zu Beginn unseres Jahrhunderts kam es zunächst zur Erfindung des Kunstdüngers und damit zur Einstellung des Abbaues im Bergwerk. Aber noch betrieb man die Weinkellereien. Als jedoch die alte Weinkultur im Bereich der Brühl durch die Reblaus vernichtet wurde, war man auch zur Auflassung der Keller gezwungen. Zuletzt versuchte man es noch mit der Herstellung von Schwefelsäure und mit einer groß angelegten Champignonzucht. Da jedoch das Gipsgestein zu viele Schlackenstoffe aufweist, war es nicht möglich, Schwefelsäure daraus zu gewinnen, und die Champignonzucht scheiterte an der tiefen mittleren Lufttemperatur. Nun mußte man sich endgültig geschlagen geben, und das Bergwerk, in dem zwei Generationen fleißig gearbeitet hatten, war dem Verfall preisgegeben. Die Kräfte der Natur begannen nun ihr Werk, und in den unterirdischen Hallen und Gewölben bildete sich im steten Tropfenfall ein weitausgedehnter unterirdischer See im Ausmaß von 6200 Quadratmetern.

Und so wäre das alte Bergwerk wahrscheinlich für immer in Vergessenheit geraten, wenn sich nicht der niederösterreichische Landesverein für Höhlenkunde dafür eingesetzt hätte. Die Höhlenforscher waren die einzigen, die auch nach dem Verfall immer in das unterirdische Reich vordrangen und sie erkannten, daß auch das aufgelassene Bergwerk für Wissenschaftler und Naturfreunde von großem Interesse sein könnte.

Allerdings waren verschiedene Adaptierungsarbeiten vorzunehmen und außerdem mußte ein weiteres Ansteigen des unterirdischen Wasserspiegels durch geeignete Anlagen verhindert werden. Die Pläne wurden erfreulicherweise in die Wirklichkeit umgesetzt, und im Jahre 1932 konnte die Seegrotte zum erstenmal auf bequemen Wegen und bei elektrischer Beleuchtung besichtigt werden.

Während des zweiten Weltkrieges war die Grotte für den Besuch gesperrt, denn nun wurden in der unterirdischen Wunderwelt Flugzeugbestandteile hergestellt, und als das Chaos über unsere Heimat hereinbrach, verfiel auch die Seegrotte. Aber diesmal währte der Stillstand nur kurze Zeit, denn als das Leben wieder in normalen Bahnen verlief, wurde auch das alte Bergwerk wieder für den Besuch zugänglich gemacht.

Seither kommen Jahr für Jahr zehntausende Interessenten in die Hinterbrühl, um in das aufgelassene Bergwerk einzufahren. Das von Herrn Gwozd, dem rührigen Verwalter, geführte Gästebuch weist gar viele prominente Namen auf und beim Durchblättern ersehen wir überdies, daß vor allem ausländische Gäste hierherkommen.

Im Bergwerk

Der Führer, der in schmucke Bergmannstracht gekleidet ist, begrüßt alle Exkursionsteilnehmer mit einem herzlichen „Glück auf", und dann geht es durch eine schwere Türe in das Innere des Bergwerks. Im Gänsemarsch wandern wir durch den Förderstollen, der nahezu geradlinig verläuft und in seinem ersten Teil gemauert ist. An der Sohle bemerken wir noch das Fördergeleise, auf dem die Hunte aus- und eingefahren wurden. Fallweise gehen wir an Nischen vorbei, die zum Ausweichen dienten, und überdies nehmen wir auch Mauerlöcher wahr, durch die das Sickerwasser abfließt. Nach einigen hundert Metern treten wir aus der Mauerung heraus und nun umgibt uns bereits das graue Gipsgestein. Immer weiter dringen wir ins Innere vor, an verschiedenen Kammern vorbei, die verschiedenen Zwecken dienten: zur Werkzeugverwahrung, als Aufenthaltsraum für die Bergknappen oder als Pferdestall.

Im weiteren Verlauf unserer Wanderung kommen wir schließlich auch in jenes weitgespannte Gewölbe, in dem seinerzeit die Weinkellereien untergebracht waren. Hier haben wir Muße, die eigenartige Lagerung des Gesteins und seine vielfältigen Farbnuancen zu betrachten.

Je tiefer wir in das Innere des Bergwerkes eindringen, desto überwältigender werden die Eindrücke. Unter einer hochgeschwungenen Felswölbung haben wir einen Fernblick auf den blauen See, der in magischem Licht erstrahlt und gleich einem Kristall vor uns liegt. In der alten Barbarakapelle stehen wir still und ergriffen vor der einfachen Heiligenstatue und gedenken jener Bergknappen, die einst unter Tag arbeiteten und hier ihre Gebete verrichteten. Von dieser Stelle aus weiten sich die Räume wieder und schließlich gelangen wir zu dem sanft geneigten Schrägschacht, der zu dem ehemaligen Tiefbau führt.

An der Sohle ist der Landungsplatz des Motorbootes, das wir nun besteigen, um unsere unterirdische Seefahrt zu unternehmen. Langsam gleitet das Boot durch die unterirdischen Gewölbe, und nur ab und zu vernehmen wir das Fallen der Tropfen. Immer bizarrer werden die Gewölbe und die Felspartien und durch die Spiegelung im Wasser ergeben sich phantastische Bilder voll märchenhafter Stimmung.

Das Geschaute verdichtet sich immer mehr und mehr zum unvergeßlichen Erlebnis und fast jeder Besucher stimmt dem Dichterwort zu, das da lautet: „Unter der Erde haben Märchen noch ein Reich."

LAUBLOSER BAUM

Daß du so schön bist,
Harfe von Ebenholz!
In deinen tausend
Zartesten Saiten
Spielt der bläulich
Blassende Himmel
Still und schön sein
Sanftestes Abendlied

Während des Mondes
Lieblich gebogenem,
Schlankem Horne in
Leuchtenden Wellen
Leis' verhallend
Zärtlich entströmen
Hold die helleren
Silbernen Töne.

Margarete Gruber

Die Blinden- und Sehschwachenfürsorge in Frankreich

In Paris gibt es nicht weniger als fünf Sehschwachenschulen. Sie sind alle am Stadtrand verteilt, um den Schulweg möglichst abzukürzen und die Kinder nicht zu zwingen, das verkehrsreiche Stadtzentrum aufzusuchen. Wir hatten Gelegenheit, einen Vormittag in einer Sehschwachenschule zuzubringen, wo wir mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit empfangen wurden und am Unterricht teilnehmen durften. Die Lehrer waren von einer großen Begeisterung für ihr Fach und von tiefer Liebe zu den Kindern erfüllt. Wegen der geringen zur Verfügung stehenden Mittel fertigten sie alle Lehrmittel selbst durch Handarbeit an, und zwar einschließlich der Lesebücher mit größerer Schrift.

Auch in den Pariser Schulen haben die sehschwachen Kinder viele Unterrichtsstunden mit den Sehenden gemeinsam. Besonderer Wert wird auf Ausbildung in Musik, Zeichnen und Haushaltsfächern gelegt, also Wäschewaschen, Nähen, Flicken und Kochen. Auch die Jungen erhalten Kochunterricht, woran sie mit großer Begeisterung teilnehmen. In der Ausstattung der Schule hat man auf helle, nicht blendende Beleuchtung Wert gelegt, braune Möbel und die Wand chamois oder graublau. Sehr zweckmäßig ist die Schulbank. Jeder einzelne Schüler hat ein Pult mit verstellbarem Sitz und Kipptafel, wie auch in der Sehschwachenschule in Berlin. Man versucht, den Kindern auch im Spiel manches beizubringen, z. B. gibt es ein „Verkehrsschutzmannspiel".

An Berufen für Sehschwache wurden uns genannt: Anstreicher, Maurer, Tapezierer, Buchbinder, Kartonagearbeiter, Mechaniker, Elektriker, Gärtner, Verwaltungsangestellter, Sekretär, Redakteur, Stenotypist, Dolmetscher, Kleber in der Druckerei, Drogist und Handwerker. Großer Wert wird darauf gelegt, daß die Absolventen keine sogenannten Blindenberufe ergreifen. Man sucht sie vor allen Dingen in Fortbildungsklassen für kaufmännische Berufe auszubilden. Ganz erstaunliche Leistungen boten die jungen Modellzeichnerinnen. Ein junges Mädel mit nur einem Zehntel Sehvermögen leistete direkt Künstlerisches, so daß die Zuschauer glaubten, eine Sehende vor sich zu haben.

Als Grenze für die Aufnahme wird ein Sehvermögen zwischen 0,1 und 0,3 als die Regel angesehen. In Deutschland geht man wesentlich weiter herunter — bis zu einem Fünfundzwanzigstel —, und ich glaube, daß das auch richtiger ist. Aber auch in Paris ist man nicht bürokratisch, insbesondere ist man dort, wie jetzt in der ganzen Welt, der Ansicht, daß die Kurzsichtigkeit als solche kein Grund zur Aufnahme in eine Sehschwachenschule ist, ebensowenig ein bestimmter Grad an Kurzsichtigkeit, sondern daß ganz individuell verfahren werden muß.

Die älteste Blindenanstalt

Wir hatten auch Gelegenheit, die berühmte Blindenanstalt in Paris zu besichtigen, die älteste ihrer Art, die von Valentin Haüy kurz vor der französischen Revolution gegründet wurde. Mehr noch als in der Sehschwachenschule merkt man in der Blindenschule die große Tradition auf diesem Gebiet, und schon das Denkmal von Haüy am Eingang erfüllt den Besucher mit Ehrfurcht. Das Gebäude ist ein altes, zweckentsprechend umgebautes Adelspalais. Die Schulräume haben Fenster nach dem Korridor, so daß wir den Unterricht von außen verfolgen konnten. Wir wurden auch in die Klasse hineingeholt und von den sehr lebhaften Kindern freudig aufgenommen. Der erste erstaunliche Eindruck beim Unterricht war nun der, daß ihn vollblinde Lehrer hielten. Gleich zu Anfang stand ein Diktat. Die Lehrerin hatte den Text in Blindenschrift vor der Brust hängen und diktierte, während die Kinder in der bekannten Weise schrieben. Dabei ging die Lehrerin auch von Platz zu Platz, um tastend die Haltung der Kinder beim Schreiben zu kontrollieren. Man sagte uns, daß man mit den vollblinden Lehrern, die zum Teil schon ein Menschenalter in der Blindenanstalt tätig sind, gute Erfahrungen gemacht hätte. Die einzige Schwierigkeit liegt darin, daß die blinden Lehrer die Haltung und das Auftreten der blinden Kinder nicht

so kontrollieren können wie die sehenden. Das aber kann die sehende Oberlehrerin in allen Klassen durch die Fenster vom Korridor aus tun.

Das Blindenmuseum

In der Nähe der Anstalt liegt die französische Zentralbücherei und -druckerei mit dem sogenannten Blindenmuseum. Hier sind die Erinnerungen an Haüy und Braille und die allmählich entwickelten Blindenhilfsmittel zu finden. Die Bibliothek hat 150.000 Bände in französischer, englischer und deutscher Sprache, ferner 50.000 Bände Musikalien und außerdem eine sogenannte Diskothek mit 2000 Schallplatten Literatur. Das Erstaunliche an der Bücherei ist, daß dort kaum sehende Angestellte sind. Die Gesamtverwaltung der Kartothek, Ausleihe und Einordnung wird von Blinden in Blindenschrift durchgeführt. Man bemüht sich, auch zum „Sprechenden Buch" zu kommen, jedoch ist die Anschaffung von Wiedergabegeräten für die Blinden in Frankreich noch zu teuer, so daß die schon vorhandenen Tonbänder noch nicht ausgenutzt werden können.

Sport für Blinde

Uns wurden auch Filme über den Unterricht in amerikanischen Blindenanstalten vorgeführt. Wir sahen auf der Leinwand eine Anstalt in der herrlichen Gegend von Neu-Mexiko. Was der Film zeigte, war vor allem die sportliche Erziehung der Kinder in der Richtung, ihnen eine straffe Körperhaltung und ein sicheres Auftreten anzuerziehen. Wir sahen mit Erstaunen, daß z. B. die Spiele — wie Baseball, Fußball, Volleyball, Handball — von Blinden ausgeführt werden. Das ist möglich, weil die Bälle Klingeln enthalten. Großen Raum nimmt der Schwimmunterricht ein, und auch Kunstschwimmen wird gelehrt. Auch Ringen, Klettern am Hang und auf Bäume wird hier ebenfalls geübt.

Nachdem die Filme abgelaufen waren, wurden wir von dem selbst blinden Direktor der Anstalt zu einem Glas Sekt eingeladen und hörten von guten Erfolgen der Schule in der Ausbildung ihrer Absolventen. Eine große Zahl von ihnen lehrt und lehrte z. B. am Pariser Konservatorium und an der berühmten Universität Sorbonne als Professoren und Dozenten.

Wir sahen auch ein Blinden-Musikensemble, das am Eingang eines Warenhauses spielte, und auch einige blinde musizierende Bettler waren zu finden.

*

Wenn ich meine Eindrücke von den Besichtigungen der Sehschwachenschule und der Blindenanstalt zusammenfasse, so gehen sie dahin, daß ich das Glück hatte, einen Kreis von wirklich charakterlich vornehmen, liebevollen und warmherzigen Menschen kennenzulernen, die, teils sehbehindert oder blind, sich der Erziehung und Betreuung der Sehbehinderten in wirklich vorbildlicher Weise widmen.

PROF. DR. KARL VELHAGEN
Direktor der Universitäts-Augenklinik Leipzig

ZEHN LEITGEDANKEN EINES BLINDEN FÜR BLINDE

1. Dein Auge ist blind? So schaue mit dem Herzen!
2. Betrachte deine Blindheit weder als Ausflucht noch als Sühne, sondern als Prüfung und Aufgabe!
3. Auch für die Blinden gilt: Besser beneidet als beklagt!
4. Wer körperlich blind ist, braucht nicht auch geistig blind zu sein! Hüte dich, als Blinder blindlings zu handeln! Küsse deine Frau nie unversehens, es könnte aus Versehen doch die falsche sein!
5. Es gereiche dem Blinden zum besonderen Troste: Wer langsam schreit', kommt grad so weit!
6. Greife zu deiner Orientierung und Sicherung stets zum weißen Stock, zum Haltegriff und zum Geländer. Ein blinder Alleingänger im Verkehr ohne Erkennungszeichen bringt nicht nur sich selbst, sondern auch die anderen in Gefahr.
7. Weise die Helferhand anderer nie zurück, auch wenn sie sich noch so gehemmt und ungeschickt gebärdet. Sie meint es ja gut!
8. Hänge dich an keinen Menschen, auch wenn es der nächste und liebste ist! Aber suche dir jeden Menschen zum Bruder und Begleiter, zum Freund und Führer zu machen.
9. Laß deinem Führer stets den Vortritt. Ihr habt es so beide leichter.
10. Als Blinder nimm dir keinen Blinden zum Führer. Ihr fallt sonst beide in die Grube.

Heinz Appenzeller (Zürich)

PROF. DR. HANS NÜCHTERN

DER KÜNSTLER UND DIE ZEIT

Wenn ich des raschen, jagenden, in unseren Tagen doppelt hetzenden Begriffes Zeit gedenke, da fällt mir immer eine alte Uhr ein, die ich einmal in der Altöttinger Kirche in Bayern gesehen habe: über barockem Zifferblatt hob sich ein goldenes Tödlein mit beweglicher Sense und im Taktschlag der Uhr und der Sekunde mähte das Tödlein über Zifferblatt und Zeiger hin und her. Mäht, solange die Uhr nicht stille steht und die Zeit nicht endet.

Ein ewiger düsterer Gedanke, spielerisch und doch finster zum Ausdruck gebracht. Nie habe ich den Begriff der Zeit, der Ewigkeit und der Kunst so deutlich gefühlt wie vor der goldenen Tödleinuhr über dem Eingang der Kirche von Altötting. Gerade in Tagen wie den unsern, da das Haus der Zeit oft wie ein von Kubinschen Gespenstern bewohnter Bau ohne Fenster, ohne Ausgang, ohne Türen auf uns wirkt, ein riesenhaftes, wegloses Gefängnis, in das wir alle, ob die Großen oder die Kleinen, gesperrt sind, ist der Traum von Kunst und Ewigem um uns, in und nach uns das einzige, was uns der Zeit gegenüber Dauer und Widerstand zu leihen vermag.

Wir brauchen heute Kunst und Künstler mehr denn je, und es ist menschlich doch zu fassen, daß in keiner Zeit so oft das Ende und die Unnotwendigkeit aller Kunst erklärt wird wie in der unsern. So stößt auch der Fieberirre und Tolle, der irgendwo in der Wüste nach sinnloser Wanderung zusammengebrochen ist, den Becher mit Wasser, der ihn allein retten kann, zurück, weil er, am Durst verdurstend, nicht mehr trinken will. Unsre Zeit ist hart und schwer, sinnlos vor Durst nach Ewigem und nach Ruhe. Sie braucht und will Klarheit und Lösung, weil kein Irdisches dauernde Spannung verträgt, aber sie hat oft nicht die Kraft, sich zu schaffen, was sie will und braucht.

Menschheit und Kunst! An sich ist Kunst so alt wie die Menschheit selbst, der Mammutjäger, der an die Wände seiner Höhle das Bild der erträumten Beute mit rohen Zügen ritzte, war der erste bildende Künstler, der erste Mann, der wußte, was er sprach, wenn er „ich liebe dich“ sagte. War dieser armen, reichen Erde erster Dichter, der Urmensch, der über Knochenrahmen Sehnen gefällter Tiere spannte und das Instrument, das er unklar in den Armen hielt, zum Tönen und Klingen brachte, war ihr erster Musikant.

Und doch hat sich nichts so oft und viel geändert wie der Begriff Kunst und Künstler! Es ist die wahre Kunst vielfach mit ihrem Boden, ihrer Erde, ihrem Volk verwachsen und schlägt doch Brücken über Räume und Zeiten von Völkern zu Völkern. Fern über Akropolis und dem Heiligtum der Athene ragte in seliger Ruhe der Olymp, dort oben in ewiger Höhe, wo nur den Schöpfern und den Helden der Weg zu den Göttern sich bahnt.

Aber dieser klassische Begriff der Kunst, wie ihn Schiller noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts neu gestaltete, hat sich hart und rauh geändert. Wie viele von unsern Künstlern haben heute Brot und Arbeit, durch die sie zeigen können, daß sie Künstler sind? Und wie viele haben heute überhaupt noch die Möglichkeit, der Kunst allein zu dienen und zu leben? Kaum einer, dem äußeres Lebensgeschick diese Möglichkeit noch bietet. Lehrer und Jugendbildner sind vielfach unsre Maler und Musiker, Beamte, Professoren, Angestellte und Tagesarbeiter unsre Dichter, denn von der Kunst allein läßt sich nicht leben, und die Zeit gibt uns nicht den Lebensraum, um als Menschen mit Palmenzweigen an der Jahrhunderte Eingang oder Ausgang zu stehen.

Dies ist zum Teil erbarmungslos und doch zum Teil nicht ohne Sinn. Arm und dreifach arm der Künstler, der aus Mühe um des zeitlichen Tages Brot nicht schaffen kann, und doch sind wir von aller spielerischen Kunst, von all dem „l'art pour l'art“ weit abgerückt. Die Zeit ist hart, wie wir selber hart geworden sind.

Was ist Zeit? Fünf Minuten, ein Monat, ein Jahr? Was bedingen oft diese Zeitabschnitte im Leben der einzelnen und vielen! Es kann wenig oder gar nichts sein. Die Minuten aber, in denen das ewige Schlummerlied deutscher Seele „Über allen Gipfeln ist Ruh“ erstand, der Monat, in dem Raffael

LEISTUNGSSTEIGERND
ASTRALUX
KÜNSTLICHE SONNE

seine Madonna vollendete, das Jahr, in dem Beethoven das Heldenlied der „Eroica" zu Papier warf, ist nicht mehr Minute, Monat und Jahr, sondern schon Dauer und Ewigkeit.

Der düsteren Weisheit des einen Wolfschen Michelangelo-Liedes „Alles endet, was bestehet" ist das kraftvolle Wissen um die eigenen Flügel entgegengesetzt: „Genannt in Lob und Tadel bin ich heute, und daß ich da bin, wissen alle Leute!" Nicht dem schrankenlosen Individualismus, der viel Unglück angerichtet hat, ist hier ein Wort geredet, aber es sei gesagt, daß im Reich der Kunst immer nur der Schaffende und Eine gelten wird. Nur ein Phantast, ein Narr mag glauben, daß er alles, was er schaffen will, neu machen und anders machen kann: Wenn ich fliege, so leiht mir der Gedanke, die Arbeit, der Traum der vielen vor mir die Flügel, ich kann viel weiter und höher kommen als sie, aber fliegen kann ich, weil andre vor oder mit mir Gleiches, Ähnliches oder Vorbereitendes gedacht, gewagt, verkündet haben.

Aus dem Hymnus des Vergangenen wächst der Baum des Neuen, und darum ist auch das Zertrümmern des alten Baues sinnlos. Wie schnell aufgestellte Zeitbegriffe verwehen können, haben wir mit der Hochkonjunktur der Verherrlichung der Stadt, des Tempos und der Zeit, also all der Dinge, die heute etwas falsch mit dem abgetanen Modebegriff „Asphalt" umschrieben werden, selber mitgemacht. Heute wird diese Überschätzung der Stadt durch eine Überschätzung des Landes kompensiert. Bekanntlich schlägt das Pendel menschlicher Entwicklung immer in ganz großen Schlägen aus. Weil ein Dichter in der Stadt geboren wurde und der andre am Bauernhof, deshalb muß noch nicht der eine nur durch den Ort der Geburt ein zweitgeborner Sohn des Schöpfers sein. An und für sich ist ein Misthaufen ebensowenig ein Kunstsymbol wie das öde, umplankte, vom Schlotenpfiff übergellte Fabrikfeld. Erst der Künstler kann aus beidem Kunst und Ausdruck von Menschheit und Kunst gestalten, wenn er ein Echtes schafft.

Darum ist ja die wahre Kunst als Zier- und Schnittgarten ebenso unmöglich wie als Zucht- und Drillstätte. Die Natur stößt selbst ab, was ungesund nicht dauern kann, und man braucht ihr nicht vorschreiben, was sie abstoßen muß. Sie tut es ohnehin, grausam, erbarmungslos und gerecht.

Man kann in ein gebrochenes Stück Spiegelglas die Sonne, das Widerbild aller Farben und den Abglanz der bunten Welt zaubern, in eine Schachtel sperren kann man sie nicht, denn fehlt die Sonne, unter deren Widerblitz Spiegel und Glas leuchten und glänzen können, so bleibt eine Scherbe — Scherbe.

Es ist ein bekanntes Bild, daß man immer sagt, kein Genie wurde noch von seiner Zeit richtig und ganz verstanden, ein Satz, von dessen unwiderlegbarer Kraft ja alle Dilettanten leben. Aber ist ganz große Kunst nicht immer einsam, und muß es der Künstler nicht sein? Wenn ein Leonardo eine Mona Lisa malte, so malte er nicht das Abbild eines rätselhaften Lächelns, das Widerspiel einer geheimen Sünderin oder eines stillen Engels, sondern er schuf über den Begriff der Renaissancedame hinaus das Abbild des Weibes und also ein Stück Schöpfung. Hätte es ihn im Augenblick dieser Vollendung interessieren können, daß der Rat von Florenz eine neue Steuer ausgeschrieben habe, oder soll Dantes Wandergenius, durch Hölle und Purgatorio auf der Höhe des Paradiso ankommend, von der Tatsache beeindruckt gewesen sein, daß in der Romagna ein Söldnerhaufe einen andern schlug und zersprengte? Doch wäre das Werk der beiden nicht möglich, hätte dem einen nicht gerade die Dame der Renaissance Modell gesessen, oder wäre dem andern nicht das blutig zu Ende gehende Mittelalter zwischen Welf und Waibling Stoff seiner Zeit gewesen.

Können wir darum überhaupt verlangen, daß Künstler mit dem Alltag fertig werden sollen und dieser auf sie Rücksicht nehmen wird? Soll man deshalb Zeit und Menschen anklagen? Nein! Schließt man sich von einer Zeit hochmütig ab, so vereinsamt man und wird ein Selbstvergötterer oder ein Weltverächter; lebt man, eine Zeit verstehen wollend, verschmolzen der Welt und dem Kosmos und doch in Schirmung seines

eigenen Raumes, so lebt man mit ihr und bleibt doch, der man ist. Und es ist das Seltsame an der Welt, daß sie in der Weiterentwicklung einer Zeit oft das erfüllt, was eine vorhergegangene als Wahnsinn gewertet. Der einsame, vom Wahnsinn gezeichnete Ludwig II. von Bayern ließ sich allein im leeren dunklen Hause ein Werk vorführen, aus dem Bewußtsein heraus, er wolle das Werk für sich allein genießen und hören. Der Wahnsinnstraum eines Königs, und was ist heute daraus geworden? Im Rundfunk die Möglichkeit, ein Werk wie ein König für sich zu erleben, dieses Gefühl, als einzelner für sich zu bleiben und doch allen und der Kunst verbunden zu sein.

Darum ist es gerade für unsre Zeit ungeheuer wichtig, über Maschine und Technik hinaus am Menschheitstraum unsres Daseins und der Welt zu arbeiten. Erfinden wir wirklich immer nur weiter, ohne Erfindung mit Seele zu fühlen, so geht die Zeit am Giftgas des Intellekts noch sicherer zugrunde als an dem eines Wahnsinnskrieges, und der erste, vollkommen gelungene Roboter erschlägt den letzten Menschen in uns und macht uns zum Knecht der Maschine, wie wir schon Sklaven der Zeit sind, wenn wir uns nicht auf das Ewige in uns und über uns besinnen.

Punkte und Linien sind technischer Behelf, aber die Schöpfung ist kein Diagramm, und wie gottnäher war der alte japanische Meister, der am Abend seines fast hundertjährigen Lebens sprach: Schade, jetzt kann ich zwischen zwei Punkten eine Linie richtig ziehen, und jetzt muß ich sterben!

Wir müssen mit der Zeit, wollen über sie hinaus, unsre Kräfte ihr dienstbar machen, ihre aber uns! Wissend, es führt ein Weg über Irdisches hinaus.

Schwer und noch härter ist heute die Laufbahn des Künstlers und des Könners, ob er ein Schaffender oder ein Nachschaffender, der mit Ernst an sich selber und seiner Kunst arbeitet. Pfeiler der Brücke zu sein, die den Gedanken des Ewigen tragen, ist hoch und schön, wenn auch schwer und letzten Einsatz der Kraft verlangend. Sie alle aber, die wirklich berufen sind, Träger von Gottes Brücke zu sein, sind eine Einheit ihres Volkes, Stolz der Nation, die kein Mächtiger dieser Erde aus dem Bild seines Werkes wegzudenken vermag. Denn was bleibt der Reif des Willens und der Zeit, dem der Schlußstein des Ewigen fehlte: der Gedanke der Kunst!? Heute im Vielfachwirren des Tages scheint oft vieles wichtiger als Kultur und Kunst, es wird sich zeigen, daß sie entscheidet, was von unsern Tagen bleibt.

Ein Gedanke, von Gott übernommen, mag uns dem Kommenden verwurzeln: daß wir erben, verwalten und dienen, um Herren im Hause zu sein, das wir uns und unsern Kindern gebaut. Aus dieser Landschaft, aus diesem Boden quillt ein Glaube, den uns geliebte Sprache verkündet. Glaube und Schicksal, wie es aus dem Lied der Schaffenden am reinsten und hellsten widertönen mag.

Darum bleibt es unsre Aufgabe, mitzuschaffen und zu wirken, und darum ist es Aufgabe der andern, dem Künstler zu geben, was ihm mehr ist als Brot und Ehre, den Platz in seinem Volk, den Glauben an sich selbst, den Raum, die Botschaft zu verkünden, die uns der Gott in unsre Seele gelegt, ob wir Musiker, Maler, Bildhauer, Dichter, Schauspieler, Gottes verkündende Tänzer und Sänger sind! Du holde Kunst, ich danke dir dafür!

SPÄTHERBST IM KLEINEN GARTEN

Dies der Herbst im kleinen Garten —
Stille webt von Beet zu Beet.
Blumen suchen ihren Atem,
Der im Sommerschritt verweht,
Tragen stolz noch ihre Köpfe,
Um den ersten Frost zu warten,

Der sie beugt und sie entkräftet,
Wieder in die Erde zwingt
Und ihr sonndurchglühtes Leben
Aus den vollen Poren trinkt,
Der sie mit erbarmungslosen
Schlägen in den Urstoff heftet.

Einmal noch das Sein umfassen,
Träumen stolz den letzten Traum
Von dem Leben und der Sehnsucht,
Wollen sie, und strömen kaum
Ihrer herben Schönheit Fülle,
Um für immer zu erblassen.

Kurt Klebert

WILHELM FUCHS:

Das Femgericht

Auf einem Hügel vor der Stadt hockten drei Galgenvögel, jeder in eine schwarze Kapuze gehüllt. „Freunde!“ sprach einer. „Unsere Organisation erhebt lauten Protest gegen die Einwohner dieser Stadt, welche Paragraphen erfanden, deren Schlingen derart eng sind, daß wir nie und nimmer unsere Köpfe daraus ziehen können. Einer der Schöpfer dieser Paragraphen, eine erbärmliche Schreiberseele, der, statt herzerfrischende Kriminalgeschichten zu verfassen, tugendsame Geschichten erfand, die jeden Ansporn zum Schlechten verdammten, befindet sich in unserer Gewalt und trete nun vor!“

Das Schreiberlein wurde vorgeführt und versicherte bebend und zähneklappernd, er habe nur das Beste gewollt und auch das nur geschrieben, um seine Familie ernähren zu können. „Warum aber“, fragte der Vorsitzende der Galgenvögel, „hast du in deinen Geschichten erklärt, alle Untaten fänden mit einem Schlage ein Ende, gelänge es durch die neuen Paragraphen uns abzuschrecken und für eine ehrsamere Handlungsweise zu gewinnen?“

Da beutelte das ehrsame Schreiberlein seine nur spärlich vorhandenen Locken und blähte sein enges Brüstchen. „Meine Herren!“ rief er und hob den Zeigefinger zum Himmel. „Groß ist das Elend in dieser Stadt, aber sie gliche, würde nicht einer den anderen bestehlen, dem Paradies!“ — „Dem Paradies — hahahahaha — dem Paradies!“ schrien die Galgenvögel und krümmten sich vor heiserem Lachen.

„Gewiß, dem Paradies!“ behauptete das Schreiberlein und schüttelte, über so viel Frevel erzürnt, seine kleinen mageren Fäuste. „Denn jeder könnte ohne Furcht und Tadel sein Geld einem Unbekannten geben, ohne darob zur Verantwortung gezogen zu werden, könnte — ob seiner Großtat —, seine Seele erquickend, im Mondschein spazieren gehen, könnte . . .“ — „Was aber, du Unvernünftiger, täten die Kriminalisten und Polizisten?“ unterbrach ihn der Vorsitzende der Galgenvögel. „Mehr als die Hälfte aller Verbrechen begehen wir Diebe und Korrupten, also wären ohne uns mehr als die Hälfte der sogenannten ‚Hüter der Gesetze‘ arbeitslos!“

„Doch jeder könnte, ohne zu fürchten, seine Position zu verlieren, von einem, der sein wahres Gesicht hinter der Maske des Biedermannes wie ihr hinter Kapuzen verbirgt, Spenden geben und furchtlos verwalten, was er erwirbt“, erwiderte das Schreiberlein. „Was aber, du Unvernünftiger“, ließ sich wieder der Vorsitzende der Galgenvögel vernehmen, „täten die gefinkelten Rechtsanwälte, die unbestechlichen Richter, die hochbesoldeten Gefängnisaufseher? Mehr als die Hälfte von ihnen würden, übten wir unser Gewerbe ehrsam aus, arbeitslos durch dein Paradies ziehen, und ihnen folgten in endlosen Zügen die Gerichtsschreiber, Konzipisten, Detektive, Dolmetscher, Sekretäre, Stenographen und Registraturbeamten, die Drucker der Gerichtsstempel, die unverkäuflich blieben, die Bankdirektoren, durch deren Institute diese Geld-

Illustration: Klumbies

Unsachgemäße Briefzustellung

Eine Frau rief den Vorsteher des Postamtes an und beschwerte sich über den Aushilfsbriefträger. „Der reguläre Briefträger ist mit meinem Hund immer sehr gut ausgekommen“, sagte sie ärgerlich. „Aber wenn der Ersatzmann die Tour macht, regt er jedesmal den Hund auf.“

„Wo ist der Hund denn jetzt?“ fragte der Postvorsteher.

„Er steht unter unserem Magnolienbaum.“

„Und wo ist der Briefträger?“

„Der sitzt auf dem Baum. Das regt ja meinen Hund so auf, daß er bellt wie verrückt.“

überweisungen laufen, und ihre Beamten, Skontisten bis zu den Aufräumefrauen. Die Papierfabrikanten, deren Formulare und Aktenblätter unbenützt in den Magazinen lägen, die um ihre Haupteinkünfte gebrachten Schreibmaschinenindustriellen, die . . ."

„O Grauen, Grauen!" überschrie ihn der zweite Galgenvogel und schlug über der Kapuze die Hände zusammen. „Denn jeder Arbeitslose ist, schrieb erst kürzlich die Zeitung, ein Schuldschein auf die Nationalbank und ein Blankowechsel für jeden Umsturz!" — „O Schrecken, Schrecken!" stöhnte der dritte. „Verloren wäre das Volk, entzögen wir Diebe und Korrupten ihnen die Arbeit! Ich sehe im Geiste ein Heer von Hungernden, Ausgesteuerten, erbarmungswürdige Gestalten, die Stagnation der Wirtschaft, den Zusammenbruch des Staates!"

Betreten blickte das kleine Schreiberlein an seinem schon zweimal gewendeten Anzug herab zu seinen abgetragenen Schuhen. „Wirst du dich bessern?" fragten die Galgenvögel. „Wirst du endlich nur herzerfrischende Kriminalgeschichten schreiben?" Das Schreiberlein nickte stumm und zerknirscht.

Als er wieder aufblickte, stand er allein auf dem Hügel der Stadt, denn die Galgenvögel und Korrupten hatten ihn in ihrem herrlichen Wagen lautlos verlassen. Tränen schimmerten in seinen Augen und als er, um sie zu trocknen, nach seinem Taschentuch griff, bemerkte er, daß man seine magere Brieftasche gestohlen hatte. Da jauchzte er auf und küßte dankerfüllt, weil er in einer Zeit lebte, die dem Untergang sichtlich noch fern war, den Boden, auf dem diese Untat vollbracht wurde.

Zehn Jahre Arbeiter-Samariterbund Döbling

Vor einiger Zeit erschienen in der Tagespresse Berichte über die spontane Hilfe, welche der Arbeiter-Samariterbund der blinden Studentin Helga Schilling geboten hatte. Seitdem hat diese über allen Parteien und Weltanschauungen stehende Hilfsorganisation, in welcher sich freiwillige Helfer zusammengeschlossen haben, auch vielen anderen Blinden mit Rat und Tat zur Seite stehen können. Wir sind daher gerne der Einladung des Leiters des Samariterbundes, Gruppe Döbling, Ingenieur Paul Meihsl, gefolgt, der Festveranstaltung anläßlich des zehnjährigen Bestehens seiner Organisation beizuwohnen.

Es war ein schöner Ausdruck des Dankes, daß die Konzertvereinigung blinder Künstler sowie der Sängerbund der Blinden dieser Veranstaltung sich mit ihrem Können zur Verfügung gestellt hatten. Prof. Otto Binder, der bekannte blinde Pianist, reihte sich mit seiner großen Kunst würdig in den Rahmen dieser erhebenden Veranstaltung ein.

Nach einer herzlichen Begrüßung durch Ing. Paul Meihsl dankte unsere Schicksalsgefährtin Helga Schilling in bewegten Worten für die Hilfsbereitschaft, welche ihr durch den Arbeiter-Samariterbund in so reichem Maße zuteil wurde. Erst dadurch wurde ihr das Studium überhaupt ermöglicht.

Bezirksvorsteher Schwendner betonte, daß diese Aktion für alle Hilfesuchenden, insbesondere aber für die Blinden, als ein Werk echter Nächstenliebe bezeichnet werden muß. Es ist ein sehr erfreuliches Symptom, daß in der heutigen Zeit, in der man der Jugend so wenig Vertrauen schenkt, doch so viele junge Menschen bereit sind, ihre Freizeit einer edlen Sache zu widmen.

Das anschließend gebotene künstlerische Programm wurde zur Gänze von der Konzertvereinigung blinder Künstler und dem Sängerbund der Blinden bestritten. Sowohl der ernste wie auch der heitere Teil fanden durch ihre bemerkenswerte künstlerische Höhe stürmischen Beifall.

So war es blinden Menschen möglich, ihren sehenden Helfern einen kleinen Dank für ihre Hochherzigkeit abzustatten. Möge das Band zwischen den Blinden und unseren sehenden Freunden ein immer innigeres werden! Y. B.

ERGÄNZUNG

In dem Artikel „SAFFA — sinnvolle Arbeit — Freude für alle" in der Oktobernummer 1958 wurden die Namen der beiden in der SAFFA angestellten Telephonistinnen irrtümlich weggelassen. Wir holen dies nach, und zwar heißen die beiden Damen Frau Berthé Stäuble und Fräulein Sonja Skera.

Der Hengst Bergkönig

Wildwasser stürzten mit Getöse von den Bergen und zerstörten Wege und Stege. Steinlawinen polterten zu Tal und verschütteten fruchtbare Almböden. Dieses Frühjahr war recht ungebärdig!

Der Kärntner Pferdezüchter Modlach stand mit seinem Knecht Lois vor den Ställen. „Unsere Pferde müssen trotz allem hinauf", sagte er nach einer Weile des Überlegens. „Sie sollen harte Hufe kriegen und frisches Almgras. Ich glaube, wenn wir der Herde wieder Bergkönig mitgeben, können wir sie hinauftreiben." — „Bergkönig, ja, ja", stimmte Lois zu, „er ist zwar ein verdammt wilder Teufel und wird sich kaum wieder einfangen lassen. Aber er kennt die Weiden dort oben und führt die Herde gut und sicher."

Am nächsten Tag schon wurde der dunkelbraune Hengst aus dem Stall geführt, und Lois setzte sich auf seinen breiten Rücken. Die Stuten, Fohlen und Jungpferde trabten hinter dem Reiter drein. Bei den Almhütten sprang Lois ab und tätschelte den starken, gewölbten Hals des Hengstes. „Stell mir nichts an, Alter", ermahnte er das Tier, das aufmerksam rundum witterte. Kaum war das Halfter abgestreift, schüttelte und streckte sich Bergkönig und wieherte laut. In raumgreifendem Trab zog er Kreise um die Hütten und galoppierte dann davon, die Herde schloß sich an.

Modlach wähnte seine Pferde gut aufgehoben. Das Donnern in den Bergen hatte nachgelassen, die Wildwasser beruhigten sich zu klaren Bächlein, die hübsch zahm in ihren Geröllbetten plätscherten. So ging Modlach erst am Sonntag nach der Heuernte mit Lois auf die Alm zu den Pferden. Die Herde war vollzählig, die Fohlen waren gut gewachsen und die Jungpferde kräftiger geworden als in jedem anderen Jahr. Prachttiere! frohlockte der Züchter. Daß sie ein bißchen verwildert waren, machte ihm nichts aus. Im Herbst dann, nach dem Abtrieb ins Tal, würden sie schon wieder zahm werden. Er lockte die alte gelbe Stute zu sich. Sie kam ihm auch langsam entgegen. Aber mit einem Mal war Bergkönig da. Er biß nach der Gelben, daß sie aufschrie, drängte sie zu den anderen und trieb die ganze Herde den Abhang hinunter, ins Gebüsch. „Beim Zaun werden sie schon haltmachen!" rief Modlach seinem Knecht zu, der den Pferden den Weg abschneiden wollte. Die Tiere galoppierten die Einfriedung entlang, auf und ab. Bergkönig dicht bei der alten gelben Stute. Dann sah Lois den Rücken des Hengstes aufsteigen, hörte Gepolter und Krachen. Die Latten des Zaunes brachen. Die Pferde stürmten davon.

„Es ist am besten, wir lassen sie in Frieden", sagte Modlach, der atemlos herbeigelaufen war. „Bergkönig liebt seine Weide hier. Morgen früh sind sie bestimmt alle wieder zurück." Und so war es auch. Modlach und Lois besserten den Zaun aus und stiegen noch am Abend ins Tal ab.

Der Hochsommer brachte schwere Gewitter. Aber kein einziges Pferd kam ums Leben. Der Hengst führte sie zu ungefährlichen Tränken und zu windgeschützten Grasplätzen. Sogar die schreckhaften Junghengste wurden ruhig und vernünftig und ordneten sich ihm ohne Widerstand unter.

An einem schwülen Tag löste sich Bergkönig von der dösenden Herde. Mit fliegender Mähne sprang er einen Hang hinan. So jäh blieb er stehen, daß seine Hufe breite Rinnen in die Erde gruben. Heiseres Bellen und Heulen, die sein Mißtrauen geweckt hatten, kamen näher. Der Hengst schnaubte zornig und warf den Kopf, und seine Augen wurden merkwürdig wild und fremd. Ein großer Hund trabte geradewegs auf ihn zu. Wieder stieß er das Geheul aus, schnappte in die Luft, daß der Geifer von den Lefzen flog. Mit gefletschten Zähnen griff er den Hengst an.

In Bergkönig wurde das Blut der Ahnen lebendig, die sich oftmals reißender Wölfe hatten erwehren müssen. Er steilte jäh, schlug wieder und wieder zu, und seine starken Hufe trommelten auf den tollwütigen Hund nieder, bis der sich nicht mehr rührte.

Nach einigen Tagen kamen Modlach und sein Knecht auf die Alm. Ein Hüterbub hatte ihnen berichtet, daß auf der Pferdeweide irgend etwas geschehen sei. Um eine Stelle seien immer wieder unzählige Raben geflogen. Er habe nachsehen wollen, doch Bergkönig habe ihn nicht hingelassen.

Nun aber stand der braune Hengst wieder bei der Herde und schien keineswegs angriffslustig. Modlach rief ihm beruhigende Worte zu, und Lois schwang einen Stock zur Abwehr. Dann fanden sie den toten Hund und schöpften Verdacht. „Er war tollwütig oder sonstwie krank", sagte Modlach. „Wir müssen nachsehen, ob eines unserer Pferde verwundet ist."

Sie untersuchten jedes Tier genau, doch keines trug eine Wunde. Zuletzt trieben sie Bergkönig in eine Ecke.

„Die Fessel!" rief Lois erschrocken aus. „Am rechten Vorderfuß hat's ihn erwischt!"

Bergkönig ließ sich das Halfter überstreifen. „Wirst wohl eine ganze Weile Einzelhaft kriegen müssen, Alter", sagte Modlach zu ihm. „Dabei verdienst du weiß Gott die allergrößte Belohnung, weil du den tollwütigen Hund erschlagen hast. Nun, bis der Tierarzt da ist, wollen wir nicht das Schlechteste denken. Aber das eine versprech' ich dir: wenn deine Fessel wirklich von den Zähnen des Hundes aufgerissen ist, und der Hund wirklich toll war, dann sollst du einen leichten Tod haben, mein Alter."

Lange Zeit verbrachte Bergkönig allein in einem Verschlag. Wohl bekam er das beste Futter und hörte oftmals gute Worte, wurde auch vorsichtig gestriegelt und gestreichelt. Aber hinaus, hinauf auf seine Bergweide, das durfte er eben nicht. Dann spürte er Schneeluft, wenn sich die Stalltür auftat und nahm die Witterung und die Stimmen seiner Herdengenossen wahr. Und als die Sonne wieder so hoch stand, daß sie durchs kleine Fenster schien und sein Fell wärmte, begann er zu tänzeln und sehnsüchtig zu rufen. Endlich kam der Tag, da er mit den anderen auf die Alm zog.

In einer Gewitternacht führte Bergkönig seine Herde zu den Almhütten. Als die anderen friedlich in einer Mulde grasten, spitzte er auf einmal die Ohren, schnaubte zornig und trabte dann mit flatternder Mähne bergan. Auf dem Kamm hielt er eine Weile, drehte sich dahin und dorthin, wurde immer unruhiger. Wieder drang Heulen und heiseres Bellen an seine Ohren, kam näher, wurde vielstimmig, lärmte aus dem Wald, vom Abhang, vom Wege her. Die Herde drängte sich vor der Tür des offenen Stalles zusammen. Langsam, mit angelegten Ohren und steifen Beinen, ging der Hengst zu den anderen. Seine Augen wurden wild, seltsam fremd.

Da war lautes Geheul dicht hinter ihm. Er feuerte aus, fühlte, daß seine Mähne gepackt wurde, riß sich los, wirbelte herum, griff wütend an. Seine breiten Hufe schlugen, stampften und traten, seine langen gelben Zähne faßten und preßten sich zusammen. Dann erst schlug ihm die Witterung eines Menschen in die Nüstern. Erschrocken und doch noch voll wilder Wut warf er sich herum und galoppierte zurück zur Herde, die ein Stück weit geflohen war.

Am nächsten Tag fanden Lois und der Hüterbub den Toten. „Bergkönig hat ihn erschlagen", sagte der Junge und deutete auf die Spuren starker Hufe ringsum. Aber als der Gendarm heraufgekommen war, verteidigte Lois den braunen Hengst. „Bergkönig war niemals bösartig", schwor er, „wir alle können uns nicht erklären, was hier vorgegangen ist." Und der Hüterbub nickte ernst.

„Der Mann da", sagte der Gendarm nach der Untersuchung, „ist todsicher einer von der Bande, die sich seit längerer Zeit an der Grenze herumgetrieben hat. Einen zweiten haben sie heute nacht in der Scheune des Pacher gefunden, mit arg zerquetschtem Arm. Wir waren scharf hinter den Burschen her. Sie haben geschmuggelt und zuletzt ein noch einträglicheres Geschäft betrieben: Pferdediebstahl auf den Almen. Nun, einmal sind sie an den Unrechten gekommen. Es scheint, daß ihr Trick diesen Hengst erst richtig wild gemacht hat. Sie ahmten nämlich Wolfsgeheul nach, um die Pferde in die Almställe zu jagen. So waren die schönsten Tiere dann leicht einzufangen."

„Ja, jetzt verstehe ich alles", sagten Modlach und Lois wie aus einem Munde. „Da war doch im Vorjahr die Geschichte mit dem tollwütigen Hund. Bergkönig mußte auch diesmal für die Herde kämpfen. Beim Wolfsgeheul ist er losgebrochen."

Sie sahen alle ein wenig scheu auf den großen braunen Hengst. Der hatte den Kopf auf den Rücken der gelben Stute gelegt und blinzelte in die Sonne.

„Na, Modlach", meinte der Gendarm, „es wird auf jeden Fall gut sein, wenn du den Zaun ein wenig höher und fester machst. Sonst kommt dein Teufelsroß noch einmal ins Dorf hinuntergerast, wenn die Hunde dort den Mond anheulen."

Die Jahresh

Einen Höhepunkt im Organisationsleben der Hilfsgemeinschaft bildet alljährlich die Hauptversammlung. Sie bietet der Leitung Gelegenheit, den Mitgliedern über die vielfältige Tätigkeit des letzten Vereinsjahres ausführlich zu berichten. Unsere diesjährige Hauptversammlung, welche am Sonntag, dem 12. Oktober, im Schwechaterhof, Wien III., stattfand, stand im Zeichen des zehnjährigen Wiederbestehens der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs.

Bereits viele Wochen vorher freuten sich unsere Mitglieder auf dieses große Ereignis. Es gab bei diesem Anlaß für sie ein sehr willkommenes Wiedersehen mit ihren Schicksalsgefährten und Freunden, welche sie entweder von früher her kennen oder im Rahmen unserer Erholungsaktion in einem der Turnusse kennengelernt hatten.

Nach der durch Obmann Robert Vogel vorgenommenen Begrüßung wurde der im verflossenen Jahr verstorbenen Mitglieder ehrend gedacht. Hierauf erstattete der Vorsitzende der Hilfsgemeinschaft einen ausführlichen Tätigkeitsbericht, dem wir folgendes entnehmen.

1948 — 100 Schilling

Rückblickend auf das erste Jahrzehnt der wieder aufgenommenen Tätigkeit kann mit Stolz festgestellt werden, daß sich die 100 Schilling, welche 1948 das „Betriebskapital" der Hilfsgemeinschaft bildeten, sehr gut verzinsten. Neben den spezifisch fürsorgerischen Aufgaben, welche der Organisation in all den Jahren oblagen, wobei es immer wieder galt, die Mitglieder von den drückendsten Sorgen zu befreien, waren auch größere Ziele anzustreben. Daß dieselben bereits erreicht worden sind oder schon in greifbare Nähe gerückt sind, erfüllt alle mit besonderem Stolz.

Unvergeßlich werden allen Freunden die besonderen Ereignisse des letzten Vereinsjahres bleiben, wobei vor allem an Weihnachten, Ostern und die gemeinsame Muttertagsfeier gedacht werden soll. Seit vielen Jahren besteht in der Hilfsgemeinschaft u. a. der Brauch, allen Mitgliedern anläßlich ihres Geburtstages mit den herzlichen Glückwünschen auch ein praktisches Geschenk zu überreichen. Nicht selten ist die Organisation dann die einzige Gratulantin an diesem Ehrentag.

Einige Bunte Nachmittage vereinigten die Mitglieder und ihre Angehörigen zu einem gemütlichen Beisammensein. Mit kulturell wert-

vollen Programmen stellten sich beliebte Kü
gerne in den Dienst der guten Sache.

Die „Harmonie"

Besonders glücklich ist die Leitung der
gemeinschaft, wenn die Zeit wieder da is
die Mitglieder zu einem Erholungsurlaub i
Blindenerholungsheim „Harmonie" in U
dambach bei Neulengbach eingeladen w
können.

Im Jahre 1951 war es gelungen, die Pe
„Harmonie" zu erwerben und für ein Erhol
heim einzurichten. Jedes Jahr wurden
besserungen sowohl an dem Bau selbst wie
an der Einrichtung vorgenommen. Schli
nahm der Andrang zum Erholungsheim s
daß durch eine Aufstockung des Gebäudes
Belagraum geschaffen werden mußte.

Große Sorgen bereitete alljährlich die W
frage. Die Gegend ist sehr wasserarm un
einzige Möglichkeit der Trinkwasserbescha
bildete der Hausbrunnen. Er streikte jedoc
großer Trockenheit.

Der Wasseranschluß

Dank unablässiger Bemühungen, aber
durch das große Verständnis, welches vo
maßgebenden Stellen der Hilfsgemeinschaf
gegengebracht wurde, erfolgte am 26. Ok
vorigen Jahres der Anschluß unseres Erho
heimes an die zweite Wiener Hochquellenle
Damit ist die „Harmonie" für alle Zei
Wassersorgen enthoben.

Hofrat Guido Chwistek vom Amt der N
österreichischen Landesregierung wurde
seiner erfolgreichen Bemühungen um da
standekommen dieses großen Werkes
Ehrenmitglied der Hilfsgemeinschaft der
Erblindeten Österreichs ernannt.

In dreißig freundlichen, sehr nett eingeric
und mit Fließwasser versehenen Zimmer
bringen in Turnussen von je drei Wochen
45 Blinde, wenn notwendig auch mit B
personen, einen angenehmen Urlaub. Im
ihrer Schicksalsgefährten, von der selbst b
Heimleiterin Kollegin Maria Frank b
betreut, schöpfen sie wieder neuen Mu
sammeln Kraft für den weiteren Alltagsk

Selbstverständlich können mit Rücksic
die meist noch sehr geringen Einkommen

ersammlung

lichen Renten der Zivilblinden von diesen e kostendeckenden Verpflegsbeiträge ein- ben werden, weshalb aus Vereinsmitteln bedeutender Betrag für die Durchführung r so wertvollen Erholungsaktion bereit- llt werden muß. Die Hilfsbereitschaft der nden Mitmenschen hat es aber bisher noch er ermöglicht, den blinden Freunden diesen ub zu verschaffen, und alle sind fest davon zeugt, daß dies auch in Zukunft geschehen können.

Die Nähstube

ie Hilfsgemeinschaft hat sich auf Grund ihrer rigen Arbeit das Vertrauen weiter Kreise Bevölkerung erworben. Sie ist dadurch auch er Lage, die vor zehn Jahren errichtete stube nicht nur zu erhalten, sondern weiter ubauen. Diese Einrichtung, welche im In- Ausland bereits Nachahmung gefunden hat, ist sich stets aufs neue als besonders segens- . Näh- und Flickarbeiten bedeuten nun al für die nichtsehende Frau eine außer- ntliche Belastung und mit größtem Lob hen die Mitglieder von „ihrer Nähstube", he sie sich aus ihrem Leben gar nicht mehr denken können.

Die Verkaufsabteilung

ele fleißige blinde Handwerker sind tagaus, n damit beschäftigt, Waren für die Verkaufs- lung der Hilfsgemeinschaft herzustellen. n wird durch diese Abteilung die Sorge den Absatz ihrer Erzeugnisse abgenommen. aben ständig Arbeit und Verdienst. Gerne en von den Kunden, von denen viele schon Eröffnung der Verkaufsabteilung ihre Waren hen, Lieferaufträge erteilt. Die Waren sind allerbester Qualität und die Kunden wissen, sie mit dem Ankauf derselben den blinden erbetreibenden nicht nur Lohn, sondern seelische Befriedigung bringen.

gibt nichts Schöneres für einen Blinden, als schaffen arbeiten und sich sein Brot selbst enen zu dürfen. Auch den tüchtigen Klavier- nern der Hilfsgemeinschaft konnten im laufenen Jahr wieder zahlreiche Aufträge ittelt werden. Die Werbetätigkeit wurde i sehr kräftig durch die Presse, aber vor allem h den Österreichischen Rundfunk unterstützt.

Vielen Mitgliedern wurde bei Erledigung ihrer Rentenangelegenheiten sowie bei der Wohnungsbeschaffung geholfen. Unermüdlich war Kollege Franz Pechar am Werk, um diese Angelegenheiten zum Erfolg zu führen.

„Unser Schaffen"

Wenn eingangs von den großen Zielen und Aufgaben der Organisation gesprochen worden ist, dann verdient die Tatsache, das man sich vor fast drei Jahren zur Herausgabe einer Monatsschrift für das Blindenwesen entschlossen hat, eine besondere Würdigung.

„Unser Schaffen" ist die einzige Zeitschrift ihrer Art, nicht nur in Österreich, sondern auch im Ausland. Es gibt kein Blatt, das sich auf ähnliche Weise die Verbreitung der Blindenprobleme zum Ziel gesetzt hat. Ein immer größer werdender Leserkreis und das lebhafte Interesse, welches der Zeitschrift in vielen Ländern entgegengebracht wird, sind ein Beweis dafür, daß sie sich auf dem richtigen Wege befindet.

Ein ausgezeichnet zusammengesetzter Redaktionsstab, der zum überwiegenden Teil aus Blinden besteht, bürgt dafür, daß „Unser Schaffen" sein hohes Niveau nicht nur erhalten, sondern sogar noch steigern wird.

*

In seinem Schlußwort dankte Obmann Vogel allen blinden und sehenden Mitarbeitern für die im vergangenen Jahre bewiesene Einsatzfreudigkeit. Er dankte den vielen Blindenfreunden, welche mit ihren kleinen oder großen Spenden der Hilfsgemeinschaft die fruchtbringende Tätigkeit ermöglichen und versprach, wie bisher alle seine Kräfte zum Wohle der Hilfsgemeinschaft einzusetzen.

Anschließend erstattete der Kassier, Kollege Hanausek, den Kassabericht, worauf die Revisoren den Antrag auf Erteilung des Absolutoriums stellten. Nach dessen einstimmiger Annahme durch die Generalversammlung folgte die Festsetzung des Mitgliederbeitrages für das kommende Vereinsjahr.

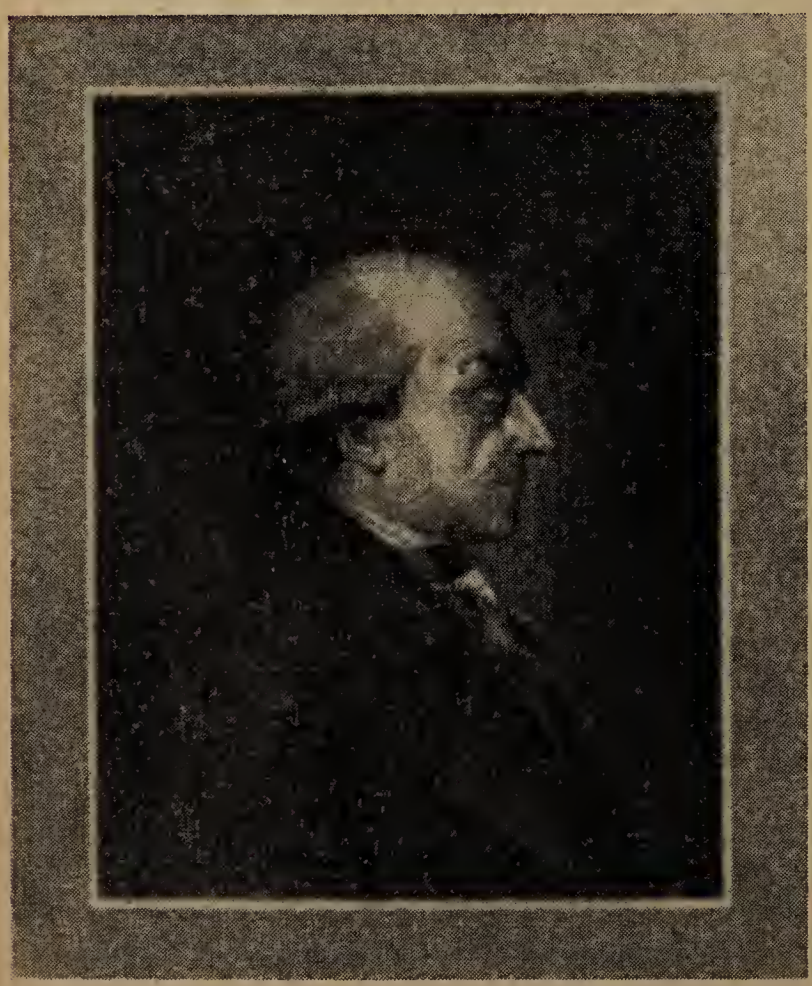
Im letzten Punkt der Tagesordnung, „Allfälliges", konnten vom Vorsitzenden einige Fragen der Mitglieder zu deren Zufriedenheit beantwortet werden. Damit war der offizielle Teil der diesjährigen Hauptversammlung beendet, und in allerbester Stimmung blieben die Mitglieder noch lange fröhlich plaudernd beisammen.

PROF. DR. EGON KOMORZYNSKI:

Gottlieb Konrad Pfeffel, der Erblindete

In älteren Schullesebüchern findet sich ein Gedicht, „Die Tabakspfeife", an das wir Altgewordenen uns gern erinnern, weil es von echter Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft Kunde gibt. Der Verfasser, Gottlieb Konrad Pfeffel, ist längst vergessen. Er gehörte einer Zeit an, die sich überlebt hat. Aber gerade er verdient als Vertreter menschlichen Empfindens und auch wegen seines persönlichen Schicksals, daß er in der modern gewordenen Zeit für eine Stunde der Vergangenheit entrissen und unserem Herzen nahegebracht wird.

Pfeffel wurde 1736 in Kolmar im Elsaß geboren, einem deutschen Gebiet, das durch die Raubkriege Ludwigs XIV. ein Teil Frankreichs geworden war. Sein Vater war „Stadtvorsteher" und starb früh — der Sohn war zwei Jahre alt. Er wurde von der Mutter liebevoll erzogen, von einem befreundeten Pfarrer unterrichtet und studierte an der Universität Halle die Rechte. Zugleich aber beschäftigte er sich mit Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaft. Er sagte später: „Ich arbeitete so angestrengt, als ahnte ich, daß ich mir Schätze des Geistes für eine lange Nacht sammeln müsse."



Bildnis von Konrad Pfeffel

Schon als Student litt er an sich wiederholenden Entzündungen der Augen, die Sehkraft wurde schwächer und plötzlich „brach das Übel heftiger aus als bisher und ließ Flecken auf beiden Augen zurück, welche ihn zwar des Lichtes nicht ganz beraubten, aber doch seinen Studien ein Ende machten". Damals war er siebzehn Jahre alt.

Er wandte sich an verschiedene Ärzte und fuhr auf den Rat seines in Dresden lebenden Bruders dorthin zu einem berühmten Arzt. Doch fand er nirgends Hilfe. So kehrte er in die Heimat zurück und blieb in Kolmar, besuchte Verwandte in Straßburg und lernte dort seine Base Margarethe Divoux kennen und lieben. Er nannte sie später „das treffliche Weib, das ihn auf dem dunklen Pfade durch sein langes Leben geleiten sollte". Margarethe wurde dem langsam Erblindenden eine wertvolle Hilfe. Sie diente ihm als Sekretärin, und es kann uns gewiß mit Rührung erfüllen, daß unter den Briefen, die er ihr diktierte, 1758 einer war, in dem er dem jungen Mädchen seine Neigung gestand und sie bat, seine Gattin zu werden. Im selben Jahr wurde er auf einem Auge völlig blind. Er verlobte sich mit seiner Kusine und kurze Zeit nachher zerstörte „eine akute Krankheit" sein anderes Auge. Er war blind geworden. Eine eilig vorgenommene Operation konnte nichts mehr ändern. Nun gab er der Geliebten ihr Wort zurück. Er wollte nicht verlangen oder erwarten, daß sie seine Braut bleibe und die Frau eines Blinden werde. Aber sie antwortete ihm, daß sie sich ihm nunmehr um so inniger anschließen wolle. Sie halte es für ihre Pflicht, ihm ein Trost im Unglück zu sein! 1759 erfolgte die Heirat. Margarethe wurde eine treue Gefährtin, von der Pfeffel sagte, „ihre Liebe und Fürsorge ersetzte ihm den Verlust der Augen und ihr Edelmut bereitete in vollem Maße das häusliche Glück, dessen er doppelt bedürftig war".

Er fand sich mit bewundernswerter Fassung in sein Schicksal. In späteren Jahren pflegte er zu sagen, die Taubheit halte er für ein schlimmeres Übel als das Blindsein und der

Anläßlich der ordentlichen Generalversammlung gedachte Obmann Robert Vogel in tiefempfundenen Worten des Ablebens

SEINER HEILIGKEIT, PAPST PIUS XII.

Er würdigte die rastlosen Bemühungen des Verewigten um die Erlangung und Festigung eines dauernden Friedens in der Welt.

Rheumatismus sei noch viel ärger. Alles, was er vor der Erblindung hatte sehen können, stand ihm sein Leben lang so klar im Gedächtnis, daß er, im Alter an die Stätten seiner Jugend zurückgekehrt, genau die Aussicht nach den verschiedenen Seiten bezeichnen konnte. So gab er andern das Beispiel eines Menschen, der, statt mit den himmlischen Mächten zu hadern, willig auf sich nimmt, was diese Mächte über ihn verhängen.

Pfeffel wurde Schriftsteller und Dichter. Er war bei den Lesern beliebt und von unermüdlicher, eifriger Schaffensfreude. Alles, was er ersann, diktierte er seiner Frau. Seine „Prosaischen Versuche“ füllen zehn Bände, die „Poetischen Versuche“ ebenso viele Bände. Er veröffentlichte Novellen, Fabeln, Gedichte aller Art. Sein Innenleben entschädigte ihn für die verlorene Außenwelt. Zugleich aber entwickelte er eine seltsame Vorliebe für soldatische Dinge, zu denen er auf einem Umweg gelangte. 1770 war sein zärtlich geliebter Sohn gestorben. Er beschloß, „das Andenken seines Kindes zu ehren, indem er den Kindern andrer ein Vater würde“. So errichtete er in Kolmar eine Erziehungsanstalt für Knaben und aus dieser wurde allmählich ein Institut für protestantische Knaben, weil diese wegen ihrer Religion von französischen Staatsanstalten ausgeschlossen waren. Das Institut wurde immer mehr eine Anstalt zur Vorbereitung auf den Militärdienst. Zuletzt nannte man sie „Kriegsschule“. Pfeffel unterrichtete die Schüler in Religion und ersann in seiner Freizeit phantastische Uniformen. Dabei übersetzte er französische Dramen und verfaßte selbst Theaterstücke.

Es gibt einen Beweis dafür, daß der Begründer und Direktor der „Kriegsschule“ trotz der spielerischen Vorliebe für das Militär im Grund ein friedliebender Schöngeist geblieben war. Auf ihrer Kunstreise durch Europa kam die blinde Klaviervirtuosin Marie Therese Paradis aus Wien auch nach Kolmar. Pfeffel, der in der blinden Künstlerin eine Leidensgefährtin erkannte, fühlte sich durch ihr Spiel im tiefsten Herzen ergriffen und verfaßte ihr zuliebe eine Kantate. In der Form eines umfangreichen Liedes besang er in innig gefühlten Versen mit dem Titel „Therese von Paradis, ihr selbst gewidmet“ ihr Leben und ihr Wesen. Das Gedicht kann uns noch heute, wenn wir über gewisse Zugeständnisse an den Geschmack der Rokokozeit hinwegsehen, durch seinen Inhalt und treuherzigen Ton rühren. Pfeffel beschreibt, wie ein schwarzer Drache hinterlistig Gift in die Augen der kleinen Therese spritzte, so daß sie als Kind blind wurde. Die Liebe der Mutter, die Sorgfalt der Ärzte konnten nicht helfen. Sie mußte sich geistig über ihr Unglück erheben. Da erschien ihr später die heilige Cäcilia, die zu ihrem Trost gesandt war. Die Heilige gab ihr ein Saitenspiel, dessen Klänge die Menschen entzücken . . . „Süßer, traute Freunde, ist euer Händedruck, sind eure sanften Tränen — ja, diese, diese krönen mich mehr als Perlenschmuck!“

Indem Therese das von ihr in Musik gesetzte Lied, in dem der des Augenlichts Beraubte die Geschichte ihrer Blindheit besang, in ihrer schlichten Weise vortrug, erreichte sie eine einzigartige, die Hörerschaft überwältigende Wirkung.

Das war 1785. Vier Jahre später begann „die französische Revolution“, die Pfeffel zuerst freudig begrüßte, aber bald mißbilligte er die maßlosen Greuel. Er machte kein Hehl daraus, daß er die Enthauptung Ludwigs XVI. und Marie Antoniettens tief bedauerte. Wie

durch ein Wunder wurde er von der „Schreckensherrschaft“ verschont, aber seine Schule wurde geschlossen, durch die „Assignaten“-Wirtschaft verlor er fast sein ganzes Vermögen. Doch erlebte er die ruhiger gewordenen Zustände und Napoleon verlieh ihm, ohne daß Pfeffel darum gebeten hatte, eine kleine Pension. Sein Alter war, trotz mancher äußeren Ehrung, beschwerlich und schmerzerfüllt. Wie ein Schutzengel begleitete die treue Gattin den blinden Mann durch alle Aufregungen, Sorgen und Qualen der Zeit und dieser empfand es als die Krönung seines Lebens, als er mit ihr 1809 die goldene Hochzeit feiern konnte. Kurz nachher, am 1. Mai 1809, ist er gestorben.

Als Dichter ist Pfeffel heute nicht mehr richtig zu schätzen. Er war ein Kind seiner Zeit und seine Zeit ist dahin. Seine Theaterstücke und Erzählungen sind altmodisch geworden und nicht mehr lesenswert. Anders steht es um seine Fabeln, in denen sich viele geistvolle Gedanken und eine gute Beobachtung menschlicher Schwächen offenbaren. Von seinen Gedichten hat sich nur „Die Tabakspfeife“ — mit Recht — lang erhalten; in ihr zeigt sich seine Auffassung des Soldatentums in gemütvoller, volkstümlicher Weise.

Aber etwas bleibt im Wandel der Zeiten immer gleich — das Menschentum. Auch Gottlieb Konrad Pfeffel war ein Mensch wie wir, und er mußte sich — wie wir alle — mit dem begnügen, was das Schicksal ihm vergönnte, und das auf sich nehmen und ertragen, was das Schicksal ihm auferlegte. Beides hat er getan. Seine Zeitgenossen rühmen seine Freundlichkeit und sein mitfühlendes Verständnis. Er war ein geduldiger, zielbewußter Erzieher der Jugend, ein treuer Freund, ein Mensch, der Nächstenliebe kannte und hilfreich war, wo und wie er konnte. Und er hatte das große Glück, eine wirkliche Lebensgefährtin zu besitzen, mit der er Hand in Hand gehen konnte.

YVONNE BLAUENSTEINER:

Ein Blindengarten in Holland

Zu den reizvollsten Eindrücken meines Aufenthaltes in den Niederlanden zähle ich den Besuch des Blindengartens in Den Haag. Bei selten schönem Wetter fuhren wir in den zentral gelegenen Stadtgarten, der sich mit einem Flächenausmaß von ungefähr 75 Hektar inmitten des Häusermeeres ausdehnt.

Der Blindengarten ist ein verhältnismäßig kleiner Teil des Stadtparkes, doch erscheint er all jenen, die ihn aufsuchen, sehr schön und zweckmäßig. Gleich beim Eingang fanden wir ein kleines Haus und trafen dort Herrn Theophil Luchtmann, den Pförtner, einen freundlichen älteren Mann, der selbst einmal blind gewesen war und der das Glück hatte, sein Augenlicht wieder zu erlangen. Von ihm geleitet, betraten wir den Garten, und das erste, was uns auffiel, war der köstliche Duft, der uns von den vielen Blumen und Sträuchern entgegenströmte.

Wir nahmen auf einer der bequemen Bänke Platz und kamen mit einigen Schicksalsgefährten ins Gespräch. Dabei erfuhren wir, daß zahlreiche Blinde, die in großen Firmen in der nächsten Umgebung beschäftigt sind, ihre Mittagspause gerne hier verbringen.

Während wir miteinander plauderten, erschien Herr Luchtmann mit einem „fliegenden“ Wagerl und verabreichte jedem von uns eine Tasse Tee und ein Biskuit. Der Tee und das Gebäck sowie auch der in den Morgenstunden ausgeschenkte Kaffee werden gratis ausgeteilt. Die Kosten hiefür trägt das Stadtgartenamt. Jeder Blinde kann — wenn er will — einige Schalen von dem guten und reichlich gezuckerten Tee erhalten.

Dann schlenderten wir durch den Garten, befühlten die Blüten der zahlreichen Beete und lasen die in Brailleschrift auf Holztafeln aufgezeichneten lateinischen und holländischen Namen der Sträucher und Blumen. Viele exotische Gewächse mit ihrem starken, betäubenden Duft haben wir in diesem Blindengarten kennengelernt. Selbstverständlich sind auch viele schattenspendende Bäume hier zu finden.

Sehr angenehm wird es von den Blinden empfunden, daß sie sich auf den Wegen ihres Gartens ganz selbständig orientieren können. Man weiß genau, wo der Eingang ist, denn dort befindet sich ein Stück des Weges, der mit Steinplatten gepflastert ist. Die übrigen

Wege sind mit Kies bestreut. Doch an einem Punkt, wo sich vier Wege kreuzen, sind zur Orientierung viereckige Steinplatten angebracht. Bei einer Weggabelung sind ebenfalls Steinplatten gelegt.

Da es ein wenig zu regnen begann, gingen wir in das kleine Haus, in dem sich ein netter Aufenthaltsraum mit einem Radio und zahlreichen Braillebüchern befindet. An der Wand ist ein reliefartiger Plan des Blindengartens angebracht, den man gut mit den Fingern abtasten kann.

Auf unsere Fragen berichtete uns der freundliche Pförtner, daß der Blindengarten seit ungefähr zwei Jahren besteht und von den Blinden infolge seiner zentralen Lage sehr gerne aufgesucht wird. Sehende dürfen diesen Teil des Stadtparkes nicht aufsuchen, es sei denn, sie begleiten einen Blinden, oder anläßlich einer offiziellen Führung.

Die Idee zur Errichtung des Blindengartens ist dem Wunsche der meisten Nichtsehenden entsprungen, die gerne — unbelästigt von den oft neugierigen und indiskreten Fragen ihrer sehenden Mitmenschen — eine ruhige Stunde in guter frischer Luft verbringen wollen.

Auch für viele Ausländer bedeutet der Blindengarten eine interessante Sehenswürdigkeit. Zahlreiche Fachleute aus der ganzen Welt studieren diese Einrichtung, um auch in ihren Ländern ebensolche Erholungsstätten zu schaffen.

Bilder aus dem holländischen Blindengarten

DIE TOTE KATZE

Man kann für Katzen etwas übrig haben oder nicht, man kann ein Hundefreund sein oder nicht, man kann aber auf keinen Fall mit einer Katze werfen, auch dann nicht, wenn diese schon tot ist. Ganz schrecklich wird die Sache aber, wenn Buben, weil ihnen kein besseres Spiel einfällt, eine tote Katze durch das offene Fenster im Zimmer eines blinden Ehepaares landen lassen. Es hat sich später herausgestellt, daß sie nicht gewußt hatten, daß es sich um blinde Menschen handelte, denen sie den Katzenkadaver zugedacht hatten.

Ich wurde auf diese Katzenepisode zufällig aufmerksam, als ich die aufgeregten Rufe der blinden Frau aus dem Fenster ihrer ebenerdig gelegenen Wohnung hörte und die erwähnte Katze knapp vor mir vorübersauste.

DER SPAZIERGANG

in der „Harmonie" gehört zu den schönsten Erlebnissen während des Aufenthaltes im Erholungsheim der Hilfsgemeinschaft

„Lausbuben", schrie sie, „das könnt ihr auch nur bei uns Blinden machen, weil wir euch nicht erwischen können." Zwei Gassen weiter liefen auch schon die Burschen, denen die Worte der geplagten Frau galten. Ihr Ärger war begreiflich, und ich nahm mir vor, ihr irgendwie zu helfen.

Am nächsten Tag postierte ich mich hinter einigen Sträuchern des dem Wohnhause gegenüberliegenden Parkes. Die blinde Frau und ihr Mann lehnten am Fenster. Sie sprachen wenig miteinander. Ich brauchte nicht sehr lange zu warten, denn zwei Buben, ungefähr 12 Jahre alt, näherten sich meinem Standort und setzten sich auf die kleine Bank in der Parkanlage.

Ich beobachtete sie, und da bemerkte ich, wie sie bemüht waren, mit Taschenspiegeln in die Augen der beiden am Fenster zu leuchten. Ab und zu fuhr sich die Frau mit dem Handrücken über ein Auge, und ich nahm an, daß ihr auf diesem noch ein kleiner Sehrest erhalten geblieben war. Der Mann reagierte auf das „Vergnügen" der beiden Buben überhaupt nicht.

„Wieso gibt's das?" fragte der eine den anderen. „Sonst werden die Menschen immer so böse, wenn wir ihnen mit den Spiegeln in die Augen leuchten."

„Das sind halt Kinderfreunde", meinte der andere, „die haben Verständnis dafür, daß wir auch ein wenig Zerstreuung haben wollen."

„Wie die Frau gestern geschimpft hat wegen der Katze, und sie hat uns Lausbuben genannt. Jetzt haben wir sie dafür heute gründlich ärgern wollen und sie sagt gar nichts. Einmal probiere ich's noch, aber dann suchen wir uns ein anderes Opfer, wenn die nicht wollen . . . Wieso gibt es das aber, wenn man so starkes Licht in die Augen bekommt, dann muß man doch wenigstens blinzeln. Jetzt greift die Frau wieder zu den Augen, schau, sie glaubt sicher, es hat sie was gebissen."

Es war den beiden Buben unmöglich davonzulaufen, denn mit einem Sprung hatte ich ihnen den Weg versperrt. Sie versuchten,

sich meiner Umklammerung zu entziehen, aber meine Empörung hatte mir zusätzliche Kräfte verliehen.

„Also, gestern eine tote Katze und heute das Quälen mit den Spiegeln. Wo wohnt ihr denn?“

Ich erfuhr, daß sie im angrenzenden Bezirk wohnten, und da man sie dort wegen ihrer Streiche schon gut kannte, hatten sie sich die benachbarte Gegend ausgesucht.

„Wißt ihr, daß ihr eine schwere Schuld auf euch geladen habt? Denn diese Menschen sind blind, ich kenne sie schon seit vielen Jahren, da auch ich hier wohne. Es sind brave Leute, der Mann ist ein ausgezeichneter Musiker und seine Frau, die noch einen ganz kleinen Sehrest hat, geleitet ihn immer dorthin, wo er spielen muß, um sein Brot zu verdienen.“

„Wir haben aber nicht gewußt, daß diese Leute blind sind“, wagte der eine schüchtern zur Entschuldigung vorzubringen.

„Das soll euch als mildernder Umstand angerechnet werden“, meinte ich. „Wißt ihr, daß es die blinden Menschen schwer haben und daß man doch nichts tun darf, um die Last ihres Schicksals noch schwerer zu machen!“

„Können sie kein Licht sehen?“ wollte Karl wissen, er war der kleinere von beiden und hatte einen treuherzigen Blick, der mich vermuten ließ, daß hier Hopfen und Malz noch nicht verloren waren.

„Nur die Frau kann mit dem linken Auge noch Licht und sogar die Umrisse von vergrößerten Gegenständen wahrnehmen, aber der Mann ist seit seinem zehnten Lebensjahr vollständig blind.“

„Er hat also früher gesehen?“

„Ja, so wie ihr und ich!“

„War er auch so schlimm wie wir?“ wollte Karl wissen.

„Das weiß ich nicht, so lange kenne ich die Opfer eurer Lausbubenstreiche noch nicht. Aber wie wäre es, wenn wir miteinander zu ihnen gingen, ihr könntet euch für euer schlechtes Benehmen entschuldigen.“

„Werden sie uns aber auch verzeihen, wenn wir sie darum bitten?“ fragte Rudi, dem an der rechten Hand ein Finger fehlte, etwas ängstlich.

„Ich glaube schon“, beruhigte ich ihn, „ich kann mir vorstellen, daß Menschen, die mit so vielen Schwierigkeiten, wie die Blindheit sie auferlegt, fertig geworden sind, vielleicht vergebungsbereiter sind als wir, die wir alles, was uns an Herrlichkeiten geschenkt ist, so selbstverständlich nehmen.“

Nachdem ich meinen beiden Gefangenen versprochen hatte, weder ihren Eltern noch ihren Lehrern etwas von ihren Untaten zu erzählen, wenn sie mit mir zu dem blinden Ehepaar gingen, rafften sie ihren ganzen Mut zusammen und folgten mir. Wir kamen ans Fenster der Wohnung und fragten, ob wir das Ehepaar für einige Minuten sprechen könnten.

Nach einer kurzen Erklärung wieso und warum, durften wir eintreten. Eine kleine, aber äußerst saubere, einfach aber nett eingerichtete Wohnung empfing uns.

„Setz' dich daher, Vater!“ sagte die Frau liebevoll zu ihrem Mann.

„Sind das Ihre Buben?“ fragte mich die blinde Frau.

„Ach nein, ich habe keine Kinder.“

„So wie wir. Was hat man heute schon von Kindern“, meinte sie, „viel Ärger, es sind ja unausstehliche Lausbuben. Gestern erst haben sie uns eine tote Katze in die Wohnung geworfen. Wir bemühen uns ohnehin schon so lange, eine höher gelegene Wohnung zu bekommen, aber wer weiß, wie viel Geduld wir noch werden aufbringen müssen, bis unser Wunsch in Erfüllung gehen wird. Wir haben hier nicht viel Platz, denn das Klavier braucht mein Mann und auch das Harmonium, er muß doch immer wieder dazulernen. Mit der Musik ist es nun einmal so, es kommt immer wieder etwas Neues dazu, und mein Mann spielt auch auf Friedhöfen bei Begräbnissen, da haben die Hinterbliebenen die seltsamsten Wünsche, und mein Mann muß dann alles spielen können, sonst verdient er nichts.“

Bei der „toten Katze“ war dem Karl die Röte ins Gesicht gestiegen, die dann beim „Friedhof“ und den „Begräbnissen“ wieder gewichen war.

„Wieso sind Sie eigentlich erblindet?“ wollte ich wissen.

„Es war vor mehr als vierzig Jahren, ich spielte damals mit meinen Kameraden. Wir trieben auch unsere Streiche wie die Lausbuben von heute.“

Ich bemerkte eine deutliche Erleichterung bei Rudi.

„Da fanden wir eines Tages eine tote Katze. Wir hatten unseren Spaß an dem wehrlosen Tier und warfen es hin und her. Ich will kurz erzählen, was weiter geschah. Ich war mit den schmutzigen Händen in die Augen gefahren, um den Staub wegzuwischen, den mir ein Windstoß zugeweht hatte. Eine schwere Infektion durch das Verwesungsgift der toten Katze war das Ergebnis unserer romantischen Spielerei. Wie sehr sich die Augenärzte auch bemühten, sie konnten das Licht dieser zwei kostbaren Sterne nicht retten. Nach zwei Jahren war ich vollständig erblindet und fand Aufnahme in einem Blindeninstitut. Man hat mich dort zu einem guten Musiker ausgebildet. Ich habe wohl das Auskommen für mich und meine Frau, aber wir sind in vielen Dingen des täglichen Lebens abhängig von der Hilfe Sehender, und das empfinden wir an der Blindheit am bedrückendsten. Wir dürfen, weil wir blind sind, nie Geheimnisse, so ganz private Angelegenheiten, haben, denn welche Post wir auch bekommen, wir müssen uns alles vorlesen lassen."

„Es gibt doch die Blindenschrift!" warf ich ein.

„Ja, die gibt es wohl und wir haben auch viele schöne Bücher, durch die wir sehr angenehme Zerstreuung finden, aber die Behörden oder sehende Bekannte schreiben uns nicht in Blindenschrift, das können wir nicht verlangen."

„Sie kochen allein und machen Ihren Haushalt selbständig?" lenkte ich ein wenig ab.

„Ja!" und in der Stimme der blinden Frau lag berechtigter Stolz. „Alles mache ich allein, auch die Einkäufe."

„Und wie ist es mit dem Geld?"

„Wir haben schon so viele verschiedene Geldsorten gehabt und haben doch immer wieder gewisse Merkmale gefunden, die es uns ermöglicht haben, uns an die verschiedenen Münzen zu gewöhnen. Mit dem Papiergeld ist es nicht so leicht, aber da geben wir die gleichen Banknoten immer zusammen in ein für sie bestimmtes Fach, und zu groß ist ja unser Vorrat an Banknoten nie, wenn man auch zugeben muß, daß es uns Blinden heute doch schon besser geht als früher. Aber jetzt darf ich von Ihnen wohl auch erfahren, was mir das Vergnügen Ihres Besuches geschenkt hat?"

„Die tote Katze", erwiderte ich kurz, denn von der Geschichte mit dem Spiegel wollte ich lieber ganz schweigen. Hatten sie es doch nicht bemerkt, wozu sie unnötig ärgern.

„Haben Sie vielleicht mit einer toten Katze gespielt?"

„Nein, ich nicht, aber diese zwei Buben, die ich mitgebracht habe. Sie haben nicht nur damit gespielt, sie haben sie sogar gestern durch Ihr offenes Fenster geworfen."

„Ach, das sind die Lausbuben von gestern."

„Ich hatte ihnen zugesehen, und sie mußten mir versprechen, sie beide um Verzeihung zu bitten."

„Aber der Herr hat auch mit einer toten Katze gespielt!" jammerte Rudi.

„Siehst du", sagte der blinde Musiker, „und deswegen bin ich euch vielleicht noch mehr böse, als wegen des Ärgers, den ihr uns verursacht habt. Stellt euch vor, wie bitter es ist, keine Blumen, keine Vögel, keine Sterne, keine Schmetterlinge und Käfer, kein Blau des Himmels und nichts mehr von all dem, woran man sich so erfreuen kann, sehen zu dürfen. Wie würden sich eure Eltern kränken, wenn euch ein gleiches Schicksal widerfahren sollte? Meine Eltern haben zeitlebens darunter gelitten, daß ihr einziges Kind blind werden mußte. Keine Bücher mehr lesen können, Kinder, wißt ihr, was das heißt? Mit jeder Kleinigkeit, die man sich wegen der Blindheit selbst nicht machen kann, zu anderen, zu fremden Menschen gehen zu müssen? Kinder, seid doch vernünftige Buben, es gibt schon genug Blinde in der Welt."

Jetzt konnten sich die Buben nicht mehr halten, sie brachen in Tränen aus. „Wir haben geglaubt, Sie werden mit uns schimpfen und uns bei unseren Eltern und dem Lehrer verklagen, statt dessen sprechen Sie so mit uns, wie man nur selten mit uns spricht. Wir sind nicht schlecht", weinte Karl, „wir sind nur so schrecklich dumm und unüberlegt. Werden Sie uns wirklich verzeihen?" fragten sie beide.

Jetzt waren auch meine Augen feucht geworden, und ich war nicht wenig stolz auf meine beiden Schützlinge, die im Grunde ihrer Seele gute Kinder waren.

„Wir haben euch schon verziehen", sagte die blinde Frau, „denn wir wissen es ganz sicher, daß ihr nie wieder mit toten Tieren spielen und auch sonst keinen Unfug treiben werdet, der eure eigene Gesundheit und die der anderen Menschen gefährden könnte."

Während uns der Mann noch einiges aus seinem Leben erzählte, machte sich seine Frau in der Kochnische zu schaffen, und bald duftete ein guter Kaffee. Unsere Gastgeberin wäre bestimmt beleidigt gewesen, wenn wir ihre Einladung auf ein Schalerl Kaffee abgelehnt hätten.

Mit großer Aufmerksamkeit hatten die beiden, wieder zu vollen Ehren gelangten Lausbuben den Ausführungen des Blinden zugehört.

„Ich habe ein schönes Buch zu Hause", sagte Rudi, der größere, „ein feines Buch von Karl May, das ist so spannend. Ich kann auch sehr gut lesen, in der Schule darf ich immer vorlesen. Weil Sie mir verziehen und mir nicht mehr böse sind wegen der toten Katze, verspreche ich Ihnen, daß ich immer, wenn Sie Zeit und nichts dagegen haben, zu Ihnen kommen werde. Dann lese ich Ihnen aus dem Buch vor."

Die Frau nahm rasch die Schalen und verschwand in der Kochnische, wahrscheinlich, um ihre Tränen zu verbergen. Der blinde Mann fuhr sich mit dem Taschentuch über die leeren Augenhöhlen, weinen konnten sie noch, sie, die zum Sehen nicht mehr taugten, denen noch Tränen entströmten, wo sie keine leuchtenden Sterne mehr bergen durften.

„Ja", sagte er, „ihr könnt kommen so oft ihr wollt, und erzählt euren anderen Spielkameraden nur von eurem Erlebnis, vielleicht kommen auch sie auf den Gedanken, daß nicht alles gut ist, was sie tun."

Karl und Rudi hielten ihr Versprechen; zwischen ihnen und dem blinden Ehepaar entstand eine unverbrüchliche Freundschaft, und der Musiker verstand es, in den beiden Buben die Begeisterung zur Kunst zu wecken. Viele Bücher haben die Buben den beiden Blinden vorgelesen.

Der gute Geist, der die beiden Knaben nun erfüllte, übertrug sich immer stärker auch auf die anderen Kinder ihrer Umgebung. Karl und Rudi sparten und sparten, denn sie wollten ihren blinden Freunden einmal eine große Freude bereiten. Es war ein schönes Tier, ein wertvoller Schäferhund, den sie in Begleitung ihrer Eltern eines Tages mitbrachten. Lux — das heißt Licht — nannten sie ihn. Unbeschreiblich war die Freude bei den beiden Nichtsehenden, denn Lux sollte einst zu einem Führerhund ausgebildet werden und dazu beitragen, den zwei Blinden etwas mehr Unabhängigkeit und damit mehr Freude und Glück zu verschaffen.

HERBERT LIEGL:

IN DEN ÖTSCHERGRÄBEN

Die wildromantischen Schluchten der Ötschergräben sind vielen leider unbekannt. Die Ursache mag darin liegen, daß die Anfahrt verhältnismäßig lang ist. So benötigt selbst der „Ötscher-Expreß" der Mariazeller Bahn vom Alpenbahnhof St. Pölten bis Wienerbruck zweieinhalb Stunden. In unzähligen Kurven schlängelt sich diese Schmalspurbahn durchs Bergland. Schon vom Zug aus kann man die Schönheit dieser Bergwelt genießen. Der imposante Kegel des Ötschers (1892 m) und die zerklüfteten Zinken bleiben allen Reiseteilnehmern wohl immer im Gedächtnis.

In Wienerbruck beginnt unser Fußmarsch. Der ganze Weg, der nun folgen wird, ist mir in guter Erinnerung, war ich ihn doch als Sehender oft genug gegangen. An diesem warmen Herbsttag wollte ich zum erstenmal nach meiner Erblindung die Ötschergräben wieder besuchen.

Aus dem Eingang der Schlucht weht uns ein würziger Harzduft entgegen. Von der Felswand blickt eine Tafel mahnend herab: *Das Betreten des Weges erfolgt auf eigene Gefahr!* „Ganz besonders für Blinde!" setze ich lachend hinzu. Der Steig ist gerade so breit, daß ich mit meiner Führung nebeneinander gehen kann. Mein weißer Taststock, für diesen Tag mit einer Metallspitze versehen, hüpft über Baumwurzeln und Steinbrocken. An den gefährlichsten Stellen schützt allerdings ein Holzgeländer. Dieser Weg ist stellenweise

buchstäblich an den Fels geklebt oder in ihn hineingehauen. Zur einen Seite blickt ein schmaler Spalt Himmel herab, während tief unten das Wasser in zahllosen Fällen rauscht.

Plötzlich gibt es eine Aufregung unter den sehenden Begleitern: Gegenüber in der Wand liegt ein kapitaler Gamsbock auf einem schmalen Felsband. Aufmerksam äugt er zu uns herüber. Unserem Photographen lacht das Herz im Leib. So eine Aufnahme gibt es wirklich nicht alle Tage.

Nur wenige Minuten später folgt die nächste Aufregung. Eine schmale Hängebrücke, die man nur einzeln überschreiten kann. Die Aufregung erfolgt allerdings nur bei meinen Begleitern, denn ich kann den Abgrund unter der Brücke ja nicht sehen! Die Brücke läßt gerade den beiden Füßen Platz zum Gehen, und so müssen wir hintereinander schreiten. Glücklich wird dieses schwankende Hindernis überwunden.

Aber nun wird der Weg immer schwieriger. Nach einer Biegung blicken wir in eine tiefe Schlucht. An der jenseitigen Felswand kriecht unser Pfad wie ein schmaler Faden steil bergab und verschwindet in einem Felstunnel, der von hier aus eher einem Mauseloch gleicht. Ich habe diesen Anblick von früher her noch gut in Erinnerung und genieße ihn jetzt zusammen mit meinen Gefährten.

Schritt für Schritt geht's weiter. Unter den tastenden Füßen rieselt der Schotter den steilen Weg hinab, während der Taststock — der hier zum Bergstock wurde — die einzige Stütze bildet. Allerdings scheint auf diesem schrägen Weg abwärts der Stock immer kürzer zu werden und so nehme ich gerne auch noch den Arm meiner Begleiterin zu Hilfe.

Beim Überschreiten einer an die senkrechte Wand genagelten Brücke bleiben wir unwillkürlich stehen. Unter uns gähnt ein tiefer Abgrund. Es ist ein eigenartiges Gefühl, als Blinder dies zu wissen und doch nicht zu sehen. Direkt fühlbar greift dieser Abgrund nach uns und läßt uns erschauern. Doch weiter geht's über steile Stufen und klobige Steine dem ersten Felsloch zu. Ohne daß man mir dies gesagt hätte, fühlte ich plötzlich, daß wir in dem Tunnel gingen. Ich merkte es

Achtung, sehr wichtig!

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ist gerne bereit, Blinde oder schwer Sehbehinderte, welche noch keiner Blindenorganisation angehören, aufzunehmen. Es gibt verschiedene Möglichkeiten den vom Schicksal Betroffenen zu helfen. Die Hilfsgemeinschaft wird diese Menschen vor allem auf ihre gesetzlichen Ansprüche aufmerksam machen und ihnen in jeder Lebenslage mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Das Vereinssekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs,

WIEN XII. SINGRIENERGASSE 19 · TEL. 54 31 92/Klappe 1,

nimmt Aufnahmebewerbungen entgegen.

am hallenden Klang unserer Schritte und an der kühlen Luft. Unwillkürlich ducke ich mich, obwohl der Gang hoch genug ist.

Nach einigen Schritten im Freien folgt der nächste Tunnel. Und dies wiederholt sich noch mehrmals. Wir sind inzwischen rasch hinabgelangt. Der Lassingfall, den wir zuerst von oben beobachteten, donnert dann neben uns und bleibt hinter uns zurück. Dafür dringt ein anderes Geräusch an unser Ohr. Ein für diese Gegend völlig fremdes Summen klingt vom Talboden empor. Nach einer Wegbiegung erkennen wir auch dessen Ursprung. Vor uns liegt das E-Werk Wienerbruck. Drei Turbinen werden hier durch die Kraft des in großen Rohren herabstürzenden Wassers betrieben. Sie liefern elektrischen Strom zum Betrieb der Mariazeller Bahn. Für uns war das E-Werk die Jausenstation, da zur Mittagszeit der Magen auch in den Bergen sein Recht fordert.

Nach einer Besichtigung des E-Werkes setzten wir unseren Weg nicht durch die hinteren Ötschergräben fort, durch die man zum Gipfel des Ötschers gelangt, sondern wandten uns den Tor-Mäuern zu. Nach wenigen Minuten erreichten wir einen Stausee, der allerdings gänzlich trocken da lag. Das Hochwasser vor wenigen Wochen hatte seine Staumauer an zwei Stellen durchgedrückt. Von der Mauer aus blickten wir in den leeren Behälter; nur ganz tief unten klatschten einige Wellen gegen den Beton. Der Lärm der Preßlufthämmer — die die beschädigten Stellen niederrissen — hallte von den trockenen Wänden laut wider.

Die Tor-Mäuer ähneln den Ötschergräben. Wir gingen an diesem Tage nicht mehr durch sie weiter. Unser Rückweg führte uns wieder durch die Ötschergräben zurück. Bei dem steilen Anstieg gedachten wir mehrmals dankbar der dunklen Wolken, die die warme Herbstsonne verhüllt hatten.

Dieser Ausflug in einen besonders schönen Teil unserer Heimat war auch mir als Blinden zu einem unvergeßlichen Erlebnis geworden.

„Unser Schaffen“ nun auch auf Tonband!

Unsere Monatsschrift, die einzige ihrer Art in Österreich, die auch in anderen Ländern nicht ihresgleichen findet, erfreut sich wegen ihres besonders interessanten und wertvollen Inhaltes sowohl im in- wie auch im Ausland größter Sympathie und eines stets zunehmenden Leserkreises.

Obwohl vor allem für die sehenden Mitmenschen gedacht, wurde seitens der Blindenschaft immer der Wunsch geäußert, dieses Blatt, welches sich in sachlicher Weise mit den verschiedensten Blindenproblemen befaßt, auch den Nichtsehenden zugänglich zu machen.

Selbstverständlich tauchten dabei nicht geringe Schwierigkeiten auf. Sehr viele Schicksalsgefährten haben niemand zur Verfügung, der ihnen vorliest. Die Zeitschrift „Unser Schaffen“ in Blindenschrift erscheinen zu lassen, würde auch keine praktische Lösung bedeuten, weil nur die wenigsten von den später Erblindeten die Blindenschrift beherrschen.

„Wo ein Wille ist, ist ein Weg!“ sagt der Volksmund, und unser entschlossener Wille ließ uns auch den gangbaren Weg finden. Die Lösung des Problems heißt: „Unser Schaffen“ auf Tonband. Es gibt bereits eine Anzahl von Blinden, die glückliche Besitzer von Tonbandgeräten sind und ihnen ist es bei einiger Geschicklichkeit möglich, ihren Apparat selbst zu bedienen.

Sobald die neue Nummer von „Unser Schaffen“ erschienen ist, wird der Text auf ein Band gesprochen. Frau Elisabeth Rawitz, die beliebte Sprecherin vom Österreichischen Rundfunk, hat sich bereit erklärt, allmonatlich „Unser Schaffen“ auf Tonband zu sprechen. Vom Originalband werden anschließend Kopien angefertigt, wofür uns zwei Magnetophone zur Verfügung stehen. Diese Kopien können in beliebiger Anzahl angefertigt und den Magnetophonbesitzern zugeschickt werden.

Der Versand erfolgt vollkommen kostenlos, denn die Generalpostdirektion hat sich in liebenswürdiger Weise bereit erklärt, diese Tonbandsendungen ebenso begünstigt wie Blindendruckwerke zu behandeln.

Mit großer Begeisterung wurde „Unser Schaffen“, welches erstmalig im September seinen Weg auf Tonband in die Heime unserer Schicksalsgefährten nahm, aufgenommen.

Nicht nur in Österreich, sondern auch in der Schweiz, in Holland und in der Deutschen Bundesrepublik erklang aus den Lautsprechern die angenehme Stimme und der wirksame Vortrag von Frau Elisabeth Rawitz. Als Sendbote unserer Heimat kündet sie von den schöpferischen Leistungen und den Plänen auf dem Gebiete des Blindenwesens.

Wir sind in der Lage, allen Blinden, die dies wünschen, monatlich „Unser Schaffen“ auf Tonband zu senden. Ein neuer Schritt ist getan auf dem Wege des kulturellen und sozialen Aufstieges und wir hoffen, noch recht viele solcher Schritte machen zu können.

DR. STEFAN MATZENBERGER:

Gibt es „gerechte" Kriege?

Eine der verbreitetsten Irrlehren des 20. Jahrhunderts ist die militaristische Behauptung, daß es „gerechte" Kriege gibt und in Zukunft geben kann. Die Anhänger dieser Lehre folgern daraus, daß die Staaten im Hinblick auf die Möglichkeit des „gerechten" Abwehrkrieges das Recht haben, militärische Einheiten aufzustellen, Milliardensummen für Kriegsmittelbeschaffung auszugeben, Militärbündnisse abzuschließen, den Militärdienstzwang einzuführen und gegebenenfalls den „gerechten" Krieg zu führen.

Die Erörterung über die Frage des „gerechten" Krieges bleibt oberflächlich, wenn nicht die Fragen „Was versteht man unter ‚Gerechtigkeit'?" und „Was versteht man unter ‚Krieg'?" gestellt und beantwortet werden. Die Erfahrung zeigt, daß die Anhänger der Lehre des „gerechten" Krieges und des Militärdienstzwanges unsicher werden, schweigen oder ausweichende Antworten geben, wenn sie aufgefordert werden, eine mit dem Krieg vereinbare Gerechtigkeitsdefinition vorzulegen.

Gerechtigkeit ist, wie nicht bestritten werden kann, gegeben, wenn jedem das Seine gegeben und belassen wird. Eine andere Gerechtigkeitsdefinition lautet: Gerechtigkeit ist die Verwirklichung der goldenen Regel. Diese lautet, positiv ausgedrückt: „Was du willst, das andere dir tun, das sollst auch du ihnen tun." Negativ ausgedrückt, lautet sie: „Was du nicht willst, das andere dir tun, das sollst auch du ihnen nicht tun." Die aristotelische Gerechtigkeitsdefinition lautet: „Gerechtigkeit ist die rechte Mitte zwischen Unrecht tun und Unrecht leiden."

Was ist der Krieg? Der Krieg ist ein obrigkeitlich befohlenes, organisiertes Menschengemetzel. Eine zweite Kriegsdefinition lautet: Der Krieg ist eine mit militärischer Waffengewalt ausgetragene Menschenschlächterei. Diese beiden Kriegsdefinitionen gelten für den Angriffs- und für den Abwehrkrieg.

Die Frage nach dem „gerechten" Krieg lautet demnach: Gibt es ein obrigkeitlich befohlenes Menschengemetzel, eine mit militärischer Waffengewalt ausgetragene Menschenschlächterei, wobei jedem das Seine gegeben und jedem das Seine belassen wird? Dies ist niemals der Fall. Denn in jedem Krieg verliert der Eine seine Hände, ein Zweiter seine Beine, ein Dritter sein Leben, ein Vierter sein gesamtes Vermögen, während sich ein Fünfter, der Kriegsmittellieferant, bereichert. Wenn es aber keinen Krieg gibt, in welchem jedem das Seine belassen wird, dann gibt es mangels Erfüllung der Gerechtigkeitsbedingungen keinen gerechten Krieg, sondern nur ungerechte Kriege. Daraus folgt aber, daß kein Staat das Recht hat, Kriegsvorbereitungsmaßnahmen zu treffen und Milliardensummen auf Kosten der Armen und Notleidenden für kriegerische Menschenvernichtungsmittel zu verwenden und zu verschwenden.

Von der zweiten Gerechtigkeitsdefinition aus gesehen, lautet die Frage nach dem „gerechten" Krieg: Gibt es ein obrigkeitlich befohlenes, organisiertes Menschengemetzel, eine Menschenschlächterei, wobei jene, die nicht getötet und nicht verwundet werden wollen, auch tatsächlich selbst nicht töten und nicht verwunden? Die Erfahrung aller Kriege zeigt, daß der Begriffsinhalt der goldenen Regel in keinem Krieg erfüllt wird, weil tatsächlich in jedem Kriege Soldaten, die selbst nicht getötet und nicht verwundet werden wollen, andere töten und verwunden. Die Konfrontierung dieser Begriffsbestimmung der Gerechtigkeit mit dem Kriege zeigt ebenfalls, daß es keinen gerechten Krieg gibt und gab, und daß alle Kriege ungerecht sind. Daraus folgt, daß kein Staat das Recht hat, den Militärdienstzwang einzuführen und daß die unverzügliche Abschaffung des Wehrdienstzwanges und die totale Abrüstung aller Staaten unaufschiebbare Pflichten sind.

Damit ist die These, daß die Lehre vom „gerechten" Krieg eine Irrlehre ist, erwiesen. Wer dennoch behauptet, daß es die Möglichkeit des „gerechten" Krieges gibt, möge eine mit dem Kriege vereinbare Gerechtigkeitsdefinition vorlegen! Daß ein mit Wasserstoffbomben geführter Krieg, in welchem nicht verteidigt, sondern alles vernichtet wird, nicht nur ungerecht, sondern auch sinnlos, teuflisch und verbrecherisch ist, sei hier nur erwähnt.

DIE BLINDEN IN BULGARIEN

Wie überall, gab es in Bulgarien bereits seit den beiden Weltkriegen größere und kleinere Blindenvereine. Nach dem ersten Weltkrieg gab es in Bulgarien Vereine für Blinde von Geburt oder durch Krankheit, für Kriegsblinde, für Blinde durch Arbeitsunfälle mit Rente und für solche ohne Rente. Auch Sehende schufen eine kleine Organisation zum Schutze der Blinden.

Eine Änderung aller Organisationen brachte das Jahr 1945. Als Existenzgrundlage wurden für viele Blinde die Verkaufsgenossenschaften und in kurzer Zeit die ersten Erzeugnisstätten errichtet. Derzeit sind in Bulgarien ungefähr 650 Blinde tätig. Eine ansehnliche Existenzgrundlage für blinde Musiker schuf der staatliche Gesangsverein der Blinden.

Schließlich spielte in der Frage der Organisation auch die Schaffung des „Verbandes der bulgarischen Blinden" im Jahre 1951 eine große Rolle.

Die Verkaufsgenossenschaften der Blinden traten bereits vor dem Kriege in ihrer anfänglichen Form in Erscheinung. Im Einzelverkauf gefragter Waren fanden damals einige Blinde ihre Existenzmöglichkeit. Nach dem Kriege wurde schließlich die Blindengenossenschaft gegründet. Nach kurzer Zeit erwarb diese Genossenschaft das Monopol für den Verkauf von Rasierapparaten, Gummibändern, für Wäsche u. dgl. Dies führte jedoch zu Spekulationen, so daß seitens der Regierung Änderungen vorgenommen werden mußten. Im Jahre 1949 wurden der Genossenschaft 40 Verkaufsstellen durch den Staat zugewiesen, in denen gewebte Textilien, geflochtene Waren, Schuhe u. a. verkauft wurden. Derzeit sind in den Geschäften außer den sehenden Verkäufern auch ca. 250 Blinde tätig. Im ganzen sind in der Genossenschaft 380 Mitglieder beschäftigt. Der Lohn der angestellten Blinden beträgt rund 500 Lewa monatlich.

Die zweite Besonderheit der Existenzgrundlage bulgarischer Blinder ist der staatliche Gesangsverein der Blinden. Dieser Verein existierte bereits vor dem Kriege unter dem Namen „Balkan". Unter den 63 Mitgliedern befinden sich derzeit 50 Blinde. Der Staat zahlt den Sängern ca. 500 Lewa, den Solisten 700 Lewa monatlich.

Im Jahre 1952 traten auch die Blindenerzeugnisse der neuerrichteten Werkstätten in Sofia, Varna u. a. Städten in Erscheinung. Die Anzahl der blinden Arbeiter in den Werkstätten darf 50% aller Beschäftigten nicht überschreiten. Der Lohn beträgt ebenfalls ca. 500 Lewa monatlich. Die Werkstätten bilden heute bereits die Quelle des Einkommens des „Verbandes der bulgarischen Blinden".

Das Kulturleben der Blinden läßt derzeit noch zu wünschen übrig. Es gibt nur zwei Blindenschulen, beide in Varna, mit 160 Schülern insgesamt. Sie sind gegenwärtig nur ungenügend mit Hilfsmitteln ausgestattet. Lehrbücher, Mappen, Tafeln u. dgl. existieren praktisch nicht. Beachtenswert ist jedoch die Bücherei mit 8000 Bänden. Die Druckerei der Blinden besitzt eine Prägemaschine und eine Handvervielfältigungspresse.

Die Errichtung des „Verbandes bulgarischer Blinder" war von großer Bedeutung für die bulgarische Blindenschaft. Sie erlangten erstmalig eine feste Organisationsgrundlage, was sich nicht zuletzt auch im neuen Gesetz über die staatlichen Pensionen auswirkt. Man wandte sich an den „Allrussischen Blindenverein" mit der Bitte um brüderliche Hilfe, der gerne seine reichen Erfahrungen zur Verfügung stellte. Der gegenseitige Austausch von Delegationen bewirkte eine Annäherung der Verbände und brachte den bulgarischen Blinden viele Vorteile. Als Beweis seiner Freundschaft widmete der „Allrussische Blindenverein" Bulgarien eine neue Druckpresse und den Schulen für Blinde Tafeln für die Blindenschrift, Bücher, Mappen u. a.

BERNHARDA ALMA:

PUK

Als cand. phil. Oskar Holm die Einberufung zum Kriegsdienst erhielt, überfiel ihn ein doppelter Schmerz: der Abschied von seiner Braut Lisbet und die Trennung von Puk. Puk war mit seinem struppigen Fell und den krummen Füßen durchaus nicht schön, aber er war brav und treu und das wiegt — wenigstens bei einem Hund — jeden äußeren Vorzug auf. Übrigens besaß er doch einen solchen: den guten, klugen Blick seiner klaren Augen.

Oskar hatte nicht viel Zeit zu verlieren, er mußte Wien schon in drei Tagen verlassen, um militärisch ausgebildet zu werden. Nun ja — Krieg ist Krieg. Also begab er sich zeitlich am anderen Morgen, noch bevor Lisbet ins Büro gegangen war, mit Puk zu ihr. „Gelt, Liesel, du behältst Puk bei dir, bis ich wiederkomme", bat er. „Was meinst du damit?" fragte sie, verstand jäh und schrie auf: „Du mußt in den Krieg —" — „Das war vorauszusehen", wollte er beruhigen, „wir müssen vernünftig sein."

Aber sie warf schluchzend die Arme um seinen Hals und sie hielten einander fest, als sollte es für immer sein. Dann riß er sich los und sagte: „Wir sehen uns ja noch vor meiner Abreise." Er streichelte Puk, der ihn still und traurig ansah und widerspruchslos zurückblieb, als er ging.

Die Ausbildung dauerte nur einige Wochen, dann wurde Oskar an die Front geschickt. Wenn Lisbet von ihm einen Brief erhielt, war sie glücklich. Sie setzte sich ganz dicht zu Puk und las ihm jedes Wort vor und er verhielt sich so ruhig, als würde er alles begreifen.

Täglich, wenn Lisbet aus dem Büro nach Hause kam, ging sie noch mit Puk spazieren, der ihr immer anhänglicher wurde. Sie warteten ja beide auf das gleiche: Auf Oskars Heimkehr!

Aber die Zeit lief durch Wochen und Monate und Oskar kam nicht. Auch seine Briefe wurden kürzer und seltener. Dann blieben sie ganz aus. Das war eine schlimme Zeit für Lisbet und Puk. Das Mädel wurde von Tag zu Tag blasser und tat dem Bürochef leid. Er versuchte sie zu trösten und aufzuheitern, und war wie ein älterer Bruder zu ihr. So geschah es, daß sie die abendlichen Spaziergänge bald zu dritt unternahmen, Lisbet, ihr Chef und Puk. Der Letzte fühlte sich nicht wohl dabei. Die Anwesenheit des Fremden beunruhigte sein Gemüt über die Grenzen seines Denkens hinaus. Etwas Feindseliges, das seiner guten Hundenatur bisher ferngelegen, überkam ihn.

„Nehmen Sie den Hund nicht immer mit, Fräulein Lisbet", meinte der Chef, „er hindert uns, einmal ein Kino oder Theater zu besuchen. Warum behalten Sie ihn überhaupt?" — „Mein Verlobter hat ihn mir anvertraut." — „Darum erinnert er Sie auch immer an den Vermißten. Das ist nicht gut für Sie. Diese traurigen Gedanken machen Sie krank. Geben Sie den Hund fort." — „Ich wüßte nicht einmal, wohin." — „Er scheint intelligent zu sein. Stellen Sie ihn doch als Führer für Kriegsblinde zur Verfügung und wenn Ihr Bräutigam doch noch zurückkommt, kann er ihn ja wieder anfordern."

So rasch konnte sich Lisbet nicht entschließen, den Rat des Chefs zu befolgen. Sie tat es erst, als Puk einmal auch sie ganz böse anknurrte. Nun mahnte sie sein Blick nicht mehr an Oskar, nun mußte sie nicht mehr so viel an ihn denken, von dem keine Nachricht mehr eintraf.

*

Nach vielen Monaten kam er selbst mit einem Verwundeten-Transport nach Wien, und als er das Krankenhaus endlich verlassen konnte, wußte er, daß er nicht nur das Augenlicht, sondern auch Lisbet verloren hatte. Denn auf den Brief, den die Pflegeschwester ihr in seinem Namen geschrieben, hatte sie nicht geantwortet. Auf seinen Ruf war sie nicht gekommen. Und was aus Puk geworden war, konnte er nicht erfahren. Wäre es nicht besser gewesen, die Ärzte hätten ihn sterben lassen? „Herr Holm", sagte die Schwester, als er sich von ihr verabschiedete, um in ein Leben zurückzukehren, von dem er nicht wußte, wie sich darin zurecht zu finden, „ich habe Ihnen einen Blindenhund versorgt, den wir gleich mitnehmen können. Denn da ich momentan

dienstfrei bin, begleite ich Sie rasch in Ihre Wohnung." — „Wie gut Sie sind, Schwester." — „Das Selbstverständliche ist keine Güte."

Sie gingen zusammen die Treppe hinab, als mit Freudengeheul ein Hund auf Oskar zustürzte, ihm Gesicht und Hände leckte, sich wie unsinnig gebärdete. Der Blinde tastete den struppigen Kopf des Tieres ab, die krummen Beine, den vertrauten Körper. „Puk", rief er erschüttert, „alter Kerl, so sehen wir uns wieder?!" Aber das war nur so eine Redensart, denn sehen konnte er nicht.

Trotzdem holte er sich auf der Universität den Doktortitel, trotzdem war es ihm dann möglich, einen entsprechenden Posten zu versehen. Denn der neuerwachte Lebenswille in ihm war stärker als die Not seines Gebrechens und die Not seiner Einsamkeit. War er wirklich einsam? Hatte er nicht einen lieben Freundeskreis? Hatte er nicht seinen Puk?

Als er einmal mit diesem durch die Innere Stadt schritt, fühlte er plötzlich, wie der Hund sich an ihn schmiegte. So, als ob er ihn trösten oder schützen wollte. Oskar streichelte ihn liebkosend, aber er sah nicht die ängstliche Sorge in dem Hundeblick. Und er sah nicht, wie Lisbet, strahlend in ihrer jungen Schönheit, am Arm ihres Chefs an ihm vorüberschritt. Manchmal ist das Dunkel barmherziger als das Licht.

Lisbet zeigte ihre jähe Erschütterung vor ihrem Begleiter nicht, aber sie warf einen scheuen Blick über die Schulter zurück. Sie sah, wie fürsorglich Puk den Blinden führte, und mußte denken: „Der Hund war treuer als ich."

Schulen Sie Ihr geistiges Auge

Die Fähigkeit, sich etwas bildhaft vorzustellen, ist bei den Menschen ganz verschieden entwickelt. Ein englischer Gelehrter hat einmal einen Kollegenkreis aufgefordert, sich den gedeckten Tisch in Erinnerung zu rufen, an dem sie morgens gefrühstückt hatten. Ein paar vermochten den Tisch mit allen Einzelheiten in Farben vor sich zu sehen, andere nur in Schwarz-Weiß, wieder andere verschwommen wie das Bild eines unscharf eingestellten Projektors, und viele konnten sich von dem Tisch überhaupt kein „Bild machen".

Kinder haben fast ausnahmslos bessere Erinnerungsbilder als Erwachsene, eine Erklärung dafür, daß so viele ein Naturtalent für Malen und Zeichnen an den Tag legen — bis ihre Gabe beim Heranwachsenden verschüttet wird. Bei manchen ist das Gedächtnis für visuelle Eindrücke einfach erstaunlich. Man hat einmal einem kleinen Jungen das Bild eines Krokodils mit aufgesperrtem Rachen gezeigt und ihn ein volles Jahr später gefragt, wieviel Zähne das Krokodil gehabt habe. Sein Erinnerungsbild war so scharf, daß er die richtige Zahl angeben konnte. Mit Intelligenz scheint die Bildvorstellung nichts zu tun zu haben. Ein einfacher Test besteht darin, eine — nicht zu klein gedruckte — Zeile von unten horizontal zu zwei Dritteln mit einem Blatt Papier zu bedecken und zu versuchen, die Wörter trotzdem zu lesen. Wer das kann, hat eine recht gute Bildvorstellung.

Fast jeder verfügt über ein tadelloses inneres Sehvermögen, ohne es auszunutzen. Es wäre nur zu seinem Vorteil, wenn er es ein wenig pflegte. Wer zu den vielen gehört, die Namen und Gesichter nicht behalten können, präge sich von dem ersten besten, den er kennenlernt, die äußere Erscheinung ein, und zwar mit dem festen Vorsatz, sie sich später als getreues Farbbild ins Gedächtnis zu rufen. Mit ein bißchen Training macht man bald Fortschritte. Und wenn Sie das nächstemal eine einfache Addition oder Subtraktion vorzunehmen haben, so versuchen Sie einmal, die Zahlen auf eine imaginäre Tafel zu schreiben und die Lösung ohne Benutzung von Bleistift und Papier zu finden!

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

WIENER ALLIANZ
VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

WIEN I. OPERNRING 3—5
TEL. 52 55 51

SEIT 1860 FÜR VERSICHERUNGEN
EIN BEGRIFF

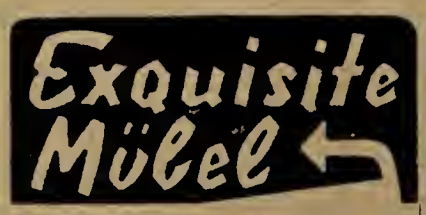
GESCHÄFTSSTELLEN IM GESAMTEN BUNDESGEBIET

PHILIPS

...überlegen durch Welterfahrung

Großtischlerei

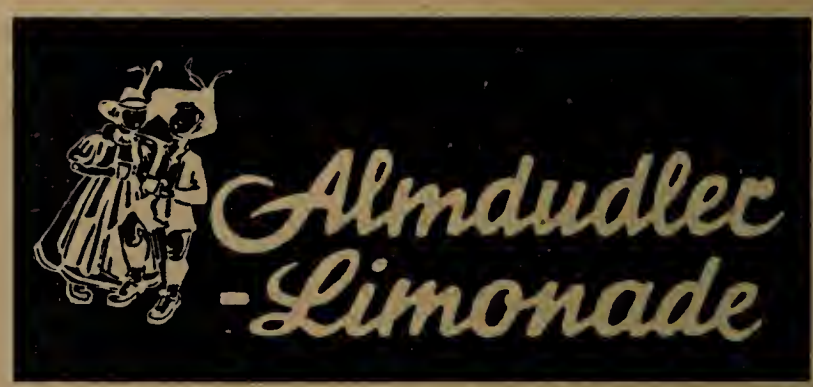
Wien
II. Stuwerstraße 1–3
(beim Riesenrad)



XVI. Grundsteingasse 15 **(beim Brunnenmarkt)**

Exquisite Möbel bietet mehr bei bester Qualität! Wohnschlafzimmer 3470.—; Schlafzimmer 3980.—; Epeda Matratzen 350.—; 3 tlg. Kasten, Nuß anpolitiert, 1290.—; 1490.—; 1640.—; Sitzgarnitur mit Bettbank 1550.—; Tisch 292.—; Fauteuil 320.—; Wäschebank 320.—; Bettbank 910.—.

SW-MÖBEL, Wien II. Lassallestraße 8; Teppich, 2x3, 480.—; Zustellung frei, 30 Monate Kredit. Provinzversand. Kreditbriefe jeder Art.



das köstliche
österreichische Erfrischungsgetränk
in der großen Trachtenpärchenflasche

dieser Nummer:

Scheibelreiter, Prof. Dr. H. Nüchtern, A. Laube, L. Zant, F. Sacher

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

3 Jahre „Unser Schaffen"
Hallstätter Streiflichter
In memoriam Pius XII.
Weltgeschehen zur Weihnachtszeit
Vereinshaus der Hilfsgemeinschaft
Rosi will mitspielen
Aus dem Leben der polnischen Blinden
Berta v. Suttner weist den Weg
Nächtliche Begegnung
Eine kleine Geschichte

PREIS S 3.50
DM 0.60
S. fr. 0.60

JAHRGANG HEFT 12 DEZEMBER 1958

3 JAHRE „UNSER SCHAFFEN“

Die vorliegende Weihnachtsnummer bildet den Abschluß des dritten Jahrganges unserer Monatsschrift. Als wir darangingen, der Blindenschaft ein Sprachrohr zu schaffen, welches uns für den Kampf um bessere Lebensbedingungen unentbehrlich erschien, füllten wir eine empfindliche Lücke auf dem Gebiete des Blindenwesens aus.

Es war durchaus keine leichte Aufgabe, die wir uns gestellt hatten, denn schließlich mußte etwas ganz Neues geschaffen werden. Es war erstmalig, daß die Notwendigkeit erkannt wurde, den vielen hilfsbereiten Menschen laufend über die Tätigkeit unserer Organisation und über die widmungsgemäße Verwendung der Spenden zu berichten. Anderseits wurde der Wunsch der Blinden immer stärker, den Freunden und Helfern sowohl die vielfältigen Probleme, welche die Blindheit mit sich bringt, als auch die Leistungsfähigkeit der Nichtsehenden klar vor Augen zu führen.

Gewiß ist die Tagespresse ab und zu bereit, auch über das Leben der Blinden und über sensationelle Leistungen einzelner zu berichten, jedoch erschien eine ständige Aufklärung der Bevölkerung eine wesentliche Voraussetzung, um allenfalls bestehende Vorurteile zu beseitigen. Durch die Schaffung gesetzlicher Bestimmungen auf sozialrechtlichem Gebiet hat sich manches im Verhältnis der Blinden zu ihrer Umwelt gebessert. Trotzdem muß gesagt werden, daß man noch nicht überall bereit ist, in den Blinden vollwertige, gleichberechtigte Mitbürger zu erblicken. Die Blinden wollen Anteil haben am kulturellen und geistigen Leben und sind auch bereit, ihren Teil zu einer fortschrittlichen Entwicklung der menschlichen Gemeinschaft beizutragen.

Es waren beim Aufbau von „Unser Schaffen“ große Anfangsschwierigkeiten zu überwinden. Es fehlte nicht nur an der notwendigen Erfahrung, sondern auch an geeigneten Mitarbeitern. Vergleichen wir aber die vorliegende Nummer mit der ersten Ausgabe von „Unser Schaffen“, welche im Jänner 1956 erschien, so dürfen wir mit berechtigtem Stolz und mit Freude feststellen, daß sich drei Jahre angestrengter Arbeit wirklich gelohnt haben. Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft und Kunst haben uns in dieser Zeit ihre Anerkennung ausgesprochen und uns damit einen großen Ansporn für die weitere Arbeit gegeben. Darüber hinaus bereicherten sie unser Blatt mit wertvollen Beiträgen aus ihrer Feder.

Um die große Bedeutung von „Unser Schaffen“ nicht nur für die Sache der Blinden, sondern für das gesamte österreichische Kulturleben ins rechte Licht zu rücken, seien hier einige Namen hervorragender Persönlichkeiten erwähnt, welche in „Unser Schaffen“ bereits zu Wort gekommen sind: Die Herren Bundesminister Dr. Drimmel, Dr. Kamitz, Nationalratspräsident Dr. Hurdes, Nationalrat Dir. Robert Uhlir, Generalpostdirektor Dr. Benno Schaginger, die Schriftsteller Dr. Max Mell, Prof. Dr. Hans Nüchtern, Dr. Lothar Ring, Ernst Scheibelreiter, Prof. Dr. Friedrich Sacher, Prof. Dr. Schreyvogel, der Wissenschaftler Prof. Dr. Hans Thirring und viele andere.

Es ist für uns ehrenvoll, daß „Unser Schaffen“ seinen Weg in viele europäische und überseeische Länder genommen hat und sich dort großer Beliebtheit erfreut. In manchen Ländern haben sich unsere Schicksalsgefährten vorgenommen, nach dem Muster von „Unser Schaffen“ eine ähnliche Zeitschrift ins Leben zu rufen. Wir freuen uns, daß wir damit auf dem Gebiete der modernen Aufklärung beispielgebend wirken durften und vielleicht wird unser vor drei Jahren gefaßter Entschluß, „Unser Schaffen“ herauszugeben, der Blindenschaft vieler Länder zum Segen gereichen.

Unsere Zeitschrift bildet einen untrennbaren Bestandteil unserer Organisation und Obmann Robert Vogel zeichnet für den Inhalt verantwortlich. Es steht ihm ein Redaktionsstab zur Seite, welcher sich bis auf einen sehenden Mitarbeiter ausschließlich aus Blinden zusammensetzt.

Viele Zuschriften aus Leserkreisen bestätigen immer wieder, daß mit „Unser Schaffen“ ein Blatt herausgebracht wurde, welches, auf hohem Niveau stehend, den verwöhntesten Ansprüchen gerecht wird und jedem etwas bietet.

Es wird manchem Leser sicherlich aufgefallen sein, daß namhafte Firmen in „Unser Schaffen" für sich werben. Wir erblicken darin ebenfalls eine Anerkennung, denn kommerzielle Unternehmungen haben nicht die Gewohnheit, in jedem x-beliebigen Blatt zu inserieren und erkundigen sich vor Auftragserteilung eingehend über den Charakter und die Verbreitung des Blattes.

„Unser Schaffen" liegt in sehr vielen Wartezimmern von Ärzten und Anwälten auf. Man trifft es auch in großen Betrieben, Anstalten, Schulen und Erholungsheimen an. Und es war für „Unser Schaffen" besonders ehrend, daß es — als einziges Blatt seiner Art — im Lesesaal des Österreich-Pavillon auf der Brüsseler Weltausstellung aufliegen durfte. Auf diese Weise erfahren zehntausende von unserem Wirken und es gelingt immer mehr, das notwendige Verständnis für unsere Bestrebungen zu wecken.

Von Monat zu Monat steigt die Zahl der ständigen Leser unseres Blattes. So manche Blindenfreunde machen ihren Angehörigen und Bekannten zu festlichen Gelegenheiten eine besondere Freude, indem sie ein Jahresabonnement von „Unser Schaffen" für sie bestellen. Mit Genugtuung und berechtigtem Stolz können wir sagen, daß mit „Unser Schaffen" die gesteckten Ziele nicht nur erreicht, sondern noch überboten wurden.

Wir werden auch in Zukunft immer bestrebt sein, uns die Achtung und Anerkennung unserer geschätzten Leserschaft zu erwerben und werden wie bisher immer bemüht sein, dem Geschmack aller zu entsprechen. Bei dieser Gelegenheit möchten wir nicht versäumen, den vielen Blindenfreunden und Lesern von „Unser Schaffen" sowie allen Mitarbeitern für die bisher geleistete wertvolle Hilfe unseren wärmsten Dank auszusprechen.

Die Redaktion

lederkonservierend

streichfähig

farbstark

Schmoll-Pasta hält jeden Vergleich!

MELITTA ADLER:

HALLSTÄTTER STREIFLICHTER

Hallstatt Foto H. Vogel

Hallstatt ist vielen ein vielseitiger Begriff. Dem wissenschaftlich Orientierten ist er der Name einer Kulturperiode vorgeschichtlicher Zeit, dem Kraftfahrer eine langweilige Einbahnstrecke, auf der man 19 Minuten auf das grüne Licht warten muß, dem Schönheitsdurstigen ein gottbegnadetes Fleckchen Erde. Und mir — eine zweite Heimat.

Als ich zu Weihnachten 1924, bei finsterer Nacht, in der Haltestelle Hallstatt ausstieg, dem abfallenden Pfade folgend das Schiff erreichte und über den dunklen See fuhr, lag es vor mir wie ein ungeheurer Weihnachtsbaum. Die Lichtlein der Häuserzeile an der Seestraße stellten die breiten Grundäste, die hellerleuchteten Fenster der Mühlenhäuser seine Spitze dar. Später ging der Mond auf und in seinem magischen Lichte erstrahlten die Wände des Hirlatz in zauberhaftem Glanze. Der mit Millionen Diamanten des Rauhreifs überstreute Wald funkelte und gleißte. Wer solche Pracht zum erstenmal sieht, ist davon überwältigt.

In dem schlichten Häuschen, in dem ich gastfreundlich aufgenommen wurde, atmete alles Behaglichkeit. Der gewaltige, grüne Kachelofen verbreitete wohlige Wärme und lustig knisterten lange Buchenscheite in seinem Inneren. Jedes Möbelstück erzählte von alter Volkskultur. Auf der Biedermeierkommode stand die Standuhr mit den Alabastersäulen, auf dem Nußholzkasten ein wächsernes Christkind im Glasschrein, unter dem Wandschrank ein bequemes, altmodisches Sofa, davor der Tisch. Die Krone des Ganzen: eine große Weihnachtskrippe. Die hatte der erste Besitzer dieses Hauses an langen Winterabenden selbst geschnitzt und sich dabei an die Vorbilder anderer volkstümlicher Künstler gehalten.

Die Hallstätter Krippe

Die Hallstätter Krippe ist nach ganz besonderen Gesetzen gebaut und unterscheidet sich bedeutend von Krippen aus anderen Orten Oberösterreichs. Das Hauptstück bildet wie überall der Stall mit Maria, Josef und dem Christkind, vor ihm knien die Hirten, die später von den Heiligen Drei Königen abgelöst werden. Links steht das Gasthaus zum „Goldenen Stern", vor dessen Tür Maria und Josef barsch abgewiesen wurden. Hinter dem Stall erhebt sich die „Hoad", auf der die schlafenden Hirten vom „Halleluja" der Engel geweckt werden. Nur einer will sich nicht ermuntern lassen, der „Stacherl". Daher heißt es auch im Hirtenlied:

> „Stacherl, mußt früh aufstehen! Ja was denn toan? — Mi wunderts daß'd schlafn magst. — Ja i schlaf schoan. — Geh mit mir auf die Weid — schau, was für a Musi geit — is so licht wie ban Tag. — Ja, was war das? — Die Musi hör i wohl — ja i hör nix, nimm dein Pfeifen mit dir — die is schon gericht — die Boam deant singa obn, es sei ein Kind geborn!"

Wie plastisch, anschaulich hier die Weihnachtslieder sind, erkennt man an dem Dreikönigslied, in dem der Hirt nach der Begegnung mit dem fremdländischen Zug erzählt.

> „An Roßknecht hab i zupft beim Rock, den tu i halt glei fragn, i bitt di gar schen, sei koan Stock, tua mir die Wahrheit sagn."

Um aber wieder zur Krippe zurückzukehren, will ich noch sagen, daß sie oft viel schmückendes Beiwerk enthält, das mit dem eigentlichen Gegenstand gar nichts mehr zu tun hat. Dort schießt ein Jäger einen Hasen, hier schwimmen Enten auf einem gläsernen Teich, oder eine Frau schwemmt Wäsche.

Alte Geschichten

An den Abenden dieses Weihnachtsurlaubes saß man gemütlich beisammen, und da ergab es sich von selbst, daß die Herrin des Hauses aus der alten Zeit erzählte, da noch keine

DOXA-UHREN

zeitgemäß!

Die mit modernsten Maschinen ausgestattete Doxa-Fabrik kann durch jahrzehntelange Erfahrungen den Anforderungen der modernen Technik gerecht werden. — Aus edelstem Material führen erste Facharbeiter die Ausarbeitung der Doxa-Uhren durch. Mehrfache Gangkontrollen sichern dem Träger Präzision in jeder Lage und Temperatur. Eigene Ateliers sorgen für modernste Gestaltung der Gehäuse und Zifferblätter. Doxa-Uhren sind der Inbegriff von Präzision und Eleganz. Wählen Sie eine Doxa, Sie wählen den Fortschritt.

Straße, sondern nur die Schiffahrt auf der Traun und schmale Pfade am Seeufer die abgelegene Siedlung mit der großen Welt verbanden. Damals erhielten die Bergleute ihren Lohn noch zum größten Teil in Naturalien — Getreide und Schmalz.

In dieser Zeit ging es in den Familien der Salzarbeiter spärlicher her als jetzt. Der soziale Fortschritt hat auch hier Wandel geschaffen. Wenn die erwachsenen Söhne nach dem Mittagessen zu den Eltern sagten: „Schen' Dank, Herr Vatter, schen' Dank, Frau Mutter, gut wär's gwesen!" so erkennt man daraus, daß sie noch mehr vertragen hätten. Und das Schmalz war so sparsam zugemessen, daß man genötigt war, aus dem frischen Unschlitt (eigentlich zum Kerzenziehen bestimmt), Krapfen zu backen. Aber wenn man's so recht bedenkt, waren diese Menschen, die abends beim Schein des Kienspanes ihre Figürchen schnitzten, vielleicht glücklicher als mancher moderne Mensch mit seinen vielen Bedürfnissen.

Und an Witz und Humor hat es diesen Älplern nie gefehlt. Wieviel Spitznamen wurden da erfunden, die bei dem häufigen Auftreten der gleichen Familiennamen (Pilz, Zauner, Hemetsberger) direkt notwendig waren! Ein Mädchen, das häufig bemüht war, aus dem Hotel unentgeltlich Suppe zu erhalten, wurde zu „Suppendunst", ein Knabe, der einst einen kühnen Sprung über das geborstene Eis wagte, mußte sich noch als Mann den Namen „Wunderkind" gefallen lassen. Daher das Sprüchlein:

„Aus Aussee ohne Kind,
Aus Ischl ohne Wind,
Aus Hallstatt ohne Schand und Spott
Is a b'sondre Gnad von Gott."

Hallstätter Schlagfertigkeit

Als Beweis für die Schlagfertigkeit der Hallstätter im Alltagsleben sei ein Geschichtchen erzählt. Ein Knappe, der sich schon öfters Versäumnisse zuschulden kommen ließ, wird zum Bergrat gerufen, der mit finsterer Miene sagt: „Sehen Sie nur einmal her, schon wieder ist eine Seite mit Ihren Untaten vollgeschrieben. Was soll ich machen?" — „Umblatteln, Herr Bergrat!" war die mit stoischer Ruhe gegebene Antwort.

Die Hallstätter sind ein eigener Schlag, geformt von ihrer herben Umwelt und der langen Abgeschlossenheit früherer Zeit. „Ein

Die Beinkammer

eiliger Mensch hat kein Glück" heißt hier ein beliebtes Sprichwort, das den Nagel auf den Kopf trifft. In Eis und Fels, bei der Arbeit im Hochwald wäre die Hast des Städters verhängnisvoll. Jeder Tritt, jeder Schritt, jeder Griff, jedes Ansetzen der Axt oder der Säge muß wohlbedacht sein.

Eine neue Heimat

Und diese Menschen haben mich in ihren Kreis aufgenommen. Fürsorglich umgibt mich, die Wienerin, ihre Liebe, und ich lebe mit ihnen, als wäre es nie anders gewesen, habe Anteil an ihren Freuden und Leiden, an ihren alten Sitten und Gebräuchen.

Am Silvesterabend wandert alt und jung dem Marktplatz zu. Wie reizend sehen die schmalen Giebelhäuser mit ihren hohen Schneehauben aus! Auch die zierliche Dreifaltigkeitssäule ist mit weißen Spitzen geschmückt. Drei hohe Weihnachtsbäume geben dem Platz festliches Gepräge. Da naht die Salinenkapelle und begrüßt das neue Jahr mit schmetternden Fanfarenklängen.

Das nächste Mal sah ich Hallstatt im Frühling, sah die Wiesen im ersten Grün des Lenzes, übersät mit den blauen und weißen Sternchen des Krokus, sah sie in ihrer hohen Zeit knapp vor dem Schnitt, diese würzig duftenden, eine unglaubliche Vielfalt an Blumen bergenden Wiesen. In der Hirschau pflückte ich Alpenrosen, auf der Zwieselalm Kohlröserln. Ich wanderte durch das herrliche Echerntal am schäumenden Waldbach entlang bis zu den prächtigen Wasserfällen. Über den Gangsteig kletterte ich empor zum Salzberg, dessen altes Gräberfeld soviel vom Bergbau der vorgeschichtlichen Zeit erzählt, wanderte weiter zur Steingrabenschneid, von der man einen wunderbaren Ausblick auf den Hallstätter Gletscher des Dachsteins genießen kann.

Ein andermal stieg ich empor zur Simonyhütte und blickte verlangend zum Dachsteingipfel hinüber, ohne den Anstieg zu wagen. So blieb auch der Plassen, diese prachtvolle Bergpyramide hinter dem Salzberg, unerfüllte Sehnsucht. Aber den Sarstein bezwang ich trotz einer langen Plateauwanderung und genoß einen weiten Rundblick hinauf zum König Dachstein und hinab sowohl zum Hallstätter See als ins Ausseerland. Ich machte manche genußreiche Wanderung in den Koppenwinkel mit seinem verträumten Weiher.

Eines der schönsten Erlebnisse, die der Sommer bietet, ist eine Seebeleuchtung. Dem Ufer entlang erstrahlen vielfarbige Lichter, in den Fenstern brennt Kerzlein um Kerzlein. Auf dem See aber fährt das hellerleuchtete Musikboot, dem viele mit Lampions geschmückte Plätten und Gondeln folgen. Wenn der Himmel dann ein Einsehen hat und über all den kleinen Lichtern der Menschen seinen weiten Sternenmantel ausbreitet, fühlt man ehrliche Begeisterung. Jetzt kann ich von all dem Schönen kaum einen Schimmer mehr sehen — aber in meinem Inneren lebt es fort!

Ein Fürsorger plaudert aus der Schule

Als im Jahre 1952 der Gründer und erste Obmann der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, Jakob Wald, plötzlich verstarb und die Neubesetzung des Vorstandes erfolgte, wurde ich zum Obmannstellvertreter gewählt und vor allem mit der Vertretung der Interessen unserer Mitglieder bei den Behörden betraut.

Es ist begreiflich, daß viele blinde Menschen ihre Angelegenheiten selbst zu vertreten nicht imstande sind. Da mich schon als junger Mensch die Blindenfürsorge besonders interessiert hatte, freute ich mich über das in mich gesetzte Vertrauen und ich versprach der Leitung, mit meiner Erfahrung unseren Mitgliedern zu dienen.

Ein Sehender kann sich wohl kaum vorstellen, wie schwierig es für einen Blinden ist, ein Amt oder Behörde aufzusuchen. In vielen Fällen mangelt es an einer entsprechenden Begleitperson, denn eine solche ist oft auch gegen Bezahlung nicht aufzutreiben. Aus diesem Grunde wenden sich die Mitglieder vertrauensvoll an uns, und ich erledige dann für sie oder mit ihnen zusammen ihre Angelegenheiten.

Es ist für uns sehr wohltuend, wenn wir bei unseren Vorsprachen in Ämtern auf Verständnis und Entgegenkommen der Beamten stoßen. Oft gilt es Rentenangelegenheiten zu erledigen. Ich möchte meiner besonderen Freude und Dankbarkeit darüber Ausdruck geben, daß ich immer wieder mit der wirksamen Unterstützung der Referenten Dr. Sedlak und Ramberger rechnen konnte. In vielen Berufungsklagen vor dem Schiedsgericht der Sozialversicherung stellten sie ihre große Erfahrung stets gerne zur Verfügung. So konnte in vielen Fällen unseren Schicksalsgefährten zu ihrem Recht verholfen werden. Niemals erwarten diese Beamten einen Dank für ihre Bemühungen, sondern freuen sich mit uns über erzielte Erfolge.

Auch die Beamten der Gemeinde Wien, vor allem diejenigen der Magistratsabteilung XII mit ihrem Chef, Herrn Amtsrat Lösch, beweisen uns immer wieder ihr Wohlwollen. Es ist mir, dank dem großen Verständnis all dieser beispielgebenden Menschen, schon oft geglückt, schwierige Fälle raschest und zugunsten unserer Schicksalskollegen zu erledigen.

Zu den beglückendsten Erlebnissen meiner Fürsorgetätigkeit zähle ich die Wohnungsbeschaffung für Kollegen, welche in schlechter Behausung leben müssen. Nie werde ich das Glück und die Dankbarkeit jener Blinden vergessen, welche nach unserer Intervention schließlich ein menschenwürdiges Heim ihr eigen nennen können. Ich bin davon überzeugt, daß es mir bei den in Zukunft noch zu behandelnden dringenden Fällen gleichfalls gelingen wird, gute Resultate zu erzielen. Zum Abschluß sei mir noch gestattet, zu versichern, daß ich auch in Zukunft das in mich gesetzte Vertrauen nicht enttäuschen und nach besten Kräften zum Wohle unserer Schicksalsgefährten weiterwirken werde.

Franz Pechar

ERNST SCHEIBELREITER:

Weihnachtliche Umkehr

Der alte Herr war sichtlich verdrossen. Der Weihnachtschoral war kaum verklungen; von der Tanne zogen noch die dünnen Rauchfäden der ausgeblasenen Kerzlein, als die Jugend schon das Grammophon auf das Harmonium stellte und zu dieser keuchenden Musik aus dem Lederköfferchen zu tanzen anfing.

Die Gutsherrin merkte den Unmut ihres langjährigen Freundes; sie erhob sich und winkte ihm. Miteinander verließen sie den Salon und stiegen die Treppe hinauf zu ihren Zimmern. Vor dem uralten hölzernen Hubertus blieb die Hausfrau stehn und fragte: „Willst du nicht noch eine Tasse Tee bei mir trinken, Ferdinand?"

Sie war nicht älter als der Mann, doch in ihrer Stimme schwang ein Ton behutsamer Mütterlichkeit. In ihrem Zimmer tat sie die paar Handgriffe der Teebereitung fast geräuschlos; bald zog das Aroma des herrlichen Trankes leise über den Tisch hin und löste die Zunge des alten Mannes. „Wie angenehm man sich doch bei dir von der Ehrfurchtslosigkeit unserer heutigen Jugend erholen kann, Irene!" Die Frau lächelte: „Du bist zu scharf, zu streng. Diese jungen Leute sind um nichts schlechter als wir gewesen sind. Ja, Ferdinand, auch wenn sie nach dem Weihnachtschoral mit modernen Tänzen anfangen!"

„Ich erinnere mich nicht, in meiner Jugend am Heiligen Abend wie ein betrunkener Neger durch den Salon gehüpft zu sein!" brummte der Mann. „Aber so sind sie heute: was nicht Vergnügen ist, dabei wollen sie nicht ausharren . . ." — „Weil Gott sie noch nicht gerufen und berührt hat, mein Lieber. Oder, weniger feierlich: weil noch keinem von ihnen eine bestimmte Aufgabe zugewiesen ist. Und darum find' ich es auch nicht so wichtig, wie sie sich aufführen. Aber ich merke schon, du verstehst mich immer noch nicht ganz. Und so will ich dir über unsern Tee hin eine Geschichte von mir erzählen. Ich hab' weiße Haare, wie du, und so darf ich es wagen."

Sie schaltete das helle Deckenlicht aus und knipste eine bunte Laterne an, die ein schmiedeeiserner Ritterarm aus der getäfelten Wand hielt. „Diese Dämmerung paßt besser zu meiner Geschichte", murmelte sie und senkte den Kopf. Es war, als müßte sie eine letzte Befangenheit schweigend überwinden. Bald aber hob sie ihren weißen Scheitel wieder und die Stimme klang klar und ruhig:

„Du warst Eduards Freund und hast unserer Ehe ja zugeschaut. Und manchmal ist dir meine Geduld und Ausdauer ein bewundertes Rätsel gewesen. Das hab' ich wohl gespürt. Aber damals hatte ich meine Lebensaufgabe schon gefunden, Ferdinand. Ganz anders war es im Anfang. Ich kam so jung in meine Ehe, daß man sagen konnte, ich stolperte aus der Puppenstube herein. Und drum brachte ich auch die uralten Weiberträume von Mann und Liebe mit. Mein Geliebter sollte ein Held sein; nur dann wollte ich mich ihm ergeben bis ins Innerste meines jungen Herzens. Aber Eduard war zwar leibstark und lieberfüllt, doch darum nicht Recke noch Ritter. Er raufte mit allen Dingen und alle Dinge rauften mit ihm. Wo er stark sein sollte, wurde er grob und unsicher; wo er aber zart war, da zerbrach er, was er hätte bewahren mögen. Zuerst lachte ich über ihn, bald aber verachtete ich diesen unbeholfenen Riesen und träumte mir einen anderen Mann zusammen, der mich wegholen würde aus diesem unbehagsamen Heim und Geschick. Zwar lernte ich Männer genug

BLINDENWEIHNACHT

Sei irgend jemand gut, du kannst es sein!
Denn scheint die Sonne in ein Herz hinein,
So macht ihr warmer Strahl es frei und froh,
Entzündet neue Hoffnung lichterloh.
Da können blinde Augen wieder sehn,
Und du vermagst zum Weihnachtsglück zu gehn,
Zur Liebe, die kein Dunkel mehr verhüllt,
Zur Quelle, die des Herzens Sehnsucht stillt.
Der Bruder reicht dem Bruder seine Hand,
Weil keiner noch allein nach Hause fand.

L. Arthofer

LEISTUNGSSTEIGERND
ASTRALUX
KÜNSTLICHE SONNE

kennen, die mich merken ließen, daß sie mir gut wären, aber ich fühlte mich in meinem Wolkentraum einstweilen noch immer glücklicher als in irgendeiner diebsheimlichen Wirklichkeit. Auch wollte ich ja die richtige herzenverzehrende Liebe nicht kennenlernen, wie die richtige Bettlerin einen Schloßpark . . .

Doch da tauchte im Herbst einmal ein junger Mensch auf, der mir der Erwartete, meinen vielen Traumgedanken Entsprechende schien. Er war unsrer Bezirkshauptmannschaft zugeteilt und hatte irgendwo in Kärnten ein Bergschlössel, aber sonst freilich nicht viel mehr. Und auch dieses mußte er mit seiner strengen Frau Mutter teilen. Ich fühlte seine ritterlich verhaltene Neigung, lang eh er sie mir eingestand. Sein Herz wäre ein Haus für mich allein, sagte er mir damals, doch er würde mir's nur dann einräumen, wenn er mich meinem ungeliebten Mann ganz und für immer abgewinnen könnte. Der Spätherbst schaute mit seinem graubraunen Landstreichergesicht in die Stube, darin wir beide saßen, und es wurde ausgemacht zwischen uns, daß mich mein Ritter in den ersten Tagen des neuen Jahres auf sein Bergschlössel bringen sollte.

Auf diese Sicht hin wurde mir wieder leicht und heiter zumut, und ich ertrug um so geduldiger alle Unarten meines ungeliebten Mannes. Sogar den Mägden fiel meine milde Art auf. Als eine neuen Glückes Gewisse sann ich oft vor mich hin, wie ich allen hier vor meiner Flucht noch ein freundliches Andenken zurücklassen könnte. Weihnachten war nicht fern und so kam ich auf den Gedanken, die armen Kinder des Dorfes als Himmelsbotin zu besuchen und zu beschenken.

Mein künftiger Lebensführer war entzückt von diesem Vorhaben. Er erbot sich, zu den Gaben beizusteuern und vergoldete eigenhändig die Kufen des Schlittens, auf denen ich durchs Dorf gleiten sollte. Und während mein Mann in plumper Ahnungslosigkeit seine Hasen weiterhin durch Forst und Feld zu Tode hetzte, fertigte ich mir aus meinem Brautkleid das himmlische Gewand: bauschig, weitärmelig und trotzdem einfach. Auf Flügel verzichtete ich, aber ich steckte mir einen Stern von kostbarem Gestein ins Haar, den sich mein Ritter für diesen Tag von seiner strengen Frau Mutter ausgebeten hatte.

Als ich so vor die andern hintrat, waren sie alle betroffen von diesem schönen Weihnachtsengel. Mein Erwählter hatte sich zu seinem schlichten Lodengewand nur einen Försterbart ins Gesicht geklebt; so fuhren wir zusammen im Schlitten ins Dorf hinab.

Bei den Kleinen des Mesners fingen wir unsern Wundergang an. Dort war noch Badetag, wohl weil es für solche Armut nicht viel andere Festfreuden gab. Die kleinen nackten Frösche hockten alle in einem riesigen runden Trog, bis ans Kinn zugedeckt vom warmen Seifenwasser. Die ganze hölzerne Kammer roch nach Dampf und Dürftigkeit. Aber unbekümmert darum sagte mein Begleiter sein frommes Sprüchel her, während ich die Gaben aus dem Korb nahm und der Mesnerin ins Fürtuch legte.

Lächelnd schieden wir aus dieser Freude, um mit ähnlicher Botschaft gleich nebenan beim Straßeneinräumer zuzukehren, dessen Kinder nicht weniger froh und befangen über solch himmlischen Besuch waren.

Und so ging es das Dorf dahin, und überall waren wir auf festliche Weise willkommen. Zuletzt kamen wir auch zum Häuslein des Schusters und beschlossen, dem einzigen Jungen dieses versoffenen Lederflickers noch ein bißchen Freude zu bringen. Ein Holzpferdchen, ein tönender Kreisel, zwei Päckchen Schokolade und drei Äpfel in Goldpapier lagen noch im Korb. Mein Begleiter tat aus seiner Börse zwei neue silberne Guldenstücke dazu. So traten wir ins Haus, das schon mehr einem Stall glich. Der Schuster schnarchte in der einen Ecke, voll bis unter sein struppiges Haar. In der andern flickte sein Weib die dürftigen Gewandlappen bei einer trüben Kerze. Auch ihr kleiner Bub schlief schon, und so wollten wir ihm unsre Gaben nur auf den löchrigen Kotzen legen. Aber die staunende Mutter hatte ihn schon aufgeweckt mit ‚Franzi, schau, der Engel ist da!'

Ein paar dunkle Kinderaugen blinzelten vom Stroh her, wurden groß und größer

und waren zuletzt ein herrliches Tor, vor dessen sanfter Macht ich ganz allein standhalten mußte, denn mein Begleiter war mit der Schusterin hinausgegangen. Und jetzt kniete das Kind gar im Stroh auf, faltete die Hände ungeschickt und versuchte zwischen Schlaf und Staunen sein kleines Gebet. Gerne hätte ich ihm über den Kopf gestreichelt und den stammelnden Mund geküßt, aber vor dem Lächeln und Schauen dieser zwei Augen wagte ich's nicht. Diese Blicke umhüllten mich wie ein kristallenes Gehäus', in welchem ich frevelhaft verkleidete Sünderin dulden und aushalten mußte, als wäre ich darin dem Anschaun überirdischer Mächte preisgegeben. Da machten ein paar gläubige Kinderaugen eine Himmelserscheinung aus mir, die bisher kaum der Erde und ihren Forderungen genug getan hatte!

Als ich dem Schauer der Tränen nimmer zu wehren vermochte, stellte ich dem Buben den Gabenkorb rasch aufs Deckbett und verließ so schnell als mir möglich die Kammer. Draußen schluchzte ich meinem Begleiter zu, er möge mich rasch heimbringen. Um die erschrockene Schusterin kümmerte ich mich nicht weiter.

Während der kurzen Heimfahrt erwürgte das Weinen jedes Wort schon in der Kehle. Erst vorm Hoftor vermochte ich meinen Ritter zu bitten, daß er niemals mehr in unser Haus kommen möge. Noch durch mein eigenes Leid spürte ich, wie weh ihm meine Bitte tat, aber ich hatte nur mehr die Kraft, den Brillantstern aus meinem Haar zu lösen und zurückzugeben . . .

Er kam auch wirklich nimmer, denn mein Wunsch nach einem leichten, persönlichen Glück war ausgelöscht worden von jener Ewigkeit, die nicht Forderungen hören, sondern Erfüllungen sehen will.

Zur nächsten Weihnacht lag das erste meiner Kinder in meinem Arm. Nacheinander kamen dann die andern und brachten mir das süßbange Glück der Mutterschaft und keines hatte sich seiner Mutter je zu schämen . . ."

Die alte Gutsherrin schwieg, und auch der greise Mann, dem sie das erzählt hatte, wagte kein Wort zu reden. Nach einer Weile Schweigens erhob er sich und küßte seine Gastgeberin auf die Stirn. Dann ging er, noch etwas taumelig von Ergriffenheit, hinüber in seine Kammer, in seinen Schlaf . . .

HILFE ÜBER DEN TOD HINAUS

Wenn wir vom Ableben eines guten Freundes unserer Organisation erfahren, erfüllt uns dies immer mit aufrichtiger Trauer. Die Blinden bedürfen vieler Freunde und Helfer, um der sich auf ihrem Lebensweg auftürmenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Wir haben uns im Laufe der zehn Jahre — seit der 1948 erfolgten Wiederaufnahme unserer Tätigkeit — die Anerkennung weitester Bevölkerungskreise erworben und so ist es erklärlich, daß die Zahl der unterstützenden Freunde immer größer geworden ist.

Leider reißt der unerbittliche Tod immer wieder Lücken in die Reihen unserer Freunde und wir empfinden jeden einzelnen Verlust als besonders schmerzlich. Das Vertrauen zu unserer Organisation und die Bewunderung für die von ihr geleistete Arbeit zum Wohle aller Blinden ist aber bei vielen unserer Freunde so groß geworden, daß sie uns auch über den Tod hinaus helfen wollen.

Wir erblicken in der Zuerkennung von Legaten eine ehrenvolle Auszeichnung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten und wir werden uns des uns entgegengebrachten Vertrauens immer würdig erweisen. Im vergangenen Jahr floß uns an Legaten ein Betrag von 38.000 Schilling zu. In ihren letztwilligen Verfügungen hatten Frau Auguste Langer, wohnhaft Wien-Mauer, mit 10.000 Schilling, und Frau Katharina Schimek, wohnhaft Amstetten, mit 28.000 Schilling, beschlossen, ihren blinden Freunden auch über den Tod hinaus Helferinnen zu sein.

Wir werden beiden Dahingegangenen, deren Leben erfüllt war von Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft, ein immerwährendes Gedenken bewahren!

MARGARETE NEIDL:

In memoriam PIUS XII.

Ein wahrhaft Großer hat diese Welt verlassen, und diese Welt ist nach dem Ausspruch eines Staatsmannes dadurch ärmer geworden. Die ganze Welt ist wirklich dadurch ärmer geworden. Es ist, als ob ein großes Licht für alle erloschen wäre. Nicht nur für die Katholiken, nein, für alle Menschen. Seine Persönlichkeit strahlte eine seltene Reinheit, Herzlichkeit und Geistigkeit aus. Wer das Glück hatte, ihn zu sehen, ihn gar zu sprechen, nimmt diesen Eindruck für ein ganzes Leben mit. Er hatte die seltene Gabe, daß auch bei den ganz großen Audienzen im Petersdom jeder einzelne sich durch die Worte des Heiligen Vaters angesprochen fühlte und seinen Segen als höchstes Gut mitnahm.

Wenn der Strom der Andächtigen aber aus dem Dome flutete, da packte sie die unbezähmbare Sehnsucht, den Papst, diesen wirklichen Heiligen Vater, nochmals zu sehen, und ein orkanartiger Applaus scholl zu seinen Fenstern im Vatikan empor, so lange und so unermüdlich, bis sich das in ganz Rom berühmte Fenster öffnete und sich Totenstille über den Platz senkte. Und die hohe weiße Gestalt spendete allen noch einmal seinen Segen, blickte sinnend wieder wie so oft auf die Menge und verschwand, worauf wieder jener, nur den Italienern eigene orkanartige Applaus erscholl, der nach und nach verebbte. Wenn man in Rom „von dem Fenster" spricht, dann meint jeder nur dieses beinahe heilige Fenster, aus dem der Stadt und der Menschheit nur Segen floß.

Als Eugenio Pacelli in Rom geboren wurde, herrschte in der Familie des Advokaten Pacelli große Freude. Frühzeitig zeigte der zarte lernbegierige Knabe eine tief innerliche Frömmigkeit, so daß er, der am 2. März 1876 geboren war, schon am 2. April 1899 zum Priester geweiht wurde. Mit dieser aufrichtigen Frömmigkeit, die mit scharfer Intelligenz und einem reinen Charakter gepaart war, leuchtete eine warme Barmherzigkeit mit allen, die da mühselig und beladen waren, und ein unbeugsamer Helferwille für alle ohne Unterschied der Nation und Konfession.

Schon im Jahre 1901 fand er im Staatssekretariat des Vatikans Verwendung und wurde 1905 zum päpstlichen Hausprälaten ernannt. Zwei Tätigkeiten erfüllten sein arbeitsreiches, frommes Leben: Gebet und Arbeit.

Im Schicksalsjahre 1914 wurde er von Papst Benedikt XV. zum Sekretär der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten ernannt. Jede freie Stunde benutzte er zum Studium von Sprachen, deren er sieben beherrschte. Mit etwas über 30 Jahren wurde er am 20. April 1917 zum Apostolischen Nuntius in Bayern ernannt, wenige Wochen später, am 13. Mai, zum Titular-Erzbischof von Sardes.

Unermüdlich waren seine Bemühungen für einen Friedensschluß. All sein Gebet und all seine Mühe scheiterten an nicht zu be-

ADVENTZAUBER

Im Kamine knistert's leise.
Eine alte traute Weise
schmeichelt sich in meinen Sinn.
Und der Abendglocke Tönen
will das Leid in mir versöhnen,
dem ich hingegeben bin.

Vor dem Fenster hängt im Schatten
einer Ampel, einer matten,
eines Baumes dürrer Ast.
Rauhreif hält ihn dicht umfangen.
Wo einst Blätter sind gehangen,
pranget die kristallne Last.

Sieh! Ein Lichtlein mir verkündet,
am Adventkranz angezündet,
Gnade, die ich nicht verdient.
Aus dem bandumwundnen Kranze
steigt mit hellem Strahlenglanze
lieb und hold das Jesukind.

Lächelnd kommt es mir entgegen,
um die Hände zart zu legen
auf die wunde Seele mir.
Hat das Leben dich betrogen
und das Glück von dir gezogen,
heute bin doch Ich bei dir!

Schöner Traum, dahin entschwunden,
kaum, daß ich ihn hab' empfunden.
Leise knistert's im Kamin.
Abendglockenklang verklinget
und das Lichtlein mir verkündet,
daß ich nicht alleine bin.

Thea Gröber

Die Leitung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs sowie die Redaktion von „Unser Schaffen" entbieten anläßlich des bevorstehenden Weihnachtsfestes und des Neuen Jahres allen Mitarbeitern, Mitgliedern, Lesern und Freunden die herzlichsten Glückwünsche. Mögen alle uns auch im kommenden Jahr die Treue halten!

gründenden Widerständen. Er ließ sich nicht entmutigen! Als die Aufständischen das leere Gebäude des Nuntius stürmten, trafen sie ihn in seinem Schreibzimmer, wortlos standen sie der ehrfurchtgebietenden hohen Gestalt gegenüber, deren einziger Schmuck im dunklen Priestergewande das Kreuz Christi war. Wortlos senkten sich die auf ihn gerichteten Revolver und die Revolutionäre zogen ab. Die Persönlichkeit Eugenio Pacellis hatte gesiegt.

Unter den schwierigsten Verhältnissen übte er in Bayern sein Hirtenamt mit solchem Erfolge aus, daß er am 22. Juni 1920 zum Nuntius beim Deutschen Reich unter Beibehaltung der Münchner Nuntiatur ernannt wurde. Seine Friedensmission hatte ihn nicht nur mit Kaiser Wilhelm, sondern auch später mit Reichspräsident Hindenburg, und bei der Überreichung seines Beglaubigungsschreibens, mit Reichspräsident Ebert zusammengeführt. Alle drei Staatsmänner mit grundverschiedener Weltanschauung konnten dem blendenden Diplomaten und der tiefreligiösen Persönlichkeit ihre Hochachtung nicht versagen.

Nur ihm allein konnte es gelingen, in diesem zerklüfteten, vom Parteihader zerrissenen Deutschen Reich das Konkordat mit Bayern zu schließen und nach seiner Übersiedlung nach Berlin sogar mit Preußen.

Auch in Rom wurden die großen Erfolge des Diplomaten Pacelli anerkannt, und er wurde am 16. Dezember 1929 von Papst Pius XI. zum Kardinal kreiert und kurze Zeit darauf zum päpstlichen Staatssekretär ernannt. Kardinal Pacelli liebte das Bayerland, die Berge und Wälder und war mit einer leidenschaftlichen Liebe in seinem Berufe tätig.

Im Jahre 1934 wurde er als Päpstlicher Legat zum Eucharistischen Kongreß in Buenos Aires ernannt. Dies eröffnete ihm den Weg in die große weite Welt und machte seinen Horizont weit. Bei der Papstwahl wurde er zum Camerlengo der heiligen römischen Kirche bestimmt. Wenige Wochen darnach eilte er als Päpstlicher Legat nach Lourdes. Seine große Marienverehrung ließ ihn Lourdes mit vollster Glaubensinnigkeit erleben. Vielleicht war dies der Anstoß zu dem von ihm im Jahre 1950 verkündeten Dogma der Himmelfahrt Mariä. Er erlebte die Einweihung der Basilika in Lisieux im Jahre 1937. Der Eucharistische Kongreß in Budapest ließ ihn dieses von schweren politischen Unruhen erschütterte Land als Päpstlicher Legat schauen.

An seinem 63. Geburtstag wurde Kardinal Eugenio Pacelli in einem der kürzesten Konklave der Geschichte der Päpste zum Papst gewählt und bestieg mit dem Namen Pius XII. am 12. März 1939 den Thron Petri.

Es war ihm 19 Jahre vergönnt, als oberster Hirte der Menschheit zu wirken. Seine Taten, seine vielen Enzykliken, seine vielen Audienzen haben unzählbare Menschen mit unschätzbarem Glück erfüllt. Schon auf dem Totenbett, wollte er noch die im Hofe von Castell Gandolfo versammelten Gläubigen segnen. Der Tod hat ihm das Zepter aus der Hand genommen, die Welt konnte den Tod Pius XII. nicht fassen.

Alle jene, die das Glück hatten, ihn zu sehen oder wenigstens im Rundfunk sprechen zu hören, seine vielen Reden, Enzykliken und Aufrufe sowie seine unermüdlichen Friedensbestrebungen zu erfassen, werden ihn nie vergessen. Möge sein leuchtendes Beispiel nachwirken und die Menschheit auf dem Wege zum Weltfrieden in seinem Sinne weiterführen.

PROF. DR. HANS NÜCHTERN:

DIE GESCHICHTE VOM LIEBEN ICH

Die Sitzung des Verwaltungsrates der Citrakar-Bergwerk A. G. ging seit vier Stunden. Die Luft war schwer von Zigarrenrauch und Bilanzziffern. Einerseits wollte man die Produktion erhöhen, anderseits die Ausgaben drosseln. Sparmaßnahmen mußten unweigerlich durchgeführt werden. Die Stimmung war in Siedehitze. Es half nichts, daß von seiten der Direktion festgestellt wurde, daß ohnehin, wo irgendmöglich geknappt und gespart werde: dem Vogel wurde eine Feder nach der andern ausgerissen, dabei aber gefordert, daß er höher fliegen solle. Aus Sicherheitsgründen mußte die Belegschaft erhöht werden, anderseits sprach man nur vom Abbau und Kürzung der Gehälter. Die Wechselrede wogte uferlos. Da erhob sich endlich einer der Verwaltungsräte und sprach:

„Meine Herren, es ist ganz klar, daß dieses Problem nur mit dem Rechenstift in der Hand gelöst werden kann; denn nur so läßt sich eine gesunde Ausgabenpolitik gewährleisten. Wir brauchen neue qualifizierte Leute, gut! Die Direktion wird selbstverständlich wissen, was sie vorschlägt. Ich behaupte aber, daß Bewilligen, ohne die Bedeckung zu haben, der Anfang des Zusammenbruches ist; man wird die Ausgaben eben anderswo hereinbringen müssen. Fordern die Pumpen eine erhöhte Sicherheit, so wird es sicher Stellen geben, wo diese erhöhte Sicherheit nicht notwendig erscheint. Hier ist einzusetzen. Was das Wasser mehr verlangt, wird sich, bei einigem guten Willen, an Licht, Holz, Förderkörben, Verkürzung der Überstunden usw. leicht hereinbringen lassen. Ein entsprechendes Sparprogramm ist bis zur nächsten Sitzung vorzulegen. Sind Neuaufnahmen notwendig, gut, aber auch hiefür muß erst das Geld da sein. Wenn nicht, gibt es eben keine Neuaufnahmen oder die Bedeckung muß anderswo gesucht werden; es wird gewiß auch Arbeitskräfte im Betrieb geben, die zu ersetzen sind. Ich beantrage daher, für jede Neuaufnahme einen anderen zu entlassen, damit das budgetäre Gleichgewicht gewahrt bleibe, im Sinne eines weiteren gedeihlichen Fortganges unseres Unternehmens!“ Der ehrenwerte Mister Smartsparer setzte sich.

Da sich hierüber eine neuerliche endlose Wechselrede zu entspinnen drohte, die Sitzung aber bereits allgemeine Ermüdungserscheinungen zeitigte und niemand sich erfreulicherweise noch zum Worte gemeldet hatte, wurde die Sitzung von seiten des Vorsitzenden mit einigen Dankesworten für die allgemeine Mühewaltung geschlossen; das heißt, sie sollte gerade geschlossen werden, als sich plötzlich einer der leitenden Herren zum Worte meldete, der bisher geschwiegen hatte. Er führte aus:

„Meine Herren, wie der Herr Vorredner in seiner erschöpfenden Rede klargelegt hat, scheinen die Einnahmemöglichkeiten der Citrakar an einer gewissen Grenze angelangt und eine anderweitige Steigerung der Einnahmen ist nicht zu erwarten; sie sollte aber da sein, da auch die Erfordernisse steigen und eine Hauptbedingung des Betriebes bleibt, dem Konkurrenzkampf gewachsen zu bleiben. Es wurde vorgeschlagen, an andern Stellen zu drosseln, um die neuen Pumpwerke sicherzustellen: hiezu wäre zu bemerken, daß die Sicherheit und Leistungsfähigkeit eines Betriebes ein Ganzes bilden, aus dem nicht einzelne Dinge herausgerissen werden können. Sind die Pumpen gut, die Lichtanlagen aber gedrosselt, die Schwellen faul, die Förderkörbe an zu schwachen Seilen, so kommt trotzdem kein Mensch lebend davon. Ich würde daher vorschlagen, den geschätzten Herrn antragstellenden Verwaltungsrat an der gefährdetsten Stelle, die eben die Direktion veranlaßt hat, die neue Pumpanlage vorzuschlagen, für eine Zeit mitarbeiten zu lassen, damit er sich, im Fall einer möglichen Katastrophe, gleich selbst von der durch seine Sparmaßnahmen unnötig gewordenen Erforderlichkeit einer Sicherheit im Betriebe überzeugen kann.“

Hier kam es zu einem Durcheinander. Zurufe: „Nicht persönlich werden! Schluß der Sitzung! Die Debatte ist bereits geschlossen!“

Der Sprecher machte eine höfliche Verbeugung. „Einen kleinen Augenblick, ich bin gleich fertig! Der Herr Vorredner hat auch verlangt, wenn Neuaufnahmen notwendig,

da die Bedeckung nicht vorhanden, für einen Neuaufgenommenen immer einen anderen, früher Dagewesenen zu entlassen; diese Ausführungen wurden zu meinem Erstaunen widerspruchslos angehört! Man wirft wohl an einem Ort Kaffeeladungen ins Meer oder heizt Züge damit und anderswo hungern Menschen! Aber das ist ja noch keine ewige Sinngebung, nur Auswirkung des gleichen Geistes, der sich heute auch hier manifestiert. Soviel ich weiß, besteht außerdem für Verbrecher hierzulande die Todesstrafe. Diese aber aus Spargründen einer tollgewordenen Welt über Unschuldige zu verhängen, um Budgets im Gleichgewicht zu erhalten, diese Art von Strafe besteht nicht! Außerdem gibt es aber den alten Satz, wer sich gegen seinen Bruder vergeht, ist des Todes schuldig: jemandem aber in dieser Zeit sein Brot zu nehmen ist glatter unüberlegter Mord. Auch der Wille kann für die Tat gelten, wenn die Macht und Möglichkeit vorhanden, den Willen durchzusetzen! Diese Möglichkeit besteht hier zweifellos, der Wille zum Bösen ist erwiesen. Was dieser Herr beantragt hat, war Mord und das Gesetz gilt für alle. Also Tod! — Ich gehe jedoch gegen meinen geehrten Vorredner nicht direkt so weit, sondern wiederhole nur meinen bereits vorhin begründeten Antrag, ihn an jener Stelle, die jetzt durch seine Sparmaßnahmen nicht gesichert sein wird, außerdem durch sein Verschulden von halbqualifizierten Arbeitern bedient werden soll, in erster Reihe mitarbeiten zu lassen; entweder überlebt er es nicht, wie wir alle, oder er dürfte in einer der nächsten Sitzungen Gelegenheit finden, seine Ansicht zu revidieren, wozu ich ihn schon jetzt beglückwünsche. Ich bitte, den Antrag ins Protokoll zu nehmen und um die geeignete Weiterleitung und Behandlung." Der Sprecher verneigte und setzte sich. Die Sitzung wurde raschestens geschlossen.

Zur Beruhigung sei festgestellt, daß sich der Vorgang bei uns oder in der Welt nie abgespielt hat, außerdem auch diese Rede in der Sitzung von niemandem gehalten wurde: denn jedem ist das eigene Brot und das liebe Ich zu nahe und daher fehlen uns auch die Herren, die imstande wären, so zu reden und das Brot zu brechen, um es mit allen Brüdern gerecht zu teilen, wie es der Herr der Bergpredigt getan, der auch die Schacherer und Zöllner mit der Geißel hinaustrieb aus seinem Tempel.

Aber zur Zeit der Bergpredigt gab es nur tausende, die sich um ihn lagerten und keine Sitzung der wenigen, die ihm ferne.

Und so warten wir noch immer auf die Ankunft des wahren Herrn!

Von der Jahresversammlung

Blick auf das Präsidium. Kollege Vogel hält das Referat. Foto H. Vogel

HERBERT LIEGL:

Ein Feigling ist, wer . . .

Frau Maria, die alte Lehrerin, blickte nachdenklich auf die vorüberziehenden Wolken. Sie fühlte sich eigentlich fast glücklich: Da war die nette Wohnung, die bescheidene aber ausreichende Pension und die gute Gesundheit. Was wollte sie auf ihre alten Tage noch mehr? Auch mit ihrer Untermieterin — mit der sie die große teure Wohnung teilte — hatte sie es gut getroffen. Diese Frau war zwar blind, aber die beiden ergänzten einander ausgezeichnet und so verbrachten sie ihre Tage in voller Harmonie.

Nur eine Kleinigkeit drohte in letzter Zeit die Ruhe der beiden Frauen zu stören. Da waren einige Buben aus der Nachbarschaft, die die blinde Frau Grete bei ihren täglichen Wegen belästigten. Aus unerfindlichen Gründen hatten sie begonnen, die Blinde zu necken, spielend zu umhüpfen und dadurch am Gehen zu behindern. Einer von ihnen, der zehnjährige Fritz, trieb es besonders arg; er hüpfte oftmals vor der Frau her, sich die Augen zuhaltend, und ahmte den Gang der Blinden nach. Wenn diese dann suchend mit dem Stock den Weg abtastete, zeigte er ihr in lachendem Übermut die lange Nase.

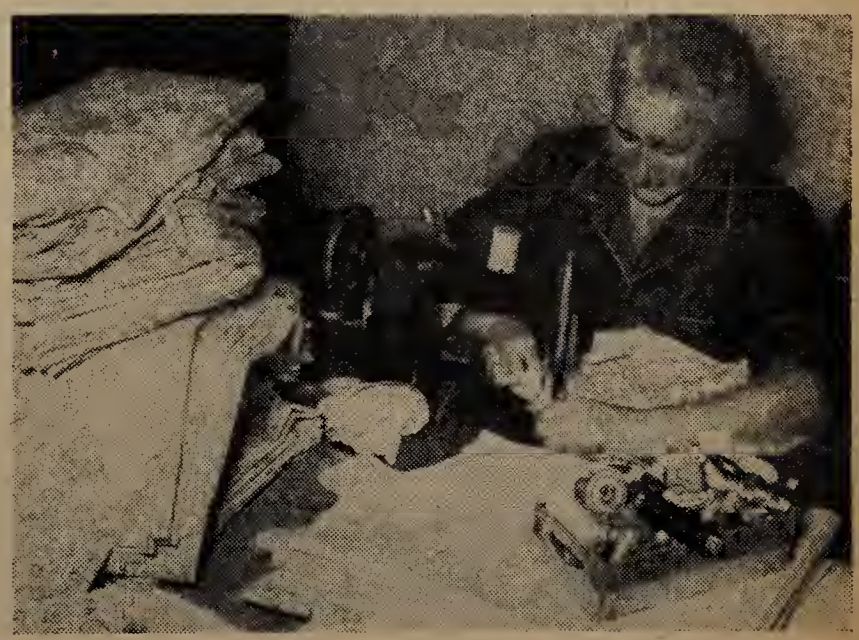
Zwar konnte Frau Grete dies alles nicht sehen, aber sie hörte die trappelnden Schritte und das unterdrückte Kichern der Kinder um sich, und dies machte sie unsicher. Es ist bei der heutigen Hast der Menschen schon an und für sich nicht leicht für einen Blinden, den Weg zu den nächstgelegenen Geschäften zu finden. Wie sehr mußten diese Kinder ihrer blinden Freundin das Leben erschweren, dachte Frau Maria. Sie mußte hier Abhilfe schaffen, aber wie?

Als Frau Grete wieder zu ihren täglichen Besorgungen ausging, schritt Frau Maria in einiger Entfernung hinterher. Sie hatte ihren Plan bereits fertig, um die boshaften Kinder in Zukunft von der hilflosen Blinden abzuhalten. Als alte Lehrerin kannte sie die Gedankenwelt der Kinder.

Nur zu bald tauchten auch schon neben der Blinden die Buben auf. Frau Maria beobachtete sie eine Weile, ehe sie sie anrief. Nur zögernd folgten ihr die Kinder und blieben in einigem Abstand stehen. Es war ihnen wohl plötzlich zum Bewußtsein gekommen, daß sie etwas getan hatten, wofür sie nun bestraft werden sollten. Aber Frau Maria wandte sich in ruhigen Worten an die Kinder. Sie erzählte ihnen, wie schwer es die Blinden hätten, sich in ihrer ewigen Dunkelheit zurechtzufinden und sie bewies ihnen, daß nur ein ganz großer Feigling gegen einen Hilflosen gehen könne. „Und ihr seid doch keine Feiglinge?“ wandte sie sich abschließend an die betreten dastehenden Buben. Diese schlichen davon und besprachen noch lange das Ereignis. Sie hatten die Worte der Frau gut verstanden und keiner von ihnen wollte ein Feigling sein.

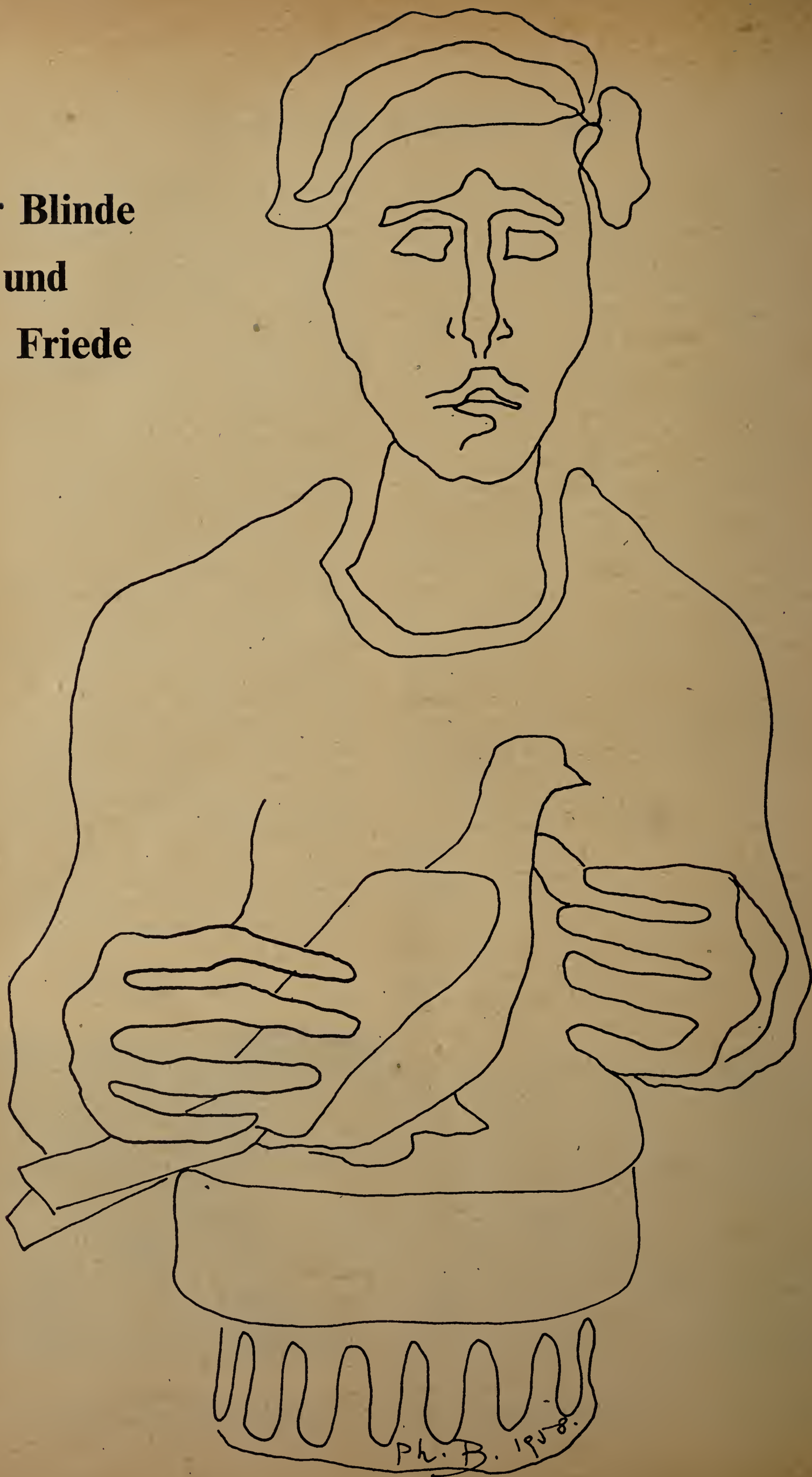
Als sie am nächsten Tag die blinde Frau wieder kommen sahen, liefen sie ihr nicht nach. Aufmerksam sahen sie ihr zu, wie sie mit dem weißen Stock alle Hindernisse auf ihrem Weg ertastete und in das erste Geschäft hineinging. Die Buben sprachen noch, bis die Frau wieder aus dem Geschäft herauskam und folgten ihr dann mit den Augen. Plötzlich rannte Fritz der Blinden nach und begann wieder sein böses Spiel. Die Kinder blickten sich gegenseitig an und dann begannen sie im Chor zu rufen: „Feigling, Feigling!“ Betroffen blickte sich Fritz nach seinen Spielgefährten um. Er sah nur ablehnende Gesichter und da schlich er beschämt davon.

Die Nähstube



ist eine segensreiche Einrichtung der Hilfsgemeinschaft. Sie hilft allen Mitgliedern.

Der Blinde und der Friede



WILHELM FUCHS:

Weltgeschehen zur Weihnachtszeit

Weihnachten, die Zeit der Wintersonnenwende, Zeit des Schlafes in der Natur! Weihnachten, Zeit der Muße, der Einkehr, der Selbstbesinnung — und der Nächstenliebe des Menschen! Weihnachten, Zeit der Ruhe, sollte auch die Zeit des Friedens sein. Denn „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!"

Doch auch in den Weihnachtstagen stand die Zeit niemals still, haben Menschen — einem ewigen Naturgesetz zufolge — das Licht der Welt erblickt oder haben diese verlassen. Menschen, die — früher oder später erkennbar — eben dieser Welt ihren persönlichen Stempel aufdrückten, ihr — durch ihr Temperament und ihren Geist — ein eigenes Profil gaben. Und es fanden zur Weihnachtszeit Ereignisse und Begebenheiten statt, welche — teilweise oder in ihrer Gesamtheit — die Struktur der bewohnten und unbewohnten Erde mehr oder minder beeinflußten und veränderten.

So wurde — um nur ganz sporadische Beispiele zu nennen — am Weihnachtsabend 1816 im Hause des ersten Siegers über Napoleon, im Palais des Erzherzogs Karl — auf Veranlassung seiner Gemahlin, Henriette von Nassau-Weihburg —, der erste Weihnachtsbaum in Wien aufgestellt und ein Jahr darauf zum erstenmal ein solcher in einem Wiener Bürgerhause, und zwar im Vaterhaus des berühmten österreichischen Malers Rudolf von Alt. Die schöne Sitte des Aufstellens eines Weihnachtsbaumes — mit Geschenken für seine Lieben darunter, um welche sich das ganze schöne Fest sozusagen gruppiert — hat von Wien aus so recht erst seinen Ausgangspunkt genommen.

Ein Jahr später — 1818, also heuer vor genau 140 Jahren — ist Österreich durch die Uraufführung eines Weihnachtsliedes kulturgeschichtlich in den Mittelpunkt der christlichen Welt gerückt und würde bloß eine Legende die Entstehungsgeschichte dieses Liedes erzählen, könnte sie nicht schlichter, ergreifender und schöner sein als die Wirklichkeit. Die kurzgefaßte Tatsache der Entstehungsgeschichte ist folgende:

In dem damals kleinen Orte *Oberndorf*, einer Vorstadt von *Laufen an der Salzach*, versagte plötzlich im Dezember die Kirchenorgel und so hatte die fromme Gemeinde des Ortes gerade zu den Weihnachtsfeiertagen keine Kirchenmusik. In dieser Bedrängnis verfaßte der Seelsorger von Oberndorf, Pfarrer *Josef Mohr*, den Text zu einem Weihnachtslied, brachte diesen am 24. Dezember 1818 am frühen Morgen seinem Freund, den Oberlehrer der Schule des Ortes, *Franz Xaver Gruber*, und dieser komponierte noch im Laufe des Tages die Melodie dazu. In der darauffolgenden Nacht, zur „Christmette", wurde dieses Lied von den beiden Autoren selbst zum erstenmal gesungen und fand bei allen Kirchengängern einen derartigen Beifall, daß schließlich der ganze Chor, nach dem Gehör, die Schlußzeile mitsang. Dies war nun die Geburtsstunde des über die ganze Erde bekannten Weihnachtsliedes „Stille Nacht, heilige Nacht". Wohl ist dieses berühmteste Weihnachtslied der Welt — und das erst 1840 — in Druck erschienen, wurde aber damals als *Volkslied* bezeichnet. Erst der Neugierde einiger Herren der einstmalig königlichen Hofkanzlei in Berlin, welche ein diesbezügliches Schreiben an das Stift Salzburg richteten, ist es zu verdanken, daß die richtigen Autoren dieses einmaligen Werkes, die Österreicher Pfarrer *Josef Mohr* und Oberlehrer *Franz Xaver Gruber*, der Nachwelt bekannt wurden und sie so, wenigstens posthum, zu den wohlverdienten Ehren kamen.

Auch in der künstlerischen Laufbahn des bedeutendsten deutschen Opernkomponisten des vorigen Jahrhunderts, und zwar *Richard Wagners*, spielten — und da gleich vier — Weihnachtstage eine nicht unwesentliche Rolle. Erklang doch am 24. Dezember 1830 zum erstenmal seine Ouvertüre in B-Dur, bekannt unter dem Namen „Paukenschlag-Ouvertüre", im Leipziger Theater; am 26. Dezember 1862 gab *Wagner* sein erstes großes Konzert in Anwesenheit des Hofes im Theater an der Wien; weiters fand am Christtag des Jahres 1878 die Erstaufführung des Vorspiels — „Liebesmahl und Gralsthema" —

SO SCHNELL ... SO GLATT!
Remington
Super 60
mit den einzigartigen Gleitrollen
S 735.—
MODELL FOURMOST S 435.—
WEIGL
BÜROMASCHINEN
HANDELSGESELLSCHAFT
WIEN DORNBIRN
GRAZ INNSBRUCK
LINZ SALZBURG
VILLACH

zu seinem „Parsifal" in Bayreuth statt und schließlich dirigierte *Richard Wagner* am Weihnachtsabend 1882 — eine Aufführung seiner selten gehörten Symphonie in C-Dur — zum *letztenmal* öffentlich.

Ein ganz anderes Ereignis, das später besonders für Österreich von Bedeutung werden sollte, spielte sich zu Weihnachten 1837 in der Nähe der Hauptstadt Bayerns ab. Wahrscheinlich von den meisten Zeitgenossen der damaligen Doppelmonarchie fast unbeachtet, brachte höchstens das einstige Wiener „Salonblatt" eine Notiz, welche folgendes mitteilte:

„Herzog Max *in* Bayern, dem Oberhaupt der Herzog-Vorpfalz-Zweibrücken-Birkenfeldschen Linie des Hauses Wittelsbach und seiner Gemahlin Ludovica (Louise), Tochter König Maximilians *von* Bayern, wurde gestern im Schlosse Possenhofen bei München eine Tochter geboren." Soweit die Mitteilung.

Dieses Kind nun, das am 24. Dezember 1837 zur Welt kam und von seinen Eltern dann „Sissy" gerufen wurde, war *Elisabeth*, die spätere Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn.

In rascher Überblendung unserer historischen Reminiszenz wollen wir nun einen Blick in das Innere der Oper von Kairo werfen und uns im Geiste an den 24. Dezember 1871 rückversetzt denken. Ein buntes, ungemein prächtiges Bild bietet heute der Zuschauerraum dieses Opernhauses. Das vornehmste, exquisiteste Publikum — darunter auch einige Monarchen der damaligen Zeit — füllt den Raum bis auf den letzten Platz. Und der Grund dieser festlichen Aufmachung? Es fing ganz harmlos an: Eine „hochgestellte Persönlichkeit", so erzählte im Jahre 1869 der italienische Opernkomponist Maestro *Guiseppe Verdi* seinem Verleger, habe sich an ihn gewendet und anfragen lassen, ob und unter welchen Bedingungen er bereit wäre, eine Oper „für einen besonderen Anlaß und für ein sehr weit entferntes Land" zu komponieren. Dieses weit entfernte Land war Ägypten, die hochgestellte Persönlichkeit dessen Vizekönig *Ismail* und der besondere Anlaß — die Einweihung des Suezkanals. Die Oper, deren Entstehung somit unzertrennlich mit dem Suezkanal verbunden bleibt, wurde freilich erst zwei Jahre nach dessen Eröffnung in Kairo, am Weihnachtsabend des Jahres 1871, uraufgeführt — wurde eine Weltsensation und ist Verdis Meisterwerk, die Oper „*Aida*". Seit diesem Tag ist sie nicht mehr von den Bühnen der Welt wegzudenken und hat auch bis heute an Zugkraft kaum eingebüßt.

Enrico Caruso — um gleich bei der Oper zu bleiben —, „der größte Sänger seiner Zeit", wie er damals und von vielen auch heute noch genannt wird, trat am 23. Dezember 1920 in der Metropolitan-Oper zu New York in der Partie des Eleazar in der Oper „Die Jüdin" von Meyerbeer zum letztenmal vor einem Theaterpublikum auf. „*Caruso*", bereits tödlich erkrankt, „hatte so schön, so unvergleichlich gesungen wie in seinen besten Tagen", meldeten damals die Reporter, Journalisten und Vertreter ausländischer Manager in alle Erdteile. Am 2. August des nächsten Jahres hatte er ausgelitten und eine Stimme, die die Welt eroberte, war für immer verklungen.

Ein technischer Sieg ersten Ranges, an dem das Ende des vorigen Jahrhunderts bekanntlich nicht arm war, wurde am 25. Dezember

1870 von ganz Europa gefeiert. An diesem Weihnachtstag trafen nämlich die beiden Durchstiche beim Bau des *Mont-Cenis-Tunnels* aufeinander, jenes Tunnels, der noch heute die kürzeste Eisenbahnverbindung zwischen Frankreich und Italien darstellt.

Am nächsten Weihnachtstage des Jahres 1835 wieder konnte man im *Politechnischen Institut* in Wien ein Gerät bestaunen, welches das Problem des „maschinellen Nähens" geradezu ideal gelöst hatte. Also — „die erste Nähmaschine". Sein Erfinder, der Schneidermeister *Josef Madersperger* aus Wien, hatte die Maschine dem Politechnischen Institut nur darum zum Geschenk gemacht, da ihm das Geld für die Taxe fehlte, damit seine Erfindung — die er bereits 1814, also dreißig Jahre vor den Amerikanern, gemacht hatte — praktisch erprobt werden konnte, dieselbe seine geringen Ersparnisse aufgezehrt hatte und er in Not war. Die „Bronzene Medaille" des „Niederösterreichischen Gewerbevereins" war der einzige Lohn für *Maderspergers* rastloses und entbehrungsreiches Streben. Krankheit und zunehmendes Alter hinderten ihn, sein Handwerk noch weiter auszuüben, und obdachlos geworden, wurde er in das „Bürgerversorgungshaus" in Sankt Marx eingeliefert, wo er am 2. Oktober 1850 starb. So ward dem Erfinder der ersten Nähmaschine, *Josef Madersperger*, ein Schicksal zuteil, das nur mit dem politischen und wirtschaftlichen Unvermögen und der Kurzsichtigkeit der damaligen Zeit zu erklären ist.

Am 26. Dezember 1898 fand in Paris eine Revolution statt, doch eine Revolution in der physikalisch-chemischen Wissenschaft! An diesem Weihnachtstag lag in der Sitzung der „Akademie der Wissenschaft" ein Bericht von *Pierre* und *Marie Curie* vor, der das Vorhandensein eines *zweiten* chemischen Elementes in der Pechblende ankündigte, das den Namen *Radium* erhielt. *Pierre Curie*, der französische Physiker, Professor an der *Sorbonne* zu Paris, arbeitete mit seiner Gattin und Nachfolgerin *Marie Curie* über Magnetismus und entdeckte bereits im Mai 1898 das Radium. 1903 erhielt *Pierre Curie* für Physik und 1911 seine Gattin *Marie Curie* den Chemie-Nobelpreis. *Radium* — vom lateinischen *radius*, das heißt Strahl — ist ein radioaktives Erdkali-Metall und kommt als Zerfallprodukt des Urans in der Pechblende vor. Erst durch die Entdeckung des französischen Gelehrten-Ehepaars, samt ihrem Mitarbeiter *G. Bémont*, war die Radiumtherapie — die Behandlung von Krankheiten mit Radium — möglich, wobei meist umschriebene Gewebeteile bestrahlt werden. Das umgebende, gesunde Gewebe wird — im Gegensatz zur Röntgenbestrahlung — weitgehend geschont. Man sieht daraus, welche Revolution in der Wissenschaft die Entdeckung des Radiums gemacht hat, welche an diesem zweiten Weihnachtstag des Jahres 1898 zu Paris der Öffentlichkeit zum erstenmal bekannt wurde.

Fänden doch alle Revolutionen nur auf den Gebieten der Wissenschaft, der Technik und der Kunst statt, wären sie doch alle so segens- und heilbringend für die Menschheit wie die Entdeckung des Radiums und würde vor allem auch diese Entdeckung stets nur für „friedliche Zwecke" ausgenützt worden sein!

Dann, ja dann wäre der wunderschöne Weihnachtsspruch schon längst Wahrheit geworden — „Friede allen Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!"

GEWITTER

Ächzend fährt der Erntewagen
Heimwärts unters sichre Dach.
Durch die Schwüle braust ein Windstoß,
Scheucht den müden Bauer wach,
Der auf seinem Wagen dösend
Träumte von vergangnen Tagen.

Jäh zerreißt ein Blitz die Stille,
Schlägt den Fichtenstamm zunicht.
Und die Rosse springen störrisch
Und der Bauer steht im Licht;
Schreit verzagt zu Gott um Hilfe —
Fragt, ob dies sein Segenswille.

Zieht die losen Zügel strenger,
Dämmt die wilden Pferde ein,
Steht am Wagen aufgerichtet,
Rot umglüht vom Feuerschein,
Weiß, daß er den Halt muß geben
Seinem Spender und Empfänger.

Kurt Klebert

Im Vereinshaus der später Erb

Seit dem Jahre 1894 trägt die zwischen der Meidlinger Hauptstraße und Schönbrunn gelegene Gasse, in welcher sich das Vereinshaus der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs befindet, den Namen des im Jahre 1545 verstorbenen Buchdruckers, genannt Johann Singriener der Ältere. Vor 1894 hieß sie Jahngasse.

Wenn wir vom Vereinshaus der Hilfsgemeinschaft sprechen, so soll damit nicht gesagt werden, daß wir unsere Organisation in einem eigenen Gebäude untergebracht haben. Nein, so weit sind wir noch nicht. Es darf als bekannt voraus-

gesetzt werden, daß wir unsere Tätigkeit im Jahre 1948 wieder aufgenommen haben, nachdem die Hilfsgemeinschaft gleich anderen Organisationen 1938 aufgelöst wurde. Bei der damals erfolgten Eingliederung in den Reichsdeutschen Blindenverband war das gesamte Vermögen der Hilfsgemeinschaft verlorengegangen und der Wiederaufbau mußte 1945 buchstäblich mit leeren Händen in Angriff genommen werden.

Zu dieser Zeit waren in unserer Bundeshauptstadt, die unter den Kriegseinwirkungen furchtbar gelitten hatte, zumindest ohne viel Geld, keine Büro- und Arbeitsräume aufzutreiben. Es mußte demnach als ein glücklicher Zufall angesehen werden, daß wir von zwei leerstehenden Räumen im Hause Singrienergasse 19, einem ehemaligen Schulgebäude, erfuhren, dessen Besitzfrage zu

diesem Zeitpunkt ungeklärt war. Seit meh
25 Jahren hatte das Haus Schulzwecken
mehr gedient. Verschiedene politische Par
hatten darin — dem jeweiligen Regimewe
entsprechend — ihren Sitz aufgeschlagen.

Die Tätigkeit im Hause

Es war wohl ein bescheidener Anfang
unsere Organisation, aber von Jahr zu
konnten wir uns etwas mehr ausbreiten
damit dem raschen Aufstieg der Hilfsger
schaft auch räumlich Rechnung tragen. Seit
ist die Hilfsgemeinschaft allein im Hause
benützt mehrere Räume. Der zweite Stoc
ganz belegt. Dort befinden sich außer
Vereinssekretariat unsere Verkaufsabteilung
den dazugehörigen Lagerräumen, die Admin
tion und die Redaktion der Monatsschrift „U
Schaffen".

Ferner befindet sich hier unser Tonbandst
Allmonatlich wird „Unser Schaffen" auf
band aufgenommen. Anschließend werden Ko
angefertigt und jenen Blinden, welche
Tonbandgerät besitzen und niemand haben
ihnen aus unserer interessanten Monatsso
vorlesen könnte, kostenlos zugeschickt.

Im gleichen Stockwerke befindet sich u
Nähstube. Sie ist eine besonders wertvolle

Hilfsgemeinschaft ten Österreichs

tung und unsere Schicksalsgefährten könnten ich nicht vorstellen, auf diese Hilfe, welche n von unseren braven Näherinnen geboten l, verzichten zu müssen.

n ersten Stock befinden sich unsere Betriebs- he sowie ein Sitzungs- und Speisesaal. Im terre sind die Lagerräume. Die Instandhaltung Hauses, welches seit vielen Jahren nicht mehr viert wurde, verursachte große Ausgaben.

Vir waren und sind selbstverständlich immer kbar dafür, daß uns die Gemeinde Wien die glichkeit gegeben hat, in diesem Gebäude ehr günstigen Bedingungen unsere Tätigkeit entfalten. Dadurch konnten wir den be- ngten Blinden in ihrem Lebenskampf eine eutende Erleichterung bringen.

Knappe Geldmittel

n all den Jahren haben wir uns ein eigenes m gewünscht, aber woher hätten wir das Geld nehmen sollen, welches zur Ver- clichung dieses Zieles erforderlich gewesen e? Wir haben niemals Geld „gehortet", n es galt immer die ärgste Not der Blinden lindern. Außerdem haben wir mit der Er- bung der Pension „Harmonie" in Unter- nbach im Jahre 1951 eine finanzielle Last uns genommen. Wir können jetzt aber mit chtigtem Stolz sagen, daß unser Erholungs- n „Harmonie" zu den schönsten Einrichtungen österreichischen Blindenselbsthilfe zählt.

er Bund und das Land Niederösterreich en bei der Finanzierung des im vergangenen re erfolgten Anschlusses unseres Heimes an 2. Wiener Hochquellenleitung sehr wirksam olfen und dadurch unseren unauslöschlichen nk verdient. Und nun haben sich das Land derösterreich und die NEWAG bereit erklärt, der Vollelektrifizierung unseres Erholungs- nes zu helfen. Wir sind immer auf die Hilfe erer sehenden Mitmenschen und besonders das Verständnis der maßgebenden öffent- en Stellen angewiesen, wenn wir uns trotz verster Behinderung behaupten wollen.

ielleicht wird unser sehnlicher Wunsch, nal zu einem eigenen Vereinshaus zu kommen, in Erfüllung gehen. Wir könnten dann noch verschiedene Einrichtungen schaffen, welche das Leben der Blinden schöner und vor allem leichter gestalten. Wir müssen aber viel Geduld aufbringen und, solange wir nicht selbst über die erforderlichen Mittel verfügen, die Hilfe der auch für uns zuständigen öffentlichen Stellen dankbar entgegennehmen.

Wir sind überzeugt, daß uns alle Kreise der Bevölkerung nach besten Kräften unterstützen werden, wenn wir sie einmal bitten, uns auch bei der Lösung dieser Frage zu helfen. Wir haben noch niemals vergeblich um Hilfe gebeten. Wir haben diese immer bekommen, weil wir durch unsere segensreiche Arbeit, die nur darauf bedacht war, den weniger begüterten Menschen zu helfen, das Vertrauen und die Sympathie der österreichischen Bevölkerung erworben haben.

Im Hause Singrienergasse 19 war uns bisher ein glücklicher, erfolgreicher Aufbau beschieden. Möge uns auch die Zukunft nur Gutes bringen!

Das Vereinshaus legt zu den Feiertagen würdigen Schmuck an. Alle erleben damit die Weihnachtsfreude.
(Alle Bilder: Foto H. Vogel)

ANERKENNUNG FÜR DIE ZEITSCHRIFT

Aus der ständigen Fülle der uns zugehenden Zuschriften veröffentlichen wir dieses Mal einige uns besonders wertvoll erscheinende. Männer des öffentlichen Lebens, der Wirtschaft und Kunst zollen unserer Tätigkeit hohe Anerkennung.

Die Redaktion

„Unser Schaffen" — eine ausgezeichnete Zeitschrift!

Die Gabe, zu sehen, schützt uns leider nicht immer davor, den Bedürfnissen unserer Mitmenschen gegenüber blind zu sein. Was wissen wir Sehenden von dem seelischen, aber oft auch körperlichen Leid, das jene Menschen zu tragen haben, denen ein unbarmherziges Schicksal das Augenlicht raubte?

Es ist vielleicht das größte Verdienst der Zeitschrift der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, „Unser Schaffen", daß sie die Probleme und Bedürfnisse der blinden Menschen an uns Sehende heranträgt.

Die Blinden wollen doch kein Almosen oder Mitleid, sondern vielmehr als vollwertige Arbeitskräfte und gleichberechtigte Menschen anerkannt werden. An uns liegt es, solche Arbeitsplätze zu schaffen.

Durch die Entwicklung der Blindenschrift und durch Weiterentwicklung der technischen Hilfsmittel sind die Einsatzmöglichkeiten für Blinde nunmehr keineswegs auf einfache handwerkliche Tätigkeiten oder Hilfsarbeiten beschränkt. Alle jene, die Blinde in ihrem Betrieb beschäftigen, werden mir zustimmen, daß blinde Stenotypisten und Telephonisten zu den tüchtigsten und vor allem gewissenhaftesten Mitarbeitern zählen. Ein weiterer Beweis für die Tüchtigkeit blinder Menschen wird allmonatlich durch die Herausgabe der Zeitschrift „Unser Schaffen" erbracht, die als einzige Zeitschrift die Interessen der Blinden vertritt und die Sehenden über diese Interessen informiert.

Als oberster Chef der Post- und Telegraphenverwaltung, deren schönste und höchste Aufgabe es ist, Mittler zwischen den Menschen zu sein, kann ich mit Befriedigung feststellen, daß die Post stets Verständnis für die Bedürfnisse der Blinden bewiesen hat. So können Blindendrucksachen bis zu 25 Kilogramm gebührenfrei befördert bzw. Blinde von der Rundfunkteilnehmergebühr befreit werden. Außerdem stellt das Telephon ein wichtiges Hilfsmittel für die Berufsausübung blinder Menschen dar. Auch die verschiedenen Tonbandkundendienste bieten blinden Menschen nicht zu unterschätzende Informationsquellen.

Es soll jedoch nicht verkannt werden, daß dies alles nur einen unzureichenden Ersatz für das verlorene Augenlicht darstellt. Darum gilt auch meine ganze Bewunderung den Erblindeten, die ob dieses schweren Schicksalsschlages nicht verzweifeln, sondern durch eine positive Einstellung zum Leben ihre Seelengröße beweisen.

Unsere Dankbarkeit, von einem so schweren Schicksal verschont geblieben zu sein, wollen wir durch unsere Hilfsbereitschaft den Blinden gegenüber jederzeit bezeugen.

Sektionschef Dr. Benno Schaginger
Generalpostdirektor

Ich liebe „Unser Schaffen"

Als Sohn eines Journalisten aus der einst berühmten Wiener Journalistenschule bin ich seit meiner Kindheit mit dem Zeitungs- und Zeitschriftenwesen vertraut. Ein alter und gewiß berechtigter Grundsatz der Redakteure war: Man muß das bringen, was die Leser brauchen, und alles, was langweilig, eintönig oder unnötig wirkt, muß vermieden werden. Diese Regel wird nicht von allen jetzt erscheinenden Blättern befolgt.

Ich kenne nicht alle jetzigen Zeitschriften, halte aber „Unser Schaffen“ für die beste von den mir bekannten. „Unser Schaffen“ ist modern und beruht trotzdem auf dem richtigen Grundsatz, der einst galt und der immer der richtige bleiben wird. Niemand wird eines der schmucken Hefte gähnend aus der Hand legen, denn ihr Inhalt ist mannigfaltig, abwechslungsreich. Jeder findet etwas, das ihn interessiert. Die klug und zweckmäßig ausgewählten Aufsätze regen den Leser zu eigenem Nachdenken an, die Fülle des Gebotenen wird dem Ernst des Lebens, dem Wunsch nach Unterhaltung, dem Humor und dem Gemüt in gleicher Weise gerecht.

Unaufdringlich, aber zielbewußt geleitet, erreicht „Unser Schaffen“ durch die Zusammenfassung verschiedener Themen, von lebensfroher Plauderei bis zu den Ergebnissen der Wissenschaft, den Zweck geistiger Belebung — aber die Vielfältigkeit wird nicht flatterhaft und oberflächlich, der Grundgedanke bleibt unvergessen und unvergeßlich: Die Sehenden mögen sich mit den Erblindeten zusammenfinden, denn sie alle sind Brüder und Schwestern. Das ist's, was mir gefällt, und darum achte und liebe ich „Unser Schaffen“.

Dr. Egon Komorzynski
Akademieprofessor

Sehr geehrte Redaktion!

Ihr sehr geschätzter Mitarbeiter Prof. Dr. Hans Nüchtern hat es als Dichter sehr schön ausgesprochen, was über die hohen Verdienste Ihrer immer lebendig von Obmann Robert Vogel hervorragend künstlerisch gestalteten Zeitschrift „Unser Schaffen“ zu sagen ist. Mit besten Wünschen für die Zukunft und vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener

Ferdinand Onno
Schauspieler

ANNA LAUBE:

BERGWEIHNACHT

Puchenstuben, eine der letzten Pilgerstationen auf der Wallfahrt nach Mariazell, liegt auf einer Bergschneide. Die Winde brausen dort heftiger als im flachen Land, und der Schnee bleibt weit bis ins Frühjahr liegen. Es war am 24. Dezember. Die ganze Nacht hatte es in dichten Flocken geschneit, die Bergstraße war unpassierbar. Aus dem Hotel konnte man nicht heraus, da mußte erst der Schneepflug einen Weg bahnen. Bei der Toreinfahrt schaufelte groß und klein, alt und jung. Endlich ebnete der Schneepflug einen Streifen auf der Straße, und bald darauf rollte der Autobus vorbei. Inzwischen war die Toreinfahrt ausgeschaufelt und alles beeilte sich, ins Freie zu kommen. Von der Straße abbiegend, führten knietiefe Spuren zur Kirche und gerade in den Friedhof hinein. Vor dem schmiedeeisernen Tor wollte ich umkehren, weil es unmöglich schien, weiter vorzudringen.

Da bemerkte ich nicht weit von mir eine dunkle Frauengestalt. Es war eine Bäuerin, die bemüht war, die Schneemassen von dem Grabe, von dem nur die Spitze des Eisenkreuzes zu sehen war, wegzuschaufeln. Gebannt blieb ich stehen. Nun entnahm die Bäuerin ihrem Beutel vorsichtig etwas Grünes und Zartes — und ein Tannenbäumchen kam zum Vorschein. Das setzte sie vor das Kreuz in den Schnee ein. Mit Kerzen und Flittergold wurde es zärtlich geschmückt. Die Hände des Weibes waren in der empfindlichen Kälte ganz blau geworden. War es ihr Kind, das hier ruhte, oder vielleicht der Bauer selber? Ich habe es nie erfahren, weil ich die Andacht der Trauernden nicht stören wollte.

In Gedanken versunken kehrte ich um. Ich sah visionär die Bäume meines Heimatwaldes voll Eiszapfen behangen und hörte den Vater zu uns sprechen: „Heute wird das Christkind kommen.“ Wie klopfte damals

mein Herz in freudigem Vorgefühl — und wie brannten die Ohren in der grimmigen Kälte! Was hatte nicht Güte und Elternliebe alles beschert! Ihr guten Eltern, nun ruht ihr auch schon längst auf jener Stätte des Friedens.

Gegen zwölf Uhr Mitternacht läuteten die Glocken der Dorfkirche zur Christmette. Über alle Hänge herauf und hinab nahten die Bauern mit ihren Laternen und bahnten sich mühselig ihren Weg. Der Himmel war noch immer grau verhangen. Aber der Schnee glitzerte und funkelte im Bannkreis der Lichter. Aber — was war dort hinter der Kirche für ein mildes Leuchten? Neugierig schauten die dichtvermummten Mädel und Buben durchs Friedhofsgitter. Und da rief schon eines der Kinder: „O du mei! Da hat leicht's Christkindl selm a Bamerl anzündt!"

Es war das Bäumchen auf dem Grabe, das im Kerzenschein und Goldgefunkel fast überirdisch schön im Dunkel des verhangenen Himmels erglänzte. Die Männer nahmen die Hüte ab und die Kinder sangen — ohne Geheiß, nur aus dem tiefsten Herzen heraus das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht" — und dann erst stapfte der lange Zug in das geöffnete Kirchentor. Das weithin leuchtende Christbäumchen im Schneegeglitzer und der ergreifende Gesang der Bergkinder hatten mich über alles Erdenhafte emporgehoben und in jene Rührung und Glückseligkeit versetzt, die ahnungsvoll ins Ewige führt.

ROBERT KNOTEK:

Der Zigeunerdoktor

In jener Zeit, als die fahrenden Leute noch ungebundener und nach heutiger Auffassung romantischer lebten, genoß der Doktor G. in einem Tiroler Bergort bei ihnen großes Ansehen. Sie fuhren von weit und breit mit ihren schmalen Rössern und Wohn- oder Plachenwagen zu ihm, weil er ihnen nicht nur gerne half, sondern auch den richtigen Umgangston für Zigeuner hatte, mochten die Umherziehenden nun tatsächlich dem rätselvollen Volk angehören oder nur seine Eigenschaften angenommen haben. Der Doktor brauchte nicht angstvoll seine Taschen zuzuknöpfen, er bekam sogar noch etwas hinein, sozusagen als Zubuße zu seinem Gewerbe, das er ja teilweise ebenfalls im Umherziehen ausübte. Die Leutseligkeit schadete dem Doktor keineswegs in seinem Ansehen, im Gegenteil, die Bürgerlichkeit liebte seine Stammtischerzählungen und wenn ihm der Wein schmeckte, den er dem Bier vorzog, trank man ihm mit Vergnügen zu. Er heilte zerschlagene Schädel mit der gleichen Gewissenhaftigkeit, mit der er ein Bein schiente oder einem kranken Magen mit einem Hungerrezept half.

Eines Abends wandelte der Doktor beschwingt heim, wenn man das Pendeln von Straßenseite zu Straßenseite im Kampf mit der Schwerkraft so nennen kann. Weiß Gott, warum der Wirt dort drüben einen so guten Roten hatte, daß man sich einen Vorrat anlegen mußte wie ein Kamel, das in die Wüste geht. Auf einem Wiesenplatz, den sich die Zigeuner immer zur Ruhestätte erkoren, sah der Doktor eine sehr bewegte Gruppe und wenn ihn die Sinne nicht vollends trogen, gingen dort ein paar mit dem Messer aufeinander los. Er brauchte gar nicht zu halbieren, falls er doppelt sah, in den tiefen Frieden seiner ziemlich vorgeschrittenen Betäubung gellten laute Rufe, wie sie einer Schlacht im Altertum angemessen waren. Kühn, wie ihn der Geist machte, der aus seinem Mund roch, schritt er auf die Rauferei zu. Und das Wunder geschah. Wie das Rote Meer beim Durchgang der Juden, stob die Gesellschaft beim Anblick des wackelnden Doktors auseinander.

Er erkannte sie, es waren einige seiner Zigeuner, und sie erkannten, daß ihr Doktor Hilfe bitter not hatte. Sie ließen daher von ihrem Strauß ab, den sie ja nach Lust jederzeit fortsetzen konnten und geleiteten den Medizinmann im Triumphzug heim. Seine fürsorgliche Frage, ob sie etwa einen Verband brauchten, verneinten sie höflich, konnten aber nicht verhindern, daß die böse Fama später behauptete, sie hätten den Doktor zu vergiften versucht. So verständnislos ist die Welt!

ROBERT VOGEL:

Rosi will mitspielen

Es war lieb und entgegenkommend vom Herrn Direktor, daß er mir erlaubt hatte, einige Tage bei meinen Eltern im kleinen Häuschen nahe dem munter plätschernden Bache verbringen zu dürfen, dachte die kleine Rosi, als sie neben ihrer Tante, die sie abgeholt hatte, im Zug saß.

Einige Monate waren nun seit dem Tage vergangen, an dem sie die entgegengesetzte Richtung fuhr, nämlich in das Blindeninstitut. Für Rosi war es ein harter Schlag gewesen, als sich für sie Sonnenschein und Farben für immer entfernten und ihre unglücklichen Eltern, deren einziges Kind sie war, schienen die Tragödie ihres Töchterchens mit dem blonden Haar und den fröhlichen Blauaugen überhaupt nicht überwinden zu können. Dann kam aber doch der Entschluß, der für die künftige Entwicklung der kleinen Rosi der vernünftigste war.

Das Neue Jahr und damit ein neuer Abschnitt im Leben eines Erdenbürgers war angebrochen. Rosi hatte beim Abschied nicht geweint, denn trotz aller Zärtlichkeit, mit der die Eltern ihr begegneten, fühlte sie doch manchmal, daß es nicht mehr ihre Welt war — dort am leise glucksenden Bach mit den vielen Fischlein und den vielfältigen Dingen, die es zu sehen gab.

Die Eltern überließen der Tante gerne die schwere Aufgabe, ihr Rosilein in das Blindeninstitut zu bringen. Sie hatten davon erfahren, welche Bildungsmöglichkeiten gegenwärtig den blinden Kindern offenstehen. Hatte ihnen doch der Herr Direktor bei einer Unterredung davon erzählt, wieviel Blinde das Wissen, welches ihnen das Blindeninstitut vermittelt, im Berufsleben verwerten und als nützliche Menschen ihr eigenes Brot verdienen.

Es war vor zwei Jahren gewesen, da hatte Rosi mit einigen anderen Kindern beim Bach gespielt; sie hatten ein Eisenstück gefunden und dieses mit aller Kraft auf einen großen Stein mitten in den Bach geworfen. Eine furchtbare Detonation erfolgte und der letzte barbarische Krieg hatte nach vielen Jahren noch ein Opfer gefunden. Rosi lag blutüberströmt auf dem Boden, ihre Spielgefährtinnen hatten ihr den Wurf überlassen. Entsetzt über das Unglück, liefen sie in panischem Schrecken davon, um Hilfe zu holen. Sie kam rasch, aber dennoch zu spät; einige Splitter dieser Granate unbekannter Herkunft hatten Rosis Augen zerstört!

Dies alles überdachte unsere Kleine, als sie nun klopfenden Herzens voll freudiger Erwartung dem Elternhaus näherkam.

Sie mußte den Eltern alles berichten, was sie in der neuen Welt erlebt hatte und die Frage beantworten, ob sie sich schon eingewöhnt habe. „Es war am Anfang nicht leicht“, erzählte Rosi. „Ich habe öfters Heimweh gehabt. Dann sind aber die anderen Mädchen gekommen, haben mich getröstet und mir in jeder Weise geholfen. Meine Lehrerin war so geduldig, als ich zuerst etwas Mühe hatte mit der Blindenschrift. Jetzt aber kann ich schon das ganze Alphabet und habe auch ein Übungsbuch mitgebracht. Wir spielen die verschiedensten Spiele im Blindeninstitut, wie Domino, ‚Mensch ärgere dich nicht‘, und die größeren spielen sogar Schach. Wir lernen alles möglichst selbständig zu machen und die ganz großen Mädchen lernen auch kochen. Wenn ich fleißig bin — hat die Frau Lehrerin gesagt —, darf ich bald Maschinschreiben und auch Fremdsprachen erlernen.“ Da staunten die Eltern über die Pläne ihrer Rosi und freuten sich, daß sie so zuversichtlich und über ihr schweres Schicksal schon hinweggekommen war.

Am nächsten Morgen, es war Christi Himmelfahrt, bat Rosi, man möge mit ihr

---

Die Weihnachtsfeier der Hilfsgemeinschaft

Am Dienstag, dem 16. Dezember 1958, um 15 Uhr 30, findet wie alljährlich im Saale des Schwechaterhofes, Wien III. Landstraßer Hauptstraße 97, unsere Weihnachtsfeier statt. Alle Mitglieder und Blindenfreunde sind dazu herzlichst eingeladen. Eintritt und Garderobe frei.

LOUIS-BRAILLE-PREISAUSSCHREIBEN

Anläßlich des 150. Geburtstages des genialen Schöpfers der Blindenschrift, Louis Braille, veranstaltet „Unser Schaffen" ein interessantes Preisausschreiben. In der Jännernummer werden die Leser mit der Blindenschrift in Reliefausführung bekanntgemacht und werden Gelegenheit haben, wertvolle Buchpreise für die richtige Entzifferung eines in Blindenschrift wiedergegebenen berühmten Zitates zu gewinnen.

Nähere Erklärungen bitten wir der Jännernummer 1959 von „Unser Schaffen" zu entnehmen.

zum Bach gehen, dort wollte sie gerne allein sitzen und die Schönheit dieses herrlichen Maitages genießen. Gerne erfüllte die Mutter ihren Wunsch, und Rosi saß nun da mit ihrem Übungsbuch. Ganz sachte glitten ihre bereits etwas geübten Finger über die Zeilen und ertasteten Wort für Wort und Satz für Satz. Die Bienen summten im alten Apfelbaume des Nachbargartens, der fast bis zum Bach reichte, und der Duft seiner Blüten mengte sich mit dem des Flieders. Und da war der Kuckuck, und viele Vögel sangen im Wald, der bis zum gegenüberliegenden Bachufer reichte. Die Sonne begrüßte Rosi ebenfalls mit ihren Strahlen, deren Wärme ihr Innerstes erfüllte und beglückend in ihr Herz drang.

Frohe Kinderstimmen von der kleinen Wiese beim Bach drangen an Rosis Ohr. Das waren ihre Freundinnen! Hoffentlich gibt es nicht wieder ein Eisen hier beim Bach, das man ins Wasser werfen kann, dachte Rosi.

Sie kamen immer näher, diese fröhlichen Kinderstimmen. „Was sollen wir jetzt spielen?" fragte die kleine Grete mit den langen Zöpfen, die herumbaumelten, wenn sie munter herumsprang. „Spielen wir Fangerln", rief ein Mädchen. „Ach nein, das ist fad, das haben wir schon gespielt." — „Dann Verstecken." Auch dieser Vorschlag schien nicht die allgemeine Zustimmung zu finden.

Rosi saß, den Blicken der anderen noch verborgen, hinter einem Strauch. „Wißt ihr was?" rief Edith, die kleinste von ihnen. „Spielen wir ‚blinde Kuh'!" — „Ja, ja, spielen wir ‚blinde Kuh'!"

Rosi horchte auf. Jetzt werden sie sich der Reihe nach die Augen verbinden und werden eine Weile so sein wie ich. Ich habe auch immer mitgespielt, aber dann konnte man immer ein bißchen schwindeln und unter dem Tuch hervorgucken, wenn man den Kopf hob. Man mußte nur trachten, daß der Knoten des Tuches nicht zu fest gebunden war. Da rief man beim Binden ganz einfach „Au" und der Verbinder ließ sich erweichen.

„Also, spielen wir, ja oder nein?" — „Ja", riefen sie im Chor und die ganze Mädchenschar klatschte vergnügt in die Hände. Ganz in der Ferne pfiff die Lokomotive eines Lokalzuges und die Räder polterten über die Schienen.

„Wer hat ein Tuch zum Verbinden der Augen?" rief Edith, deren piepsende Stimme Rosi leicht von den anderen unterscheiden konnte. „Mein Taschentuch ist nicht nur zu klein, sondern auch nicht mehr rein genug", sagtes eines der Mädchen.

Jetzt konnte das Spiel, auf das sie alle sich so gefreut hatten, plötzlich nicht gespielt werden, nur weil keine von ihnen ein Tuch zur Verfügung stellen konnte?

„Hallo!" rief Rosi. Die Kinder verstummten und eilten dem Strauch zu, aus dessen Richtung die Stimme gekommen war. Gab es doch vielleicht eine gütige Fee, die ihnen mit einem Tuch aushelfen wollte? Ja, im Märchen hatte man schon allerhand gelesen und hier am Bach war es immer schon so geheimnisvoll, und es gab die eigenartigsten Laute und Geräusche.

„Ach, das ist ja Rosi!" Und alle stürmten sie auf ihre Freundin zu, umarmten und küßten sie herzlich. „So zeitig bist du schon hier und ganz allein! Bitte erzähle uns etwas vom Institut und was du dort immer machst!" Edith nahm das Buch mit der Blindenschrift und bewunderte die vielen Punkte und konnte nicht begreifen, daß man daraus klug werden konnte.

„Wollt ihr aber jetzt nicht spielen und wenn ihr wollt, spiele ich mit euch mit." — „Was sollen wir denn . . . ?" Edith stockte,

denn angesichts ihrer blinden Freundin wollte sie nicht weitersprechen. Hoffentlich hatte Rosi nicht von ihrer Absicht gehört, „blinde Kuh“ spielen zu wollen.

Rosi hatte es gehört. „Und wolltet ihr nicht ‚blinde Kuh‘ spielen? Und hat euch nicht dazu ein Tuch gefehlt? Ich habe zwar auch kein Tuch, aber ich will mit euch spielen. Ich verspreche euch, daß ich nicht schwindeln werde, wenn ihr mir versprecht, daß ihr, wenn die Reihe an euch ist, eure Augen fest zudrückt und auch nicht schwindelt.“

Es wurde ganz still in der Runde, größte Verlegenheit hatte sich der Kinder, die sonst nicht so feinfühlend waren, bemächtigt. Plötzlich brach Irene in ein jämmerliches Schluchzen aus. „Bitte verzeihe uns, liebe Rosi, daß wir überhaupt auf die Idee gekommen sind, ‚blinde Kuh‘ zu spielen. Wir, die wir damals, als du das Eisen in den Bach und damit deine gesunden Augen weggeworfen hast, so gut davongekommen sind, wir hätten immer an dich und nie an ein so dummes Spiel denken sollen.“ Alle zugleich wollten Rosi um den Hals fallen und ihre Verzeihung erbitten.

Alles Drängen der blinden Freundin, trotzdem das alte Spiel zu spielen, half nichts. Rosi mußte sich in die Mitte setzen und während sie ihren Freundinnen die Blindenschrift erklärte, rief der Kuckuck, sangen die Vögel, summten die Bienen und erfüllten Unmengen von Blüten die Luft mit köstlichem Duft.

Und sie wurden des Zuhörens nicht müde, wenn Rosi ihnen in den wenigen Tagen, die sie nun zu Hause war, von dem Leben im Blindeninstitut erzählte. Die Mutter kam, um Rosi zum Mittagessen zu holen, und alle gingen mit. Voran schritt, einer Königin gleich, die blinde Freundin, gefolgt und heimlich bestaunt von ihren Spielkameradinnen. Sie bewunderten das blinde Mädchen, welches trotz Blindheit verstand, dem Leben doch noch so viel abzuringen.

Über eine Sache haben sie nie mehr gesprochen; es schien eine stillschweigende Vereinbarung getroffen worden zu sein. „Blinde Kuh“ haben sie nie wieder gespielt, selbst dann nicht, wenn ein reines Taschentuch vorhanden gewesen ist.

KURT KLEBERT:

Eine Spezialität für den Weihnachtstisch

Das rasante Tempo unserer Zeit hat viele Gepflogenheiten eingeengt, verändert, ausgelöscht. Die behagliche Vorbereitung auf einen Festtag, auf eine Zeit der Besinnung wird nunmehr durch das heftig pulsierende Leben zurückgedrängt. Weihnachtseinkäufe werden zumeist in der Mittagszeit oder nach Dienstschluß getätigt. Geschenke zu machen wird vielfach nicht mehr zum inneren Bedürfnis, man glaubt sie, um eine Formalität zu erfüllen, geben zu müssen. Mädchen und Buben zwischen zwei und acht Jahren erhalten außer ihren Puppen und Teddybären und grellfarbenen Bilderbüchern oft Soldaten, Kanonen und Sputniks; dann kommt die Zeit des mechanischen Spielzeuges und der Luftdruckgewehre. Der Weg zum Moped und zum Roller ist nicht mehr weit.

Gewiß darf jene Gruppe nicht übersehen werden, die an den alten Gepflogenheiten festhält. Es wird monatelang überlegt, welche Geschenke Kindern und Erwachsenen Freude bereiten können. Das junge Mädchen und der junge Studiosus, die einen kleinen Bogen um die bauende Ameise machen, erhalten ein Buch über Tiere, weil sie um die kleinsten der Kriecher wissen, die auch ihr Leben haben wollen und sich ihre eigene Welt bauen. Wer kennt sie nicht, die Träumenden, die Vorstoßenden und Zurückziehenden, die mit seltsam begehrendem Blick an unseren großen Bauwerken vorbeigehen, scheu durch die Galerien ziehen und in ihre elterliche Wohnung zurückkehren! Wer kennt sie nicht, diese jungen Träumer! Auf sie soll besonders geachtet werden. Für sie ist nicht der Tand der Zeit bestimmt, sie wollen Kunstwerke unserer Erde sehen, sie wollen das Vermächtnis der großen Künstler trinken und aufnehmen, sie wollen durch die Kunst die Welt, ihre Heimat erfassen.

Für all diese Menschen hat der Verlag Brüder Rosenbaum einen Spiegel des österreichischen Kunstlebens allen Interessierten

zugänglich gemacht. An uns, den Erwachsenen, liegt es jetzt, den Verehrern der gegenwärtigen Kunst das Werk „Neue Malerei in Österreich" nahezubringen.

Immer stärker setzte sich in den letzten Jahren die Erkenntnis durch, daß die Entwicklung der modernen Malerei dem auf ihr Zentrum Paris gerichteten Blick nur unvollständig sichtbar wird. Die historische Bedeutung des Beitrages anderer Länder wird heute klarer erkannt als noch vor kurzem, und die internationalen Ausstellungen der letzten Jahre brachten oft überraschende Entdeckungen und Neubewertungen von Werken, die unter unseren Augen entstanden, an denen die Kritik aber zunächst achtlos vorbeigegangen war.

So ist heute auch die Leistung Österreichs, wie die einiger anderer kleiner Länder, aus dem Gesamtbild der europäischen Moderne nicht mehr wegzudenken. Ihre spezifische Eigenart ist freilich vom einzelnen Künstler her nur unvollkommen zu erfassen. Es soll deshalb den schon bestehenden Monographien über ihre bekanntesten Vertreter ein Buch an die Seite gestellt werden, das erstmalig versucht, die historische Entfaltung der neuen österreichischen Malerei in ihrer Gesamtheit zu beschreiben. Erst so zeigt sich nämlich, daß von den Tagen der Sezession bis heute eine Entwicklung stattfand, die sich in vielem der gesamteuropäischen parallel setzen läßt, gleichzeitig aber nie bereit war, gewisse bodenständige Eigenarten von höchstem Reiz zu verleugnen.

Ihre innere Logik und Notwendigkeit darzutun, ist der Hauptzweck des Buches, das daher auf übersichtliche Anordnung größeren Wert legt als auf lexikographische Vollständigkeit. Es will in erster Linie einen Eindruck von jener lebendigen Auseinandersetzung mit der jeweiligen Zeit- und Daseinssituation vermitteln, die jeder künstlerischen Leistung als Grundlage dient. Daß es dies erstmalig im Zusammenhang tut, also die Entwicklung eines halben Jahrhunderts in ihren Höhen und in ihren Tiefen nachzeichnet, wird es nicht nur den Freunden zeitgenössischer Kunst willkommen machen, sondern auch denen, die ihr skeptisch gegenüberstehen. Denn der Weg zu besserem Verständnis führt notwendig über das Erkennen der geschichtlichen Zusammenhänge, in denen das Kunstwerk wurzelt.

Jedem kunstbegeisterten jungen Menschen, jedem, der an dem österreichischen und internationalen Kunstleben teilnimmt, ist das Werk „Neue Malerei in Österreich", erschienen im Verlag Brüder Rosenbaum, ein hinweisender, aufschlußreicher und treuer Freund.

Gerhardt Schmidt „Neue Malerei in Österreich" 3 Textabbildungen 28 Farb- und 68 Schwarztafeln.

Ein Freudentag im Hause der Hifsgemeinschaft

Am 27. Oktober fanden sich im Saale der Hilfsgemeinschaft die gesamte Leitung und alle Beschäftigten zu einer Betriebsfeier ein. Auch einige Vertreter des Österreichischen Gewerkschaftsbundes waren der Einladung, an dieser Feier teilzunehmen, gerne gefolgt. Nach festlichen Klängen von Richard Wagner begrüßte Obmann Vogel in seiner Eigenschaft als Geschäftsführer der Verkaufsabteilung alle Anwesenden. Er schilderte in eindrucksvoller Weise den Werdegang der Hilfsgemeinschaft und wies auf die kameradschaftliche Verbundenheit zwischen den sehenden und nichtsehenden Beschäftigten hin.

Der im Jahre 1948 mit nur 100 Schilling in Angriff genommene Aufbau dieser Einrichtung war keine leichte Aufgabe. Nur die große Begeisterung sowohl der blinden wie

auch der sehenden Kollegen und Kolleginnen ermöglichte den raschen Aufstieg. Alle waren sich dessen bewußt, daß ihre Arbeit mit dazu beitrug, das harte Los erblindeter Menschen, welche nicht die Kraft haben, sich selbst zu helfen, zu erleichtern.

Es erfolgte hierauf die Ehrung jener Mitarbeiter, welche bereits mehr als zehn Jahre der Organisation treue Dienste geleistet haben. Die Jubilare, an die Obmann Vogel herzliche Worte des Dankes richtete, waren Kollegin Anna Plechard, Kollegin Hilde Geilschläger und Kollege Franz Pechar. Im Rahmen der Feier wurde auch der Chauffeur des Betriebes, Kollege Herbert Richter, lobend erwähnt. Er hatte sich diese Anerkennung durch sein geistesgegenwärtiges Verhalten anläßlich eines ernsten Autounfalles verdient, wodurch ein schweres Unglück mit unabsehbaren Folgen für die Hilfsgemeinschaft verhindert wurde.

Kollege Franz Pechar richtete an Obmann Vogel, welcher ebenfalls mehr als zehn Jahre im Betrieb tätig ist, Worte des Dankes und hob die gute Zusammenarbeit zwischen dem Leiter und seinen Mitarbeitern hervor.

Sekretär Szassny sprach für die Gewerkschaft der Privatangestellten und beglückwünschte die Beschäftigten der Hilfsgemeinschaft zu ihren schönen Erfolgen. Im besonderen wies er auf jene Blinden hin, die ihre Leistungen, welche jedem Bewunderung abzwingen, unter bedeutend schwierigeren Bedingungen als es bei Sehenden der Fall ist, vollbringen müssen.

Dies beweist aber, daß sie durchaus imstande sind, vollwertige Arbeit zu leisten und von den Sehenden nur verlangen, daß sie ihnen das richtige Verständnis entgegenbringen und ihnen, wo es notwendig ist, die helfende Hand reichen.

Kollege Vogel gratuliert Kollegin Frank
Foto H. Vogel

Sekretär Hammer überbrachte die Grüße der Gewerkschaft der Bediensteten im Handel, Transport und Verkehr und schloß sich den Worten des Vorredners an. Er wünschte allen Betriebsangehörigen auch für die Zukunft das Beste.

Nachdem noch einige Leitungsmitglieder sowie die Betriebsräte herzliche Worte ausgesprochen hatten, vereinigten sich alle Gäste und Kollegen in ausgezeichneter Stimmung zu einem Festmahl. Viele Erinnerungen wurden ausgetauscht und alle waren von der Zuversicht erfüllt, daß die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs noch viele Jubiläen feiern wird.

DER BEZUGSPREIS FÜR „UNSER SCHAFFEN“ BETRÄGT:

Jahresabonnement	S 40.—
1/2-Jahresabonnement	S 20.—
Förderungs-Jahresabonnement	S 60.—
Förderungs-1/2-Jahresabonnement . .	S 30.—

Abonnementsbestellungen nimmt die Administration schriftlich oder telephonisch entgegen.

WIEN XII. SINGRIENERGASSE 19 · TEL. 54 31 92/Klappe 91

Postsparkassenkonto 25.700

Aus dem Leben der polnischen Blinden

Im Jahre 1957 erreichte der Verband polnischer Blinder 8935 Mitglieder, welche in 17 Wojwodschafts-, in 101 Bezirks- und in 77 Gruppenorganisationen zusammengefaßt sind. Der Verband beschäftigt 180 Angestellte, von denen 49 blind sind. Im Jahre 1957 erhielten vom Verband 1212 Blinde weiße Stöcke, 925 Blinde Uhren für Blinde, ferner wurden 50 Schreibmaschinen für Blindenschrift an Blinde ausgefolgt. 260 Mitglieder und deren Begleiter kamen in die „Verbands"-Heilstätte Merszyn im Tatra-Gebirge, die schon vor dem Krieg vom Verband der Kriegsblinden ausgebaut wurde. Pflege und Erholung wurde auf Kosten des Staates oder Verbandes 380 Blinden gewährt. Für 333 blinde Kinder wurde ein vierwöchiger Aufenthalt in der Ferienkolonie am Baltischen Meer und in der Nähe ein Lager für 27 blinde Studenten geschaffen. In der Kinderkolonie beherbergte der Verband 10 blinde Kinder und 3 Erzieher. In 221 Wohnungen wurde für Blinde der Rundfunkempfang eingerichtet. An 4953 Blinde wurde vom Verband Hilfe in verschiedenen Angelegenheiten gegeben.

In Polen gibt es 4629 arbeitende Blinde, von denen 577 geistige Arbeiter sind. 2786 Blinde arbeiten in Genossenschaften, welche aus dem Verband der Invalidengenossenschaft herausgenommen wurden und nunmehr einen selbständigen Genossenschaftsverband darstellen. Die Industrie beschäftigt 502 Blinde, in der Landwirtschaft arbeiten 501 und als selbständige Gewerbetreibende und Kaufleute 217 Blinde. 106 Blinde sind in verschiedenen anderen Arbeitsverhältnissen. Unter den Arbeitern stehen die Bürstenbinder an erster Stelle, von denen es 1634 gibt. Nach ihnen kommen die Landarbeiter (601), mit der Herstellung von Metallwaren sind 495 und als Maschinenflechter 381 Blinde tätig. Die Anzahl der Fächer, in denen sich die Blinden gut bewähren, überschreitet schon die Zahl 30. Die Zahl der Blinden, die beim „Verband" beschäftigt sind, und jener, welche administrative Arbeit bei den Genossenschaften leisten, beläuft sich auf 162, der Masseure auf 148, der in Handels- und Erzeugnisunternehmungen tätigen Blinden auf 99, der Musiker, Sänger und Stimmer auf 64, der Lehrer auf 49, der Telephonisten auf 35 und jener der Advokaten, Literaten und Redakteure auf 23. Für arbeitsunfähige Blinde gibt es in Polen 4 staatliche Versorgungsanstalten.

In 5 Blindenschulen wurden im Jahre 1957 578 Kinder erzogen. Sie wurden für die Berufe des Flechtens, Webens, Tapezierens, der Metallbearbeitung und für den der Masseure vorbereitet. An Mittelschulen für Blinde studierten 46 und an Hochschulen 34 Personen.

Die polnische Blindenbücherei in Warschau hat 6 Nebenstellen in den Wojwodschaften. Im vergangenen Jahr gab es dort 871 Leser, die den Büchereien 11.130 Bücher entliehen. Die Hauptzeitschrift der Blinden, „Der Fackelzug", hat eine Auflage von 925 Exemplaren. Außer dieser erscheinen noch die Monatsschrift „Unsere Welt" sowie einige Zeitschriften für die Jugend. Vierteljährlich erscheinen die Zeitschriften „Der blinde Masseur" und „Der blinde Schauspieler". Im Jahre 1957 wurden Lehrbücher für Bürstenbinder, Schriften für Masseure, ein Lehrbuch für Esperanto, 5 Hefte des Rundfunkkurses für Englisch, eine Reihe literarischer Bände und 35 Lehrbücher für die Schule herausgegeben.

Wer nur die Welt von außen schaut . . .

Wer nur die Welt von außen schaut
und sie von außen her erbaut,
sieht Dinge zwar, die wirklich sind,
doch für ihr Wesen bleibt er blind.

Doch wer von innen sieht die Welt
und sie von innen her erstellt,
der schaut ins Leben selbst hinein,
ins wirklich echte wahre Sein.

Heinz Appenzeller
(Zürich)

LUDWIG ZANT:

Christkindlmarkt und Krippenspiel

In wenigen Wochen werden wir wieder im Kreise unserer Familie das Weihnachtsfest feiern und die meisten von uns werden sicher schon jetzt bestrebt sein, jene Geschenke zu besorgen, die dazu dienen sollen, unsere Liebsten zu erfreuen. Zur rechten Zeit wird auch noch der Christbaum gekauft werden, der dann am Heiligen Abend in hellem Kerzenschein erstrahlen wird. In Familien, die mit Kindern gesegnet sind, wird der prachtvolle Christbaum noch zusätzlich mit glitzerndem Schmuck und verschiedenen Leckereien behängt werden, und in vielen Familien werden wir überdies auf einem Tisch auch eine mehr oder minder figurenreiche Weihnachtskrippe aufgestellt sehen.

Anders können wir uns ein Weihnachtsfest gar nicht vorstellen, und trotzdem ist dieses schöne Familienfest nicht immer auf die uns so vertraute Art gefeiert worden.

Wenn wir in alten Wiener Chroniken blättern, so entnehmen wir, daß zur Weihnachtszeit nur die jeweiligen Landesfürsten mit Gaben bedacht wurden. Das aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende sogenannte Fürstenbuch berichtet, daß die Bürgerschaft dem Landesherrn einige Rinder und köstlich' Brot überreichte und dazu noch silberne Becherlein und güldene Spangen. Wenige Jahrzehnte später wurden auch die Beamten des Hofes mit vielerlei Gaben bedacht und zu guter Letzt wurden sogar die Türhüter mit kleinen Geschenken beteilt. Erst zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts kam man endgültig davon ab, denn es schien unziemend, eine Bescherung durchzuführen, die weit eher einem Tribut oder gar einer Bestechung glich. Dafür war es aber endlich gebräuchlich geworden, kleinere Bescherungen in der Familie abzuhalten. Vorher waren sogar die Kinder zu Weihnachten leer ausgegangen, denn anno dazumal war es in Wien gebräuchlich, den Kleinen lediglich zum Fest des heiligen Nikolaus einige Süßigkeiten zu schenken. Die Initiatoren der Weihnachtsbescherungen dürften die Bäcker und Lebzelter gewesen sein, denn sie erwirkten im siebzehnten Jahrhundert die Erlaubnis, um die Weihnachtszeit in hölzernen Buden, die auf der Brandstätte und dann auch auf dem Graben aufgestellt wurden, ihre leckeren Waren feilzubieten.

Damit wären wir also dem Vorläufer des Wiener Christkindlmarktes auf die Spur gekommen! Diese Bezeichnung wurde damals allerdings noch nicht gebraucht, denn unsere Vorfahren sprachen nur vom „Thomasmarkt". Anno 1764 übersiedelten die Verkäufer auf die Freyung, und da die Buden bereits anfangs Dezember errichtet wurden, kam die neue Benennung „Nikolo- und Weihnachtsmarkt" auf. Außer Lebkuchen und sonstigen Leckereien gab es noch Äpfel und Nüsse zu kaufen, aber auch Krippen, Christkindchen und vielerlei Figuren, wie kleine Esel und sonstiges Hausgetier sowie lustig gekleidete Hanswurstpuppen. Als immer kunstvoller verfertigte Krippen in Wien verkauft wurden, wurde die festlich anmutende Budenstadt als „Krippenmarkt" bezeichnet, und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gab es endlich auch duftende Wachslichter und als Zimmerschmuck dunkle Tannenzweige, die mit bunten Bändern und Goldflitter geputzt waren.

Der Weihnachtsbaum ist, genau genommen, in unserem Lande ein Fremdling, denn die erste als Christbaum geschmückte Tanne wurde Anno 1605 in Straßburg aufgestellt und 1757 vermeldet die Chronik zum erstenmal aus Norddeutschland das Anbrennen von Wachslichtern auf den Weihnachtsbäumen. Und wenn wir schon in den alten Folianten blättern, dann wird uns daraus kund, daß im Jahre 1817 der erste Christbaum in Wien im Hause des Siegers von Aspern — Erzherzog Karl — aufgestellt worden war, dessen Gattin aus Norddeutschland stammte. Andere namhafte Persönlichkeiten nahmen diesen Brauch auf, so etwa der Hofschauspieler Heinrich Anschütz, Friedrich von Gentz und Anton Schurz, der Schwager des Dichters Nikolaus Lenau. Allmählich machte dieser Brauch von sich reden und von da an war der Christbaum überall gang und gäbe. Da nun auf dem Krippenmarkt auch Tannen verkauft

wurden, verlegte man 1842 die Budenstadt von der Freyung auf den viel geräumigeren Platz Am Hof und nun weiß die Chronik auch die uns so vertraute Bezeichnung „Christkindlmarkt" zu vermelden.

Etliche Jahrhunderte vor dem Christbaum war in Wien die Krippe heimisch geworden, deren Ursprung auf den heiligen Franziskus von Assisi zurückgeht. Durch seine Ordensbrüder kam sie von Italien nach Tirol und von da aus bis nach Wien. Zunächst durften die Weihnachtskrippen nur in den Kirchen aufgestellt werden, aber da man in den Gotteshäusern bereits im sechzehnten Jahrhundert weihnachtliche Spiele um die Krippe veranstaltete, wurde vor allem beim bäuerlichen Volk der Wunsch laut, eigene Krippen im Heim zu besitzen. Diesem Wunsch wurde Rechnung getragen und so entstanden vorwiegend in den Alpentälern herrliche Weihnachtskrippen, von denen wir einige besonders prachtvolle historische Stücke im Österreichischen Museum für Volkskunde in der Laudongasse sehen können. Als die Weihnachtskrippen auch auf den Wiener Märkten verkauft wurden und die kirchlichen Spiele um die Krippe abkamen, griffen Wiener Marionetten- und Puppenspieler den Gedanken des Krippenspieles auf.

Die Lokalhistoriker wissen von manchen geschickten Theaterprinzipalen zu berichten, die zur Weihnachtszeit mit Marionetten bäuerliche Krippenspiele nach alten Texten aufführten. Am berühmtesten war das Spiel einer gewissen Barbara Müller, die man schlicht und einfach die Frau Godel nannte. Besagte Prinzipalin hatte ihr Unternehmen auf dem Strozzigrund, in der heutigen Lerchenfelder Straße. Gegen Ende des ersten Weltkrieges kam dieser schöne volkstümliche Brauch ab und die alten weihnachtlichen Marionetten wurden in jenen Tagen, da an Brennmaterial Mangel herrschte, ohne Bedenken verbrannt. Wer hätte auch ein Veto erheben sollen! Die alten Marionettenspieler waren gestorben und die Wiener hatten in den Zeiten der Not keinen Sinn für märchenhafte Romantik. Ja — und so wäre die Gepflogenheit, zu Weihnachten mit Marionetten bäuerliche Krippenspiele abzuhalten, nur mehr historische Erinnerung —, wenn es nicht auch heute noch ideal denkende Romantiker geben würde.

Der Lokalhistoriker der Gegenwart will abschließend vermelden, daß die bereits seit einem Jahr bestehende Unternehmung des jungen Wiener Prinzipals Josef Biedermann an seiner Bühne im fünfzehnten Bezirk in der Avedikstraße 27 von der zweiten Hälfte des Dezembers bis zum Dreikönigstag ein bäuerliches Krippenspiel nach Alt-Wiener Art aufführt. Den auch an vielen Volkshochschulen bekannten „Wiener Marionettenspielen" der Biedermännischen Spielschar ist es also zu danken, daß nun nach vielen Jahrzehnten ein altes Brauchtum wieder zu neuem Leben erwacht — und damit ist den Freunden wahrer Volkskunst quasi vom Christkindl eine besondere Gabe beschert worden!

HANS JÜLLIG:

Bertha von Suttner weist den Weg

Die Wohnung der Baronin in der Zedlitzgasse in Wien. Es war am 19. Juni 1914. Ein Leser der „Friedenswarte" bittet, vorgelassen zu werden. Er findet die greise Schriftstellerin auf einem Sofa. Sie ist mit einem warmen Tuch zugedeckt und entschuldigt sich, daß sie sich nicht erheben könne, sie fühle sich etwas matt. — Ob man ihr einige Fragen stellen dürfe?

„Warum nicht? Was möchten Sie wissen?" Sie weist ihm einen Stuhl an. Der Besucher neigt sich vor, faltet die Hände mit gespreizten Fingern, läßt die Blicke im Raum umherschweifen — dann sagt er: „Gnädige Frau, ich lese die ‚Friedenswarte' wie ein Evangelium, und jedes Ihrer Worte ist mir heilig." Ein gütiges Lächeln fliegt über das müde Gesicht der Schriftstellerin: „Was sind Sie von Beruf?" — „Ich bin Volksschullehrer in der Provinz. Ich tausche dort immer mit meinen Freunden die Gedanken über den Inhalt Ihres so schönen Blattes aus." — „Ich wäre froh, das Blatt wäre weniger schön und dafür der Inhalt erfreulicher."

„Ja — also, was denken Sie gnädige Frau über die gegenwärtige Lage?" — „Ach — was soll ich Ihnen sagen? Es ist trostlos, trostlos! Wir haben für den 17. September

einen Friedenskongreß nach Wien einberufen, aber wer kann sagen, ob es möglich sein wird, ihn abzuhalten? — Das Traurige, das Blödsinnige, das schier Trostlose überwiegt ja in dem, was die Zeitungen alle Tage bringen. Es gibt zwei Wahnsinnsarten, mit denen sich unsere Zeitgenossen gegenseitig politisch martern: Den Nationalwahn und den Rüstungswahn."

„Ich selbst war früher auch deutschnational", gesteht der Lehrer, „aber jetzt sehe ich ein, daß das alles doch nur zum Wettrüsten führt." — „Nicht wahr? Der Nationalismus blüht ja überall! Sie haben doch gewiß gelesen, daß infolge der Straßenkrawalle zwischen Italienern und Slowenen in Triest die Italiener des Reiches, namentlich die Studenten, allenthalben antiösterreichische Demonstrationen veranstalten . . ."

„Ja! In Venedig haben sie doch eine österreichische Fahne zerrissen!" Traurig nickte die Baronin: „Es wird den Dreibund sehr gefährden. Unsere Delegationen, das gemeinsame österreichisch-ungarische Parlament, fordern dementsprechend nahezu eine Milliarde Goldkronen für Verstärkung von Heer und Flotte — freilich immer unter dem höflichen Hinweis darauf, daß wir mit allen fremden Mächten in korrekten, freundlichen Beziehungen stehen. Die beiden europäischen Mächtebündnisse betreiben auch wieder ihr schablonenhaftes ‚*Engerknüpfen*'. So wurde zum Beispiel der Besuch des englischen Königspaares in Paris vom 21. April dieses Jahres in diesem Sinne gedeutet. Daß im vorigen Jahr die britische Majestät in Berlin war, wird übersehen. Außerdem verlangen die Imperialisten im Westen, daß sich die *Entente Cordiale* zu einem kriegerischen Schutz- und Trutzbündnis verdichten solle, was freilich wieder zu feierlichen Ableugnungen und heftigen Kommentaren Anlaß gab. Auch der Dreibund wird immer *fester* und *fester geknüpft* und die beiden Gegenbündnisse rühmen sich, daß die Erhaltung des Friedens gerade dem einen oder dem anderen, je nach Zugehörigkeit des Redners, zu verdanken ist. Manche geben sogar höflich zu, daß beiden Bündnissen dieser *kostbare Friede* — oh, die Völker wissen, wie *kostbar*, denn sie zahlen ihn — zu danken ist. Man wahrt das berühmte ‚*Gleichgewicht*', bei dessen geringster Störung die Friedenswächter doch offenbar über einander herfallen müssen." Bitter zustimmend, lachte der Lehrer.

„Und noch immer, trotz all diesen Widersinns, wird gezögert, die rettende Parole auszugeben . . ." — „Und welche wäre das, Frau Baronin?" — „Wenn Sie mein Blatt gelesen haben, werden Sie es doch wissen: ‚*Einiges Europa*'! ‚*Die Vereinigten Staaten von Europa*'!" — „Ich danke Ihnen, Frau Baronin! Ja, ja — die Vereinigten Staaten von Europa! Ich danke Ihnen, gnädige Frau! Es wird mir unvergeßlich bleiben, was Sie gesagt haben — unvergeßlich — ich danke!"

„Leben Sie wohl, lieber Freund, und wirken Sie in diesem Sinne! Der Weg dahin ist noch weit, und wir brauchen viele, viele Mithelfer!" — „Wir werden für den Gedanken wirken, Frau Baronin, seien Sie gewiß — ich danke!" Der Lehrer zieht sich mit tiefen, etwas linkischen Verbeugungen zurück.

Zwei Tage später muß er in der Zeitung lesen, und die Tränen rinnen ihm über die Wangen, daß Bertha von Suttner gestorben sei. Und was geschah einen Monat später?

Illustration: Klumbies

Traurig

Das Musical My Fair Lady, das auf Pygmalion von Shaw beruht, ist in New York auf Monate hinaus ausverkauft. In einer Vorstellung saßen zwei Damen in der ersten Reihe. Zwischen ihnen war ein Platz frei. In der Pause sagte die eine: „Ich habe auf meine Karte acht Monate warten müssen."

„Ich auch", sagte die andere.

„Zu schade um diesen leeren Platz!" meinte die erste.

„Der gehört mir ebenfalls", entgegnete die andere. „Er war für meinen Mann bestimmt. Nur ist er inzwischen gestorben."

„Hätten Sie dann nicht einen Ihrer Bekannten mitnehmen können?"

„Leider nicht", sagte sie bedauernd. „Die sind alle auf der Beerdigung."

ERIKA KLIER:

Nächtliche Begegnung

Eine finstere, stürmische Nacht. Kein Stern ist am Himmel zu sehen, und auch der Mond hat sich hinter schweren Wetterwolken versteckt. Mühsam, mit der vom Sturm wildflackernden Laterne seinen Weg suchend, stapft der Gschwandner-Michel seinem Heimatort zu. Er war im Nachbarort seine Braut besuchen und abends dann mit ihr bei der „Goldenen Gans" tanzen. Der Tag war ja ganz schön gewesen, aber jetzt ärgert sich der Michel schon den ganzen Weg über schrecklich, daß ihn seine Gretl bei dem Sturm und bei der Finsternis nach Hause geschickt hat.

Je schwieriger und unübersichtlicher der Weg wird, desto unguter wird dem Michel zumute. In letzter Zeit wurden hier auf dieser Strecke einige Überfälle verübt — und wenn der Michel auch kein Feigling ist, so bangt er doch um seinen Sonntagsstaat und besonders um seine Uhr und seine dicke Uhrkette mit dem schönen Anhängsel darauf!

Aufmerksam schaut Michel nach allen Seiten. Der Platz ist aber auch wie geschaffen für einen Überfall, auf der einen Seite der Straße ein reißender kleiner Gebirgsbach, auf der anderen Seite ein dichter Hochwald. Kein Haus — nichts —, nur Finsternis und Einsamkeit!

Da — was ist das? — Ungefähr dreißig Meter vor Michel blinkt ein Licht auf — und kommt langsam auf ihn zu. Michel bleibt wie angewurzelt stehen. Das entgegenkommende Licht bleibt plötzlich auch stehen!

„Sakra, sakra, des is oaner mit oan Liacht. Da is am gscheitesten, i bleib a weng stehn und wart, bis daß er nähander kimmt." Gesagt, getan. Michel bleibt wie ein Baum stehen und blickt ängstlich nach dem Licht. Doch das rührt sich nicht, bleibt ruhig — und da —, jetzt verlöscht es gar! „Sakra, sakra, was is denn nocha des?" schimpft Michel vor sich hin. „Mir scheint gar, der hat's auf mi abg'sehn!" Angstschweiß tritt Michel auf die Stirn, und zögernd tappen seine Finger nach der dicken, silbernen Uhrkette mit den schönen Anhängseln darauf. In einem Anhängsel ist gar das Bild seiner Braut, der Gretel, drinnen, um das ihm besonders leid wäre.

„Was mach i denn hiazt? Mit an nimm i's ja leicht auf", sinniert Michel indessen laut weiter, „was mach i aber, wann's mehra san? Am besten is", führt er sein Selbstgespräch weiter, „i lösch a mei Liacht aus, schlag mi in den Wald eini, geh drin a weng weiter und geh später wieder auf d' Straßen obi." Michel läßt diesen klugen Gedanken gleich die Tat folgen, löscht seine Laterne, bleibt eine Weile noch ruhig stehen und schleicht dann leise in den Wald hinein. Mühsam kämpft er sich durch die Dunkelheit, behutsam setzt er Schritt vor Schritt. Da — heftig prallt er an einen ihm Entgegenkommenden. Auch der schreit auf, läßt, wie Michel, seine Laterne fallen — und bald liegen beide keuchend und heftig aufeinander einschlagend auf dem Waldboden. Immer wilder werden die Schläge, immer kräftiger die Flüche! Auf einmal kommt Michel die schimpfende Stimme seines Gegners bekannt vor.

„Halt aus a weng", keucht er, „bist du net der Kloanbichler-Sepp?" Der Griff des Gegners lockert sich. „Freili", läßt sich nun dieser hören, „bin i der Sepp. Und wann mi net alles täuscht, bist du der Gschwadner-Michel!" — „Ja, du täuscht di net", sagt nun Michel, sich mühsam aufrichtend, „der bin i!"

Nach diesem beiderseitigen Erkennen drücken sich beide erleichtert aufatmend die Hand und helfen sich auf. „Na, so was", läßt sich der Michel wieder hören, „jetzt hätt i bald di, mein zuakünftigen Schwager, daschlag'n." — „Na, gar a so", sagt der Sepp, „i hab a kan schlechten Griff! Aber sag amal, was machst denn du da, in der Nacht, auf der Landstraßen?" — „Na hörst, des is a blöde Frag", sagt darauf der Michel, „hoamgehn tua i — natürli. Und was machst du?" — „I geh a hoam — natürli!" — „Und warum durch'n Wald und net auf da Straß'n?" — „Weil i dem auf mi zukommenden Liacht ausweich'n hab woll'n. Du woaßt ja, Michel, da is in letzter Zeit net grad geheuer. Und warum gehst du durch'n Wald?" — „I hab a dem mir entgegenkommenden Liacht ausweich'n woll'n. I hab ja net wiss'n kenna, daß das du bist, Sepp!" — „Na, da ham mir

zwoa uns ja schen gegenseitig zum Narrn g'halten. Aber sag amal, Michel, warum bist denn du net bei meiner Schwester, der Gretl, blieb'n?"

„Weil s' mi z'Haus g'schickt hat! Und warum, Sepp, bist du net bei meiner Schwester, der Anna, blieb'n?" — „Weil mi di Anna a z'Haus g'schickt hat." — „De Frauenzimmer! Zwegn denen ham mir uns fast die Köpf eing'schlag'n!"

Brummelnd sucht Michel nach seiner Laterne. Sepp tut es ihm nach. Nach einiger Zeit finden sie sie endlich, zünden sie an und bahnen sich in ihrem matten Schein nun wieder mühsam einen Weg, zurück zur Landstraße. „Na, dann guate Nacht, Sepp, komm guat ham!" — „Dank schön, du a, guate Nacht!" Sie schütteln sich noch kräftig die Hände — und dann gehen beide auseinander — ihrem Heimatorte zu!

FRIEDRICH SACHER:

Der Engel aus dem Schutt

„Alteisen, Schrott, Metalle" stand vorn auf dem verblichenen Schild des hölzernen Tores zu lesen, durch das man den Lagerplatz betrat. Dieser unterbrach für eine kurze Strecke die steinerne Häuserflucht. Eine Bretterwand grenzte den Platz gegen die Straße hin ab. Jetzt aber wurde da mit Altwaren jeder Art gehandelt. Ein allgemeiner Trödelmarkt hatte sich hier aufgetan.

Ein Zufall hatte den Sammler in diese Gegend geführt. Weil ein Torflügel offen stand, war er aufmerksam geworden. Sein Spürtrieb wurde wach. Er trat ein. Bei seinem Rundgang auf dem Lagerplatz entdeckte er in einem Winkel unter belanglosem Gerümpel einen leicht beschädigten, aber ergreifend schönen Barockengel aus Zinn. Es war ein traurig lächelnder Engel. Er hatte nicht viel Trost zu bieten. Um so echter, wahrhaftiger wirkte er. Vielleicht hatte er einmal an einem Grabmal gedient.

Ob er den haben könne, fragte der Sammler den älteren Mann, der ihn auffallend dienstbeflissen in Empfang genommen und von da an beharrlich begleitet hatte. „O ja, freilich!" sagte der Mann eilfertig und so hocherfreut, daß sich der andere bereits Gedanken zu machen begann über den Geschäftsgang dieses, so schien es, nicht mehr recht standfesten Unternehmens.

„Sind Sie der Besitzer?" fragte der Sammler. „Wo denken Sie hin!" verbesserte ihn der Mann rasch. „Ich bin nur ein Angestellter. Hoffentlich hält sie durch!" fügte er leise hinzu. „Wenn ich nämlich hier entlassen werde, ist es mit mir aus." — „Wieso aus?" — „Ich finde keinen anderen Posten mehr in meinen Jahren."

‚Ja, damit magst du recht haben', dachte sich der Sammler, ‚bei deinen grauen Haaren.' „Wer ist sie also, die — Besitzerin?" fragte er jetzt. „Unser Fräulein natürlich! Kommen Sie bitte weiter, mein Herr!" Der Mann führte den Kunden zu einer Art Bauhütte, in der die Geschäfte abgeschlossen und die Schreibarbeiten erledigt wurden. Der Sammler sah sich zu seiner größten Überraschung einem noch sehr jungen Mädchen gegenüber, das sich jetzt erhob und auf ihn zutrat; voller Erwartung, aber auch mit einigem Kummer im Blick.

Die Begegnung verwirrte ihn. Er verbeugte sich unwillkürlich. Ja, er stellte sich mit Namen vor. Als gehe es hier noch um anderes als einfach um Kauf und Verkauf. Gleich darauf biß er sich unwillig in die Lippen. Er zürnte sich selbst.

Jedoch das Fräulein dankte ihm mit großem Ernst. Sie setzten sich. Es wurde ein richtiges Gespräch. Aber bald betraf es nicht mehr den Zinnengel. Der Grauhaarige im Türrahmen zog sich nach einer Weile mit einem unsicheren Lächeln zurück.

‚Nein', meinte sie, ‚seine Überraschung vorhin sei ihr nicht entgangen. So oder ähnlich habe sie schon mancher andere Blick auch gefragt. Es habe eben dem Geschick gefallen, sie hier auszusetzen, wie den schiffbrüchigen Odysseus an den Strand der —' Sie unterbrach sich. Hatte sie Nausikaa sagen wollen? Fand sie den Vergleich unpassend? Sie errötete.

‚Ja, eigentlich habe sie studiert. Ihre Zeugnisse lägen fein säuberlich in der Tischlade. Aber in dieser Stadt sei ihr Beruf auf absehbare Zeit ausweglos überfüllt. An eine An-

stellung sei, wenn überhaupt, erst nach einigen Wartejahren zu denken.' „Da hat der plötzliche Tod der Großmutter über mich entschieden und mich in diese — Baracke versetzt", schloß das Mädchen.

Es kam ihm vor, als habe sie Bruchbude sagen wollen und es sich im letzten Augenblick überlegt. Sie wurde nun wieder sachlich. ‚Warum habe ich ihm das alles gesagt', dachte sie. ‚Warum mußte ich das sagen und habe es doch gar nicht gewollt?'

Er war mit einemmal sehr aufgeräumt. Sie interessierte ihn. Überhaupt, ihr so merkwürdig ähnlicher Fall, war er ein bloßer Zufall? War das alles nur ein seltsames Spiel des Lebens? ‚Du mußt sie im Auge behalten!' entschied er bei sich.

Sie wurden rasch über den Preis einig. Ob ihm der Zinnengel ins Haus geschickt werden solle? „Keine Umstände!" lehnte der Sammler ab. „Ich nehme ihn gleich selber mit. So groß und so schwer ist er wieder nicht!"

Der Zinnengel wurde verpackt. Der Sammler ging. Eine Weile nachher trat das Fräulein aus der Tür, bestürzt und mit einer völlig unlogischen Frage. „Anton!" rief sie. „Haben wenigstens Sie ihn um die Adresse gefragt?" — „Ist nicht nötig", beruhigte sie der Arbeiter.

„Ach ja, zu dumm! Er nahm doch das Paket gleich mit", sagte das Fräulein ernüchtert. „Wir brauchen sie gar nicht mehr." — „So meinte ich das nicht", warf der Mann ein. „Der — kommt nämlich wieder", sagte er leise und wandte sich ab.

BILDERBÜCHER FÜR BLINDE KINDER

Mrs. Esserman, der Mutter eines blinden Jungen, ist eine Erfindung zu verdanken, die noch vielen blinden Kindern in aller Welt Freude bereiten wird. Sie hatte den Einfall, Tierbilder aus bestimmten Materialien anzufertigen und diese in die Bücher mit Blindenschrift einzufügen, so daß ihr Sohn beim Lesen seiner Bücher auch die Freude des „Erfühlens" der Bilder hatte.

Es begann, als Michael fünf Jahre alt war, und seine Eltern ihn in den Kindergarten schickten. Michael nahm an allen Spielen und am Singen teil und führte mit seinen sehenden Spielkameraden ein fast normales Leben. Als die Kinder aber mit kleinen Leseübungen anfingen, machte sich seine Behinderung bemerkbar. Die anderen Kinder lernten Wörter, indem sie diese mit den entsprechenden Bildern in Beziehung brachten. Michaels Bücher hatten aber nur die Zeichen der Blindenschrift, die seine Mutter eingefügt hatte. Eines Tages wurde dieser Mangel besonders spürbar. Mrs. Esserman hatte von der Lehrerin ein Buch mit dem Titel „Das kleine Eichhörnchen" erhalten, das sie mit Braillezeichen versehen sollte. Doch der Text besagte gar nichts, die Hauptsache waren die Illustrationen.

Da kam Mrs. Esserman der Gedanke, den Bildern in dem Buch Relief zu geben und Michael erschien bald wieder im Kindergarten mit seinem Buch, das nun geschmückt war mit Eichhörnchen aus weichem Fell, mit buschigen Schwänzen und kleinen Pfoten. Nun konnte er die Wort-Bild-Beziehung lernen, genau wie seine Kameraden.

Ein Buch folgte dem andern. Auf den harten Pappseiten der Bücher in Blindenschrift, neben den Punkten, aus denen ihr Kind lesen konnte, brachte Mrs. Esserman immer wieder Tiere an.

Bald forderte man sie auf, auch anderen blinden Kindern auf diese Weise zu helfen. Blindenlehrer begrüßten diese plastischen Bilderbücher sehr und auch Psychotherapeuten sind daran interessiert, da in diesen Darstellungen zur Ausbildung des Tastsinns Heilwirkungen für Kinder mit Gefühlshemmungen und Hirnverletzungen zu liegen scheinen. So wurde der Keller im Hause Esserman zur Werkstatt.

Spielzeugläden, Putzgeschäfte und Kleiderfabriken stellten Material zur Verfügung, und Mr. Esserman, der selbst Sportkleidung herstellt, kaufte Materialabfälle von einer Fabrik, die Plastikstoffe verarbeitet. Mrs. Esserman verfügte bald über einen großen Materialvorrat. In alphabetisch geordneten Kasten hat sie Perlen, Glöckchen, Knöpfe, Steine, Pelzreste, Lederstücke, Miniaturspielzeuge und künstliche Blumen. Inzwischen hat sie schon eine große Anzahl Bücher angefertigt und dazu noch Wandbilder, Puzzle-Spiele, „Schaubilder" und anderes mehr, alles mit dem Ziele, das Tastgefühl anzusprechen und auszubilden.

Erinnerung an die „Harmonie“

(Alle Bilder von Foto J. Cerny)

Blick auf das Erholungsheim

Gedenkbrunnen in Tausendblum

Die Promenade

Einen tüchtigen blinden

KLAVIERSTIMMER

erhalten Sie durch uns.

Bitte rufen Sie uns an
(Tel. 54-31-92)

MARIA BRUNNER:

Eine kleine Geschichte

Ja, Weihnachten kommt — das herzensnaheste aller Feste, das alles unter einem Lichterbaum vereinigt, was irgendwie zusammengehört, sei es durch Familienbande oder die noch innigeren des Herzens. Nicht nur durch den Widerschein des Lichtes der vielen kleinen Kerzen sollen alle Augen leuchten, aus der inneren Freudigkeit des Herzens sollen sie aufglühen, dieses eine Mal im Jahre wenigstens. Das ist der Sinn dieses Festes, das ist richtig Weihnachten!

In dem Strom der Menschen, die sich an den reichhaltigen Auslagen vorbeidrängten, schritt ohne Hast eine Dame allein. Ihr Auge streifte kaum die Herrlichkeiten und der Blick, mit dem sie über die sich hin und her schiebenden Menschen hinwegsah, stellte sie ganz außerhalb dieser.

„Jetzt weiß ich, warum Weihnachten mich so quält! Weil ich niemanden habe, der zu mir gehört, dem etwas zu schenken mir Bedürfnis ist!“ dachte sie mit tiefer Bitterkeit. „Warum dränge ich mich überhaupt durch all die Menschen hier, die mir genau so ferne bleiben wie ihre Empfindungen“, frug sie sich, unwillig über sich selbst bog sie in eine Seitengasse der Mariahilfer Straße ab.

In dem breiten Lichtschein einer Delikatessenhandlung verharrte sie, unschlüssig, welchen Weg sie gehen sollte. Verloren sah sie auf die appetitlich ausgebreiteten Leckerbissen und dachte flüchtig, sich zum Abendessen etwas kaufen zu müssen. Aber selbst das war ihr gleichgültig und deshalb setzte sich diese Mahnung in ihr, es tun zu müssen, nicht sofort in die Tat um.

Da sagte eine Kinderstimme neben ihr: „Das bekommt der Peterle und das die Mutti und das die Eva — aber erst bis das Christkindl kommt.“ Und dann lachte die Kleine in sich hinein, glücklich zufrieden, von dem Eintreffen ihrer Voraussetzungen überzeugt.

Die Dame sah auf das Kind herunter, dessen Anwesenheit sie gar nicht bemerkt hatte. Es stand, den Zeigefinger an das Glas gepreßt und das Gesichtchen emporgerichtet, ganz allein vor der Auslage. Unwillkürlich suchte die Dame das Ziel des Kinderblickes und ein kleines Lächeln trat in ihr stilles Gesicht, denn ein halber Preßschinken lag verlockend dort oben.

„Dieses große Stück Schinken wird dir das Christkindl bringen“, sagte sie mit warmer, weicher Stimme und sah wieder auf das Kind. Doch dieses schüttelte, ohne den Blick zu wenden, den Kopf. „Nein, keinen Schinken — dort, die Knackwürste! Schinken ist zu teuer, sagt Mutti.“

Die Dame schwieg betroffen und ihr Blick umfaßte aufmerksamer das Kind. Ein karges Mäntelchen hüllte die kleine, schmächtige Gestalt ein und wirres Blondhaar umkrauste das unbedeckte Köpfchen. Es kann kaum fünf Jahre sein, dachte sie.

Doch noch bevor sie eine Frage stellen konnte, plauderte das Kind vertrauend weiter. „Mutti sagt, wir sind arm, weil wir keinen Vati haben. Auch das Christkind ist heuer arm, weil es so viele Kinder gibt, die keinen Vati haben. Weil das Christkindl hat nur so viel Geld, daß es jedem Kind etwas zum Essen bringen kann — weil jedes Kind immer Hunger hat — und — und — und weil alle Kinder essen gern Knackwürste — und das Christkindl bringt also allen armen Kindern, die keinen Vati haben, eine Knackwurst. Der Peterle kriegt eine Knackwurst, die Evi kriegt eine Knackwurst — aber die Mutti kriegt auch eine Knackwurst?“

Das war eine Frage und auch eine Bitte, und das Kind sah zu der Dame auf. Seine großen blauen Augen weiteten sich und blitzschnell waren gleich vier Finger seines kleinen Händchens in dem Mund. „Bist du das Christkindl?“ frug es atemlos. „Nein, mein Kind, ich bin nicht das Christkindl. Das Christkindl ist noch oben im Himmel, es hat noch gar keine Zeit auf die Straße zu kommen, weil es viele Packerln machen muß für alle kleinen Kinder.“

„Mit Knackwürste?“ — „Ja, mit Knackwürste! Wie heißt du denn noch, kleine Evi?“ — „Eva Hartmann und Peterle heißt Peter Hartmann und Mutti heißt Anna Hartmann“, antwortete die Kleine wichtig. „Ist Peterle auch schon so groß wie du?“ — „O nein — so groß!“

Das Kind hielt die Hand an den Magen und setzte dann wie erklärend hinzu: „Er trägt ja noch Kleiderln!“

Wieder ging ein Lächeln über das Gesicht der Dame und die Wärme des Blickes, der an dem Kinde hing, vertiefte sich. Und plötzlich kam ihr zum Bewußtsein, daß das Kind allein hier stand so spät am Abend und sie erschrak. „Wohnst du hier im Hause, Evi?“ — „Nein — dort — ganz unten!“

Das Kind deutete in die Richtung der dunklen Nebengassen. „Aber Evi, wie kommst du denn daher? Deine Mutti ist auch da“, verbesserte die Dame rasch den Vorwurf, der in ihrem besorgten Ausruf lag. „Mutti ist da hineingegangen, mit Wäsche für eine Dame“, antwortete die kleine Evi und zeigte auf das Haustor. „Evi geht immer mit Mutti bis zu den Damen, aber Peterle muß noch zu Hause bleiben. Mutti kann ihn nicht tragen, weil die Wäsche ist schwer — aber der Peterle auch.“ — „Hast du Peterle lieb?“ — „O ja!“ rief die Kleine freudig. Ihre kleinen Arme hoben und preßten sich fest an den Körper, als hielten sie Peterle und dabei sagte sie: „So lieb — so lieb!“

Die Dame strich dem Kinde impulsiv über das Köpfchen und ihre Augen wurden seltsam glänzend. Und dann sagte sie weich und gut. „Heute nacht ist das Christkindl zu mir gekommen und hat gesagt, ich glaube, die Evi —“ — „*Ich*“, unterbrach sie das Kind aufgeregt, „*ich?*“ — „Ja, du Evi! Du und das Peterle, hat das Christkindl gesagt, sind brave Kinder und deshalb will ich ihnen noch vor Weihnachten die Freude machen und jedem eine Knackwurst geben. Ich kann aber nicht vor Weihnachten vom Himmel herunterkommen, hat das Christkindl gesagt zu mir, und deshalb gebe ich dir das Geld. Und nun wollen wir da hineingehen, Evi, und mit dem Geld, das mir das Christkindl gegeben hat, werden wir für die Evi und das Peterle Knackwürste kaufen.“

Nie in meinem Leben werde ich den Ausdruck dieser Seligkeit vergessen, dachte die Dame erschüttert über das freudestrahlende Gesichtchen des Kindes und fest faßte sie seine Hand und ging mit ihm in das Geschäft hinein. „Aber für Mutti auch eine Knackwurst“, sagte das Kind währenddem und seine Augen baten ebenso inständig. „Ja, für Mutti auch!“

Im gleichen Augenblick, als die Dame mit dem tiefbeglückten Kinde aus dem Geschäfte trat, kam Frau Hartmann aus dem Hause gehastet.

„Mein Gott, Evi!“ rief sie bestürzt, als sie ihr Kind an der Hand einer fremden Dame sah. „Es ist ihr doch nichts geschehen? Ich habe nicht gewußt, daß es so lange dauern wird, sonst hätte ich das Kind nicht herunten gelassen“, sprudelte sie gehetzt hervor und auch irgendwie sich entschuldigend. „Schau, Mutti, das hat mir das Christkindl geschickt“, rief Evi und hielt triumphierend das Packerl hin. „Aber, Evi“, sagte die Mutter.

Doch die Dame unterbrach sie, erklärte mit ein paar freundlichen Worten, wie Evi zu dem Packerl kam und schloß, während eine leise Röte in ihr Antlitz stieg, bittend: „Denn, nicht wahr, wenn mich das Christkindl heute nacht fragen wird, ob ich auch wirklich das getan habe, was es mir aufgetragen hat, muß ich doch ja sagen können?“

Über die abgehärmten Wangen der Frau liefen heiße Tränen. „Tausendmal danke schön, gnädige Frau“, würgte sie hervor. „Aber —“ Die Dame machte, mit einem Blick auf das Kind, eine Gebärde des Schweigens und sagte rasch: „Ich glaube, das Christkindl wird mir heute nacht noch etwas auftragen und du, Evi, mußt deiner Mutti sagen, sie soll doch morgen oder übermorgen zu mir kommen. Wirst du das nicht vergessen?“

Sie hatte währenddem ihrer Handtasche eine Karte entnommen und sie Frau Hartmann in die Hand gedrückt. „Evi wird nicht vergessen“, versicherte ernsthaft das Kind, „weil das Christkindl will mir ja was sagen — und du kommst wieder und erzählst es mir?“ — „Ja, ich werde dir wieder erzählen, was mir das Christkindl gesagt hat“, versprach die Dame. „Und nun lebe wohl, mein liebes Kind!“

Sie strich liebkosend über das Gesichtchen, das erwartungsvoll strahlend zu ihr emporsah, dann reichte sie Frau Hartmann die Hand. „Ich rechne bestimmt damit, daß Sie kommen“, sagte sie bittend. „Wenn ich darf“, stammelte diese.

Die Dame nickte ihr aufmunternd zu und schritt dann eilends davon. „Mutti, ist das Christkindl so eine Dame“, frug Evi.

„Ja, Evi, so eine Dame kann das Christkindl auch sein“, sagte die Mutter tief aufatmend und zog ihr Kind eng an sich.

Lenzesa Die hervorragende Textilfaser

Die ideale Klarsichtpackung Austrophan ZELLGLAS

Zwei Erzeugnisse der

ZELLWOLLE LENZING AKTIENGESELLSCHAFT

„ELIN"

ELEKTRISCHE MASCHINEN
GERÄTE UND ANLAGEN

für Energiewirtschaft - Bergbau - Industrie - Verkehr
Gewerbe und Landwirtschaft

In gleicher Qualität auch

Elin

HAUSHALTGERÄTE

wie Kompressor-Kühlschränke - Elektroherde
Wasch- und Bügelmaschinen
Staubsauger - Bodenbürsten - Mixer - Kleingeräte

LIKÖRE

Lasali

SÜSSWAREN

das köstliche
österreichische Erfrischungsgetränk
in der großen Trachtenpärchenflasche

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94